# Walter Benjamin
# Gesammelte Schriften

## VI

Herausgegeben von
Rolf Tiedemann und Hermann Schweppenhäuser

Suhrkamp

Die Editionsarbeiten wurden durch
die Stiftung Volkswagenwerk, die Fritz Thyssen Stiftung
und die Hamburger Stiftung zur Förderung
von Wissenschaft und Kultur ermöglicht.

Die vorliegende Ausgabe ist text- und seitenidentisch
mit Band VI der gebundenen Ausgabe
der *Gesammelten Schriften* Walter Benjamins.

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie
http://dnb.ddb.de

suhrkamp taschenbuch wissenschaft 936
Erste Auflage 1991

Druck: Nomos Verlagsgesellschaft, Baden-Baden
Printed in Germany
Umschlag nach Entwürfen von
Willy Fleckhaus und Rolf Staudt
ISBN 3-518-28536-X

3 4 5 6 7 8 – 09 08 07 06 05 04

# Inhaltsübersicht

Sechster Band



*Anhang*

# Fragmente vermischten Inhalts

# Zur Sprachphilosophie und Erkenntniskritik

## Das Urteil der Bezeichnung

Als Beispiel eines Urteils der Bezeichnung diene das Urteil

a bezeichnet die Seite BC eines Dreiecks.

Über das Subjekt a dieses Urteils ist Folgendes zu bemerken: Es bedeutet einen lautlich und schriftlich fixierbaren Komplex, nicht aber den ersten Buchstaben des Alphabets, mit dem es vielmehr lediglich übereinstimmt. Auf Grund dieser seiner Bedeutung kann dies Subjekt unter der Voraussetzung seiner Identität nicht Subjekt in irgend einem andern Urteil sein, das mit dem ersten in irgend einem logischen Zusammenhang steht. Denn in einem etwaigen Urteil a gleich 52 ist das Subjekt ein anderes als in dem vorgenannten Urteil. Dies erhellt daraus, daß in dem ersten Urteil a ein lautlich und schriftlich fixiertes Zeichen, im zweiten aber die Seite BC eines Dreiecks bedeutet. – Dergestalt ist also die logische Struktur des Subjekts im Urteil der Bezeichnung prinzipiell verschieden von der Subjektsstruktur in den übrigen Urteilen. In diesen letzten nämlich kann nur ein Subjekt, welches identisch auch Subjekt anderer Urteile die in einem möglichen logischen Zusammenhang mit diesem stehen, prinzipiell sein kann, vorkommen. – Eine Prädikation, in welche das Subjekt gestellt wird und die die Copula »bezeichnet« ausdrückt⟨,⟩ ist in den Urteilen der Bezeichnung anders als in den übrigen. Die Kategorie der Bezeichnung ist völlig von allen andern auf die eine Prädikation sich gründen kann, also etwa von der der Substanz, Causalität u.s.f. verschieden und zwar in dem Sinne, daß Bezeichnungsurteile daher niemals logische Beziehungen untereinander oder mit andern Urteilen eingehen können. Dies übersieht Russell in seinem Paradoxon, dessen Auflösung sich folgendermaßen gestaltet:

Russell *bezeichnet* ein Wort, dem man seine Bedeutung als Prädikat beilegen kann (in welchem Sinne dies gemeint sein könne, bleibt dahingestellt) als prädikabel. Er bezeichnet ein Wort bei dem dies nicht der Fall ist als imprädikabel. Im Urteil ausgedrückt müßte diese Bezeichnung lauten:

Prädikabel bezeichnet das Prädikat eines Urteils welches aus-

sagt, daß einem Wort seine eigne Bedeutung als Prädikat beigelegt werden könne.

Imprädikabel bezeichnet das Prädikat ..... nicht beigelegt werden könne.

Die Subjekte in diesen beiden Urteilen sind Zeichen, d.h. sie bedeuten nichts als lautlich und schriftlich fixierte Komplexe. Als Zeichen können diese Komplexe nur in den genannten Urteilen als Subjekte auftreten; ein anderes Prädikat als das dort genannte Prädikat der Bezeichnung kann ihnen nicht beigelegt werden. Bildet man etwa das Urteil: Imprädikabel ist prädikabel oder imprädikabel, welches dem Russellschen Paradoxon zugrunde liegt, so bedeutet in ihm das Subjekt: das Urteil 〈»〉einem Wort kann seine eigne Bedeutung nicht beigelegt werden〈«〉 und da dieses Subjekt ein Urteil und kein Wort ist, so erweist sich das Urteil welches dem Russellschen Paradoxon zugrunde liegt als falsch, bzw. sinnnlos da es dem Subjekt einen Begriff disparater Ordnung prädiziert.

Die besondere logische Struktur des Urteils der Bezeichnung muß sich auch mit Beziehung auf das Prädikat exponieren lassen. D.h. die logische Struktur des Terminus »bezeichnet« muß auch unmittelbar und nicht wie oben mit Rücksicht auf das Subjekt formulierbar sein.

Von den Urteilen der Bezeichnung sind die der Bedeutung durchaus zu unterscheiden. In ihrer Sphäre gehen die logischen Untersuchungen überhaupt vor. Die essentielle Logizität eines Urteils kommt nicht in der Formulierung »Es ist wahr, daß ...« zum Vorschein, sondern in der Umformung ins Bedeutungsurteil 〈»〉S ist P *bedeutet*, daß S P ist〈«〉. –

Die uneigentliche Bedeutung, die Bezeichnung ist, ist von der eigentlichen zu unterscheiden. S ist P bezeichnet nicht, sondern bedeutet, daß S P ist. »Imprädikabel« bezeichnet das Prädikat eines bestimmten Urteils, »unnahbar« aber bedeutet etwas. Woher diese Verschiedenheit der Worte. In der Bedeutung liegt Repräsentation vor, in der 〈Bezeichnung〉 nicht.

Die Logik fragt in ihren Problemen nicht nach dem Recht, sondern nach der *Bedeutung* dieses Rechts. Was bedeutet es, daß ich so schließen darf (oder warum darf ich so schließen?, nicht: darf ich so schließen?) Was *bedeutet* Identität. Die Logik also analysiert auf Urteile der Bedeutung hin.

Die Sprache beruht mit auf Bedeutung, sie wäre nichts wenn sie

⟨nicht⟩ auch Bedeutung hätte. Hier ist in diesem doppelten Vorkommen von Bedeutung in der Logik auf die sprachliche Natur der Erkenntnis, welche in der Sprachphilosophie geklärt wird, keimhaft und andeutend hingewiesen. ⟨fr 1⟩

## Lösungsversuch des Russellschen Paradoxons

Einem Zeichen kann nichts prädiziert werden. Das Urteil, in dem eine Bedeutung einem Zeichen zugeordnet wird, ist kein prädizierendes. Russell verwechselt Bedeutungs- und Prädikatsurteil. ⟨fr 2⟩

Der Grund der intentionalen Unmittelbarkeit, die jedem Bedeutenden, also zunächst dem Worte, eignet, ist der Name in ihm. Das Verhältnis von Wort, Name und Gegenstand der Intention ist folgendes:
1) weder das Wort noch der Name ist identisch mit dem Gegenst⟨and⟩ der Intention
2) der Name ist etwas (ein Element) am Gegenstand der Intention selbst, was sich aus ihm herauslöst; daher ist der Name nicht zufällig
3) das Wort ist nicht der Name, jedoch kommt im Wort der Name, gebunden an andere Elemente oder an ein andres Element (welche? welches? Zeichen?) vor.
Das Verhältnis des Zeichens zu den genannten drei Begriffen:
4) das Zeichen bezeichnet nicht den Gegenstand der Intention und nichts am Gegenstand der Intention ⟨–⟩ folglich
5) das Zeichen bezeichnet nicht den Namen als welcher etwas am Gegenstand der Intention ist (Vielleicht gibt es Zeichen von Namen, dies wären jedoch Zeichen im uneigentlichen Sinn, Symbole)
6) das Zeichen bezeichnet das Wort, d.h. das unmittelbar jedoch nicht notwendig (wie der Name) auf den Gegenstand der Intention Hindeutende.
Diese Verhältnisse des Zeichens zu den genannten Begriffen bleiben davon unberührt, ob im Wort der Name an ein Zeichen oder an ein andres Element gebunden ist.
Eigentümliche Natur des Namens, kraft welcher dieser im *Wort* gebunden vorkommen kann.
Symbole sind nicht echte Zeichen, sind nicht einmal als Zeichen von

Namen sinnvoll zu bezeichnen, sondern sind Annexe zu Namen, Namen zweiter Ordnung, d.h. solche die nicht in der Lautsprache bestehen, in welcher die Namen erster Ordnung beruhen. (Schwächste Abartung der Symbole, der Namen zweiter Ordnung: Wappen)

unmittelbar und rein
Intentio prima
Der reine Name
(bezieht sich auf die substantia oder das Wesen. Ist jedoch nicht bedeutend, sondern etwas an der Sache selbst, was sich auf ihr Wesen bezieht)

unmittelbar und unrein
Intentio secunda
Das bedeutende Wort
(enthält den Namen gebunden, bezieht sich undeutlich auf das Wesen)

mittelbar
Intentio tertia
Das bloße Zeichen
(bezieht sich auf das Bedeutende)

Anm. Begriffe sind keine Intentionen, sondern Gegenstände von Intentionen, sofern sie mit einem gewissen erkenntnistheoretischen Stellungsindex versehen sind. Dieser letzte kann ausnahmslos in jedem Falle sowohl vorhanden sein wie auch fehlen. Wir denken (neben andern Gegenständen) bisweilen Begriffe, jedoch niemals denken wir *in* Begriffen, sondern in Intentionen.

Im Urteil: Dieser Satz gehört der Mathematik an bezeichnet das Subjekt »dieser Satz« keinen allgemeinen Begriff (wie etwa »Satz« es tut), sondern etwas Singuläres. Entweder ist also »dieser Satz« (als das *Urteils*subjekt) kein Begriff, oder aber es gibt nicht nur Allgemeines, sondern auch Singuläres kennzeichnende Begriffe. Im ersten Fall müßte man zur Annahme von Bedeutetem schreiten, ⟨dem⟩ keine Begriffe zuzuordnen wären; nämlich de⟨m⟩ als singulären bedeute⟨te⟩n Gegen⟨stand⟩. Riehl erkennt Singuläres kennzeichnende Begriffe an⟨.⟩

Auffallend daß alle Logiker mit der Auffassung der Worte als Zeichen sogleich bei der Hand, während die Sprachtheoretiker dies garnicht zugeben.
Bedeutung und Begriff einerseits, Wort und sprachliches Zeichen andrerseits werden bei Riehl (Beiträge zur Logik ⟨I 1., p⟩ 3) synonym gebraucht.
Zwei Begriffe sind – wie Riehl richtig ausführt – niemals identisch. So ist z. B. der Begriff des gleichseitigen Dreiecks mit dem Begriff des gleichwinkligen Dreiecks nicht identisch. Das Urteil Das gleichseitige Dreieck ist gleichwinklig läßt sich also nicht in der Form aussprechen: Der Begriff des gleichseitigen Dreiecks ist der Begriff des gleichwinkligen. Das gleichseitige Dreieck als Begriff hat überhaupt nichts mit dem gleichwinkligen als Begriff zu tun.

| | | | |
|---|---|---|---|
| I | Der Gegenstand | : | Dreieck |
| II | Der Begriff | : | Dreieck |
| III | Das Wesen (reiner Name) | : | Dreieck |
| IV | Das Wort | : | Dreieck |
| V | Das Zeichen | : | △ |

Das Urteil bezieht sich auf den Gegenstand durch den Begriff. Am Begriff wird zum Zwecke der Erkennbarkeit des Gegenstandes die Identifikation vorgenommen.

Ich meine: »diesen Tisch«

| | |
|---|---|
| Dieser Tisch ist das Gemeinte | M ist S |
| Dieser Tisch ist aus Holz | M ist P |
| | S ist nicht P |

Das Gemeinte bedeutet:
1) Der Gegenstand auf den sich das Meinen bezieht
2) Der Gegenstand, den das Meinen in eben dieser Beziehung hervorbringt ≠ (man. könnte ihn etwa die Meinheit nennen)

Die Beziehung des Begriffs zum Gegenstand ist keine intentionale, sondern ein Abstammungsverhältnis; der Begriff stammt vom Ge-

genstand ab; ist mit ihm verwandt. Er ist ein verwandter Gegenstand. Die Begriffe sind diejenigen Gegenstände, welche die Aussagen über Urgegenstände vorbereiten. Diese Aussagen selbst erfolgen in Urteilen, nicht in Begriffen. Die Begriffe sind im Urteil aufgehoben. (Urteile sind auch nicht Intentionen, sondern Gegenstände, Sätze an sich.)
Beziehungen zwischen Begriffen sind niemals Gegenstand von Urteilen, sondern nur von Definitionen. ⟨fr 3⟩

| | | | |
|---|---|---|---|
| I | DER GEGENSTAND | : | Dreieck |
| II | Der Begriff | : | Dreieck |
| III | Das Wesen | : | Dreieck |
| IV | Das Wort | : | Dreieck |
| V | Der Name | : | Dreieck |
| VI | Das Zeichen | : | △ |

Zu VI Das Zeichen bezieht sich niemals auf den Gegenstand, weil ihm keine Intention einwohnt, der Gegenstand aber nur der Intention erreichbar ist. Das Zeichen bezieht sich niemals notwendig auf das Bezeichnete; es bezieht sich also nicht auf den Gegenstand, weil dieser nur der notwendigen, innerlichen intentio sich erschließt. Das Zeichen bezieht sich auf das den Gegenstand Bedeutende; es bezeichnet das den Gegenstand Bedeutende, also etwa das Wort »Dreieck« oder auch die mathematische Zeichnung des Dreiecks (die mathematischen Gegenstände werden nämlich nicht durch Worte allein bedeutet).
Zu V Den Namen »Dreieck« gibt es ebensowenig, wie es überhaupt Namen für die allermeisten Gegenstände in der Sprache gibt. Diese kennt nur Wörter für sie, in welchen die Namen verborgen liegen. Kraft des Namens haben die Wörter ihre Intention auf den Gegenstand; sie haben durch den Namen an ihm teil⟨.⟩ Der Name ist in ihnen nicht rein, sondern an ein Zeichen gebunden (s. unter IV). Der Name ist das Analogon der Erkenntnis des Gegenstandes im Gegenstande selbst. Der Gegenstand zerlegt sich in Name und Wesen. Der Name ist überwesentlich, er bezeichnet das Verhältnis des Gegenstandes zu seinem Wesen. (?)
Zu IV Mitteilung, Symbol, Zeichen und Name im Wort. Aus diesen vier Elementen ist das Wort zu konstruieren.

Wort ist ein Sprachelement von unvergleichlicher Einfachheit und von höchster Bedeutung. Die Theorie des Begriffs hat zur Grundlage zu machen, daß das *Wort* dessen Basis in irgend einem Sinne ist. Von hier aus wachsen dem Begriff außerordentliche Kräfte, höchst bedeutende Beziehungen seiner logischen Funktion zur Metaphysik zu. Das Urteil kann jene elementare Bedeutung im metaphysischen Zusammenhang, die der Begriff durch die Basis des Wortes hat, in dieser Weise (wenngleich vielleicht auf einem ganz andern Plan) nicht erlangen, weil der Satz, der seine Basis ist, nicht in so unvergleichlicher Eindeutigkeit geprägt liegt.
Im Wort liegt »Wahrheit«⟨,⟩ im Begriff intentio oder allenfalls Erkenntnis, Wahrheit keinesfalls. ⟨fr 4⟩

### Das Skelett des Wortes

Es ist eine Intention auf »Tisch« ⊓ möglich, aber auch eine Intention auf das Wort ohne Vorstellung: » – Tisch –« (Übrigens Schulfall einer intentionalen Umstellung)⟨.⟩
Skelett des Wortes. Ausdruckslos im Maximum ist die postulierte aber ungefundene Bedeutung im nur virtuellen Wortbild. Ausdrücklich im Maximum ist der empirisch sich vordrängende, grinsende Bedeutungsschein, der auf dem Lautbild beruht.
Schwächung der symbolischen und mitteilenden Kraft im Wortskelett. (Das Wort grinst) ⟨fr 5⟩

Es ist seltsam, daß bei mehrfachem Hinsehen auf ein Wort unter Umständen sich die Intention auf seine Bedeutung verliert, um einer andern, der Intention auf das, was man das Wortskelett mit Grund nennen kann, Platz zu machen. [Zeichenmäßig kann man das Skelett eines beliebigen Wortes z. B. des Wortes »Turm« folgendermaßen bezeichnen: » – Turm –«.]
Die sprachlichen Gebilde, so auch das Wort, teilen eine Mitteilbarkeit mit und symbolisieren eine Nicht-Mitteilbarkeit. Ein Wort teilt also nicht die Sache mit, die es scheinbar bezeichnet; sondern dasjenige, was es in Wahrheit bedeutet. So bezeichnet das Wort »Turm« nicht etwa »einen« Turm, und ebensowenig »den« Turm, sondern es bedeutet etwas und zwar ohne es zu bezeichnen. Das Wort »Turm« bedeutet etwas, das heißt nichts anderes als es teilt

etwas mit. Wenn ich etwas bezeichne, so teile ich es nicht mit, abstrahiere vielmehr überhaupt von seiner Mitteilbarkeit, um es einem andern Zusammenhang einzureihen. Wenn ich die drei Ecken des Dreiecks mit ABC bezeichne, so bedeuten diese Buchstaben nicht die Dreiecksecken, d. h. sie teilen sie nicht mit. Das genaue Verhältnis von Bedeutung und Bezeichnung bleibt zu untersuchen. Man wird vermuten dürfen, daß es Inhalte, Gegenstände gibt, denen es wesentlich ist, überhaupt nicht bezeichnet, sondern nur bedeutet werden zu können, z. B. Gott, das Leben, die Sehnsucht. Höchst problematisch ist, ob es auch Gegenstände gibt, für die das Gegenteil zutrifft, die nur bezeichnet, nicht aber bedeutet werden können? Höchst wahrscheinlich gibt es solche nicht, da die Möglichkeit der Bezeichnung eines Gegenstandes auf seiner Bedeutbarkeit beruhen dürfte.

Wenn man nun sagt, das Wort »Turm« bedeutet »Turm« (nicht[1]: bezeichnet »Turm«) so meint man damit zweierlei, weil die Bedeutung nur unter zwei Bedingungen besteht, deren Erfüllung diese ermöglicht. Man meint erstens, daß das Wort »Turm« etwas mitteilt, zweitens daß es etwas symbolisiert, weder das Mitgeteilte, noch das Symbolisierte selbst sind aber »Turm«, »Turm« ist einzig und allein das Bedeutete. Das Wort »Turm« teilt erstens eine Mitteilbarkeit seiner selbst mit. Es teilt als Wort mit, daß es mitteilbar ist, und dieses »es« ist ein geistiges Wesen. Es ist etwas ⟨U⟩rsprüngliches und ein Wort teilt also mit, daß ein bestimmtes, ursprüngliches geistiges Wesen mitteilbar ist. Damit allein aber bedeutet es noch nichts. Es teilt zwar etwas mit, etwas ganz ⟨B⟩estimmtes und Endgültiges, nämlich eine Mitteilbarkeit, dasjenige aber von dem es die Mitteilbarkeit mitteilt, teilt es selbst nicht mit, das bedeutet es. Und um den Gegenstand seiner Bedeutung zu bestimmen, bedarf es also einer andern virtus im Wort als der mitteilenden. ⟨fr 6⟩

WENN sich in einer Region nur eine Existenz präsentiert in einer bloßen Hindeutung, so ist jene Hindeutung nicht ein Symbol, sondern ein Zeichen.

Wenn sich in ihr ein Sinn gesättigt erfüllt in einer bloßen Hindeutung, so ist jene Hindeutung ein Symbol.

1 wie die vulgäre Sprachtheorie meint

Graphik – Sprache
Gibt es in jener Region einen Sinn, welcher sich erfüllt mit der bloßen Hin*deutung auf* denselben?
Ein Symbol bezeichnet einen Sinn innerhalb einer Region, welcher sich bis zur Sättigung erfüllt durch die bloße *Hindeutung* auf denselben.
Die Sprache liegt über jener Sphäre (Wahrheit) in welcher sich der Sinn ihrer Hindeutung erfüllt. (Schöpferisches Verhältnis?)
Wie ist der Symbolische Charakter des Systems hinsichtlich der absoluten Welt der Sprache möglich?
Worin besteht der symbolische Charakter des Systems⟨?⟩
⟨fr 7⟩

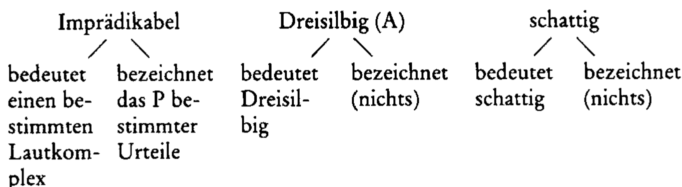
## Über das Rätsel und das Geheimnis

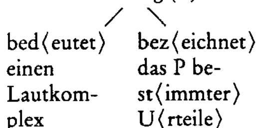
Das Rätsel entsteht da, wo mit Nachdruck eine Intention darauf sich regt, ein Gebild oder einen Vorfall, der nichts Sonderbares oder schlechterdings überhaupt garnichts zu enthalten scheint, der symbolisch-bedeutenden Sphäre anzunähern. Da nun im Kern des Symbols das Geheimnis steht, so wird man versuchen, jenem Gebild oder Vorfall eine »geheimnisvolle« Seite abzugewinnen. Dieser Versuch aber ist – gegenüber »profanen« Gegenständen in einem engern Sinn – verurteilt, sein Ziel nie zu erreichen. Wenn er deren geheimnisvolle Seite in einer Darstellung einzufangen sucht, welche sich auf sie als das Rätsel auf seine Lösung bezieht, so bricht der Schein des Geheimnisses nur solange nicht, als die Lösung aussteht. Er ist m.a.W., da die Lösung objektiv feststeht, nur subjektiv. Objektiv ist allein jene Intention auf das Geheimnis, das Unlösbare im Gebild oder Vorfall, welche zuletzt enttäuscht wird. Dennoch wird sie nicht ganz enttäuscht, sofern es für jenen subjektiven Schein des Geheimnisses von Gebild oder Vorfall allerdings doch zuletzt einen objektiven Grund gibt. Nur liegt der nicht darin, daß Gebild oder Vorfall Geheimnis wären, sondern darin, daß sie⟨,⟩ wie alles Seiende, am Geheimnis Anteil haben, ein Anteil⟨,⟩ der niemals beim ⟨P⟩rofanen zu selbständiger Existenz zu bringen ist, sondern immer in Gebundenheit steht: im Rätsel an die Lösung – im Wort an die Bedeutung. Denn eben als Wort steht alles Seiende aus der symbolischen Kraft des Wortes im Stande des Geheimnisses, und das »Rätselwort« ist in einem für das Wesen des Rätsels konsti-

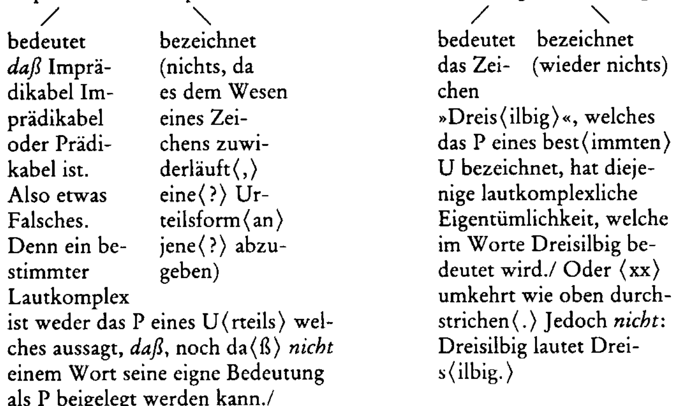
tutiven Doppelsinn nicht nur dessen Lösung, als Vereitelung⟨,⟩ sondern Intention, ⟨nämlich⟩ zugleich auch deren Bedingung, deren Grundlage und die »Erlösung« der versteckten Intention aufs Unlösbare in ihm. Weil nämlich im Wort, welches als solches schon »Rätselwort« ist, ein symbolischer⟨,⟩ jenseits des in ihm mitgeteilten gründender Kern, das Symbol einer Nicht-Mitteilbarkeit ruht.
Lösen ließen sich daher viele Rätsel durch das bloße Bild, erlösen aber nur durch das Wort. – Vielleicht sind für diesen Sachverhalt bezeichnender als Rätsel, welche, wie Buchstabenrätsel, Homonymen, Silbenrätsel u. dgl. schon vom Worte im Bau der Aufgabe ausgehen und die zum Teil wohl relativ jung sein mögen, solche⟨,⟩ welche, wie Rätsel primitiver Völker stets oder oft, von Sachverhalten ausgehen, welche als solche noch nicht im Wort zu stehen brauchen. Nach denen die Frage *gelöst* aber nur werden kann im Worte, das in seiner ganzen Unmittelbarkeit hereinbrechend umso kräftiger der versteckten Intention des Rätsels zur Erlösung verhilft.
Geheimnis vermag ⟨e⟩ben sich letzten Endes nur in Akten durch das Lebendige, das sie vollzieht, zu denken, nicht aber in Dingen. Woraus folgt, daß sich das Symbol, welches ein Geheimnis ist, nur in einem Akt aus dem Lebendigen, das vollzieht beruhend denken läßt. Diese⟨s⟩ Lebendige ist immer Gott⟨.⟩
Die Namengebung des Adam an die Tiere in der Genesis richtet sich gegen die mythische Auffassung des Namens als eines Rätsels, das zu raten aufgegeben wird, wie z. B. in der »Regentrude« von ⟨Theodor⟩ Storm und sonst in Märchen es vorkommt. Der jüdische Name (der hebräische) ist ein Geheimnis.
S. Wolfgang Schultz: Rätsel ⟨aus dem hellenischen Kulturkreise. Gesammelt und bearbeitet, 2 Tle., Berlin 1909-1912⟩ ⟨fr 8⟩

*

## Das Wort




Man kann auch den Beweis umkehren und das »Imprädikabel« und »Prädikabel« des Prädikats ihren Bedeutungen nach d.i. als bloße Lautkomplexe auffassen, immer aber muß man entweder S oder P so verstehen, sonst müßte das U die Form haben⟨:⟩ Imprädikabel lautet Imprädikabel oder Prädikabel⟨,⟩ und dies Urteil ist ebenfalls falsch.

Das Urteil

Dreisilbig ist dreisilbig (oder nicht-dreisilbig) ist im Gegensatz zu »Imprädikabel ist Prädikabel od⟨er⟩ Imprädikabel« sinnvoll weil das Zeichen dreisilbig ein Attribut aus der Sphäre der Zeichen bedeutet, das Zeichen Imprädikabel dagegen ein Attribut aus der Sphäre der Urteile.

Imprädika⟨be⟩l bezeichnet das und das
Imprädikabel ist fünfeckig⟨?⟩
Identisches Subjekt⟨,⟩ jedoch keine logische Beziehung dazwischen. Identität des Subjekts nur in der Sphäre der Zeichen, in welcher keine log. Bez. zu stiften sind. Doch log. Bez⟨.⟩: BC bezeichnet⟨?⟩ BC *folglich* einfacher⟨?⟩

Das Zeichen Dreisilbig ist *nicht* dasselbe wie das Wort »Dreisilbig«⟨.⟩ Dieses hat die Intention auf die Bedeutung, jenes nicht. Der lautschriftliche Komplex ist in der Tat nur ein Zeichen, nicht für Dreisilbig, sondern für das Wort, welches kraft ursprünglicher Intention Dreisilbig bedeutet.

Das Wort ist nun eben nicht Zeichen, sondern das Bezeichnete, und nicht die Bedeutung, sondern das *Bedeutende*, was eben das Zeichen mangels seiner intentionalen Unmittelbarkeit nie sein kann. Nur das *Bedeutende* kann in intentionaler Unmittelbarkeit an das Bedeutete heran. Denn zum Bedeuteten gibt es kraft seines Wesens nur einen *einzigen* Zugang. (Beweis!) Das Bezeichnende kann nicht an das Bedeutete selbst, sondern allein heran an das Bedeutende, gleichviel ob es fixiert sei oder nicht. Voraussetzung jeder Bezeichnung ist also das Correlat des Bedeuteten in der Sphäre des Bedeutenden. Eben jenes Correlat gleichviel ob bekannt oder nicht wird bezeichnet; nicht das Bedeutete selbst⟨,⟩ auf das einzig jenes intentional unmittelbare Correlat auftrifft. – Die Ordnung, Sphäre jener Correlate, die Sphäre des Bedeutenden ist die Sprache (im Sinne des Logos).

Die Logik hat als Grundhypothese: jedes Bedeutete (jeder Gegenstand) ist erkennbar (besteht für die Erkenntnis) nur durch sein Correlat mit der Sphäre des Bedeutenden. Logik ist Bedeutungs-

analyse. In der Sphäre des Bedeutenden werden alle logischen Grundkategorien vollendet.

B a C

BC bezeich⟨n⟩en a. Hier ist das Bedeutende, welches bezeichnet wird ——a——, durch jene Seite wird zwar die echte Dreiecksseite bedeutet, jedoch durch die Bezeichnung jener Seite die echte Dreiecksseite nicht bezeichnet.

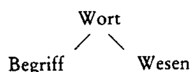
| Zeichen | Bedeutendes | Name |
|---|---|---|
| BC | ist diese Kategorie durch die beiden | Adonai |
| Schneekoppe | andern gebildet, oder ist etwas | Walter Benjamin |
| (Zeichen, | Selbständiges in ihr⟨?⟩ | (Name, in dem |
| in dem ein | Schatten (Bedeutendes, in ihm | ein Zeichen ge- |
| Name | ist stets ein Name gebunden. Ist | bunden ist) |
| gebunden ist) | er aber an ein Zeichen gebunden?) | ⟨fr 9⟩ |

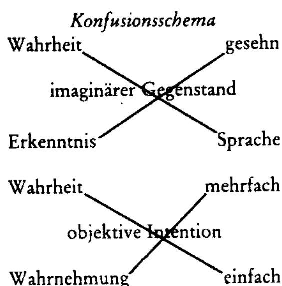
## Schemata zur Habilitationsschrift

1) Begriff
2) Wesen
3) Wort
[4) Name
5) Zeichen]

1) Symbol
2) Bedeutung
3) Zeichen (Siegel)
4) Darstellung

Wie verhält sich zu diesen das Kunstwerk (z. B. Klee)?




*Lehrsätze über Symbolik*

1) Nichts Gegenständliches als solches korrespondiert mit Gott
2) Nichts Gegenständliches und nichts Symbolisches erreicht Gott
3) Gewisse Gegenstände erfüllen sich nur in einer zugeordneten objektiven Intention und *weisen* dann auf Gott. Dies sind Gegenstände der höchsten Ordnung.
4) Der Gegenstand des Symbols ist imaginär. Ein Symbol bedeutet nichts, sondern ist, nach seinem Wesen, die Einheit

der Zeichen und der ihren Gegenstand vollendenden Intention. Diese Einheit ist eine *objektiv* intentionale, ihr Gegenstand imaginär.

5) Man darf nicht fragen, was ein Symbol bedeutet, sondern allein wie, im Bereiche welcher objektiven Intention und welcher Zeichen es entstanden ist.

6) Es gibt eine große Mannichfaltigkeit objektiver Intentionen. (Gedächtnis – Andenken, Treue (im Darstellen) – Abbild ⟨,⟩ Philosophie – Wahrheit, Buße – Reinigung u. s. f.)

Andenken
= Abendmahl

Zu 4)

Äquivokationen im Symbolbegriff

Man nennt Symbol

1) die Totalität (z. B. das Kreuz Christi)

2) den sinnlichen Teil derselben (z. B. das Kreuz)

Nun deckt sich das *eigentlich gegenständliche* Moment von 1) mit 2). Daher muß man sagen, daß das Symbol (als 2) identisch mit sich selbst (1) im Modus des Bedeuteten ist. (Also das Kreuz ist das Kreuz Christi. Oder: Luther: Das Brot *ist* der Leib Christi) Statt ist »bedeutet« zu sagen, wäre noch falscher. Was die Totalität ist: außer der Identität läßt sich nichts von ihr aussagen. Die imaginäre Natur des Gegenstandes zeigt sich im Versiegen des prädikativen Urteils. Daher das griechische συμβαλλειν letzten Endes nicht wichtig, weil es nur auf die eigentliche Gegenständlichkeit im Symbol zutrifft.

*Richtige Terminologie*

1) Symbol: das Kreuz Christi
2) Symbolisierendes: ein Kreuz
3) Symbolisiertes: ein imaginärer Gegenstand

__________ Symbol
__________ Wahrnehmung
__________ Erkenntnis

⟨fr 10⟩

WENN nach der Theorie des Duns Scotus die Hindeutungen auf gewissen modi essendi nach Maßgabe dessen ⟨,⟩ was diese Hindeutungen bedeuten, fundiert sind, so entsteht natürlich die Frage, wie sich von dem Bedeuteten irgend ein Allgemeineres und Formaleres als sein und also des Bedeutenden modus essendi irgendwie abspalten lasse ⟨,⟩ um als Fundament des Bedeutenden zu gelten. Und wie man von der völligen Correlation zwischen Bedeutendem und Bedeutetem hinsichtlich dieser Fundierungsfrage zu abstrahieren vermöge, so daß also der Zirkel vermieden wird: Das Bedeutende zielt hin auf das Bedeutete und beruht zugleich auf ihm. – Diese Aufgabe ist durch die Betrachtung des Sprachbereichs zu lösen. Soweit Sprachliches

sich aus dem Bedeuteten abheben und gewinnen läßt⟨,⟩ ist dies als dessen modus essendi und damit als das Fundament des Bedeutenden zu bezeichnen. Der Sprachbereich erstreckt sich als kritisches Medium zwischen dem Bereich des Bedeutende⟨n⟩ und dem des Bedeutete⟨n⟩. So daß also gesagt werden kann: Das Bedeutende zielt hin auf das Bedeutete und gründet zugleich hinsichtlich seiner Materialbestimmtheit auf diesem, aber nicht uneingeschränkt, sondern nur hinsichtlich des modus essendi, den die Sprache bestimmt.

⟨fr 11⟩

## Sprache und Logik I

Blatt verloren gegangen
zu Hause nachzusuchen
Es enthielt
1) Die Auseinandersetzung mit dem Begriff des Systems und die Lehre vom Erlöschen der Intention in der Wahrheit, erläutert am verschleierten Bilde zu Sais
2) Auseinandersetzung über den Begriff des Wesens als des Kennzeichens der Wahrheit.

## II

⟨...⟩ so sind die Charaktereigenschaften im Menschen fremd disparat zu einander zu stellen, so ertönt die Harmonie der Sphären aus ihren nicht sich berührenden Umläufen. Jedes Wesenhafte ist eine Sonne und verhält sich zu seinesgleichen dieser Sphäre, wie eben Sonnen zu einander sich verhalten. Dies gilt auch im Bereich der Philosophie, in der allein die Wahrheit zur Erscheinung kommt, nämlich mit einem der Musik verwandten Tönen. Eben diesen harmonischen Begriff von Wahrheit gilt es zu gewinnen, damit das falsche Merkmal der Dichtigkeit, welches ihrem Trugbild eignet, aus dem echten Begriff der Begriff ⟨sic⟩ der Wahrheit schwinde. Die Wahrheit ist nicht dicht. Vieles, was man in ihr zu finden erwartet, fällt in ihr aus.
Die Beziehung dieser Dinge auf die Form des Systems bleibt zu untersuchen. S.a. über die »verschleiernde Macht des Wissens« in den Notizen zur »Neuen Melusine«.
Das Verhältnis der Begriffe – und dieses herrscht in der Sphäre der

Erkenntnis – untersteht dem Schema der Subsumption. Die Unterbegriffe sind im Oberbegriff enthalten – d.h. das Erkannte verliert in irgend einem Sinne seinen selbständigen Bestand um dessentwillen, als was es erkannt wird. In der Sphäre der Wesen verhält sich das oberste zu den andern nicht einverleibend. Sondern es durchwaltet sie. Eben damit ist die regionale Trennung zwischen beiden, ihre Disparatheit so unreduzierbar wie die zwischen König und Volk. Das Verhältnis der Legitimität weiterhin, wie es zwischen diesen beiden waltet, besitzt kanonische Geltung für das Verhältnis zwischen der Einheit des Wesens und der Vielheit der Wesen. (Die Einheit des Wesens ist die eines Wesens von der gleichen Art wie die Wesen, von deren Vielheit die Rede ist. Aber doch ist es *nicht* die Einheit *der* Wesen.) Es tritt nämlich am Verhältnis von König und Volk recht deutlich hervor, daß in der Wesenssphäre als Fragen solche der Legitimität, das heißt aber der Echtheit und letzten Endes damit des Ursprungs sind. Dieses Ursprungsverhältnis ist ein gänzliches ⟨sic⟩ anderes als das ⟨p⟩seudo-ursprüngliche Verhältnis zwischen Oberbegriff und Unterbegriff: hier ist die Abstammung nur Schein, insofern die Art und Anzahl der Spezifikationen eines Oberbegriffs in Unterbegriffe beim Zufall liegt. Dagegen gehört jeder Wesenheit von Anfang an eine begrenzte – und zwar bestimmte – Vielheit von Wesenheiten an, die aus der Wesenseinheit nicht etwa im deduktiven Sinne abstammen, sondern in der Empirie dieser Wesenseinheit zugeordnet sind als die Bedingung von deren Darstellung und Entfaltung. Die Wesenseinheit durchwaltet eine Wesensvielheit in der sie erscheint, der gegenüber sie aber immer disparat bleibt. Die vollkommene Durchwaltung dieser Art darf die Integration der Erscheinungen zu Systemen von Wesensvielheiten genannt werden.

Die Vielheit der Sprachen ist eine derartige Wesensvielheit. Die Lehre der Mystiker vom Verfall der wahren Sprache kann also wahrheitsgemäß nicht auf deren Auflösung in eine Vielheit, welche der ursprünglichen und gottgewollten Einheit widerspräche, hinauslaufen, sondern – da die Vielheit der Sprachen sowenig wie die der Völker ein Verfallsprodukt, ja soweit davon entfernt ist es zu sein, daß gerade eben diese Vielheit allein deren Wesenscharakter ausspricht, – sie kann nicht auf deren Auflösung in eine Vielheit gehen, sondern muß vielmehr sprechen von einer zunehmenden Ohnmacht der integralen Herrschgewalt, welche man eben im

Sinne der Mystiker einer offenbarten Wesenseinheit sprachlicher Art der Bedeutung wird zuweisen wollen, daß jene nicht sowohl ⟨als⟩ die ursprüngliche eigentlich gesprochene, als vielmehr ⟨als⟩ die ursprünglich aus den gesprochenen allen sich vernehmbar machende Harmonie von ungleich größerer sprachlicher Gewalt als jede Einzelsprache sie besessen, erschienen wäre.

## Sprache und Logik III

»In einem gewissen Sinne darf man bezweifeln, ob Platons Lehre von den ›Ideen‹ möglich gewesen wäre, wenn nicht der Wortsinn dem nur seine Muttersprache kennenden Philosophen eine Vergöttlichung des Wortbegriffs, eine Vergöttlichung der Worte, nahegelegt hätte: Platons ›Ideen‹ sind im Grunde, wenn man sie einmal von diesem einseitigen Standpunkt beurteilen darf, nichts als vergöttlichte Worte und Wortbegriffe.« ⟨Hermann⟩ Güntert: Von der Sprache der Götter und Geister ⟨...⟩ Halle 1921 p 49
»In alten Zeiten besteht das Ansehen des Priesters und Zauberers, des Medizinmanns oder Schamanen zum guten Teil darauf (sic!), daß er die Formeln und Worte der Geistersprache kennt und versteht, und dieses höhere ›Wissen‹ wurde auch fast überall ängstlich geheim gehalten: sowohl Druiden als Brahmanen und Schamanen wußten genau, worauf ihre Macht beruhte.« aaO p35 – Nichts würde es rechtfertigen einen solchen Zusammenhang des Wissens in der Sprache als ein bloßes Agglomerat von Zauberformeln zu bezeichnen; vielmehr verbürgt ein Wissen die Schlagkraft dieser Formeln, ein theoretisches Wissen, das an die Sprache gebunden ist. Daß ein reiner Typus solchen Wissens jenseits zauberischer Tiefen sich in der Wahrheit als das System darstellt, das hat die Einsicht ins Verhältnis von Sprache und Logik zu erweisen.
Tabu, das auf gewisse Worte gelegt wird, kann zu deren Aussterben führen. ⟨S.⟩ aaO p17
»In alten Zeiten vollends ist der Name und das Wort etwas ähnliches wie eine seelische Substanz, jedenfalls etwas Reelles, Wirkliches, Seiendes, etwas, das Leib und Seele an Bedeutung als gleichwertig galt. Aus der altindischen, besonders der buddhistischen Philosophie ist der Ausdruck nāmarūpa – »Name und Aussehen« zur Bezeichnung des Wesens eines Dinges bekannt,⟨1⟩ in der Mimāṃsā-Lehre begegnet der ähnliche Begriff nāmaguṇa – »Name

und Eigenschaft«.⟨2⟩ S. ⟨1⟩S. Oldenberg, Buddha [5]1906, 46. 262ff. und Weltanschauung der Brāhman.-Texte 1919, 105. ⟨2⟩Śat. Br XI, 2,3,1 heißt es: »Das Weltall reicht so weit als Gestalt und Name. ⟨cit⟩ Güntert aaO p 5

»Die bekannte Zweideutigkeit und Dunkelheit der Orakel beruht allein auf ... Umschreibungen, die das Gemeinte nur andeuten, aber nicht scharf und klar ausdrücken. In diesem Sinne ist das berühmte Wort EI, das dem Ankömmling vom Tempel in Delphi rätselhaft entgegenleuchtete, für die ganze Praxis der Pythia bezeichnend. ›Hölzerne Mauern‹ statt ›Schiffe‹ zu sagen ist also eine Stileigentümlichkeit der sakralen Rede, und es ist überraschend, daß diese Ausbildung besonderer Umschreibungen in religiös gehaltener Rede, dieser *sakralen Metaphern*, bei HOMER eben in den Ausdrücken der Göttersprache beginnt. ὁ ἄναξ, οὗ τὸ μαντεῖόν ἐστι ἐν Δελφοῖς, οὔτε λέγει, οὔτε κρύπτει, ἀλλὰ σημαίνει, sagt HERAKLEITOS.« aaO p 121 – Auch die Sprache der Philosophie ist umschreibend in irgend einem Sinne; sie hält Abstand von der gewöhnlichen. Und auch in diesem Zusammenhang ist es bedeutend, daß auf beispielhafte Erläuterung die philosophische Darlegung sich ihrem Wesen nach nicht einlassen kann. »Sie spricht nicht die Menschensprache.« ⟨fr 12⟩

## Reflexionen zu Humboldt

Humboldt übersieht selbstverständlich überall die magische Seite der Sprache. Er übersieht aber eigentlich auch die massenpsychologische und individualpsychologische (kurz: die anthropologische, besonders im pathologischen Sinn). Ihn beschäftigt an ihr nur das Objektiv-Geistige im Hegelschen Sinne. Man darf wohl sagen, soweit die dichterische Seite der Sprache sich ⟨sic⟩ ohne die Berührung einer Sphäre, die man zur Not magisch nennen darf (Mallarmé erschließt sie am tiefsten)⟨,⟩ nicht völlig zu durchdringen ist, soweit durchdringt er sie in der Tat nicht. (Vgl. zu dieser beschränkten Ansicht ⟨Akademie-Ausgabe, Bd.⟩ IV, 431)

Humboldt erklärt (IV, 20) das Wort für den bedeutendsten Teil der Sprache, für das, was in der lebendigen Welt das Individuum sei. Hat diese Ansicht nicht etwas Willkürliches? Man könnte vielleicht das Wort auch mit dem Zeigefinger an der Hand der Sprache oder mit dem Knochengerüst am Menschen vergleichen?

Wahrscheinlich ist es von einiger Wichtigkeit, zu zeigen, daß Humboldt in seinen Ideen nirgends nackt Dialektisches zum Durchbruch kommen läßt, daß er immer vermittelt.
Es liegt in Stil und Gedankenfortschritt bei Humboldt etwas Störrisches. Vgl. Steinthal über Humboldts Prosa. Sätze wie V, p 2, 16 v. o.
Humboldt spricht von dem »feinen, und nie völlig zu begreifenden Wechselverhältnis des Ausdrucks und des Gedankens.« V, p 7, 6f. v. u. ⟨fr 13⟩

*

## Thesen über das Identitätsproblem

1.) Alles Nicht-Identische ist unendlich, aber damit ist nicht gesagt, daß alles Identische endlich sei.
2.) Die Möglichkeit, daß Unendliches identisch sei, wird im folgenden in suspenso gelassen und noch nicht erörtert.
3.) Das nicht-identisch Unendliche kann auf zweierlei Weise nicht-identisch sein.

a.) es ist potentiell identisch, dann kann es nicht aktuell unidentisch sein. Dies ist das (aktuell) Aidentische. Das Aidentische liegt jenseits von Identität und Unidentität, ist aber in der Verwandlung nur der ersten, nicht der zweiten fähig.

b.) es ist nicht potentiell identisch, ist aktuell unidentisch.

3.) Anmerk⟨un⟩g: Es ist zu untersuchen, welche Arten des mathematischen Unendlichen unter a, welche unter b fallen.
4.) In die Identitätsbeziehung kann nur a) nicht b) und nicht einmal der unter 2) gedachte Fall des Unendlichen eintreten.
5.) Die Identitätsbeziehung wird als für das Objekt eines Urteils gültig vorausgesetzt, hat jedoch für das Urteilssubjekt selbst nicht die selbe Form wie für das nichtendliche allgemeine a des Satzes a ist a. Gibt man der Gültigkeit der Identitätsbeziehung für das Urteilssubjekt dennoch diese Form, so entsteht die Tautologie.
6.) Die Beziehung der Tautologie zum Identitätsproblem läßt sich noch anders fassen: sie entsteht nämlich bei dem Versuch, die Identitätsbeziehung als Urteil aufzufassen.
7.) Die Identitätsbeziehung läßt sich nicht als Urteil fassen, da das

erste a des Satzes a ist a so wenig Urteilssubjekt wie sein zweites Urteilsprädikat ist, andernfalls von dem ersten noch irgend etwas anderes als das zweite a aussagbar, dieses aber noch irgend einem andern als dem ersten a zuordenbar sein müßte.

8.) Die Identitätsbeziehung ist nicht umkehrbar. Der Beweis dieses Satzes ist noch zu liefern. Dagegen kann der Satz plausibel gemacht werden z. B. durch den sprachlichen Unterschied zwischen ich und selbst. Die Redensart »ich selbst« betont die Identität des Ich, oder wenn auch wahrscheinlich nicht diese selbst, so doch ein Analogon in der Sphäre der Person. Dabei ist dies ich selbst nicht umkehrbar, das selbst ist sozusagen nur der innere Schatten des Ich.

9.) Das Problem der Identität läßt sich also auch so stellen, daß eine Nicht-Umkehrbarkeit einer Beziehung besteht, die durch keine der drei Relationskategorien (Substanz, Causalität, Wechselwirkung) logisch ermöglicht wird.

[Stadium der Identifikation. Raum und Zeit. Sprunghafter Übergang zwischen A und a (a), stetiger zwischen a (a) und α.]

10.) Der Satz der Identität lautet »a ist a«, nicht »a bleibt a«. Er sagt nicht die Gleichheit von zwei zeitlich oder räumlich verschiedenen Stadien von a aus. Aber auch nicht die Identität eines überhaupt räumlich oder zeitlich bestimmten a kann er aussagen, denn jede solche Bestimmung würde die Identität schon zur Voraussetzung haben. Das a, dessen Identität mit a in der Identitätsbeziehung ausgesagt wird, ist also eines jenseits von Raum und Zeit.

11.) Die Philosophie lehnt gewöhnlich die Beschäftigung mit dem Identitätsproblem auf Grund folgender Überlegung ab. 1) Aussagen überhaupt sind nur von Identischem möglich, folglich muß 2) in jeder Untersuchung über Identität diese schon vorausgesetzt werden, folglich ist der Satz a ist a eine Selbstverständlichkeit im Bezirk des Denkens, von der nicht abgesehen werden kann. Satz 1) und 2) sind in der Tat im Bezirk des Denkens Selbstverständlichkeiten, von denen nicht abgesehen werden kann, sie sind logische Elementargesetze. Daß aber der Satz a ist a aus ihnen folge, ist ein entscheidender Irrtum. Denn die ersten beiden Sätze sagen nur, daß Aussagen nur von Identischem möglich, dieses bei jeder Aussage vorausgesetzt sei. Doch folgt daraus nicht, daß dieses Identische ein mit sich selbst Identisches sei und grade dies, daß es Identität mit sich selbst gebe, sagt der Satz »a ist a« aus. Sein erstes a ist also genauso⟨?⟩ an und für sich ein Identisches, aber nicht ein mit sich

selbst (d. h. dem zweiten a) Identisches, und ebenso ist das zweite a an und für sich ein Identisches, aber weder ein mit dem ersten a noch folglich ein mit sich selbst Identisches. Wie sich die Identität mit sich selbst – denn ihre Möglichkeit bezeugt der Satz der Identität und sie ist sein eigentlicher Inhalt – sich von einer andersartigen Identität unterscheide, und ob diese andersartige etwa eine rein formallogische Identität des Gedachten als solchen im Gegensatz zu der des Gegenstandes mit sich selbst sei, muß dahin gestellt bleiben. Nur gemäß dem Satze »a ist a« ist a mit sich selbst identisch, und nur das a dieses Satzes, nicht der konkrete Gegenstand (siehe 5), ja auch nicht das aktuell Unidentische (siehe 3 b) ist mit sich selbst identisch. Das zweite hat nur an der formallogischen Identität als Gedachtes, das erste noch an einer andern metaphysischen Identität teil.
(In dem Vorstehenden ist falsch die Bezeichnung der gegenständlichen Ur-Identität a ist a als Identität mit sich selbst. a ist a sagt nur aus, daß es überhaupt gegenständliche Identität gibt, während »Id⟨entität⟩ mit sich selbst« bereits eine (die einzige oder nur eine unter andern) fundierte gegenständliche Identität ist.) ⟨fr 14⟩

## Eidos und Begriff

(Zu P. Linke: Das Recht der Phänomenologie Kantstudien 1916)

P. F. Linke will die Abstraktionstheorien der Begriffe als Lösung von Scheinproblemen erweisen indem er zeigt daß die eidetischen Gegenstände unmittelbar gegeben sind. Es ist aber nicht ausgesprochen – und wohl überhaupt nicht klar gesehen – daß Begriff und Wesen garnicht dasselbe sind. Es gibt Wesen von Begriffen (natürlich auch ein Wesen des Begriffs) und Begriffe von Wesen (natürlich auch einen Begriff des Wesens). Beide Sphären, die des Begriffs und die des Wesens⟨,⟩ decken sich nicht einmal partial sondern überhaupt nicht⟨,⟩ vielmehr entsprechen sie sich in jedem Fall: es gibt ein Wesen von jedem Begriff und einen Begriff von jedem Wesen. Der Unterschied beider läßt sich an einem Beispiel aufzeigen: ich vergegenwärtige mir zunächst das Eidos dieses roten Löschblattes vor mir. Dazu sehe ich davon ab daß es in diesem *wirklichen* Zeitverlauf und an diesem *wirklichen* Raumort seine Stelle hat. Es ist

wesenhaft ein an einer bestimmten Zeitstelle existierendes und wesenhaft ein an einem bestimmten Raumort existierendes⟨,⟩ aber all diese Worte in Anführungszeichen. Daß die Raumstelle, der Zeitpunkt⟨,⟩ an dem sich das Löschblatt notwendig jeweils befinden muß »wirklich« sind⟨,⟩ ist unwesentlich, davon wird abgesehn, das verfällt der Reduktion. / Ich bilde darauf den Begriff von diesem Löschblatt: dabei ist es für diesen Begriff wesentlich, d.h. gehört mit zu seinem Inhalt daß dieses Löschblatt an einem Ort des *wirklichen* Raumes in einer bezw. mehreren Einheiten der *wirklichen* Zeit existiert. An sich sind natürlich Begriff wie Wesen (ihrem Wesen nach) zeitlos: aber zum Begriff dieses Löschblatts gehört daß es an diesem Punkt der wirklichen Zeit, des wirklichen Raumes existiert, m.a.W. das ⟨S⟩ingulär-*tatsächliche* ist für den Begriff wesentlich, für das Wesen aber ist es gerade unwesentlich. Zum Wesen dieses Löschblatts gehört es, daß, *wenn* es in der Wirklichkeit gegeben ist, es ein singulär tatsächliches ist; eidetisch ist es gerade kein tatsächliches, sondern ein innerhalb einer eidetischen Zeit an einem eidetischen Ort eidetisch existierendes, gleichgültig ob es tatsächlich Zeit tatsächlich Ort tatsächlich Existieren gibt. Aber – dies ist nun klar – zum *Begriff* dieses Löschblatts gehört daß der Ort an dem es existiert nicht nur eidetisch »bestimmter Ort« sondern tatsächlicher, singulär-tatsächlicher bestimmter Ort sei. Will man aber sich so zu retten suchen daß man den Inhalt dieses Begriffs dennoch als Wesen in Anspruch nimmt und die ganze Bestimmung »singulär-tatsächlich bestimmter Ort« in Anführungszeichen setzt – so steht in den Anführungszeichen etwas Widersinniges, eidetisch Widersinniges, denn das singulär ⟨T⟩atsächliche kann niemals Wesen sein.

Damit erweist sich wenn auch die eidetischen Gegebenheiten der Phänomenologie unmittelbar gegeben sind eine Theorie des Begriffes nach wie vor ⟨als⟩ notwendig. Nur daß das vorliegende Beispiel schon so gewählt war daß die meisten Theorien des Begriffes (und auch die, gegen die nach Linke die Phänomenologie protestiert) vor ihm versagen, das heißt durch dasselbe widerlegt werden. Denn allerdings: in welchem Sinn sollte sich der Begriff dieses singulär tatsächlichen Löschblatts, dieses Löschblatts hier und jetzt durch Verwischungs- oder Typisierungs- oder Aufmerksamkeitsvorgänge auch nur psychologisch – geschweige logisch – erklären lassen. Oder will man behaupten es gäbe von diesem einen einzigen und einzigartigen Löschblatt keinen Begriff, der auch seine Einzig-

artigkeit was sein Existieren in wirklicher Zeit und wirklichem Raum angeht enthält? / Aber obwohl Begriff und Wesen nicht dasselbe ist⟨,⟩ muß für den Begriff dennoch in Anspruch genommen werden was Linke vom Wesen in Anspruch nimmt: es braucht sich nicht auf Vergleichung zu gründen. Auch der Begriff ist auf seinen einen Gegenstand gegründet, er ist einfach Begriff »von« diesem Gegenstande – und er kann sogar wenn dieser *sein* Gegenstand ein singulär-tatsächlicher ist⟨,⟩ Begriff auch von diesem singulär-tatsächlichen sein. Ein Eidos aber von einem singulär-tatsächlichen Gegenstand ist niemals Eidos auch des ⟨S⟩ingulär-tatsächlichen daran. Dies ist allem Anschein nach der einzige Unterschied zwischen Begriff und Wesen, der – wenn Begriff und Wesen auch immer, wenn sich der Begriff nicht auf ein ⟨S⟩ingulär-tatsächliches *als* seinen Gegenstand bezieht, inhaltlich zusammenfallen werden – doch bedeutet daß sie ihrer Form nach *niemals* dasselbe sind. Das drückt sich auch noch auf eine besonders merkwürdige Weise so aus: wenn etwa der Begriff der Tugend und das Wesen der Tugend inhaltlich zusammenstimmen sollten, so läßt sich doch diesem Begriff gleich Wesen der Tugend sofort ein andrer Begriff – vom Begriff aus gesehen: überordnen, vom Wesen aus gesehen correlativ zuordnen: nämlich der Begriff des Begriffs der Tugend oder der Begriff des Wesens der Tugend. Ein Wesen des Wesens der Tugend aber gibt es nicht, man müßte denn Wesen mit Begriff verwechseln. Und gerade dieser Sachverhalt deutet darauf hin daß man die Rede von einer inhaltlichen Gleichheit von Begriff und Wesen nicht genau nehmen darf: sie bedeutet nur⟨,⟩ beide können sich auf ein Identisches beziehen, aber es besagt immer etwas toto genere verschiednes ob ich von einem Wort sage es bezeichnet den Begriff oder das Wesen einer Sache. Beide – mögen sie sich auch – wie tatsächlich stets außer in Fällen wie dem erörterten Beispiel – auf dasselbe beziehen – sind selbst, das heißt ihrem Wesen nach, von ganz verschiedner Struktur. Von welcher Verschiedenheit, das hat eben was den Begriff angeht die nach wie vor durchaus erforderliche Begriffstheorie auszumachen. In dieser wird freilich – und darin ist Linke zuzustimmen – die Rede von der »Allgemeinheit« der Begriffe eine minder große Rolle spielen müssen als bisher. ⟨fr 15⟩

## Wahrnehmung ist Lesen

In der *Wahr*nehmung ist das Nützliche (Gute) wahr. Pragmatismus. Wahnsinn ist eine der Gemeinschaft fremde Wahrnehmung. / Die Bezicht⟨ig⟩ung des Wahnsinns gegen die großen wissenschaftlichen Reformatoren. Unfähigkeit der Menge zwischen Erkenntnis und Wahrnehmung zu unterscheiden. Wahrnehmung bezieht sich auf Symbole. / Frühere Behandlung des Wahnsinns. ⟨fr 16⟩

## Über die Wahrnehmung in sich

Wahrnehmung ist Lesen
Lesbar ist nur in der Fläche ⟨E⟩rscheinendes.
⟨...⟩
Fläche die Configuration ist – absoluter Zusammenhang ⟨fr 17⟩

## Notizen zur Wahrnehmungsfrage

Es gibt drei Configurationen in der absoluten Fläche: Zeichen, Wahrnehmung, Symbol. Das erste und dritte müssen in der Form des zweiten *erscheinen*.

Das Zeichen kann gelesen und geschrieben werden
die Wahrnehmung kann nur gelesen
das Symbol weder gelesen noch geschrieben werden.

Im übrigen sollen die Verhältnisse mit Beziehung aufs Symbol noch nicht bestimmt werden. Bestimmt werden soll
1) die Beziehung der Wahrnehmung zum Zeichen
2) die Beziehung des Schriftzeichens zur Sprache

[Satz: Alle Erscheinungen auf einer Fläche können als Configurationen in der absoluten aufgefaßt werden]

Zu 1) Zeichen ist eine solche Configuration in der absoluten Fläche, der prinzipiell unendlich vieles als durch sie Bedeutetes zugeordnet werden kann, der jedoch bei ihrem jedesmaligen Vorkommen nur *ein* nach Maßgabe des Zusammenhanges in welchem sie vorkommt aus den unendlich viel möglichen ⟨B⟩edeuteten notwendig zuzuordnen ist.

Die Wahrnehmung unterscheidet sich vom Zeichen durch Folgendes: sie ist nicht Configuration in der absoluten Fläche sondern die configurierte absolute Fläche. Daraus folgt daß bei ihr von »Vor-

kommen« im obigen Sinne nicht mehr gesprochen werden kann und⟨,⟩ da damit das für die Eindeutigkeit des jeweilig Zuzuordnenden das Kriterium verschwindet⟨,⟩ auch nicht mehr von Bedeutung⟨,⟩ welche diese Eindeutigkeit zur Voraussetzung hat.
Der Wahrnehmung ist nicht eine prinzipiell unendliche Anzahl von möglichen Bedeutungen sondern eine solche von unendlich vielen möglichen Deutungen zuzusprechen. Die Deutung ist dem was gedeutet wird nicht transparent. Die Deutung bezieht sich auf das *Ge*deutete, welches vorliegt, die Bedeutung bezieht sich auf das *Be*deutete welches nicht vorliegt. Die Deutung ist in ihrem Verhältnis zur Bedeutung bestimmt, das Schema derselben, der Kanon der Möglichkeit der macht da⟨ß⟩ ein Bedeutendes etwas bedeute⟨n⟩ kann. Dieses Schema (der Bedeutungskanon) ist die Bedeutung einer Bedeutbarkeit. Wenn wir einer Configuration in der Fläche die Bedeutung ihrer Bedeutbarkeit zuordnen so deuten wir sie. Etwas deuten heißt demselben als einem Bedeutenden die Bedeutbarkeit als Bedeutendes zuordnen. Die Deutungsmöglichkeiten der Wahrnehmung sind unendlich, aber ebenfalls mit Hinblick auf irgend ein noch zu bestimmendes »jeweils und jedesmal« (was nicht das Vorkommen betrifft) einfach. Die Deutung einer Configuration in der absoluten Ebne heißt ihr Schlüssel. Die Wahrnehmung ist, zum Unterschied von der Schrift nicht in ein Bedeutendes zu verwandeln, das heißt ihr Schlüssel ist nicht anwendbar. Das Wahrnehmungsproblem mündet so in das Problem des »reinen Schlüssels«.
Das Wahrgenommene ist ein reiner Schlüssel der configurierten absoluten Fläche. ⟨fr 18⟩

## Über die Wahrnehmung

*I Erfahrung und Erkenntnis*
Es ist möglich die höchsten Bestimmungen die Kant von der Erkenntnis gegeben hat festzuhalten und dennoch seiner erkenntnistheoretischen Auffassung von der Struktur der Naturerkenntnis oder Erfahrung zu widersprechen. Diese höchsten Bestimmungen der Erkenntnis beruhen im System der Kategorien. Bekanntlich hat Kant aber diese Bestimmung nicht als einzige aufgestellt sondern die Geltung der Kategorien für die Erfahrung der Natur von ihrer Beziehung auf raum-zeitlich bestimmte Zusammenhänge abhängig

gemacht. Auf dieser Abhängigkeitserklärung der Geltung der Kategorien beruht Kants Gegensatz zur Metaphysik. Die Behauptung es sei Metaphysik möglich kann nun allerdings mindestens drei verschiedene Bedeutungen haben von denen Kant die positive Möglichkeit der einen behauptete, und die der beiden andern bestritt. Kant hat eine Metaphysik der Natur geschrieben und darin denjenigen Teil der Naturwissenschaft behandelt welcher rein ist, d.h. nicht aus der Erfahrung sondern bloß aus der Vernunft a priori hervorgeht, indem die Erkenntnis sich zum System der Natur bestimmt; sie untersucht dann was zum Begriff des Daseins eines Dinges überhaupt oder eines besonderen Dinges gehört. In diesem Sinne wäre die *Metaphysik* der Natur etwa als apriorische Konstitution der Naturdinge auf Grund der Bestimmungen der Naturerkenntnis überhaupt zu bezeichnen. Diese Bedeutung der Metaphysik könnte nun leicht zu ihrem gänzlichen Zusammenfallen mit dem Begriff der Erfahrung führen und nichts fürchtete Kant so sehr wie diesen Abgrund. Er suchte ihn zunächst im Interesse der Gewißheit der Naturerkenntnis und vor allem im Interesse der Integrität der Ethik zu vermeiden indem er alle Naturerkenntnis und also auch die Metaphysik der Natur nicht nur auf Raum und Zeit als auf Ordnungsbegriffe in ihr bezog sondern diese zu toto coelo von den Kategorien unterschiednen Bestimmungen machte. So war von vornherein ein einheitliches erkenntnistheoretisches Zentrum vermieden dessen allzu mächtige Gravitationskraft alle Erfahrung in sich hätte hineinreißen können; und andrerseits war nun selbstverständ⟨lich⟩ das Bedürfnis nach irgend einem fundus aposteriorischer Erfahrungsmöglichkeit geschaffen, d.h. wenn auch nicht der Zusammenhang, so doch die Kontinuität von Erkenntnis und Erfahrung zer⟨r⟩issen. Es ergab sich als Ausdruck der Trennung der Anschauungsformen von den Kategorien die sogenannte »Materie der Empfindungen« die sozusagen künstlich von dem belebenden Zentrum des kategorialen Zusammenhangs durch die Anschauungsformen in denen sie unvollständig absorbiert wurde, ferngehalten wurde. So war die Trennung von Metaphysik und Erfahrung, das heißt nach Kants eigenem Sprachgebrauch von reiner Erkenntnis und Erfahrung durchgeführt.

Die Furcht vor einem schwärmerischen Vernunftgebrauch, vor den Ausschweifungen des auf keine Anschauung mehr bezognen Verstandes, die Sorge um die Wahrung der Eigenart ethischer Erkennt-

nis waren jedoch vielleicht nicht die einzigen Motive dieser Grundanlage der Kritik der reinen Vernunft. Hinzu kam sei es als mächtige Komponente sei es als Resultante dieser Motive die entschiedene Absage gegen den dritten Begriff der Metaphysik (wenn nämlich der zweite die schranken*lose* Anwendung der Kategorien, also das was Kant mit einem transzendenten Gebrauch meint, bezeichnet)⟨.⟩ Dieser dritte Begriff von der Möglichkeit der Metaphysik ist der Begriff von der *Dedu*zierbarkeit der Welt aus dem obersten Erkenntnisprinzip oder -zusammenhang mit andern Worten der Begriff der Spekulativen Erkenntnis im prägnanten Sinne des Wortes. Es ist überaus merkwürdig daß Kant im Interesse der Apriorität und Logizität da eine scharfe Diskontinuität u⟨nd⟩ Trennung macht wo aus dem gleichen Interesse die vorkantischen Philosophen die innigste Kontinuität und Einheit zu schaffen suchten, nämlich durch spekulative Deduktion der Welt die innigste Verbindung zwischen Erkenntnis und Erfahrung zu schaffen. Derjenige Erfahrungsbegriff den Kant mit dem Erkenntnisbegriff, übrigens doch niemals in der Weise der Kontinuität in Beziehung setzt hat bei weitem nicht die Fülle des Erfahrungsbegriffes der frühern Philosophen. Es ist nämlich der Begriff der wissenschaftlichen Erfahrung. Und auch diesen Begriff suchte er, teils von der Verwandtschaft mit dem vulgären Erfahrungsbegriff so sehr als möglich zu lösen, teils eben⟨,⟩ da diese Lösung nur unvollständig möglich war, vom Zentrum des Erkenntniszusammenhanges in einem gewissen Abstand zu halten, und eben diesen beiden im Grunde negativen Bestimmungen jenes Begriffs der »wissenschaftlichen Erfahrung« hatte die Lehre von der Apriorität von den beiden *Anschauungs*formen ⟨Genüge⟩ zu leisten, im Gegensatz zur Apriorität von Kategorien und eben dadurch auch im Gegensatz zur Apriorität der andern, scheinbaren Anschauungsformen.
Daß Kants Interesse einer Unterbindung der leeren phantastischen Gedankenflüge sich noch anders erfüllen ließe als durch die Lehre der transzendentalen Aesthetik darf angenommen werden. Viel wichtiger und schwieriger dagegen ist die Frage seiner Stellung zur spekulativen Erkenntnis. Denn in dieser Beziehung ist allerdings der Gedankengang der transzendentalen Aesthetik der Widerspruch der sich jeder Umbildung des transzendentalen Idealismus der Erfahrung in einen spekulativen Idealismus entgegenstellt. Worauf beruhte Kants Widerstand gegen die Idee einer spekulati-

ven d.h. den Inbegriff der Erkenntnis deduktiv erfassenden Metaphysik? Diese Frage ist um so berechtigter als die Bestrebungen der neukantischen Schule auf die Aufhebung der strengen Unterscheidung zwischen Anschauungsformen und Kategorien dringen; mit der Aufhebung dieses Unterschiedes aber scheint tatsächlich die Umbildung der transzendentalen Philosophie der Erfahrung zu einer transzendentalen aber spekulativen Philosophie anzuheben, wenn unter spekulativem Denken ein solches verstanden wird welches die gesamte Erkenntnis deduziert aus ihren Prinzipien. Es ist nun vielleicht die Vermutung erlaubt daß in einer Zeit in der die Erfahrung in der Tat in eine außerordentliche Flachheit und Gottlosigkeit versunken war das philosophische Interesse wenn es aufrichtig war an der Rettung dieser Erfahrung für den Erkenntnisinbegriff kein Interesse mehr haben konnte. Es ist zuzugeben daß vielleicht jeder spekulativen Metaphysik vor Kant eine Verwechslung zwischen zwei Begriffen der Erfahrung zum Grunde lag⟨;⟩ aber nicht gerade aus dieser Verwechslung heraus hat etwa Spinoza das dringende Interesse der Deduzierbarkeit der Erfahrung gehabt, während Kant in seiner Zeit aus eben derselben Verwechslung sie ablehnen mußte. Es ist nämlich der unmittelbare und natürliche Begriff der Erfahrung zu unterscheiden von dem Erfahrungsbegriff des Erkenntniszusammenhanges. Mit andern Worten diese Verwechslung bestand in der Verwechslung der Begriffe: Erkenntnis der Erfahrung und Erfahrung. Für den Begriff der Erkenntnis ist nämlich die Erfahrung nichts außer ihr liegendes Neues, sondern nur sie selbst in einer andern Form, Erfahrung als Gegenstand der Erkenntnis ist die Einheitliche und Kontinuierliche Mannichfaltigkeit der Erkenntnis. Die Erfahrung selbst kommt, so paradox dies klingt, in der Erkenntnis der Erfahrung garnicht vor, eben weil diese Erkenntnis der Erfahrung, mithin ein Erkenntniszusammenhang ist. Die Erfahrung aber ist das Symbol dieses Erkenntniszusammenhanges und steht mithin in einer völlig andern Ordnung als dieser selbst. Vielleicht ist der Ausdruck Symbol sehr unglücklich gewählt, er soll lediglich die Verschiedenheit der Ordnungen ausdrücken die vielleicht auch in einem Bilde zu erklären ist: Wenn ein Maler vor einer Landschaft sitzt und sie wie wir zu sagen pflegen abmalt, so kommt diese Landschaft selbst auf seinem Bilde nicht vor; man könnte sie höchstens als das Symbol seines künstlerischen Zusammenhanges bezeichnen und freilich würde man ihr damit

eine höhere Dignität als dem Bilde zusprechen, und auch gerade das würde sich rechtfertigen lassen. / Die vorkantische Verwechslung von Erfahrung und Erkenntnis der Erfahrung beherrscht auch noch Kant, aber das Weltbild hatte sich verändert. War nämlich früher das Symbol der Erkenntniseinheit das wir Erfahrung nennen ein hohes gewesen, war die frühere Erfahrung wenn auch in wechselnder Fülle Gott nahe und göttlich gewesen so ward die Erfahrung der Aufklärung in steigendem Maße dieser Fülle beraubt. Unter dieser Konstellation mußte das philosophische Grundinteresse der Deduzierbarkeit der Welt, das fundamentale Interesse der Erkenntnis ⟨S⟩chaden nehmen, weil eben jene Verwechslung bestand zwischen Erfahrung und Erkenntnis der Erfahrung. Es bestand kein Interesse mehr an der Notwendigkeit der Welt sondern das ganze Interesse warf sich auf die Betrachtung ihrer Zufälligkeit, Undeduzierbarkeit, da man auf jene gottlose Erfahrung stieß, von der man irrtümlich glaubte daß die frühern Philosophen sie hätten deduzieren wollen oder deduziert hätten. Man versäumte nach der Art jener »Erfahrung« zu fragen die doch nur dann hätte deduziert werden können wenn sie Erkenntnis gewesen wäre. Die Verschiedenheit von »Erfahrung« und Erkenntnis der Erfahrung hat Kant so wenig wie seine Vorgänger erkannt. Deduzierbar sollte jene »leere gottlose Erfahrung« nicht mehr sein, es bestand kein Interesse mehr dafür, so wie trotz allem Interesse auch die göttlichste Erfahrung nie deduzierbar gewesen ist noch sein wird, und weil Kant nicht jene leere Erfahrung deduzieren wollte, erklärte er die Nicht-Deduzierbarkeit der Erfahrung in der Erkenntnis. Damit ist nun deutlich daß alles von der Frage abhängt wie sich der Begriff »Erfahrung« in dem Terminus »Erkenntnis von Erfahrung« zum bloßen Begriff »Erfahrung« verhalte. Zuvörderst ist zu sagen daß der Sprachgebrauch im Obigen kein falscher war, das heißt daß in der Tat die »Erfahrung« die wir in der Erfahrung erfahren dieselbe, identische ist, die wir in der Erkenntnis der Erfahrung erkennen. Unter dieser Voraussetzung muß gefragt werden: worin beruht die Identität der Erfahrung in beiden Fällen und worin besteht in beiden Fällen die Verschiedenheit des Verhaltens zu ihr, da sie in der Erfahrung erfahren, in der Erkenntnis aber deduziert wird.

Philosophie ist absolute Erfahrung deduziert im systematisch symbolischen Zusammenhang als Sprache.

Die absolute Erfahrung ist, für die Anschauung der Philosophie, Sprache; Sprache jedoch als symbolisch-systematischer Begriff verstanden. Sie spezifiziert sich in Spracharten, deren eine die Wahrnehmung ist; die Lehren über die Wahrnehmung sowie über alle unmittelbaren Erscheinungen der absoluten Erfahrung gehören in die Philosophischen Wissenschaften im weitern Sinne. Die ganze Philosophie mit Einschluß der philosophischen Wissenschaften ist Lehre.

Notizen
Im Sein der Erkenntnis sein heißt Erkennen. ⟨fr 19⟩

## Zum verlornen Abschluss der Notiz über die Symbolik in der Erkenntnis

In ihm war die Goethesche Naturforschung als Repräsentantin der echten in Symbolen vollzognen theoretischen Erkenntnis gefaßt. Nicht in poetischen Analogien haben sich Goethe die Symbole erschlossen, in denen die Natur erkennbar ist sondern in seherischen Einsichten. Das Urphänomen ist ein systematisch-symbolischer Begriff. Es ist als Ideal Symbol⟨.⟩
Es war auch in jenem verlornen Abschluß als Idee außerdem bezeichnet. Aber in welchem Sinne? Im rein-theoretischen Sinne, in welchem aus der Idee die Begriffe derivieren. Im Sinne der Idee als Aufgabe. – Das Ideal dagegen stellt die Beziehung zur Kunst, oder eigentlicher zu reden, zur Wahrnehmung dar.
Wahrnehmung ist in den beschreibenden Naturwissenschaften konstitutiv. Das heißt: in der Physik und Chemie läßt sich im theoretischen Bezirk von der Anschaubarkeit abstrahieren, in den biologischen Wissenschaften nicht. Wo es sich um das Leben handelt, handelt es sich um Anschaubarkeit, um Wahrnehmung. Im Leben liegt ein Moment irreduktibler Wahrnehmung, im Gegensatz zu den physikalischen und chemischen Phänomenen.
Es war auch in Hinblick auf Goethes Naturforschung und Dichtung die Natur als das Chaos der Symbole bezeichnet, das religiös, apokalyptisch nicht durchwaltet und geordnet ist. So besonders mit Hinsicht auf den zweiten Teil des Faust.

/ Zu jenem Aufsatz ist nachzutragen:

⟨Die⟩ Ontologie dient keineswegs der Erkenntnis des Wahren, sofern man irgend etwas innerhalb diese⟨r⟩ Ontologie oder innerhalb einer äußeren Welt unter Wahrheit versteht. Es ist, um dies zu verdeutlichen, entscheidend, die radikale Verschiedenheit der Wahrheit von Wahrheiten oder besser Erkenntnissen zu begreifen. Die Wahrheit ist nichts in der Ontologie Befangnes und Eingeschlossnes, sondern sie beruht auf dem Verhältnis der Ontologie zu den übrigen beiden Gliedern des Systems. Das System hat diejenige Struktur, daß die Erkenntnisse der Ontologie an ihm an den Wänden hängen. Die Ontologie ist nicht der Palast. Um im Bilde zu bleiben: die Erkenntnisse der Ontologie müssen die Dimension von Gemälden bewahren. Um das Bild zu erklären: alle Erkenntnisse müssen durch ihren latenten symbolischen Gehalt Träger einer gewaltigen symbolischen Intention sein, welche sie unter dem Namen der Ontologie dem System selbst einordnet, dessen entscheidende Kategorie Lehre, auch Wahrheit⟨,⟩ nicht Erkenntnis ist. Die Aufgabe der Ontologie ist es die Erkenntnisse so mit symbolischer Intention zu laden, daß sie sich in Wahrheit oder Lehre verlieren, in ihr aufgehen, ohne sie doch zu begründen, da deren Begründung Offenbarung, Sprache ist.

Um auf das Bild zurückzukommen: die Wände des Palastes so mit Bildern auszufüllen, bis die Bilder scheinen die Wände zu sein.

Diese gewaltige Intention auf symbolische Schwängerung aller Erkenntnisse ist der Grund der Kantischen Mystik. Seine Terminologie ist mystisch, sie ist absolut bestimmt aus dem Bestreben, den in ihr ermittelten Begriffen von Ursprung an die symbolische Ladung, die unscheinbar verherrlichende Dimension der echten Erkenntnis, des Gemäldes im Palast zu geben. Alle Akribie ist nur der Stolz auf das Mysterium dieser ihrer Geburt, welches die Kritik nicht auszutilgen vermag, obwohl sie es nicht begreift. Dies ist Kants Esoterik. // Die Rolle des Systems, dessen Notwendigkeit nur denjenigen Philosophen evident ist, die wissen daß die Wahrheit nicht ein Erkenntniszusammenhang, sondern eine symbolische Intention ist (die ihrer Systemglieder auf einander), spielt bei Platon genau der DIALOG. ⟨fr 20⟩

## Nachträge zu: Über die Symbolik in der Erkenntnis

Es ist vom Bereich der Philosophie und der philosophischen Erkenntnis, die radikal auf Wahrheit und zwar auf die Totalität derselben es absieht, grundsätzlich die Einsicht in die Wahrheiten oder in eine einzelne Wahrheit zu unterscheiden, welche nicht nur gesetzmäßig und unfehlbar jeder genauen Betrachtung eines Kunstwerks sich erschließt, sondern sich vermutlich auch hier und da jedem Künstler in seinem Schaffen einstellen wird. Jene Wahrheiten enthalten »Wahrheit«⟨,⟩ nämlich diejenige, auf welche der Philosoph es absieht, aber sie deuten nicht, wie die philosophische (in niedrer) durch die philosophische Systematik (in höherer Intention) auf sie hin. Für jene unphilosophische, nämlich künstlerische oder in engerm Sinne musische Einsicht in Wahrheiten ist Goethes Gedankenwelt repräsentativ. Es darf aber mit dem gleichen Recht an Jean Paul erinnert werden, in anderer Hinsicht an Balzacs Maximen über die Menschen, in besonders »theoretischer« aber nichtsdestoweniger unphilosophischer Absicht treten Humboldts Einsichten in Sprache, Kandinskys in Farben hervor. ⟨fr 21⟩

## Versuch eines Beweises, dass die wissenschaftliche Beschreibung eines Vorgangs dessen Erklärung voraussetzt

Der Beweis dieses Satzes soll hier versuchsweise zunächst nur für das Gebiet der Physik geführt werden als der für die Wissenschaft vom Naturgeschehen bestehenden Grundlage.

Die Frage der physikalischen Beschreibung ist zugleich die des Experimentes. Denn eine physikalische Beschreibung eines Vorganges ist aufzufassen als die Darstellung eines Experimentes, da sie sonst für die Physik belanglos wäre. Es ist also der logische Ort des Experimentes in der Physik zu untersuchen.
Ein gelungenes Experiment gibt dem Forscher nichts weiter an als bestimmte Maßzahlen für eine Gleichung, in der diese bestimmten Zahlen allgemein, d.h. unbestimmt geblieben waren. Dennoch besteht der Sinn des Experimentes natürlich keineswegs in der Ermittelung dieser bestimmten einzelnen Zahlen als solcher, vielmehr prüft das Experiment nach, ob die Aufstellung des betreffenden physikalischen Gesetzes ein meßbares Element in einem Naturvorgang betrifft. (Beispielsweise betrifft das Fallexperiment das

meßbare Moment g am freien Falle.) Es muß also vor dem Experiment das betreffende Naturgesetz feststehen, und das Experiment prüft lediglich, ob die diesem Naturgesetz zu Grunde liegende Hypothese für jene unsere zufällige Wirklichkeit, in der das Experiment angestellt wird, gilt. Diese Hypothese, deren Geltung für die (zufällige) Erfahrung im Experiment geprüft wird, ist nun aber keineswegs auf Grund oder an Hand einer vorgängigen Beobachtung oder Beschreibung der betreffenden Naturerscheinung aufgestellt. Selbstverständlich handelt es sich hier nicht darum, die Abfolge der Dinge in der Psyche des Forschers festzustellen, sondern nur um die Frage, ob die Beobachtung oder aufmerksame Beschreibung eines Naturvorganges logisch den *Rechtsgrund* für die Aufstellung einer Hypothese über denselben abgeben muß. Wenn erwiesen werden kann, daß dies nicht der Fall ist, so fällt jede andere wissenschaftliche Dignität der Beschreibung und Beobachtung als die im Experiment liegende fort. Der logische Ursprung der Hypothese liegt nun aber nicht in der Erfahrung, sondern in der Aufgabe: unter der Voraussetzung, daß es Phänomene überhaupt gebe, dieselben zu retten, d. h. in ihnen ein Moment der Notwendigkeit, ein mathematisches Moment, zu erfassen und festzuhalten. In dieser Voraussetzung allerdings liegt ein Moment der Zufälligkeit, und zwar darum, weil wir Notwendigkeit nur in der Sphäre der Mathematik absolut denken können. Darum ist die Erfahrung insofern zufällig, als wir die Notwendigkeit (die Mathematizität) der Erscheinungen nicht unmittelbar denken können. Es gilt daher immer noch das platonische Problem, daß wenn wir eine Welt denken wollen, wir τα φαινομενα σωζειν müssen. Das tut die Hypothese. Mit Beziehung auf die mathematischen Sätze denkt die Hypothese Erscheinungen vom Höchstmaß an Mathematizität. Die Physik ist also die Wissenschaft von wenn auch nur *möglichen* Erscheinungen, deren Wesentliches das Höchstmaß von Mathematizität vor allem Denkbaren ist. Bis hierhin gelangt die Physik ohne jeden Rekurs auf Erfahrung, mithin auch ohne Beobachtung oder Experiment. Es besteht nun aber eine unvergleichliche Möglichkeit, die Notwendigkeit der physikalischen Gesetze zu überprüfen. Das ist die Frage, ob sie in unserer Erfahrung (unserer Erscheinungswelt) gelten, d. h. das Experiment. Der Wert der physikalischen Gesetze besteht nun aber so wenig darin, daß sie unmittelbar für unsere Erfahrung gelten, daß diese Geltungsart vielmehr nur symptoma-

tisch für eine andere Geltungsart, ihre eigentliche, ist. Wenn nämlich in unserer durchaus zufälligen Erfahrungswelt ein physikalisches Gesetz gilt, so besagt das, daß es das Höchstmaß an Mathematizität der Erscheinungen überhaupt (Mathematizität können nur die Erscheinungen überhaupt haben) besitzt. Wenn unsere Erfahrungswelt nicht so durchaus zufällig wäre, so würde die Geltung eines physikalischen Gesetzes in ihr nichts für seine Notwendigkeit besagen; aber unsere Erscheinungswelt gibt, weil sie zufällig ist, nur auf die Frage nach dem schlechthin ⟨N⟩otwendigen der Erscheinungen, nämlich auf die mathematische, Antwort. Wäre unsere Erscheinungswelt nicht zufällig, so könnten wir keine Physik haben, ebensowenig aber würden wir sie brauchen.

Im Experiment wird also die Frage nach der systematischen Dignität (d.h. der Mathematizität) einer Hypothese beantwortet, in der Form der Antwort auf die Frage nach ihrer Geltung für unsere Erfahrung. Prinzipiell jedoch ist eine Physik ohne Experiment möglich, denn es bleibt dabei, daß das Experiment lediglich ein methodologisches Mittel der Nachprüfung der Relation der Hypothese zur Mathematik ist, welche prinzipiell auch im Denken muß aufgefunden werden können.

Die Hypothese geht also in ihrem Rechtsgrund nicht auf Beobachtung zurück. Folglich ist der einzige Ort, an dem die Erfahrung in die Physik eintritt, der des Experimentes, welches erstens ein prinzipiell umgehbares methodologisches Hilfsmittel ist, zweitens, falls es zu einer Verifikation des Naturgesetzes werden soll, dasselbe, d.h. seine eigene Erklärung voraussetzt. Wenn also die Beobachtung nicht als logische Quelle der Hypothese in Frage kommt, ferner auch das Experiment (die Beobachtung) oder seine Beschreibung die Giltigkeit des betreffenden Naturgesetzes (seine Erklärung) zur Voraussetzung seines Gelingens hat, so setzt die wissenschaftliche Beschreibung eines Vorganges dessen Erklärung voraus.

Beschreibung und Erklärung: die Darstellung eines bestimmten Experiments ist die Beschreibung eines physikalischen Vorgangs, das physikalische Gesetz, welches im Experiment verifiziert wird, dessen Erklärung. ⟨fr 22⟩

Begriffe lassen sich überhaupt nicht denken, sondern nur Urteile. D.h. Urteile sind Denkgebilde.
Aber kann der Mensch als empirisches Wesen überhaupt denken? Ist Denken überhaupt in dem Sinne eine Tätigkeit wie hämmern, nähen, oder ist es keine Tätigkeit auf etwas hin, sondern ein transzendentes Intransitivum, wie gehen ein empirisches? ⟨fr 23⟩

## Analogie und Verwandtschaft

*Vorbemerkung:* Die Unklarheit der folgenden Ausführung hat ihren Grund zum großen Teil darin, daß der Begriff der Ähnlichkeit, der unbedingt zu Analogie und Verwandtschaft gehört, aus der Diskussion gelassen bezw. nicht von dem der Analogie unterschieden ist. Er ist mit dem der Analogie nicht identisch. Analogie ist vermutlich eine metaphorische Ähnlichkeit, d.h. eine Ähnlichkeit von Relationen, während im eigentlichen Sinne (unmetaphorisch) ähnlich nur Substanzen sein können. Die Ähnlichkeit zweier Dreiecke z.B. müßte ⟨sich⟩ demgemäß als Ähnlichkeit irgend einer »Substanz« an ihnen erweisen, deren Manifestation dann die Gleichheit (nicht Ähnlichkeit!) gewisser Relationen an ihnen ist. Weder aus Analogie noch aus Ähnlichkeit kann Verwandtschaft zureichend erschlossen werden; während aber die Ähnlichkeit in gewissen Fällen Verwandtschaft anzukündigen vermag, findet dies niemals in der Analogie statt.

Die Analogie begründet in keinem Falle Verwandtschaft. So sind Kinder ihren Eltern nicht *durch* das verwandt, worin sie ihnen ähnlich sind [fehlt Trennung von Analogie und Ähnlichkeit!]⟨,⟩ auch sind sie ihnen nicht *in* dem Ähnlichen verwandt; sondern die Verwandtschaft bezieht sich ungeteilt auf das ganze Wesen, ohne einen besondern Ausdruck zu suchen. [Ausdrucksloses der Verwandtschaft]. Ebensowenig wie die Analogie begründet der Causalzusammenhang Verwandtschaft. Die Mutter ist dem Kinde verwandt, weil sie es geboren hat – das ist aber kein Causalzusammenhang; der Vater ist mit dem Kinde verwandt, wohl weil er es gezeugt, aber jedenfalls nicht durch dasjenige an der Zeugung, was Ursache der Geburt ist oder scheint. D.h. das Gezeugte (der Sohn) ist im Zeugenden (dem Vater) anders bestimmt als die Wirkung durch die Ursache – nämlich nicht durch Causalität sondern durch Verwandtschaft. Das Wesen der Verwandtschaft ist rätselhaft. Es ist, was der Verwandtschaft der Gatten und der Eltern zu Kindern (der Wahlverwandtschaft und der Blutsverwandtschaft) gemeinsam ist; es ist

auch was der Verwandtschaft der Mutter und des Vaters zum Kinde gemeinsam ist.
Es bedarf eines eigentümlich ruhigen und ungetrübten Blickes um die Verwandtschaft zu sehen. Leicht läßt der flüchtigere Blick sich durch die Analogie einfangen. ⟨Gustav Theodor⟩ Fechner war ein Beobachter von Analogie; Nietzsche (sein Aphorismus »Der Augenschein ist gegen den Historiker« [in der Morgenröte?] beweist es) ein Entdecker von Verwandtschaften. Die Analogie ist ein wissenschaftliches, ein rationales Prinzip. So wertvoll sie ist, kann sie nicht nüchtern genug betrachtet werden. Sie läßt sich ergründen und das Gemeinsame im Analogen läßt sich entdecken. [Sein Subjekt wird vermutlich eine Relation sein]. Das Gefühl darf sich von der Analogie nicht leiten lassen, weil es sie nicht zu bestimmen vermag. Im Reich des Gefühls ist Analogie garkein Prinzip, der Anschein davon entsteht allein, wenn es nicht genau genug mit der Rationalität der Analogie genommen wird. Analog sind Schiffssteuer und Schwanz – das ist nur für den schlechten Dichter ein Stoff, ein Gegenstand jedoch für den Nachdenkenden (Techniker). Vater und Sohn sind verwandt, das ist eine Beziehung, die nicht in der ratio konstituiert, wenn auch durch sie begriffen werden kann.
Die Verwechslung von Analogie und Verwandtschaft ist eine totale Perversion. Sie besteht darin, daß entweder die Analogie als Prinzip einer Verwandtschaft oder aber die Verwandtschaft als Prinzip einer Analogie betrachtet wird. So verfahren Menschen, welche sich beim Anhören der Musik etwas vorstellen, eine Landschaft, eine Begebenheit, ein Gedicht im Sinne der ersten Verwechslung. Sie suchen etwas einer Musik (rational) ⟨A⟩naloges. Das gibt es selbstverständlich nicht, es sei denn, daß man sie maßlos vergröbere und stofflich auffasse. Wohl ist die Musik selbst rational zu erfassen, jedoch nicht durch Analoges, sondern durch Allgemeines, Gesetzliches. Von der Musik zum Analogen überzugehen ist unmöglich, sie erkennt allein Verwandtschaft an. Und es ist das reine Gefühl, welches verwandt der Musik ist; das ist erkennbar und in ihm die Musik. Die Pythagoreer versuchten durch Zahlen sie zu erkennen. (– Ein Fall der Substitution der Ähnlichkeit für die Verwandtschaft ist die naturrechtliche Argumentation, welche von »allem, was Menschenantlitz trägt« ausgeht. Im Antlitz der Menschen ist Verwandtschaft zu *suchen* – keineswegs kann dieser Augenschein das

Prinzip einer Verwandtschaft sein, ohne doch zum Gegenstand einer Analogie herabgewürdigt werden zu dürfen. Nicht das Ähnliche stiftet Verwandtschaft. Allein da, wo es über Analogie sich erhaben erweist – was letzten Endes überall sich erweisen möchte – kann es Ankündiger der Verwandtschaft sein, welche allein im Gefühl (weder in der Anschauung noch in der ratio) unmittelbar vernommen werden kann, streng und bescheiden aber begriffen werden darf in der ratio. Umittelbar wird im Gefühl des Volkes die Verwandtschaft der Menschen vernommen.)
Die Verwandtschaft als ein Prinzip der Analogie zu betrachten, ist das eigentümliche einer modernen Auffassung der Autorität und der Familienzusammengehörigkeit. Diese Auffassung erwartet Analogie bei verwandten Menschen zu finden und betrachtet Angleichung als ein Ziel der Erziehung, auf welches hinzuwirken Sache der Autorität sei. Wahre Autorität ist wiederum ein unmittelbares Gefühlsverhältnis, das nicht in den Analogien des Betragens, der Berufswahl, des Gehorchens seinen Gegenstand findet, sondern höchstens sich in ihnen anzukündigen vermag.
Der Typus welcher durch die Verwechslung von Analogie und Verwandtschaft in beiden Richtungen definiert wird, ist der Sentimentale. In der echten Verwandtschaft sucht er nur das Anheimelnde, aber auf den breiten Wellen der Analogie, unter denen er keinen Grund ahnt, läßt sein steuerloses Gefühl sich schaukeln. So Wallenstein, wenn er beim Tode von Max sagt »Die Blume ist hinweg aus meinem Leben«. Er bedauert die Blume, über die er mit Aufwendung aller Mittel etwas aussagt. Aber nur was seinem Leiden verwandt ist darf Wallenstein fühlen, nicht was ihm analog wäre.

⟨fr 24⟩

## Erkenntnistheorie

Wahr*heit* eines Sachverhalts ist die Funktion der Konstellation des Wahr*seins* sämtlicher übrigen Sachverhalte. Diese Funktion ist identisch mit der Funktion des Systems. Das Wahr*sein* (das als solches natürlich unerkennbar ist) hängt mit der Unendlichen Auf*gabe* zusammen. Es ist aber nach dem Medium zu fragen, in welchem Wahrsein und Wahrheit im Zustande der Ungeschiedenheit sind. Welches ist dieses neutrale Medium?
Zwei Dinge sind zu überwinden

1) die falsche Disjunktion: Erkenntnis sei entweder im Bewußtsein eines erkennenden Subjekts oder im Gegenstand (bezw. mit ihm identisch)
2) der Schein eines erkennenden Menschen (z.B. Leibniz, Kant)

1) Die Konstitution der Dinge im Jetzt der Erkennbarkeit und
2) die Einschränkung der Erkenntnis im Symbol sind die beiden Aufgaben der Erkenntnistheorie.
Zu 1) Der Satz: Die Wahrheit gehört in irgendeinem Sinne zum vollendeten Weltzustand⟨,⟩ wächst katastrophal zu jenem andern, wächst um die Dimension des »jetzt«: Die Welt ist *jetzt* erkennbar. Die Wahrheit besteht im »Jetzt der Erkennbarkeit«. Nur in diesem ist *Zusammenhang* [systematisch, begrifflich] (Zusammenhang unter sich und mit dem vollendeten Weltzustand). Das Jetzt der Erkennbarkeit ist die *logische Zeit*, welche anstatt des zeitlosen Geltens zu begründen ist. Vielleicht gehört der Begriff der »Allgemeingültigkeit« in diesen Zusammenhang⟨.⟩
Zu 2) Die Handlung, wie die Wahrnehmung treten nur gebrochen, uneigentlich, unreal in das Jetzt der Erkennbarkeit ein. Eigentlich, ungebrochen sind sie im vollendeten Weltzustand. Auch die Wahrheit ist eigentlich, ungebrochen im vollendeten Weltzustand, aber sie allein ist auch ungebrochen im Jetzt der Erkennbarkeit. Sie enthält m.a.W. *ungebrochen* nur sich selbst. Die Handlung ist – im Zusammenhang mit dem vollendeten Weltzustand – nicht die *jetzt* (oder »bald«) geschehende, Forderung kann nichts Jetzt fordern, befehlen. Sie treten gebrochen, in *Symbolischen Begriffen* in das Jetzt der Erkennbarkeit ein, denn dieses Jetzt ist von Erkennbarkeit ganz allein erfüllt und durchwaltet. Das Jetzt der Handlung⟨,⟩ ihr eigentliches Bestehen im vollendeten Weltzustand ist nicht auch, wie das der Wahrheit im Jetzt der Erkennbarkeit. Jenes Bestehen *im* vollendeten Weltzustand ist eben daher ohne Zusammenhang, auch ohne Zusammenhang mit *diesem*, wirklich aber sprunghaft, unzusammenhängend, unerkennbar schlechthin. Die Symbolischen Begriffe: Urphänomene. ⟨fr 25⟩

## Wahrheit und Wahrheiten    Erkenntnis und Erkenntnisse

Erkenntnis im gegenständlichen Sinne wird als der Inbegriff aller Erkenntnisse definiert. Soll der Begriff dieser Allheit in dieser Defi-

nition stringent und absolut sein und sich auf die Totalität der Erkenntnisse überhaupt, nicht nur auf sämtliche Erkenntnisse eines bestimmten Gebietes beziehen, so bezeichnet der *Begriff der Erkenntnis* einen chimärischen Vereinigungsort. Nur der Begriff von Erkenntnissen in ihrer Vielheit ist stichhaltig, deren Einheit liegt nicht in ihrer eignen Sphäre, ist nicht Inbegriff, nicht Urteil. Meint man mit Einheit eine Einheit nicht nur von Erkenntnissen sondern auch als Erkenntnis, so gibt es keine Einheit der Erkenntnisse.

Den von einem chimärischen Inbegriff der Erkenntnis so oft usurpierten Platz des Systems nimmt von rechts wegen die Wahrheit ein. Die Wahrheit ist der Inbegriff der Erkenntnisse als Symbol. Sie ist aber nicht der Inbegriff aller Wahrheiten. Die Wahrheit spricht sich im System oder in dessen begrifflichem Titel aus. Die Wahrheiten aber sprechen sich weder systematisch noch begrifflich, geschweige etwa wie die Erkenntnisse urteilsförmig aus sondern in der Kunst. Die Kunstwerke sind der Ort der Wahrheiten. Soviel echte Werke soviel letzte Wahrheiten. Diese letzten Wahrheiten sind nicht Elemente sondern echte Teile, Stücke oder Bruchstücke der Wahrheit, die jedoch von sich aus keine Möglichkeit ihrer Zusammensetzung an die Hand geben, sondern von sich aus⟨,⟩ nicht durch einander zu ergänzen sind. Die Erkenntnisse dagegen sind nicht Teile, nicht Bruchstücke der Wahrheit⟨,⟩ also nicht vom gleichen Wesen wie diese, sondern tiefere, gleichsam minder organisierte Materie aus welche⟨r⟩ der höhere ⟨Teil⟩ sich (als au⟨s⟩ Elementen?) aufbaut.

Die chimärische Natur eines Inbegriffs der Erkenntnisse ist zu erweisen.

Zum Verhältnis von Erkenntnis und Wahrheit Goethe⟨:⟩ Materialien zur Geschichte der Farbenlehre Erste Abteilung Griechen und Römer, Betrachtungen ... »Da im Wissen sowohl als in der Reflexion kein Ganzes zusammengebracht werden kann, weil jenem das Innre, dieser das Äußere fehlt, so müssen wir uns die Wissenschaft notwendig als Kunst denken, wenn wir von ihr irgend eine Art von Ganzheit erwarten. Und zwar haben wir diese nicht im Allgemeinen, im Überschwänglichen zu suchen, sondern, wie die Kunst sich immer ganz in jedem einzelnen Kunstwerk darstellt, so sollte die Wissenschaft sich auch jedesmal ganz in jedem einzelnen Behandelten erweisen.« Gleich darauf wird von der Wissenschaft im Sinne

eines Kunstwerks, »von welchem Gehalt es auch sei« gesprochen. (Goedeke X 361)
Ein zutreffendes Urteil wird als eine Erkenntnis bezeichnet. Diese Erkenntnis darf ich als »richtig« beurteilen. Nicht aber darf ich dasselbe, was ich hier als »richtig« beurteile, auch als »wahr« beurteilen. Wenn ich ein Urteil richtig nenne, so meine ich das Urteil als Ganzes, unverändert, so wie es dasteht. Sage ich aber, es ist wahr, so meine ich, daß es wahr ist, daß dieses Urteil richtig ist. Die Richtigkeit des Urteils hat auf die Wahrheit eine Beziehung und dies meine ich, wenn ich sage »Dieser Satz ist wahr«. Die Richtigkeit einer Erkenntnis ist niemals mit der Wahrheit identisch, aber jede Richtigkeit hat eine Beziehung auf die Wahrheit. Und zwar sind alle Fälle von Richtigkeit schlechthin gleichartig. Das Urteil»jede Fliege hat sechs Beine« ist genau auf gleiche Art richtig, wie das Urteil »$2 \times 2 = 4$«. Die Wahrheit dieser Sätze aber ist eine verschiedenartige. Denn die Richtigkeit des zweiten Urteils steht in einer tiefern Beziehung zur Wahrheit als die des ersten.
Erkenntnis und Wahrheit sind niemals identisch; es gibt keine wahre Erkenntnis und keine erkannte Wahrheit. Jedoch sind gewisse Erkenntnisse unnachlaßlich zur Darstellung der Wahrheit erfordert. ⟨fr 26⟩

## Arten des Wissens

I Das Wissen der Wahrheit
Dieses gibt es nicht. Denn die Wahrheit ist der Tod der intentio
II Das erlösende Wissen
Dieses gibt es als das Wissen, mit dem die Erlösung bewußt und daher vollendet wird
Dieses gibt es aber nicht als das Wissen, welches die Erlösung herbeiführt
III Das lehrbare Wissen
Seine bedeutendste Erscheinungsform ist die Banalität
IV Das bestimmende Wissen
Dieses das Handeln bestimmende Wissen gibt es. Es ist jedoch nicht als »Motiv«, sondern kraft seiner sprachlichen Struktur bestimmend. Das sprachliche Moment in der Moralität hängt mit dem Wissen zusammen. Fest steht, daß dieses das Handeln

bestimmende Wissen zum Schweigen führt. Es ist daher als solches nicht lehrbar. Mit dem Begriff des Tao dürfte dieses bestimmende Wissen sehr verwandt sein. Dagegen ist es dem Wissen der Sokratischen Tugendlehre strikt entgegen gesetzt. Denn dieses ist für das Handeln motivierend, nicht den Handelnden bestimmend.
V Das Wissen aus Einsicht oder Erkenntnis
Dieses ist ein höchst rätselhaftes. Es ist etwas, das im Bezirke des Wissens der Gegenwart im Bezirke der Zeit gleich sieht. Es existiert nur in einem unfaßbaren Übergang. Wozwischen? Zwischen der Ahnung und zwischen dem Wissen der Wahrheit. ⟨fr 27⟩

## Intentionsstufen

| | |
|---|---|
| Intention | Gegenstand |
| Denken | Erkenntnis |
| Wahrnehmen | Wahrnehmung |
| [Phantasie | Paradies – Elysium] |
| Objektive Intention | Symbol |

Für die Gegenstände des Wahrnehmens und der Phantasie ist ihr Verhältnis zum Kunstwerk anzugeben. Das Kunstwerk ist Gegenstand weder der reinen Wahrnehmung noch der reinen Phantasie, sondern Gegenstand einer mittleren Intention.
Die Hierarchie der Intentionsstufen ist nicht etwa erkenntnismäßig, sondern geschichtsphilosophisch zu verstehen. Daher ist auch die Bedeutung der Phantasiegegenstände in dieser Hinsicht zu untersuchen. Vielleicht gehört auch die Untersuchung ihres Objektivitätscharakters hierher.
Phantasie ist diejenige Wahrnehmungsintention, welche nicht auf der Erkenntnisintention aufgebaut ist. (Traum, Kindheit) Reine Gegenstände dieser Intention (noch?) nicht gegeben. [Aber es gibt noch andere Wahrnehmungsintentionen die so bezeichnet werden können: Sehertum, Hellsicht]
Gibt es einen *logischen* Progreß von Fragestellung zu Fragestellung wie es ihn von Fragestellung zu Antwort und von Antwort zu Antwort gibt?
Die Ordnung der Fragestellungen widerstrebt dem Aristotelischen Ordnungsprinzip der Begriffspyramide. (⟨Karl⟩ Mannheim:

⟨Die⟩ Strukturanalyse der Erkenntnistheorie ⟨Berlin 1922⟩ in den Ergänzungsheften ⟨scil. Nr. 57⟩ der Kant-Studien ist zu vergleichen) ⟨fr 28⟩

## Zu⟨m Thema⟩ Einzelwissenschaft und Philosophie

⟨1)⟩ Es ist darzulegen, daß die »Widersprüche«, durch deren Nachweis die Einzelwissenschaft die Philosophie zu diskreditieren strebt, ganz ebenso in den Einzelwissenschaften vorliegen. Und zwar an jedem ihrer Punkte. Auch widersprechen sie dem Begriff der Wahrheit nicht, denn Wahrheit gibt es nicht über eine Sache, sondern in ihr. Und die Wahrheit *in* einer Sache vermag je nach Zusammenhang und zeitlicher Struktur in grundverschiednen Präsentationen einer Sache, die nur scheinbar, nämlich hinsichtlich eines Standpunktes *über* ihr, nicht aber hinsichtlich eines solchen *in* ihr sich widersprechen⟨,⟩ evident zu werden.
2) Der Blick muß die Sache so treffen, daß er etwas in ihr erweckt, was der Intention entgegenspringt. Während der Berichterstatter in der Attitüde des banalen Philosophen und Einzelwissenschaftlers sich im Abschildern des Gegenstandes ergeht, auf den sein Blick sich richtet, springt dem intensiven Beschauen aus der Sache selbst etwas entgegen, führt in dasselbe, bemächtigt sich seiner und etwas anderes, nämlich die intentionslose Wahrheit, spricht aus dem Philosophen.
3) Diese Sprache der intentionslosen Wahrheit (d.i. der Sache selbst) hat Autorität. Und zwar ist diese Autorität der Sprechart der *Maßstab* der Sachlichkeit. Er, nicht die empirische Sache, in der die intentionslose Wahrheit ja steht und an der sie demzufolge, da sie die Sache außerhalb ihrer selbst nicht vorfindet, sich auch nicht messen kann. Diese Autorität steht vielmehr durchaus zum landläufigen Begriff der Sachlichkeit darum im Gegensatz, weil ihr Gelten, das der intentionslosen Wahrheit⟨,⟩ historisch, also durchaus nicht zeitlos ist, sondern an einen jeweiligen historischen Standort der Sache ⟨ge⟩bunden und variabel mit ihm ist. »Zeitlosigkeit« ist also als ein Exponent ⟨de⟩s bürgerlichen Wahrheitsbegriffs zu entlarven. In der Autorität ⟨ist⟩ Zeit genau mitgedacht, indem die Autorität da ist und verschwunde⟨n⟩ ist, je nach zeitlichen Konstellationen. Indessen entsteht sie nicht, ind⟨em⟩ eine Meinung allmählich »Recht⟨«⟩ bekommt und es dann hat. Vielmehr wird sie

sprunghaft geboren aus einem bestimmten durch den Blick erweckten Insichgehen der Sache selbst.

4) Diese Autorität bewährt sich an Äußerungsformen und zwar dem Legitimismus jedweder Autorität entsprechend an unsachlichen. Dergestalt ist moment⟨an⟩ die akademische Akribie als unsachlichste Instrumentation des weitgespannten philosophischen Gedankenbogens und zugleich als Bürge⟨?⟩ einer souveränen Beherrschung aller Mittel für die Bildung einer diese Akribie verabschiedenden Autorität entscheidend. So ist sie in meiner Barockarbeit aufzufassen. Soweit die Wahrheit intentionslos ist, reißt sie den ganzen äußerlich gewordenen Induktionsapparat in die Sache selbst zurück und handhabt ihn, geborgen in dem Innersten der Sache im Interesse der Autorität souverän, spielerisch, mit Willkür.

5) Die »Sachlichkeit« der Wissenschaft ist demgemäß von genau dergleichen Art wie die vorgebliche der Kritik⟨.⟩ ⟨fr 29⟩

*

## Die unendliche Aufgabe

a) als Begründung der Autonomie. Die *unendliche* Aufgabe ist nicht (als Frage) gegeben. Die unendliche Anzahl aller möglichen Fragen über die Welt und das Sein würde nicht die Wissenschaft nezessitieren. Die Wissenschaft ist eine ihrer Form nach (*nicht* ihrer Materie nach) unendliche Aufgabe. Was heißt der *Form* nach unendliche Aufgabe? Es heißt nicht eine Aufgabe deren *Lösung* (der Zeit nach oder sonst wie) unendlich ist. Unendlich ist diejenige Aufgabe die nicht gegeben werden kann. Wo liegt aber die unendliche Aufgabe wenn sie nicht gegeben werden kann? Sie liegt in der Wissenschaft selbst, oder vielmehr sie *ist* diese. Die Einheit der Wissenschaft beruht darin daß sie nicht auf eine endliche Frage die Antwort ist, sie kann nicht *erfragt* werden. Die Einheit der Wissenschaft beruht darin, daß ihr Inbegriff von höherer Mächtigkeit ist, als der Inbegriff aller der an Zahl unendlichen endlichen, d.h. gegebnen, stellbaren Fragen fordern kann. Das heißt die Einheit der Wissenschaft beruht darin daß sie unendliche Aufgabe ist. Als solcher kann man ihr von außen auch in der Form der Frage

nicht beikommen, sie ist autonom. / Die Wissenschaft selbst ist nichts als unendliche Aufgabe.
b) als Begründung der Methode: Die Einheit der Wissenschaft besteht in der *Unendlichkeit* ihrer Aufgabe. Das heißt die Wissenschaft ist die von ihrer Aufgabe durchwaltete Lösung. Die Aufgabe der Wissenschaft ist die Lösbarkeit schlechthin. Der Wissenschaft aufgegeben ist diejenige Aufgabe deren Lösung selbst immer noch in ihr bleibt, das heißt aber deren Lösung methodisch ist. Die Aufgabe die der Wissenschaft aufgegeben ist ist die der Lösbarkeit.

Wie gestaltet sich beim Begriff der unendlichen Aufgabe die Beziehung der Aufgabe zur Lösung?
Die Einheit der Wissenschaft selbst ist weder endlich noch unendlich, als Aufgabe aber ist sie unendlich.
Es ist Unsinn zu sagen: daß die Aufgabe der Wissenschaft unendlich ist!!
Die Unendlichkeit der Aufgabe läßt alle Qualitäten der Wissenschaft als *formale*⟨,⟩ nicht materiale erscheinen:

Autonomie (formal: keine *gegebnen* Aufgaben
material: Unabhängigkeit von andern Werten)
Methode (formal: jeder Fortschritt, jede Lösung der Wissenschaft ist methodisch
material: jede Lösung stellt eine neue Aufgabe)

Der Wissenschaft entspricht keine unendlich zahlreiche Analysis, sondern sie ist eine unendliche absolute (nicht relative) Synthesis.
Die Wissenschaft ist weder Lösung noch besteht sie aus Aufgab*en*: daher »unendliche Aufgabe«⟨.⟩ ⟨fr 30⟩

## Über die transzendentale Methode

In irgendwelchen Begriffen werden »synthetische Urteile a priori« wie sie in diesen, d.h. daß sie in denselben möglich seien nachgewiesen. Die Wissenschaft die sich auf diesen Begriffen aufbaut ist dann giltig, weil die Frage ob diese Begriffe mit einem Gegenstand als »zutreffend« übereinstimmen, eben indem sie *a priori* synthetisch sind⟨,⟩ entfällt. Die Urteile solcher Wissenschaft sind richtig, wenn sie in ihr zu beweisen sind, mit Rücksicht auf die Grundbegriffe. – In der Mathematik geht Giltigkeit und Richtigkeit ineinan-

der über weil zu den Grundbegriffen (vielleicht) nichts hinzutritt.
Dies ist für die verhängnisvolle Verwechslung von Giltigkeit und Richtigkeit, die bei Kant schon ausgesprochen in den Prolegomena und der Kritik der praktischen Vernunft beginnt und bei seinen Nachfolgern zum Faktizitätsschwindel führt⟨,⟩ von Wichtigkeit. Wenn er nämlich bewiesen hat, wie und also daß gewisse Begriffe synthetisch a priori sind so glaubt er in diesen Beweis die Richtigkeit der Wissenschaft oder ethischen Überzeugung eingeschlossen zu haben. Bei seinen Nachfolgern die ebensowenig erkennen daß nicht Wissenschaft sondern Sprache die zu untersuchenden Begriffe *gibt*, wird, unter dem Einfluß des Positivismus die Überzeugung besonders vordringlich, daß die *Wissenschaft* das darreichende Faktum sei, die dann natürlich auf Grund dieses Irrtums wenn sich die Begriffe als giltig erweisen in ihren Urteilen fälschlich für ohne weiteres richtig gehalten wird. ⟨fr 31⟩

## Zweideutigkeit des Begriffs der »unendlichen Aufgabe« in der kantischen Schule

Erste Bedeutung dieses Begriffs: Das Ziel liegt in unendlicher Ferne in dem Sinne, daß das ganze Ausmaß seiner Entfernung fortschreitend von jedem Punkte des Weges aus ermessen wird, wie ein Gipfel, dem man sich nähert, immer ferner zu rücken scheint, indem die erst verborgnen trennenden Täler von andern Gipfel⟨n⟩ aus unterwegs sich eröffnen. Der Ort des Ziels aber, wenn auch entfernt, bliebe konstant, ja denkbar ist, daß der Fortschritt nicht einmal in der Einsicht in die Unendlichkeit des Ziels eine Veränderung bringt, daß es gleichsam in einer Ebene von Anfang an dem Blick offen liegt. Immer aber wäre eine solche Unendlichkeit nur empirisch und daher nie apriorisch zu behaupten.
Zweite Bedeutung des Begriffs. Es kann aufgrund der erreichten Einsicht das vorher intendierte Ziel, das erreicht oder erreichbar wurde, einem andern nun erst ermeßbaren neuen und entferntern Platz machen und auf diese Weise nicht scheinbar sondern wirklich das Ziel ganz unabsehbar in die Ferne flüchten.
Gemeint zu sein scheint bei den Neukanti⟨an⟩ern stets diese zweite, nicht apriorische aber vollkommen leere Art der Unendlichkeit ihrer Aufgabe. ⟨fr 32⟩

# Zur Moral und Anthropologie

## Zur Moral

Bayerisches Gebet: ... Und laß dich [Gott] auch um das bitten, worum du gebeten werden willst. – Hier liegt nicht nur die gewöhnliche Intention des Beters vor (die sich adäquat im vorhergehenden Teil des Gebets ausdrückt), sondern noch eine zweite Intention, auf dessen Form, deren Verhältnis zur ersten dies ist: Gott solle das Gebet nicht sowohl nach seiner betenden Intention verstehen, als nach der Intention, jene erste betende Intention absolut zu machen, d.h. ihren Ausdruck derart zu steigern, daß das intentionierte Correlat (das ehrfürchtig Erbetene) wegfällt, und dennoch das Gebet auf Grund der ersten absoluten, correlatlosen Intention vor Gott besteht.

So beim Zwangsneurotiker: die Handlung (beispielsweise das Ordnen von Gegenständen auf einem Tisch) soll seinen ⟨sic⟩ Sinn noch beibehalten, wenn von jedem vernünftigen intentionierten Correlat solchen Ordnens abgesehen wird, die Ordnungshandlung absolut erscheint. So beim Dogma: nicht auf das Correlat der ersten Intention, nicht auf das im Bekenntnis Gemeinte kommt es an, sondern auf die zweite Intention: selbst beim Fortfallen des intentionalen Correlats des in der ersten Intention Gemeinten (etwa Fortfall wegen subjektiver Ungläubigkeit) dennoch die volle virtus des Dogmas, die also nicht im subjektiven Überzeugtsein gesehn wird, aufrechtzuerhalten. Hier wird also die zweite eigentliche Intention auf ein solches intentionales Correlat der ersten gerichtet, welches, wie auch immer die erste Intention sich schwäche und verringere, ⟨k⟩raft des bloßen Ausdrucks derselben erobert, innegehabt wird.

Jene zweite Intention ist nun stets im eminenten Sinne auf ein absolut handlungsmäßiges d.h. ein moralisches Moment in den sonst moralisch im strengen Sinne indifferenten Zonen der jeweiligen ersten Intention gerichtet und daher für die Einsicht in das Wesen der Moral von höchstem Wert. Auch von höchstem Wert für die Bestimmung des Verhältnisses von Handlung zu Tat und Wort, die allein in den genannten ersten Intentionen vorkommen. ⟨fr 33⟩

Alle Unbedingtheit des Willens führt ins Böse hinab: Ehrgeiz, Wollust sind unbedingte Willensrichtungen. Die natürliche Totalität des Willens muß, wie die Theologen stets einsahen, zerschlagen werden. Der Wille muß in tausend Stücke zerspringen. Die so vielfältig gewordnen Willensmomente bedingen sich gegenseitig: der irdische, bedingte Wille entsteht. Alles was über ihnen die (höchste) Einheit der Intention verlangt, ist nicht Gegenstand des Willens: verlangt nicht die *Willens*intention. Andacht aber darf unbedingt sein. ⟨fr 34⟩

## Zur Kantischen Ethik

Man kann die Unabschließbarkeit der unteilbaren Einheit, des Individuums, welches das Subjekt der Ethik ist, in gewissem Sinne in der Kantischen Ethik wiederfinden. Die Lehre von den »vernünftigen Wesen« als Subjekte⟨n⟩ der Ethik hat mit ihr wenigstens das Eine gemeinsam, daß sie die Anzahl der ethischen Subjekte von der der menschlichen Leiber unabhängig macht, ohne freilich zu erkennen, daß diese Anzahl die komparative, konkurrente Einheit ist. Deren Konstituentien sind nur die Menschen – und ihre *Brüder*, (z. B. auf andern Sternen).
Der Begriff der »Neigung«, den Kant für einen ethisch indifferenten oder wider-ethischen hält, ist durch einen Bedeutungswandel zu einem der höchsten Begriffe der Moral zu machen, in der er vielleicht berufen ist, an die Stelle zu treten, welche die »Liebe« inne hatte. ⟨fr 35⟩

Die Spontaneität des Ich ist durchaus zu unterscheiden von der Freiheit des Individuums. Die Frage nach der Willensfreiheit wird häufig und fälschlich auch auf die Spontaneität bezogen, so daß es also auch eine Frage nach der Freiheit der Denkakte oder der bloßen leiblichen Aktionen gebe. Eine solche gibt es aber nicht. *Frei* kann das Individuum nur in Beziehung auf seine Handlungen gedacht werden. Die Frage nach der Spontaneität des *Ich* gehört in einen ganz andern (biologischen??) Zusammenhang. ⟨fr 36⟩

## Der Cynismus

Im Cyniker lebt keine Moral weil sein Verhältnis zu dem Mitmenschen wesentlich und einzig auf Opposition beruht. Der Cyniker verletzt nicht den Moralismus seiner Mitmenschen, sondern die Moral in ihnen. Der Beweggrund seines Verhaltens ist nicht Moral sondern Machtwille. Der Schein seines moralischen Interesses beruht darauf, daß er eine bestimmte Art der Verletzung der Moral in dem Mitmenschen für den sichersten Weg erkennt eine Macht über ihn zu gewinnen, die ihm auf andere Weise wegen seiner Minderwertigkeit unerreichbar bleibt.
Der Cyniker bestimmt nämlich seine Lebensweise in Wahrheit nicht von sich aus sondern aus dem Bestreben den Mitmenschen durch seine Person unheilbar zu verletzen. Seine Macht findet er in der Ohnmacht der Scham des Mitmenschen ausgeprägt und befriedigt. Diese verletzt er durch seine Lebensweise und diese Lebensweise ist allein dazu bestimmt. Er weiß daß die Scham ein Affekt ist der sich nie gegen das richtet was ihn wachruft sondern gegen den der ihn hat. Der Cyniker begehrt durch die Ohnmacht andrer stark zu sein, die Ohnmacht der andern ist aber nicht ihre Ohnmacht vor dem Cyniker, sondern ihre Ohnmacht vor sich selbst. Da sie die Wunde ihres Gefühls⟨,⟩ die Scham nicht heilen können. Der Cyniker gibt nur das Ärgernis und läßt am Selbstvorwurf, an der Scham dessen, der es nimmt, ⟨sich⟩ genügen.
Der Cyniker lebt innerlich davon, daß er am Edelsten schmarotzt und dieses Schmarotzen befriedigt ihn nur, daß ⟨sic⟩ der Edle leidet. ⟨fr 37⟩

Soviel heidnische Religionen, soviel natürliche Schuldbegriffe. Schuldig ist stets irgendwie das Leben, die Strafe an ihm der Tod.

Eine Form der natürlichen Schuld die der Sexualität,
an Genuß und an der Erzeugung des Lebens
Eine andere die des Geldes, an der bloßen Möglichkeit zu existieren
Andere Arten der natürlichen Schuld?

Jüdisch⟨:⟩ nicht das Leben, sondern allein der handelnde Mensch kann schuldig werden. (Sittliche Schuld. – Ist dieser Ausdruck gestattet?) ⟨fr 38⟩

## Die drei grossen *geistigen* Wurzeln der Sünde

Der Schein der Freiheit in dem Ungehorsam gegen Gottes Gebote
Der Schein der Selbstständigkeit in der secessio aus der Gemeinschaft (der Guten)
Der Schein der Unendlichkeit in dem leeren Abgrund des Bösen

⟨fr 39⟩

## Über den »Kreter«

Der Kreter-Schluß ist in seiner klassischen griechischen Form bekanntlich leicht aufzulösen. Wenn Epimenides sagt, alle Kreter seien Lügner und selbst Kreter ist, so folgt daraus keineswegs, daß mit seiner ersten Behauptung Epimenides eine Unwahrheit gesagt habe. Denn weder liegt es im Begriffe des Lügners, daß ein solcher jedesmal wenn er den Mund auftut, sich von der Wahrheit entferne, noch auch, daß er, gesetzt er täte dies, gerade das konträre Gegenteil der Wahrheit aussage, vielmehr kann es beim contradiktorischen bleiben. Es darf also aus den beiden Prämissen nicht der Schluß gezogen werden, daß alle Kreter die Wahrheit sagen, aus dem dann die Folgerung, daß auch Epimenides mit seiner ersten Behauptung sie gesagt habe⟨,⟩ die ursprüngliche erste Prämisse wieder herstellen würde und so in infinitum fortgefahren werden könnte.

Dagegen läßt sich in Anlehnung an den alten Trugschluß ein wahrhaft fruchtbares Problem exponieren. Um dieses zu entwickeln, sind die Erwägungen, die im vorigen Fall die Lösung bedingen, zu vereiteln und zu diesem Ende muß es heißen: Epimenides sagt, daß alle Kreter jedesmal wenn sie den Mund auftun, das konträre Gegenteil von dem sagen, was wahr ist. Epimenides ist ein Kreter. Aus diesen Prämissen wäre nun in der Tat jene oben glücklich abgewendete Widerspruchskette in Schlüssen und Folgerungen zu entfalten. Zugleich aber erhellt, daß die syllogistische Form nicht die diesem Problem ursprünglich angepaßte ist. Vielmehr ist das ganze Dilemma in Form einer einfachen Folgerung aus einem Urteil aufzurollen. Und jenes Urteil, in seiner formelhaftesten reduziertesten Form hätte zu lauten: »Ausnahmslos jedes meiner Urteile prädiziert das konträre Gegenteil von der Wahrheit.« Hieraus wäre dann in der Tat zu folgern: »Also auch dieses« »Also prädiziert aus-

nahmslos jedes meiner Urteile wahrheitsgemäß.« »Also auch das obige erste.« Wobei mit der Rückkehr zum Ausgangspunkt der Zirkel stets von neuem angetreten werden müßte.

*Dieser »Trugschluß« ist intralogisch unauflösbar.*

Hierzu ist zunächst dreierlei zu bemerken. 1) Dürfte dieses Urteil aus Quelle unauflöslich ihm widersprechender Folgerungen das einzige seiner Art sein. 2) Konstituiert es jene unlösliche Kette von Widerspruch im logischen Gebiet, ohne an sich – d.h. im ontologischen Gebiet – irgendwie unsinnig oder widersinnig zu sein. Vielmehr hätte man sich die Wirksamkeit jenes cartesianischen Geistes der Täuschung nur aus der Sphäre der Wahrnehmung in die der Logik versetzt zu denken, und er könnte seinen Trug garnicht besser, ja garnicht anders entfalten, als indem er das fragliche Urteil sich zu eigen machte. Also ist dieses Urteil nicht *schlechthin* widersinnig. 3) Ist es ohne weiteres klar, daß jenes Urteil nur im Geiste eben dessen, von dem es gilt, zu seinen widersprüchlichen Folgerungen führt, während es von jedem andern über den, von dem es gilt, daß jedes seiner Urteile das konträre Gegenteil von der Wahrheit prädiziere, geurteilt werden kann, ohne zu widersprüchlichen Folgerungen zu führen.

Zusammenfassend ist zu sagen: jenes Urteil *scheint* logisch unanfechtbar zu sein, sofern es keine logische Instanz gibt, welche die Rechtmäßigkeit seiner selbst und der aus ihm fließenden Folgerungen aufheben könnte. Denn damit der Satz des Widerspruchs diese Kraft ausüben könnte, würde erfordert, daß jenes Urteil ein Widerspruch in *jedem* Sinne ist. Dies ist jedoch, wie oben unter 2) gezeigt worden, nicht der Fall. Andererseits besteht dennoch die Forderung, die Gültigkeit jenes Urteils zu entkräften. Und zwar sowohl im ontologischen wie auch im logischen Bereich. Während es aber ontologisch Gegenstand der Discussion nur werden kann, wo seinem Subjekt eine ontologisch ausgezeichnete Stellung zugebilligt werden sollte, wie etwa im Falle des Cartesischen Geistes der Täuschung, muß die logische Widerlegung unter allen Umständen, wegen der Widersprüche, zu welchen dieser Satz in seinen Folgerungen führt⟨,⟩ gefordert werden.

Die logische Unanfechtbarkeit dieses Satzes – denn ist er einmal zugegeben, so stehen die Folgerungen fest – muß sich also als Schein erweisen lassen, widrigenfalls die ganze Logik zusammen fällt. Und zwar ist hier, wenn überhaupt Schein, so echter d.h. objektiver

Schein gegeben. Ein solcher der nicht, wie die moderne Auffassung vom Schein einzig es gelten lassen will, aus zufälliger oder notwendiger Unangemessenheit der Erkenntnis an die Wahrheit entsteht, vielmehr einer, der nicht in der Wahrheit aufgelöst, sondern nur durch diese vernichtet werden kann. Mit einem Wort: Schein aus einem selbstständigen Prinzip des Scheins, in der Tat aus einem Prinzip der Täuschung oder besser: der Lüge. Dieser Schein ist, wie jenes Kreter-Problem erweist, von so gewaltiger metaphysischer Intensität, daß er bis in die Tiefen der formalen Logik hinein seine Wurzeln zu erstrecken vermag. Er ist also objektiv nicht allein als Gegenbild der Wirklichkeit, sondern, da er in einer Sphäre ganz jenseits derselben noch angetroffen wird, nämlich in der formalen Logik, objektiv als Gegenbild der Wahrheit. – –

Und wie vermöchte er vernichtet zu werden? Innerhalb der Logik wie gesagt ist dies nicht, vielmehr nur in der Metaphysik möglich. Und hier hätte die Lösung allerdings an die »Ich-Form« des Urteils anzuschließen, die, wie oben gezeigt wurde, konstitutiv für dasselbe ist. Sein logischer Schein konstituiert sich in seiner Subjektivität. Hier zeigt sich die Notwendigkeit, Subjektivität nicht lediglich als alogische Instanz in kontradiktorischen Gegensatz zur Objektivität und Allgemeingültigkeit zu setzen, sondern genauer als den konträren Gegensatz der Objektivität der Geltung die »Zer-Geltungstendenz« der Subjektivität entgegen zu setzen. Subjektivität, so hätte die metaphysische Thesis zur Auflösung jenes logischen Scheines zu lauten, ist nicht alogisch, sondern antilogisch. Diesen Satz muß die Metaphysik begründen.

Vgl. ⟨A.⟩ Rüstow: Der Lügner ⟨Theorie, Geschichte und Auflösung, 1910⟩ ⟨fr 40⟩

## Grundlage der Moral

Das höchste moralische Interesse des Subjekts ist: sich selbst anonym zu bleiben. »Seigneur, donnez-moi de contempler mon cœur et mon corps sans dégoût«, heißt es bei Baudelaire. Dieser Wunsch ist erfüllbar nur, wenn das Subjekt sich selbst anonym bleibt. In der guten Tat vermeidet es, die Bekanntschaft mit sich selbst zu machen. In der schlechten lernt es sich kennen – und gründlich. Die Anonymität des moralischen Subjekts beruht demnach auf einem doppelten Vorbehalt. Erstens: von mir habe ich

alles zu erwarten, mir traue ich alles zu. Und zweitens: ich traue mir zwar alles zu, aber ich kann mir nichts nachweisen. ⟨fr 41⟩

*

## Notizen über »Objektive Verlogenheit« I

Objektive Verlogenheit ist: nicht die Situation der Entscheidung erkennen.
Dies als Prinzip der praktischen (nicht theoretisch-dogmatischen) katholischen Autorität, der Rechtsprechung in der Kirchendisziplin und des Beichturteils. (Im Islam: kedman) Katholische, schlechte, Verschiebung des jüngsten Gerichts (nämlich der Entscheidung); jüdischer, guter, Aufschub des jüngsten Gerichts (siehe Scholems Notizen über Gerechtigkeit)
Warum »objektive« Verlogenheit? 1) Sie herrscht objektiv weltgeschichtlich in dieser Zeit. Alles was nicht ganz groß ist, ist in unsrer Zeit *unecht*. 2) Es ist nicht die subjektive, vom Einzelnen klar verantwortete Lüge. Sondern dieser ist »bona fide«.

Versuch einer Disposition

- I Die Lüge
  - A Begriffliche Untersuchungen
    - 1 Richtigkeit – Unrichtigkeit
    - 2 Wahrheit – Unwahrheit (»eine« Unwahrheit)
  - B Wahrheit und Lüge
    - 1 Wahrheit und Rede
    - 2 Die Lüge (»die« Unwahrheit)
  - C Unrichtigkeit [und Unwahrheit]
    - 1 Unwahrheiten als Formen gewaltloser Konvention
    - 2 Unwahrheiten als blanke Waffen (Kinder, Frauen)
  - D Richtigkeit als »Verrat«
- II Die objektive Verlogenheit

Sehr reiner Typus der objektiven Verlogenheit des Zeitalters: der »falsche Bote« in Borchardts Verkündigung
Zur Lüge: Knut Hamsun: Der Erzschelm (in »Sklaven der Liebe«)
Maxim Gorki: Erinnerungen an Tolstoi / Joh. Bojer: Die Macht der Lüge (?)
Liliencron: Leben und Lüge / Nietzsche

Anatole France: »dans cet Orient, terre du mensonge« Le génie latin p 2

R. von Ihering: Der Zweck im Recht Bd II (wichtig!)

»Ich verkehre nicht mit jemandem, der seine Ehrlichkeit nach außen verlegt.« Fritz Heinle

Eine Untersuchung über den Wert, die Macht und die Notwendigkeit der Schmeichelei gehört hierher. Die Schmeichelei die größte weltliche Macht neben dem Gelde oder nach ihm. – Auch Lob der Klugheit in diesem Zusammenhange.

Nur Menschen, die frei von Ehrlichkeit sind, können wahrhaft verzeihen – so nämlich, daß sie das Angetane vergessen.

Die Kunst des Widerrufens. – »Ich nehme alles zurück und behaupte das Gegenteil.« Musterhaft Fénelons Widerruf nach seiner Verurteilung durch den römischen Stuhl in der Kontroverse mit Bossuet. – Die Verleugnung seiner eigensten Überzeugung als der Ausdruck innrer Vornehmheit und Klarheit. – Was vermag zuletzt mein eignes Wissen? – Und ist selbst mein äußerstes und klarstes Wissen den Preis meines Lebens wert? Diese Fragen sind entscheidend. Die jüdische Anschauung verwirft die Propaganda, und das Einsetzen des eignen Lebens für ein Wissen läßt sich nie, für einen Glauben nur in äußerster Bedrängnis wagen. Nur Büßen oder Dulden, nie der Geist darf das Leben in die Schanze schlagen.

Die Verleugnung ist gerade der tiefsten Überzeugung adäquat. Gegenstand der Überzeugung ist nämlich einzig das bestimmende Wissen. Dieses Wissen, welches die Ökonomie des moralischen Lebens bestimmt, unterscheidet sich dadurch von allem andern, daß es nicht in Motivzusammenhänge eintreten kann. Wenn ich also Zeuge einer unmoralischen Handlung bin, so wird, je tiefer meine Überzeugung von deren Unmoral ist, desto weniger es mir gegeben sein, mich über sie moralisch zu entrüsten, weil das bestimmende desjenigen Wissens, welches Gegenstand meiner Überzeugung ist, es verhindert, daß dieses als Gegenstand in meine Argumentation eintritt. Das bestimmende Wissen kann mich den Wissenden sei es ⟨durch⟩ Fremde, sei es nur durch mein Wesen, nicht durch meine Worte, nur ausdruckslos nicht ausdrücklich, nicht motivartig bestimmen. Da nun im Innersten der Überzeugung je inniger sie ist, desto tiefer die Klarheit über das Romantische, Dunkle ihres Wesens waltet, so wird gerade die tiefe Überzeugung am wenigsten

das bestimmende Wissen an die Stelle des gebietenden setzen, am wenigsten das Menschliche für Göttliches erklären. Dies führt dahin, daß der Überzeugte stumm wird und nur im tiefsten Verschweigen, also während er das Unsittliche mit Worten billigt, seiner Überzeugung gerecht wird und demnach, durch die Art des Billigens tiefer als durch verwerfende Worte verurteilt. Im bestimmenden Wissen wohnt Wahrheit: sie wirkt der Intention der Erkenntnis entgegen und entbietet gegen das Ausdrückliche das Schweigen. / Die Überzeugung ist wie die Hoffnung, wie die Aussöhnung, eines jener durchaus menschlichen moralischen Phänomene, an deren Leben das kontemplative Genie Anteil hat. Der Banause kennt keine Überzeugung. Er verurteilt die Verleugnung. Er kann nicht lügen. ⟨fr 42⟩

## Notizen zu einer Arbeit über die Lüge II

Vergleich: Die Tatsachen (Sachverhalte) sind Schlangen (einem Lebendigen) vergleichbar, die man nicht tätscheln darf. Man muß den Weg vermeiden wo Schlangen liegen, darf sie nicht berühren, wenn man nicht bereit ist, ihnen mit dem bemannten Blick des Magiers ins Auge zu schauen; so darf man nicht die Sachverhalte berühren, wenn es nicht mit der letzten und strengsten Intention auf Wahrheit geschieht. Andernfalls hat man sie zu umgehen.

Die Lüge ist diätetische Lebensnotwendigkeit für jeden Menschen, dem nicht ständig ohne Unterbrechung die letzte strenge Intention auf Wahrheit gegenwärtig ist. Werden ohne sie die Sachverhalte berührt, so entsteht eine Verschmutzung und Verstopfung des Lebens. Nicht zufällig, daß das schrankenlose Alles-Heraus-Sagen sich nicht selten bei Menschen findet, die auch äußerlich unreinlich sind (Vegetarier-Typus)⟨;⟩ Gegensatz hierzu der äußerlich gepflegte Typus des Diplomaten.

Während jedenfalls die Sachverhalte nicht ohne die Intention auf Wahrheit berührt werden dürfen, ist umgekehrt es möglich, daß jene Intention, um die Wahrheit zu treffen, zur Lüge (nicht Unwahrheit) greifen kann. So etwa in einem sittlich gerechtfertigten Fall des Auf-die-Probe-Stellens: jemand, um die Wahrheit noch zu ihrem Recht kommen zu lassen, bezichtige sich fälschlich, um dem andern die notwendige, sonst nicht mögliche Gelegenheit zur Verzeihung zu geben. Oder: der Fall der sexuellen Aufklärung ist

dafür typisch, wie das Treffen (Aufklatschen) auf die Sachverhalte die Intention der Wahrheit vereiteln kann.

Zu unterscheiden: Wahrheit – Unwahrheit von
Richtigkeit – Falschheit. Das Wort »Lüge« steht sowohl für Falschheit in Angaben als für Unwahrheit, es deckt nur im letztern Falle ein moralisch Negatives, dagegen ist es im ersten Falle, wenn dieser nicht in Tateinheit mit dem letzten liegt, positiv. Und wie sich unter gewissen Bedingungen Falschheit in den Angaben mit Wahrheit verträgt, so auch Richtigkeit mit der Unwahrheit. (Dies sichtbar am Beispiel von der sexuellen Aufklärung) Ebenso ist Unwahrheit durchaus möglich in Verbindung mit der sogenannten bona fides, welche für den modernen Menschen außerordentlich leicht beschaffbar ist (anders beim mittelalterlichen)⟨.⟩ Unwahrheit in Verbindung mit Richtigkeit und (oder) bona fides konstituiert die »objektive Verlogenheit« im Gegensatz zur (guten oder schlechten) subjektiven Lüge.

Definition der Unwahrheit bleibt noch zu geben.

Die Lüge ist nicht in den zehn Geboten untersagt⟨.⟩

Die Unschuld der Lüge dargelegt an gewissen Lügen von Kindern⟨.⟩

Notwendigkeit der Lüge als Prüfstein des Rechts der autoritären Gewalten – der staatlichen, der elterlichen Gewalt. Diese Gewalten sind nur echt, wenn sie der Lüge sich überlegen erweisen, welche andernfalls in deren Bekämpfung solange legitim ist, als sie Erfolg hat. Nicht die Forderung der Wahrheit, wohl aber die der Ehrlichkeit ist grundsätzlich als Sachwalterin ohnmächtiger und daher unberechtigter Autoritäten zu bestreiten. Überall verrät die Unordnung der Ehrlichkeit einen faktisch und sittlich unhaltbaren Anspruch des Fordernden. – Andrerseits aber denunziert sich jedwede revolutionäre Bewegung, welche nicht die Lüge methodisch ihren Anhängern als Grundlage ihres Kampfes zur Pflicht macht als unfrei und von den gefährlichsten Suggestionen der Machthaber fasziniert. Diese sind die Anmutung der Ehrlichkeit sowie des sogenannten Mutes der Überzeugung an den Gegner. Beide laufen nur darauf hinaus, diesen wehrlos in ihre Hände zu liefern. Die todesmutige Bekenntnisbereitschaft ist einzig und allein in den Dingen des Bekenntnisses selbst an ihrem Orte. Es gibt nur ein religiöses, kein politisches Martyrium. Im Bereich der Politik ist vielmehr für den Tätigen die Wahrung des eignen Lebens und dessen seiner

Freunde eine unerläßliche Maxime. Jede Rebellion, insbesondere jeder Anarchismus, der jenen zum Schutze der Gesellschaft aufgestellten moralischen Idolen Tribut zollt, ist selbst den Ideologien jeder ihrer Borniertheiten verpflichtet: ist nur ein umgekehrter, aber ebenso fibelhafter Patriotismus.
Die Lüge hat eine konstitutive Beziehung zur Rede (sodaß Lüge durch Schweigen unsittlich ist). Die Wahrheit hat eine solche Beziehung nicht zur Rede, sondern zum Schweigen. ⟨fr 43⟩

*

⟨fr 44⟩

## Psychologie

Ein Grunddogma der heutigen Wissenschaft ist, daß Wahrheit über jedes beliebig eingeschränkte Gebiet zu ermitteln sei (Spezialistentum). Daß endlich durch maximale Einschränkung des Gebietes Wahrheit sich gleichsam von selbst mechanisch ergäbe, gleichsam

als ob in lebendigen Zentren durch Kontraktion von außen Bewegung ausgelöst werde. Gewisse Einschränkungen sind jedoch der Wahrheit feindlich und eine solche unwahre Einschränkung und Gebietsdefinition liegt z.B. der Psychologie zugrunde. Eine ihrer Hypothesen in jeder ihrer Gestalten lautet: der Mensch ist unter Abstraktion von seiner moralischen Bestimmung erkennbar. Dieser Satz ist, so scheinbar er sich macht, falsch.

Jede bisherige Psychologie und jede Forschungsweise, welche sich versucht fühlen kann, ihren Namen anzunehmen, führt in ihren erkenntnistheoretischen oder allgemeinern philosophischen Voraussetzungen ins Bodenlose. Sie erhebt nämlich zuletzt die Frage: wie kommen im Menschen seelische Verhaltungsweisen zu Stande? Diese Frage ist in zweifacher Hinsicht falsch. Erstens gibt es keine seelische Verhaltungsweise im Sinne irgend einer von Grund aus von leiblicher wesensverschiednen, oder auch nur in ihrer Erscheinung wesensverschiednen. Die angebliche Differenz, daß fremdes Seelenleben uns im Gegensatz zum eignen nur mittelbar durch Deutung fremder Leiblichkeit gegeben sei⟨,⟩ besteht nicht. Fremdes wie eignes Seelenleben ist uns unmittelbar und zwar immer in einer bestimmten Verbindung oder mindestens auf einem bestimmten Grunde von Leiblichkeit gegeben. Fremdes Seelenleben wird nicht prinzipiell anders als eignes wahrgenommen, es wird nicht erschlossen, sondern im Leiblichen, das ihm als Seelenleben zugehört, gesehen. Nur die Grade des In-Erscheinung-Tretens von Leiblichem sind verschieden. Folglich ist der Gegenstand der Psychologie nicht die Welt der Selbstwahrnehmung. Aber eine Wahrnehmungswelt freilich. Und nur das. Die Psychologie ist sozusagen (wenn nämlich dies eine endgültige erkenntnistheoretische Kategorie ist) eine beschreibende Wissenschaft, keine erklärende. Die Wahrnehmung, die in ihr beschrieben ist, ist eine reine, und zwar die reine (apokalyptische) Wahrnehmung vom Menschen. Desjenigen am Menschen, was nach der moralischen Katastrophe, nach der Umkehr und Reinigung in ihm übrig bleibt. Dies ist nichts »Innerliches« ⟨– i⟩nnerlich ist *nur* das Moralische (und auch dieser Satz ist natürlich eine Metapher) ⟨–⟩, sondern etwas Äußerliches: seine Wahrnehmung, die er den Mitmenschen gibt. Diese aber ist erst rein, erst äußerlich, erst ganz wahrnehmbar und also erst ganz Wahrnehmung nach der moralischen Restitution des Menschen. Also ist die Voraussetzung der Psychologie die Moral, die Kon-

struktion des reinen Menschen setzt die Lehre von gereinigten unbedingt voraus.
Die Beziehung der Menschengestalt zur Sprache d.h. wie Gott sprachlich ihn gestaltend in ihm wirkt ist der Gegenstand der Psychologie. Hierher gehört auch das Leibliche, indem Gott unmittelbar – und vielleicht unverständlich – sprachlich in ihm wirkt.

»Was die wache Seele irr durchlief
Ward schon reiner Schein aus meinen Landen.«

Weil die Sprache der Kanon der Wahrnehmung ist und der wahrnehmbare Mensch der Gegenstand der Psychologie⟨,⟩ ist die Beziehung der Menschengestalt zur Sprache der Gegenstand der Psychologie. Diese ist⟨,⟩ solange das Moralische problematisch bleibt⟨,⟩ verborgen. (Wenn ich mit einem Menschen spreche, und es steigt ein Zweifel an ihm in mir auf, trübt sich sein Bild, ich sehe ihn noch, aber ich kann ihn nicht mehr wahrnehmen). ⟨fr 45⟩

## Zum Wahrnehmungsproblem

In Berlin sagt man in familiärer Ausdrucksweise von jemandem, den man für unzurechnungsfähig hält: der gehört nach Dalldorf, in Wien: ... nach Steinhof, in Paris spricht man im gleichen Sinne von Charenton. Überall ist also die Anschauung noch lebendig geblieben, daß die Ausstoßung aus der Gemeinschaft, der völlige Zerfall zwischen Gemeinschaft und Einzelnem Menschen wesentlich an der Geisteskrankheit sei. Auch befinden sich die Anstalten für die Kranken vielleicht auch mit aus diesem Grunde nicht, wie andere Krankenhäuser, innerhalb der Städte.

Sonntagskinder im Märchen sehen Zaubergärten wo andern Leuten nichts auffällt, sie stoßen auf Schätze wo andere achtlos vorübergehen. Dies kann nicht so verstanden werden, daß die Zaubergärten oder Schätze sich selbst für andere Menschen unsichtbar, für Sonntagskinder aber sichtbar machen, oder daß plötzlich vor solchen Dingen die Wahrnehmung anderer Wesen ermattet, die der Sonntagskinder aber sich steiger⟨t⟩. Sondern die einzig mögliche Meinung solcher Stellen ist, daß Sonntagskinder überhaupt eine andere, glücklichere, Wahrnehmung hätten als Alltagsmenschen, ohne daß eine von beiden falsch, daher auch ohne daß eine von beiden wahr

sei. Die Wahrnehmung wird nicht von dieser Alternative betroffen.

## Wahrnehmung und Leib

Wir sind durch unsere Leiblichkeit, letzten Endes am unmittelbarsten durch unsern eignen Leib, in die Wahrnehmungswelt, also in eine der höchsten Sprachschichten hineingestellt. Jedoch blind, unvermögend zumeist, hier wie da Naturleib⟨,⟩ Schein von Sein nach Maßen der messianischen Gestalt zu scheiden. Sehr bedeutsam ist es, daß uns der eigne Leib in so vieler Beziehung unzugänglich: wir können unser Gesicht, unsern Rücken nicht sehen, unsern ganzen Kopf nicht, also den vornehmsten Teil des Leibes, wir können uns nicht mit den eignen Händen aufheben, können uns nicht umschlingen u.a.m. Wir ragen in die Wahrnehmungswelt gleichsam mit den Füßen hinein, nicht mit dem Haupt. / Daher die Notwendigkeit, daß im Augenblick der reinen Wahrnehmung unser Leib sich uns verwandle; daher die erhabne Qual des Exzentrischen an seinem Leibe.

Es gibt eine Geschichte der Wahrnehmung, welche zuletzt die Geschichte des Mythos ist. Nicht immer war der Leib des Wahrnehmenden nur die Vertikalkoordinate zur horizontalen der Erde. Schon der nur allmählich errungene aufrechte Gang des Menschen läßt frühere andersartige Wahrnehmungsarten absehen. Aber auch im übrigen ist dies möglich und notwendig. Nicht immer wird das Wissen um gemessene Distanzen die Gesichtswahrnehmung beherrscht haben (Fall eines Kindes⟨,⟩ das ohne Greiforgane an einem Ort unbeweglich⟨,⟩ sich seine Gesichtswelt bilden würde: andere Hierarchie der Entfernungen)⟨.⟩ Die Geschichte der Wahrnehmung kommt aus den Elementen der Naturveränderung und der Veränderung des Leibes zustande, aber erst sie gibt diesen die geistige Bedeutung und Krönung (Bewältigung, Synthese⟨)⟩) im Mythos. In ihm erbauen und wandeln sich langsam die großen Dispositionen der Wahrnehmung, welche die Art bestimmen, wie zu einander Leib und Natur stehen: rechts, links – oben, unten – vorn, hinten. ⟨fr 46⟩

Zwei Gatten sind Elemente, zwei Freunde die Führer der Gemeinschaft.
Die Freundschaft gehört in die Ordnung geniushafter Einsamkeit. In die anarchische. – Nur dort hat sie die ihrem Wesen gemäße herrschende Stellung.
Freundschaft und Liebe sind *in sich* nicht verschieden, nur in ihrer Stellung zur Gemeinschaft. Und außerdem freilich darin daß es kein Sakrament gibt das Freundschaft in die göttliche Ordnung überführt. Dies ist das ⟨B⟩eispiellose, das was die Freundschaft gefährlich macht: ein sakramentloses Wahlverhältnis.
Die moderne Gesellschaft kennt Freundschaft überhaupt nicht, sie ist dem Griechentum eigen, in dem der Genius zur reinsten historischen Gestalt kam. Auch in seiner Mythologie spielt sie eine Rolle. Spielt sie im Judentum eine Rolle?
Was heute Freundschaft heißt verdient diesen Namen nicht. Es mußte an der heutigen pseudoreligiosen (ja aber auch an der religiosen?) Ordnung zu Grunde gehen.
Wie stehen Freundschaft und Liebe in der Ordnung des *Genius* zu einander?

## Über die Ehe

Der Eros, die Liebe hat die einzige Richtung auf den gemeinsamen Tod der Liebenden. Sie spult sich ab, wie der Faden in einem Labyrinth, das sein Zentrum hat in »des Todes Kammer«. Nur dort tritt in die Liebe die Wirklichkeit des Geschlechtes ein, wo der Todeskampf selbst zum Liebeskampfe wird. Das Geschlechtliche an sich selbst dagegen flieht den eignen Tod wie das eigene Leben und blindlings ruft es fremden Tod wie fremdes Leben auf dieser Flucht hervor. Sie geht ins Nichts, in jenes Elend, wo das Leben nur ein Nicht-Tod und der Tod nur ein Nicht-Leben ist. So muß das Boot der Liebe hindurch zwischen der Scylla des Todes und der Charybdis des Elends und vermöchte dies nimmermehr wenn nicht Gott an dieser Stelle seiner Fahrt es verwandelnd unzerstörbar machte. Denn wie die Sexualität der werdenden Liebe ganz fremd, so muß sie der währenden ganz eigen sein. Niemals ist sie die Bedingung ihres Seins und stets die ihrer irdischen Dauer. Gott aber macht in dem Sakramente der Ehe die Liebe gegen die Gefahr der Sexualität wie gegen die des Todes ⟨gefeit⟩. Der Gefahr der Geschlechtlich-

keit nämlich überhebt er die Gatten, weil er sie zu bejahen, genauer sie zu verantworten sie überhebt. Denn der Mensch vermag nicht seine Triebe zu verantworten, und auch niemals ganz dasjenige was sie ihn tun heißen. Aber für die Sexualität spricht nur in der Ehe die Gatten Gott der Verantwortung ganz ledig, und so bleibt überall außer derselben die ungeheure Gefahr der Sexualität, die doch zum Leben gehört und durch die selbst der Pfad der Askese nur den Frommen sicher hindurchführt.
(Was in jener geheimnisvollen Verwandlung der Liebe durchs Sakrament das Bleibende ausmacht, ist das Weibliche.) ⟨fr 47⟩

## Über die Scham

Auf die geheimste Bedeutung der Röte, welche mit der Scham über den Menschen kommt, führt die folgende Bemerkung von Goethe: »Wenn bei Affen gewisse nackte Teile bunt, mit Elementarfarben, erscheinen, so zeigt dies die weite Entfernung eines solchen Geschöpfs von der Vollkommenheit an: denn man kann sagen, je edler ein Geschöpf ist, je mehr ist alles Stoffartige in ihm verarbeitet; je wesentlicher seine Oberfläche mit dem Innern zusammenhängt, desto weniger können auf derselben Elementarfarben erscheinen. Denn da, wo alles ein vollkommenes Ganzes zusammen ausmachen soll, kann sich nicht hier und da etwas Spezifisches absondern.« (Farbenlehre Didaktischer Teil 666.) Die erhabne Unbestimmbarkeit, ja Unscheinbarkeit mit der unter allen übrigen Wesen, was die Farbe angeht, der Mensch auftritt, von dem sich in diesem fast entfärbten Tone seines Körpers die Natur fast zurückzuziehn und in dem wiederum ihre Anmut mehr zu triumphieren scheint als in der Pracht, wird in der Röte der Scham vernichtet. Aber nicht durch niedere Gewalt. Denn jene Röte der Scham befleckt die Haut nicht, in ihr erscheint nicht innerer Zwiespalt, innere Zersetzung auf der Oberfläche. Sie kündet garnichts Innerliches an. Täte sie's so wäre sie wahrlich wiederum Anlaß genug zu neuer Scham, des so in seiner hinfälligen Seele entdeckten Menschen, anstatt – wie sie's in Wahrheit doch ist – mit ihrer Röte allen Grund der Scham, alles Innere verlöschen zu machen. Die Schamröte steigt nicht aus dem Innern hoch (und jene aufsteigende Röte der Scham von der man zuweilen spricht ist nicht in dem, der sich schämt), sondern von außen von oben her übergießt sie den Beschämten und löscht in ihm

die Schande und entzieht ihn zugleich den Schändern. Denn in jener dunklen Röte, mit der die Scham ihn übergießt, entzieht sie ihn wie unter einem Schleier den Blicken der Menschen. Wer sich schämt der sieht nichts, allein auch er wird nicht gesehen.
Diese wunderbare Macht der Scham zeigt in der Farbe sich sichtbar. Was unterscheidet ihre Röte von jenen bunten denunzierenden Farben der Natur, die Goethe beim Affen erkannte und denen der menschliche Körper so sehr entzogen ist, daß es einer tiefen geheimen Beziehung fähig ist, wenn in Hogarths pedantischer »Analyse der Schönheit« zu lesen ist: »Um Verwirrungen zu vermeiden und weil ich schon genug über den zurückgehenden Schatten gesagt habe, will ich jetzt nur die Natur und Wirkung der ersten Tönung der Fleischfarbe beschreiben. Denn die Zusammensetzung dieser Farbe, wenn sie recht verstanden wird, umschließt alles, was von der Farbe eines jeden Gegenstandes überhaupt gesagt werden kann.« (ed. Leitner p 181) Was unterscheidet die Schamröte von der bunten Scham eines Affen und was den Ton der menschlichen Haut von dem einer tierischen? Goethe bemerkt, daß die Farben an den organischen Wesen Ausdruck ihres Inneren sind. Das bedingt eine sehr merkwürdige, eigentümliche und in gewisser Hinsicht trübende Veränderung des Grundwesens der Farbe in der organischen Welt. Trübend: weil es dem reinen Wesen der Farbe nicht entspricht Ausdruck eines Farbigen, Ausdruck vom Innern eines Farbigen zu sein. Denn der reine Ausdruck, die reine Bedeutung, die reine »sinnlich-sittliche Wirkung« wie Goethe sagt, haftet an der Farbe, nicht an der Färbung. Und noch genauer: nicht an der Färbung, nicht auch durchaus an der Farbe, im tiefsten Grunde vielmehr an dem Färbenden. Nicht am blauen Ding, nicht am toten Blau, sondern am blauen Schein, am blauen Glanz, am blauen Strahl. Diese drei halten und enthalten von der Farbe das einfache⟨?⟩ Geistige. Sie aber erscheinen als Glanz und Schein in der organisch tieferstehenden Welt der Pflanzen viel reiner, als in der höhern der Tiere. Der Strahl aber schießt nur aus der anorganischen auf und aus der höchsten organischen: aus der Sonne und aus dem Antlitz. Als Strahl aber ist die Farbe niemals Ausdruck eines Innern, sondern stets seine Wirkung. Und mag sie als Schein und Glanz Ausdruck sein, so verrät sie, je reiner sie es ist, desto weniger vom Innern, wie eben in der Welt der Pflanzen sichtbar wird. Je mehr hingegen die Farbe dennoch Ausdruck des Innern wird und je

weniger sie das Licht der Oberfläche bleibt, desto trüber erscheint sie desto ungeistiger. So an den meisten Tieren. Nirgends aber, weder an Tieren noch Pflanzen, weder auf getrübten noch glänzenden Farben kann das färbende Licht erscheinen, allein auf dem Menschenantlitz, wenn es zu strahlen ganz aufhört, versammelt es sich mit der dunklen Röte. Die Farbe der Scham ist rein: ihr Rot ist nicht Farbiges noch Farbe sondern Färbendes. Es ist das Rote der Vergängnis von der Palette der Phantasie. Denn jenes eigentliche reinste Färbende Licht ist kein anderes als das farbige, vielfarbige der Phantasie. Ihr eignen die Farben, in denen ein Wesen erscheint, ohne Ausdruck eines Innern zu sein. Und erst diese farbige Erscheinung ist rein und wirkt um dessentwillen unvergleichlich mächtig: nicht aufs Verstehen, dem sie nichts verrät, sondern auf die Seele, der sie alles sagt. Ausdruckslos bedeutende Erscheinung ist die Farbe der Phantasie. Ausdruckslos bedeutende Erscheinung des Vergehens die Röte der Scham. ⟨fr 48⟩

## Tod

Das *Individuum* stirbt, d.h. es geschieht eine Streuung; das Individuum ist eine unteilbare aber unabgeschlossene Einheit, Tod ist im Bereich der Individualität nur eine Bewegung (Wellenbewegung). Das historische Leben vergeht immer an irgend einem Ort; es ist aber das unsterbliche im ganzen. Auf das scheinbar *ganze* (geschlossne) Individuum kommt es nicht an. Dieses ist die eigentliche wahre Meinung der Seelenwanderung⟨.⟩
Die *Person* wird Petrefakt⟨.⟩ Greisentum.
Treue wahrt nur die Person⟨.⟩
Der *Mensch* wird frei⟨.⟩
Der *Leib* vergeht, zerspringt als *Manometer*, das im Augenblick der höchsten Spannung gesprengt wird und mit dem Auseinanderfall der Bindung hinfällig, überflüssig wird. ⟨fr 49⟩

## Zu Ignatius von Loyola

Die jesuitische Askese scheint, nach den Exercitien des Loyola zu schließen, ihr Eigentümliches weder in der Pein des Fleisches noch des Gewissens zu haben, sondern in der des Bewußtseins. Dieses kann nämlich, und zwar nur in Stellvertretung moralischer Ausein-

andersetzung, Reinigung und Klärung, eine eigentümliche Qual, als Bußqual aus sich entwickeln. So verfährt es im Zwangsgrübeln, Zwangsdenken, Zählzwang des Neurotikers. Und genau wie bei diesem liegt die asketische Qual der Exercitien nicht in dem ernsten oder brennenden Gehalt dessen, was da bedacht wird, sondern in der bis zum ⟨M⟩aßlosen gesteigerten Qual der intentio selbst. Diese Qual des intellectualen Bewußtseins ist durch ihre völlige Substanzlosigkeit zur autoritären Reglung prädestiniert. Sie hat kein Verhältnis mehr zum Wesen des Menschen und sie entsühnt, je nachdem wie man es ansehen will, mystisch oder mechanisch wie ein Sakrament. Die in jene rein intentionale Zone verlegte Spannung der Bußqual läßt zugleich das moralische Leben in einer gewissen Stumpfheit beruhen, in welcher es nicht mehr auf eigne Impulse sondern auf sorgfältig ausgewogene Reizungen der geistlichen Autorität reagiert. ⟨fr 50⟩

## Über Liebe und Verwandtes. (Ein *europäisches* Problem)

(Über die Ehe s. im andern Heft ⟨s.o., 68 f.⟩) Diese Zeit nimmt teil am Vollzuge einer der gewaltigsten Revolutionen, welche es im Verhältnis der Geschlechter gegeben hat. Nur aus dem Wissen um dieses Geschehen kann einer befugt sein, heute über Erotik und Sexualität zu handeln; denn dabei ist die Einsicht unerläßlich, daß jahrhundertealte Formen und damit gleich alte Erkenntnis der Beziehung der Geschlechter gültig zu sein aufhören. Nichts steht dieser Einsicht mächtiger im Wege als die Meinung von der Unveränderlichkeit jener Beziehung in ihren tiefern Schichten, der Irrtum daß von Wandlungen, von Geschichte nur die ephemeren Formen, die erotischen Moden betroffen wären, weil der tiefere und vermeintlich unveränderliche Grund darunter die Domäne ewiger Naturgesetze sei. Aber wie auch nur den Umkreis dieser Fragen ahnen und nicht wissen, daß die Revolutionen in der Natur die gewaltigste Bezeugung der Geschichte sind? Mag in aller vor-apokalyptischen Welt ein Bodensatz und Urgrund unveränderlichen Lebens wohnen, so liegt doch dieser unendlich viel tiefer, als die banale Phraseologie derer ahnen läßt, die über den ewigen Kampf der Geschlechter zu schreiben pflegen. Mag selbst dieser Kampf zu dem ewigen Bestand gehören, so sicherlich nicht darum seine Formen. Woran aber er vielleicht immer sich entzündet und entzünden

wird, das ist die im Weib gegebne Einheit von Erotik und von Sexualität, welche da auf Grund der traurigsten Verschleierung natürlich scheint, wo der Mann sie nicht, in einer schöpferischen Liebe ohnegleichen⟨,⟩ als übernatürlich zu erkennen vermag. Und immer wieder entbrennt aus diesem seinen Unvermögen der Kampf, wenn die historischen Formen solcher Schöpfung, wie auch heute wieder, abgestorben sind. Denn unfähig wie nur je scheint der europäische Mann jener Einheit des weiblichen Wesens gegenüberzustehen, welche allen Wachen und Bessern seines Geschlechtes fast ein Grauen abzwingt, da auch sie der Einsicht in den höhern Ursprung jenes Wesens verschlossen ⟨bleiben⟩, wo sie es als übernatürlich nicht sehen, als natürlich blindlings fühlen und fliehen müssen. Und eben unter dieser Blindheit des Mannes verkümmert das übernatürliche Leben des Weibes zum natürlichen und als solches zugleich unnatürlichen. Denn dieses allein entspricht der seltsamen Zersetzung, die heute von den Urtrieben des Mannes her das Weibliche nur unter den simultanen Bildern der Dirne und der unberührbaren Geliebten zu erfassen vermag. Diese Unberührbarkeit aber ⟨ist⟩ ihm ebensowenig unmittelbar seelisch gesetzt wie das niedrige Begehren, auch sie ⟨ist⟩ im tiefsten triebhaft und genötigt, so daß – wenn heute wie einst das große gültige Symbol für die irdische Dauer der Liebe die eine, die einzige Liebesnacht ist vor dem Tode ⟨–⟩ dies, wie früher die Nacht des Besitzes, so heute die Nacht der Ohnmacht und Entsagung geworden ist, das klassische Liebeserlebnis der jüngren Generation und gültig – wer weiß auf wieviele Generationen hinaus? Beides aber, Ohnmacht wie Begier, ein neuer, unerhörter Weg des Mannes, dem der alte Weg, durch den Besitz des Weibes zur Erkenntnis führend verstellt ist und der den neuen sucht, durch dessen Erkenntnis zu seinem Besitze zu kommen. Aber: similia a similibus cognoscentes. So sucht er sich dem Weibe ähnlich, ja ihm gleich zu machen. Und hier setzt die ungeheure und im tiefern Sinne fast planmäßige Metamorphose des Männlichen ein, als eine der größten, welche je gewesen sein mögen: die Verwandlung der männlichen Sexualität in die weibliche durch den Durchgang durch das Medium des Geistes. Nun ist es Adam der den Apfel bricht, aber er ist der Eva gleich. Die alte Schlange kann verschwinden und im wieder gerein⟨i⟩gten Garten Eden bleibt nichts zurück als die Frage ob er das Paradies ist oder die Hölle.

Der Blick verliert sich im Dunkel jenes großen verwandelnden Stromes der menschlichen Physis, in eine Zukunft, der es vielleicht gesetzt ist, von keinem Propheten durchdrungen, von dem Geduldigsten aber errungen zu werden. Hier fließt der dunkle Strom, der heute für die Edelsten das vorbestimmte Grab sein kann. Darüber aber führt der Geist als die einzige Brücke, die ihn überspannt und auf der das Leben in seinem Triumphwagen ihn überschreiten wird, zu dessen Vorspann vielleicht nur Sklaven aufgespart bleiben.

⟨fr 51⟩

In dem sexuellen Schuldgefühl, das wenigstens bei Männern im Umgang mit Frauen wohl die Regel ist (ob auch bei Frauen, und ob im gleichgeschlechtlichen Umgang bei einem oder beiden Geschlechtern weiß ich nicht), ist ein sehr wichtiges Indizium für frühere Weltzustände gegeben ⟨–⟩ für die Weltzustände selbst, nicht nur für das Bild, das sich Gleichzeitige von ihnen machten. Auf Grund historischer Verhältnisse ist dieses Schuldgefühl nicht zu erklären, wenn man den Irrtum daß Schuldgefühl durch Angst entstehen könne, von vornherein abweist; (nur das Umgekehrte ist möglich). Das sexuelle Schuldgefühl ist ähnlich dem bei einer Beschwörung: das Gefühl der Schuld beim Eintritt in einen Bezirk, der eine überwältigende, böse Macht auf den Eintretenden ausübt. Dies Gefühl ist nicht aus der einfachen psychischen Natur des sexuellen Rauschzustands zu begreifen, da dieser durchaus unter Umständen keine schrankenlose Macht über den Menschen ausübt. Es muß sich also auf ein in Vorzeiten ausgebildetes Gefühl beim Betreten dieser oder verwandter Regionen gründen. Das elementare Gefühl beim Betreten solcher übermächtiger Regionen in der Verschwörung, wenn man vom Schuldgefühl absieht, ist das Grauen. Dies ist denn auch als wichtige Komponente im sexuellen Schuldgefühl bewahrt geblieben und es bleiben nur die Fragen, ob diejenigen Mächte auf die das Grauen sich bezog in diesem Akt noch heute bestehen, und ob das Schuldgefühl in dieser Art des Grauens in der sexuellen Beschwörung von Ursprung an mitwaltete. Die Gegenwart jener Mächte ist, wenn auch eine höchst abgeschwächte, noch zu vermuten. Die Antwort auf die zweite Frage muß dahingestellt bleiben. ⟨fr 52⟩

## Die Dirne

In der Dirne sind zwei entgegengesetzte Prinzipien ausgeprägt. Das anarchische Lustprinzip und das hierarchische Prinzip des Gottesdienstes, heiße dieser Gott nun im eigentlichen Sinne so, wie für die Hierodulen⟨,⟩ oder heiße er Geld. Beide Prinzipien haben in dieser Gestalt ein auf und ab, eine Geschichte ihrer Ausprägung. Dahin gehört, daß die moderne Kokotte dem hieratischen Typus zuzuzählen ist, die Dirne eine besonders reine Ausprägung beider Prinzipien in sich vereinigt: Zügellosigkeit und Gehorsam (aus Not). – Zu bedenken, daß diese Antinomie zweier welthistorischer Prinzipien (kurz: des revolutionären und des theokratischen) in dem Weib erscheint. ⟨fr 53⟩

## Über das Grauen I

Am leichtesten stellt sich Grauen beim Erwachen aus einem Zustand tiefer Kontemplation und Konzentration, wie tiefes Sinnen, Versunkenheit in Musik oder Schlaf, ein. Unvergleichlich viel stärker und leichter als von allen andern Wahrnehmungen kann es von solchen des Gesichts ausgelöst werden. Hier wiederum am mächtigsten durch die Wahrnehmung sehr nahestehender weiblicher Personen (und zwar vermutlich gleicherweise so für Männer wie für Frauen)⟨.⟩ So daß sich also als eidetischer Idealfall des Grauens die Erscheinung der Mutter für den in tiefem Sinnen abwesenden und durch sie erweckten Menschen ergeben würde. Wieweit in dieser Beschreibung die »Versuchsbedingungen« noch unexakt angegeben und daher Grauen unter solchen Bedingungen noch nicht ohne weiteres evident erscheint, kann die folgende Analyse aufklären.

Vor allem bedarf der vorausgesetzte Zustand der Versunkenheit näherer Bestimmung. Es gibt Zustände der Versunkenheit, gerade in ihrer Tiefe, welche dennoch den Menschen nicht geistesabwesend, sondern höchst geistesgegenwärtig machen. Der Mensch in der Gegenwart des Geistes aber ist dem Grauen nicht unterworfen. Die einzige Art von Geistesgegenwart, welche Bestand hat und nicht untergraben zu werden vermag, ist die in der heiligen Versunkenheit, etwa der des Gebetes. In dieser Versunkenheit erscheint dem Menschen so leicht nichts gespenstisch – und wenn ihm über-

haupt dann Gespenster erscheinen können, was sehr fraglich ist, so würden sie jedenfalls kein Grauen auslösen. Diese Art der Versunkenheit also ist, weit entfernt Grauen zu begünstigen, der sicherste Schutz gegen dieses.

Welche Art der Versunkenheit aber steht der heiligen gegenüber, welche prädisponiert zum Grauen? Diejenige in der der Mensch nicht in Gott und damit auch nicht in sich selbst völlig versunken ist, sondern in Fremdes und daher nur unvollständig versunken ist. Um dieses unvollständige, wenngleich tiefe, aber immer geistesabwesende Versunkensein in einem bildlichen Schema auszusprechen: die Seele bildet einen Strudel in welchen aus allen Gliedmaßen und Bezirken des Leibes die geistigen Momente hineingezogen werden und nun den Leib depotenziert unter Abwesenheit des Geistes, also eigentlich entleibt und vielmehr nur den Körper zurücklassen. Mit dieser Abwesenheit des Geistes verflüchtigt sich aber (was nur ein anderes Wort für diese ist) der Leib, und der Körper bleibt ohne die scheidende, unterscheidende Distanz des leiblichen ⟨und⟩ des geistigen zurück, was sich darin ausspricht daß der menschliche Körper im Zustande der Geistesabwesenheit keine bestimmte Grenze hat. Das Wahrgenommene, vor allem das im Gesicht Wahrgenommene bricht nun in ihn hinein⟨,⟩ auch aus dem fremden Körper fällt der Geist-Leib in den Strudel und es bleibt in der Gesichtswahrnehmung des Grauens neben dem Gefühl: das bist du beim Anblick des andern (»du« weil keine Grenze da ist) andererseits das Gefühl: das ist dein Doppel⟨,⟩ auf den »andern« nun aber entgrenzten und entleiblichten Körper bezogen. Dabei zeigt sich deutlich, daß das Urphänomen des Doppels, um dazusein nicht einer Gleichheit oder Ähnlichkeit der doppelten Gegenstände bedarf, sondern daß vielmehr umgekehrt Gleichheit etwas ist, was eben unter der Herrschaft des doppelt sich leicht einstellt. Ein Mensch kann im höchsten Schrecken dazu kommen, den nachzumachen, vor dem er erschrickt.

Grauen ist eine Erscheinung, die nur unter vier Augen gleichsam, d.h. nur für ein Subjekt und nur vor einem andern (im letzten Fall nicht numerisch, aber wesentlich einem) sich einstellen kann. Dies wieder die Funktion des Doppels, deren Zusammenhang mit dieser Sphäre des Gespenstischen, des depotenzierten Leibes allerdings noch unklar ist.

Ein bildliches Schema, eine Darstellung der Existenzmodalität des Leibes im Falle des Gebetes wäre noch zu finden.

Sehr wichtig: mit der Depotenzierung des Leibes im Grauen fällt auch der Gegenpol der Sprache weg, und zwar nicht nur die akustische, sondern Sprache im weitesten Sinn, als Ausdruck, dessen Möglichkeit von hier aus als unbegreifliche Gnade, dessen Gewohnheit als nachtwandlerisches Gehen auf einem Seile erscheint.

## Über das Grauen II

Die Sprachlosigkeit im Grauen ein Ürerlebnis. Plötzlich im Vollbesitz aller übrigen Kräfte, inmitten von Menschen, am hellen Tag von Sprache, von jeder Ausdrucksmöglichkeit verlassen zu sein. Und das Bewußtsein: daß diese Sprachlosigkeit, Ausdrucksohnmacht so tief im Menschen wohnen, wie andererseits das Vermögen der Sprache ihn durchdrungen hat, daß auch diese Ohnmacht von Ahnen her als Atavismus ihm überkommen sei. ⟨fr 54⟩

## Lernen und Üben

Diese Fragestellung, sowie einige für sie wertvolle Hinweise verdanke ich Herrn Dr. ⟨Karl⟩ Mannheim.

Lernen ist die Form der Tradition, des geistigen Lebens der Gesamtheit
Üben " " " "Erfahrung⟨,⟩ " " " des Einzelnen

Lernen hat Stetigkeit (relative Stetigkeit der Fortschritte)
Üben ist unstetig (der Fortschritt erfolgt ruckweise, plötzlich)

Die Übung findet sich überall dort ein, wo der Einzelne – wenn auch auf Grund von Unterweisung – die eigene Erfahrung sucht: in der religiösen Erotik, in der mystischen Askese (indisch – neuplatonisch) Im Üben behauptet der Einzelne nicht seiner Verantwortung, sondern seinem Vermögen nach, sich selbst. Diese Haltung aber ist in der höchsten Schicht des Daseins, in welcher seinem Vermögen nach nur noch das Volk – das »auserwählte« – ⟨sich⟩ behaupten darf, unstatthaft. Daher ist die schrankenlose Tendenz der Askese auf das Höchste heidnisch. Mit Recht sagt Vauvenargues (in den Maximen) »Les choses que l'on sait le mieux sont celles qu'on n'a pas apprises« – es gibt jedoch eine Verfügbarkeit über Wissen, die dem Menschen in überirdischer Zeit nicht mehr

zusteht. Übung – oder ihre äußerste Steigerung zu höchsten Zwekken, Askese – faßt nämlich nicht Wissen ins Auge, sondern die Fähigkeit über solches zu verfügen; sie kann nicht ganz ohne Wissen sein, will aber nicht auf dessen Haben hinaus, sondern auf sein Einsehen. Der Mensch jedoch soll vor Gott nichts mehr einsehen, und wenn Wissen vor diesem bestehen bleibt, so nur als das Innehaben der Gemeinschaft zu der der Einzelne zählt. Das innerste Haben kommt vom Lernen, das äußerste vom Üben. ⟨fr 55⟩

## Schemata zum psychophysischen Problem

*I Geist und Leib*

Sie sind identisch, lediglich als Betrachtungsweisen, nicht als Gegenstände verschieden. Die Zone ihrer Identität bezeichnet der Terminus »Gestalt«. Geistleiblich ist in jedem Stadium ihres Daseins die Gestalt des Geschichtlichen, Geistleiblichkeit also irgendwie die Kategorie ihres »Nu«, ihrer augenblicklichen Erscheinung als vergänglich-unvergänglicher. Leib und Geist in dem mit Leib identischen Sinne sind also die höchsten Formkategorien des Weltgeschehens, nicht aber die Kategorie seiner ewigen Inhalte, zu der die Betrachtungsweise der georgischen Schule sie macht. Unser Leib ist also nicht ein in den geschichtlichen Prozeß an sich selbst Einbezogenes, sondern nur das jeweilige In-ihm-stehen, seine Modification von Gestalt zu Gestalt ist nicht die Funktion des geschichtlichen Geschehens selbst, sondern der jeweiligen, abgezognen Bezogenheit eines Lebens auf dieses. Ein Leib mag somit allem Realen zukommen, nicht aber als Substrat oder Substanz seines eigensten Seins, wie es der Körper ist, sondern a⟨l⟩s eine Erscheinung in der Belichtung des historischen »Nu«. Der leibhafte Geist wäre vielleicht am schicklichsten das »ingenium« zu nennen.
Allgemein läßt sich sagen: Alles Reale ist Gestalt sofern es im historischen Prozeß in der Weise betrachtet wird, daß es sich sinnhaft auf das Ganze desselben in seinem »Nu«⟨,⟩ im Innersten seiner zeitlichen Gegenwart bezieht. Alle Gestalt derart vermag sich in zwei identischen Arten, die vielleicht in einem polaren Verhältnis stehen, zu manifestieren: als ingenium und als Leib.

*II Geist und Körper*

Während Leib und ingenium allem Realen aus seiner Gegenwartsbeziehung zum geschichtlichen Prozeß zukommen kann (nur nicht Gott) ist Körper und der ihm zugehörende Geist nicht auf Beziehung, sondern auf Dasein schlechthin gegründet. Körper ist eine unter den Realitäten, die im historischen Prozeß selbst stehen. Wie er vom Leib sich unterscheidet, wird am Beispiel des Menschen zunächst verdeutlicht werden können. Alles wovon der Mensch an sich selbst irgend wie Gestaltwahrnehmung hat, das ganze seiner Gestalt sowohl wie die Glieder und Organe sofern sie ihm gestaltet erscheinen, gehört zu seinem Leibe. Alle Begrenzung, die er an sich selbst sinnlich wahrnimmt gehört als Gestalt ebenfalls zu diesem. Daraus folgt, daß die sinnlich wahrgenommene Einzelexistenz des Menschen Wahrnehmung von einer Beziehung ist, in der er sich findet, nicht aber Wahrnehmung von einem Substrat, einer Substanz seiner selbst, wie der Körper sinnlich eine solche darstellt. Dieser manifestiert ⟨sich⟩ dagegen in eigentümlicher Polarität zwiefach: als Lust und als Schmerz. In diesen beiden wird keinerlei Gestalt, keinerlei Begrenzung wahrgenommen. Wenn wir also um unsern Körper nur oder vornehmlich durch Lust und Schmerz wissen, so wissen wir von keiner Begrenzung desselben. Hierbei ist es nun geboten, unter den Modificationen des Bewußtseins Umschau nach solchen zu halten, denen jene Begrenzung ebenso fremd ist, wie den Lust- und Schmerz-Zuständen, welche in ihrer höchsten Steigerung den Rausch ausmachen. Solche Zustände sind zunächst die der Wahrnehmung. Allerdings mit Unterschied nach Graden. Am grenzenlosesten angelegt ist vielleicht die Gesichtswahrnehmung, die man, etwa im Gegensatz zur mehr zentripetal gerichteten Geschmacks- und besonders Tastwahrnehmung förmlich zentrifugal nennen könnte. Die Gesichtswahrnehmung zeigt den Körper wenn nicht unbegrenzt, so doch von schwankender gestaltloser Begrenzung.

Allgemein ist also zu sagen: Soweit wir von Wahrnehmung wissen, wissen wir von unserm Körper, der im Gegensatz zu unserm Leibe ohne bestimmte gestaltete Begrenzung sich erstreckt. Dieser Körper nun ist zwar nicht das letzte Substrat unsres Seins, aber dennoch Substanz zum Unterschied vom Leibe welcher nur Funktion ist. Der Körper ist in höherm Sinne objektiv und daher muß noch mehr als an der Klärung des mit dem Leibe identischen ingenium an der

Klarstellung der an den Körper gebundenen, ihm verhafteten geistigen »Natur« des lebenden Wesens gelegen sein. Hier liegt das schwere Problem nun darin, daß die »Natur«, deren Zugehörigkeit zum Körper behauptet wird, doch wieder im stärksten Maße auf Einschränkung und Einzelheit des lebenden Wesens hinweist. Jene eingeschränkte Realität, welche durch die Fundierung einer geistigen Natur in einem Körper konstituiert wird, heißt die Person. Die Person ist nun in der Tat eingeschränkt, aber nicht gestaltet. Sie hat daher ihre Einzigkeit, welche man ihr freilich in einem gewissen Sinne beilegen darf, gleichsam nicht von sich selbst, vielmehr aus dem Umkreis ihrer maximalen Ausdehnung her. So steht es zugleich mit ihrer Natur und ihrem Körper: sie sind nicht auf gestaltete Weise begrenzt, aber begrenzt dennoch durch ein Maximum von Ausdeutung ⟨sic⟩, das Volk.

*III Leib und Körper*

Der Mensch gehört mit Leib und Körper universellen Zusammenhängen an. Mit beiden jedoch ganz verschiednen: mit dem Leib der Menschheit, mit dem Körper Gott. Beider Grenzen gegen die Natur sind schwankend, beider Umsichgreifen bestimmt das Weltgeschehen aus den tiefsten Gründen her. Der Leib, die Funktion der geschichtlichen Gegenwart im Menschen, wächst zum Leibe der Menschheit. Die »Individualität« als Prinzip des Leibes steht höher als die einzelner leiblicher Individualitäten. Die Menschheit als Individualität ist die Vollendung und zugleich der Untergang des leiblichen Lebens. Untergang: denn mit ihr erreicht dasjenige geschichtliche Leben, dessen Funktion der Leib ist, sein Ende. In dieses Leben des Leibes der Menschheit, und somit in diesen Untergang und in diese Erfüllung vermag die Menschheit⟨,⟩ außer der Allheit der Lebenden, noch partiell die Natur: ⟨U⟩nbelebtes, Pflanze und Tier durch die Technik einzubeziehen, in der sich die Einheit ihres Lebens bildet. Zuletzt gehört zu ihrem Leben, ihren Gliedern alles was ihrem Glück dient.

Die leibliche Natur geht ihrer Auflösung entgegen, die körperliche dagegen ihrer Auferstehung. Auch über diese liegt die Entscheidung beim Menschen. Der Körper ist für den Menschen das Siegel seiner Einsamkeit und es wird – auch im Tode – nicht zerbrechen, weil diese Einsamkeit nichts als das Bewußtsein seiner unmittelbaren Abhängigkeit von Gott ist. Was nun jeder Mensch im Bereich

seiner Wahrnehmung, seiner Schmerzen und seiner höchsten Lust umspannt, ist in der Auferstehung mit ihm gerettet. (Diese höchste Lust hat natürlich mit dem Glück nichts zu tun) Schmerz ist das regierende⟨,⟩ Lust das wertende⟨?⟩ Prinzip des Körpers.
Es gibt also in der Naturgeschichte die beiden großen Verläufe: Auflösung und Auferstehung.

*IV Geist und Sexualität / Natur und Körper*
Geist und Sexualität sind die polaren Grundkräfte der »Natur« des Menschen. Die Natur ist nichts, was jedem einzelnen Körper besonders zugehört. Sie ist vielmehr in ihrem Verhältnis zur Singularität des Körpers vergleichbar dem Verhältnis der Strömungen im Meere zum einzelnen Wassertropfen. Zahllose solcher Tropfen sind von der gleichen Strömung ergriffen. So ist auch die Natur zwar keineswegs in allen, aber jeweilen in sehr vielen Menschen dieselbe. Und zwar im eigentlichen Sinne dieselbe und identische, nicht nur die gleiche. Sie ist nicht konstant sondern ihre Strömung wechselt mit den Jahrhunderten und stets wird eine mehr oder weniger große Zahl solcher Strömungen sich gleichzeitig finden. Sexualität und Geist sind die beiden vitalen Pole dieses natürlichen Lebens, welches in den Körper mündet und in ihm sich differenziert. Also ist auch der Geist, ganz wie die Sexualität im Ursprung etwas Natürliches und erscheint im Verlaufe als ein Körperliches. Der Gehalt eines Lebens ist davon abhängig, wieweit es dem Lebenden gelingt, seine Natur körperlich auszuprägen. Im vollkommnen Verfall der Körperlichkeit, wie die gegenwärtige abendländische Welt ihn erfährt, bleibt als letztes Werkzeug ihrer Erneuerung die Pein der Natur, die im Leben sich nicht mehr fassen läßt und in wilden Strömen über den Körper dahinbraust. Die Natur selbst ist Totalität und die Bewegung in das Unergründliche der totalen Vitalität hinab ist Schicksal. Die Bewegung aus diesem Unergründlichen hinauf ist Kunst. Weil aber die totale Vitalität in der Kunst ihre einzige versöhnliche Wirkung hat, muß jede andere Äußerungsform zur Vernichtung führen. Die Darstellung der totalen Vitalität im Leben läßt das Schicksal im Wahnsinn münden. Den⟨n⟩ alle lebendige Reaktivität ist an Differenzierung gebunden, deren vornehmstes Instrument der Körper ist. Diese seine Bestimmung ist als wesentlich zu erkennen. Der Körper als Differenzierungsinstrument der vitalen Reaktionen und nur er ist zugleich seiner psychi-

schen Belebtheit nach erfaßbar. Alle psychische Regsamkeit ist in ihm differenziert zu lokalisieren, wie die alte Anthroposophie, etwa in der Anal⟨o⟩gie des Körpers zum Makrokosmos dies unternahm. Eine der wichtigsten Determinationen der Differenziertheit hat der Körper in der Wahrnehmung; die Zone der Wahrnehmungen zeigt zudem am deutlichsten die Variabilität, der er als Funktion der Natur unterworfen ist. Ändert die Natur sich, so ändern sich die Wahrnehmungen des Körpers.
Der Körper ist ein moralisches Instrument. Er ist geschaffen zur Erfüllung der Gebote. Danach wurde er bei der Schöpfung eingerichtet. Selbst seine Wahrnehmungen bezeichnet es⟨,⟩ wieweit sie ihn seiner Pflicht entziehen oder überführen.

*V Lust und Schmerz*
In den physischen Unterschieden zwischen Lust und Schmerz ist ihr metaphysischer ablesbar enthalten. Unter diesen physischen Unterschieden bleiben zuletzt zwei als elementare und irreduktible übrig. Es sind, von der Lust aus gesehen, ihr blitzartiger und ihr gleichförmiger Charakter, die sie vom Schmerz, und von ihm aus gesehen sein chronischer und vielfältiger Charakter, der ihn von der Lust unterscheidet. Nur der Schmerz, niemals jedoch die Lust, kann chronisches Begleitgefühl konstanter organischer Prozesse werden. Nur er, niemals die Lust, ist äußerster Differenzierung je nach der Natur des Organs, von welchem er ausgeht, fähig. Dies liegt in der Sprache angedeutet, welche im Deutschen für das Maximum der Lust nur die Superlative des Süßen oder der Wonne kennt, von denen sogar nur der erste ganz eigentlich und unzweideutig sinnlich ist. Der niedrigste Sinn also, der Geschmackssinn, leiht die Bezeichnung seiner positiven Organempfindung zum Ausdruck jeglichen sinnlichen Genusses. Ganz anders die Bezeichnungen des Schmerzes. In den Wörtern: Schmerz, Weh, Qual, Leiden ist überall aufs deutlichste ausgeprägt – was im Bereich der sprachlichen Bezeichnung für die Lust nur etwa im Wort »Wonne« angedeutet liegt – daß im Schmerz ohne alle Metaphorik unmittelbar mit dem Sinnlichen das Seelische betroffen ist. Möglicherweise hängt es eben hiermit zusammen, daß die Schmerzgefühle in so ungleich höherm Maße als die Lustgefühle echter, also nicht nur gradmäßiger Variabilität fähig sind. Ganz sicher aber besteht ein Zusammenhang zwischen dieser ungebrochneren Geltung des Schmerzgefühls für das

gesamte Wesen des Menschen und seiner Fähigkeit der Permanenz. Und diese Permanenz wiederum führt unmittelbar ins Bereich der jenen physischen genau entsprechenden und sie erklärenden metaphysischen Differenzen dieser beiden Gefühle. Nur das Schmerzgefühl nämlich ist, wie im Physischen so im Metaphysischen, der ununterbrochnen Durchführung, einer gleichsam thematischen Behandlung fähig. Das Wesen des Menschen ist das vollkommenste Instrument des Schmerzes; nur im menschlichen Leiden kommt der Schmerz zu seiner reinsten adäquaten Erscheinung, nur im menschlichen Leben mündet er. Der Schmerz allein unter allen Körpergefühlen ist für den Menschen gleichsam ein schiffbarer Strom mit nie versiegendem Wasser, der ihn ins Meer führt. Die Lust erweist sich überall da, wo der Mensch ihr Folge zu geben trachtet, als eine Sackgasse. Sie ist in Wahrheit eben ein Vorzeichen aus einer andern Welt, nicht wie der Schmerz eine Verbindung zwischen den Welten. Daher ist die organische Lust intermittierend, während der Schmerz permanent werden kann.
Mit diesem Verhältnis von Lust und Schmerz hängt es zusammen, daß für die Wesenserkenntnis eines Menschen der Anlaß seines höchsten Schmerzes gleichgültig, der Anlaß seiner höchsten Lust jedoch sehr wichtig ist. Denn jeder⟨,⟩ auch der nichtigste Schmerz läßt sich bis zum äußersten religiösen hinaufführen, die Lust aber ist keiner Veredlung fähig und hat ihren ganzen Adel allein von Gnaden ihrer Geburt, will sagen ihres Anlasses.

*VI Nähe und Ferne*

Dieses sind zwei Verhältnisse, die in Bau und Leben des Körpers ähnlich bestimmend sein mögen wie andere räumliche (oben und unten, rechts und links u.s.w.). Besonders aber treten sie im Leben des Eros und der Sexualität hervor. Das Leben des Eros entzündet sich an der Ferne. Andererseits findet eine Verwandtschaft zwischen Nähe und Sexualität statt. – Über die Ferne wären die Untersuchungen über den Traum von Klages zu vergleichen. Noch unbekannter als das Wirken der Ferne in körperlichen Verbindungen ist das der Nähe. Die Erscheinungen, die mit diesem zusammenhängen sind vielleicht schon vor Jahrtausenden verworfen und deklassiert worden. – Ferner z.B. besteht eine genaue Beziehung zwischen Dummheit und Nähe: Dummheit rührt letzten Endes von zu naher Betrachtung der Ideen her [Die Kuh vorm neuen Tor]. Aber

eben diese allzu nahe (geistlose) Betrachtung der Ideen ist ein Ursprung der dauernden (nicht intermittierenden) Schönheit. So verläuft die Beziehung zwischen Dummheit und Schönheit.

Literatur
⟨Ludwig⟩ Klages: Vom Traumbewußtsein Ztschr. für Pathopsychologie III Bd 4 Heft 1919 (s. dort weiteres)
⟨ders.⟩ Geist und Seele Deutsche Psychologie Bd I Heft 5 u Bd II Heft 6
⟨ders.⟩ Vom Wesen des Bewußtseins (J. A. Barth)
⟨ders.⟩ Mensch und Erde (Georg Müller)
⟨ders.⟩ Vom kosmogonischen Eros (Georg Müller)

*VI Nähe und Ferne (Fortsetzung)*
Je weniger in den Banden des Schicksals ein Mann befangen ist, desto weniger bestimmt ihn *das Nächste*, sei es durch Umstände sei es durch Menschen. Vielmehr hat ein dergestalt freier Mensch seine Nähe ganz zu eigen; er ist es, der sie bestimmt. Die eigne Bestimmtheit seines schicksalsmäßigen Lebens dagegen kommt ihm vom Fernen. Er handelt nicht mit »Rücksicht« auf das Kommende, als ob es ihn einhole; sondern mit »Umsicht« nach dem Entfernten, dem er sich fügt. Daher ist das Befragen der Sterne – selbst allegorisch verstanden – tiefer gegründet, als das Grübeln ums Folgende. Denn das Entfernte, das den Menschen bestimmt, soll die Natur selber sein und sie tut es desto ungeteilter je reiner er ist. Mag sie also mit ihrem kleinsten Vorzeichen den Neurotiker schrecken, mit den Sternen die Dämonischen lenken, so bestimmt sie mit ihren tiefsten Harmonien – und nur durch diese – allein den Frommen. Sie alle aber nicht in ihrem Handeln sondern in ihrem Leben, welches allein ja schicksalhaft sein kann. Und hier, nicht aber im Bereiche der Handlung, ist an ihrem Orte die Freiheit. Eben deren Macht entbindet den Lebendigen von der Bestimmung durch das einzelne Naturgeschehen und erlaubt ihm, vom Dasein der Natur das seinige leiten zu lassen. Geleitet aber wird er als ein Schlafender. Und der vollkommne Mensch allein in solchen Träumen, aus denen er im Leben nicht erwacht. Denn je vollkommener der Mensch ist, desto tiefer ist dieser Schlaf – desto fester und desto mehr beschränkt auf einen Urgrund seines Wesens. Mithin ein Schlaf, dem nicht durch die Geräusche aus der Nähe und durch die Stimmen seiner Mitwelt

Träume komme⟨n⟩, in dem die Brandung und die Sphären und der Wind vernommen werden. Dieses Meer von Schlaf im tiefen Grunde aller menschlichen Natur hat nachts die Flutzeit: jeder Schlummer besagt nur, daß es einen Strand bespült, von dem es sich bei wacher Zeit zurückzieht. Was zurückbleibt: die Träume⟨,⟩ sind – wie wunderbar geformt – doch nur das Tote aus dem Schoße dieser Tiefen. Das Lebendige bleibt in ihm und auf ihm geborgen: das Schiff des wachen Lebens und die Fische als stumme Beute in den Netzen der Künstler.

So ist das Meer Symbol der menschlichen Natur. Als Schlaf – im tiefern, übertragnen Sinne – trägt sie das Lebensschiff mit ihrer Strömung, die von Wind und Sternen, aus der Ferne her, geleitet wird, als Schlummer, im eigentlichen Sinne, steigt sie nachts wie die Flut gegen den Strand des Lebens auf, an dem sie die Träume zurückläßt.

Nähe [und Ferne?] sind übrigens für den Traum nicht weniger bestimmend als für die Erotik. Dennoch aber in abgeschwächter, deteriorierter Weise. Das Wesen dieser Differenz wäre noch ausfindig zu machen. An sich findet im Traum die äußerste Nähe gewiß statt; – und – vielleicht! – doch auch die äußerste Ferne?

Was das Problem der Traumwirklichkeit betrifft, so ist festzustellen: die Bestimmung des Verhältnisses der Traumwelt zur Welt des Wachens d. h. der *wirklichen Welt*, ist streng von der Untersuchung seines Verhältnisses zur *wahren Welt* zu unterscheiden. In Wahrheit oder in der »wahren Welt« gibt es Traum und Wachen als solche überhaupt nicht mehr; sie mögen höchstens Symbole ihrer Darstellung sein. Denn in der Welt der Wahrheit hat die Welt der Wahrnehmung ihre Wirklichkeit verloren. Ja, vielleicht ist die Welt der Wahrheit überhaupt nicht Welt irgend eines Bewußtseins. Damit soll gesagt sein: das Problem des Verhältnisses von Traum zum Wachen ist kein »erkenntnistheoretisches« sondern ein »wahrnehmungstheoretisches«. Wahrnehmungen aber können nicht wahr oder falsch sein, sondern sind problematisch nur hinsichtlich der Zuständigkeit ihres Bedeutungsgehalts. Das System solcher möglichen Zuständigkeiten überhaupt ist die Natur des Menschen. Problem ist hier also was in der Natur des Menschen de⟨n⟩ Bedeutungsgehalt der Traumwahrnehmung, was in ihr de⟨n⟩ der wachen Wahrnehmung betreffe. Für die »Erkenntnis« sind beide auf genau die gleiche Weise, nämlich lediglich als Objekte, belangvoll. – Ins-

besondere ist der Wahrnehmung gegenüber die übliche Fragestellung nach der Überlegenheit einer dieser Wahrnehmungsarten gemäß dem größern Reichtum der Kriterien, denen gegenüber sie Stich halte, sinnlos, weil erst aufgezeigt werden müßte 1) daß es *Bewußtsein von Wahrheit* überhaupt gibt 2) daß es durch ein solches Stichhalten einer relativen Mehrzahl von Kriterien gegenüber gekennzeichnet sei. In Wirklichkeit ist 1) die Komparation in wahrheitstheoretischen Untersuchungen sinnlos 2) für das Bewußtsein überhaupt zunächst einzig die Beziehung zum Leben zuständig, nicht aber zur Wahrheit. Und dem Leben gegenüber ist keine der beiden Bewußtseinsarten »wahrer« sondern es besteht nur ein Unterschied ihrer Bedeutung für dasselbe.

Vollkommnes Gleichgewicht zwischen Nähe und Ferne in der vollendeten Liebe »Kommst geflogen und gebannt«. – Dante versetzt Beatrice unter die Sterne. Doch es konnten ihm die Sterne in Beatrice nahe sein. Denn in der Geliebten erscheinen dem Manne die Kräfte der Ferne nah. Dergestalt sind Nähe und Ferne die Pole im Leben des Eros: daher ist Gegenwart und Trennung in der Liebe entscheidend. – Der Bann ist der Zauber der Nähe.

Der Eros ist das Bindende in der Natur, deren Kräfte ungebunden überall sind, wo er nicht waltet. »Ein großer Dämon, Sokrates, [ist der Eros] denn alles Dämonische ist mitten zwischen Gott und Sterblichem. – Welche Kraft hat es? fragte ich. – Zu verkünden und zu überbringen Göttern was von Menschen und Menschen was von Göttern kommt. Von den Einen Gebete und Opfer, von den andern Aufträge und Antworten auf die Opfer. In der Mitte von beiden ist es erfüllend, so daß das All selbst in sich selbst gebunden ist. Durch dies Dämonische geht auch Weissagung und die Kunst der Priester in den Opfern und den Weihen und den Gesängen und in aller Wahrsagung und Bezauberung. Gott verkehrt nicht mit Menschen, sondern durch dies ist der ganze Umgang und das Gespräch Göttern mit Menschen im Wachen und im Schlafe.« Symposion 202/203⟨.⟩ Der Typus und das Urphänomen der Bindung aber, welches in jeder Besondern Bindung sich vorfindet, ist die von Nähe und Ferne. Sie ist daher vor allen andern das ursprüngliche Werk des Eros.

Besondere Beziehung von Nähe und Ferne auf die Geschlechter. Für den Mann sollen die Kräfte der Ferne die bestimmenden sein, während es die Kräfte der Nähe sind aus denen er bestimmt. Sehn-

sucht ist ein Bestimmt-Werden. Welches ist die Kraft, aus der heraus der Mann seine Nähe bestimmt? Sie ist verloren gegangen. Flug ist die Bewegung aus Sehnsucht. Welches ist die bannende Bewegung, die die Nähe bestimmt? Bann und Flug vereinigt in dem Traumtypus vom niedrigen Fliegen über der Erde. (Nietzsches Leben ist typisch für die bloße Fernenbestimmtheit, die das Verhängnis der höchsten unter den fertigen Menschen ist.) Infolge dieses Versagens der bannenden Kraft vermögen sie nichts sich »fern zu halten«. Und alles was in ihre Nähe dringt ist ungebunden. Daher ist die Nähe der Bereich des Ungebundnen geworden, wie es in der nächsten Nähe der Gatten in der Sexualität furchtbar genug zum Vorschein kommt und von Strindberg erfahren worden ist. Aber der unverletzte Eros hat bindende, bannende Gewalt auch im Nächsten.

»Die Verlassenen« von Karl Kraus, ein Gegenstück ⟨Gegensatz?⟩ zu Goethes »Seliger Sehnsucht«. Hier die Bewegung des Flügelschlags und des Fluges, dort der gebannte Stillstand des Gefühls. Goethes Gedicht mächtige unaussetzende Bewegung, Kraus⟨'⟩ Gedicht ungeheuer aussetzend und einhaltend in der mittleren Strophe, die als der Abgrund des Geheimnisses die erste und letzte von einander trennt. So ist der Abgrund die Urtatsache, die in jeder innigsten erotischen Nähe erfahren wird. ⟨fr 56⟩

## ⟨Soteriologie und Medizin⟩

| Soteriologie | Medizin | Das Verfahren<br>der Medizin<br>ist Heilung<br>(Genauigkeit)<br>ihr Erfolg<br>Hilfe |
|---|---|---|
| Soziale Umstände<br>Erlösung daraus<br>Völlige Heilung | Erhaltung oder Besserung des lebensmöglichen Lebens⟨.⟩ Welches dazu gehöre, ist eine Frage erst dann, wenn es eine theoretische, praktisch aber ersichtlich indifferent⟨e⟩ ist | |

| Geist | Körper |
|---|---|
| Symptomkomplex | Therapeutische Handhabe |
| Nicht der Ort menschlicher sondern nur soteriologischer Heilung, denn der Geist ist der Bezirk der Unmittelbarkeit | Chirurgisch<br>Biochemisch<br>Biophysisch<br>Indirektheit |

Die Theorie von Gesundheit und Krankheit führt darauf, daß Geist und Körper nicht in der Krankheitsdefinition, sondern nur in der Bedeutung für die Erfassung der Krankheit zu unterscheiden sind.

Nicht alles Kranke ist heilungsnotwendig,
geschweige heilungsmöglich.
Schmerz als geistige Symptom-Ankündigung

⟨fr 57⟩

## Zur Theorie des Ekels

Es gibt keinen Menschen, der frei von Ekel wäre; nur das ist denkbar, daß einer nie im Leben dem Anblick, dem Geruch, dem Geschmack oder sonstigen Sinneseindruck begegnet, der seinen Ekel hervorruft. Für jeden Menschen wäre geradezu das Tier, das seinen Ekel am schärfsten aufruft, wenn man ihn nur genau kennte, erschließbar. Vielleicht ein winziges Lebewesen, ein Bazillus, den man nur unterm Mikroskop bemerkt. ⟨fr 58⟩

## Zur Erfahrung

Der Typus des Mannes, der Erfahrungen macht, ist das exakte Gegenteil vom Typus des Spielers.
Erfahrung sind gelebte Ähnlichkeiten.
Kein größerer Irrtum⟨,⟩ als Erfahrung im Sinne der Lebenserfahrung nach dem Schema derjenigen konstruieren zu wollen, die den exakten Naturwissenschaften zugrunde liegt. Nicht die im Lauf der

Zeiten festgestellten Kausalverknüpfungen sondern die Ähnlichkeiten, die gelebt wurden, sind hier maßgebend.
Die meisten Menschen wollen keine Erfahrungen machen. Auch hindern sie daran es zu tun ihre Überzeugungen.
Die Identität von Erfahrung und Beobachtung ist zu erweisen. S. den Begriff der »romantischen Beobachtung« in meiner Dissertation. – Beobachtung auf Versenkung beruhend. ⟨fr 59⟩

*

HENRI DAMAYE: PSYCHIATRIE ET CIVILISATION ⟨PARIS 1934⟩

1) Verfasser schiebt die soziale Biologie in den Vordergrund
2) Er verschließt sich der Einsicht in ihre Verbindung mit der Politik
3) Er läßt jede Abwehr gegenüber derzeitigen faszistischen Vorstößen in sozialbiologischer Hinsicht vermissen
4) Sein Standpunkt ist der des wissenschaftlichen Positivismus. Wenn er auf dieser Grundlage zu interessanten Hypothesen den somatischen Ursprung und die somatische Heilbarkeit der Psychosen betreffend kommt, so ist ihm auf der andern Seite dadurch offenbar zu allen Errungenschaften der Psychoanalyse der Zugang verschlossen
5) Sein philosophischer Standpunkt ist ein liberaler Optimismus, ein Glaube einerseits an den Fortschritt, andererseits an die Natur und das ihr Gemäße als unfehlbarer Maßstab. Er beruft sich ausdrücklich auf Rousseau, dessen philosophische Erkenntnisse vom neunzehnten Jahrhundert zu unrecht verachtet worden seien ⟨fr 60⟩

# Zur Geschichtsphilosophie, Historik und Politik

Das Heidentum ist eine dämonische Gemeinschaft: aber wie steht diese zu Gott ⟨–,⟩
aber in ihm sind Elemente die in die Sphäre geniushafter Einsamkeit hineinragen.

| | | |
|---|---|---|
| Offenbarung | im Judentum | |
| | Volk – Gesetz | |
| | im Christentum | |
| | Menschheit – niemand | 1) Mensch |
| | | 2) nicht Gesetz |
| | in der Mystik | |
| | Einzelner – Schau, Stimme | 1) Genius einsam |
| | | 2) Erzwingung der Gemeinsch⟨aft⟩ |

Heidentum entsteht wenn die Sphäre des geniushaft Menschlichen, der Urphänomene der Kunst, Musisches und μηχανη⟨,⟩ die symbolisch für das Dasein der Heiligkeit sind⟨,⟩ zur Sphäre der Geistigkeit selbst erhoben wird, zur dämonischen Gemeinschaft. / Das Heidentum steht in der Sphäre des Dämonischen und des Geniushaften.

| | |
|---|---|
| Kunst | – symbolischer Erkenntnisgrad der Wahrheit |
| | – Symbol des Daseins der Heiligkeit |
| Das Musische: | die Vollkommenheit der die Schönheit accidentiell ist |
| Die μηχανη: | die Unvollkommenheit der die Schönheit *wesentlich* ist. |

Verhältnis des Ausdruckslosen zur Mechane und zum Musischen?
⟨fr 61⟩

Die historischen Zahlen sind Namen
Reihe der historischen Zahlen
Das Problem der historischen Zeit muß in Korrelation zu dem des historischen Raumes (Geschichte auf dem *Schauplatz*) gefaßt werden. ⟨fr 62⟩

Die Kosmogonie leistet die Zerlegung der »Natur« in historisch differente Begriffe.

Natur: Chiffre, Schein und Schauplatz<br>
Chiffre und Schauplatz: das Erhabne – die Erde<br>
Schein und Schauplatz: das Schöne – der Himmel

⟨fr 63⟩

## Zum Problem der Physiognomik und Vorhersagung

Die Zeit des Schicksals ist die Zeit, die jederzeit *gleichzeitig* (nicht gegenwärtig) gemacht werden kann. Sie steht unter der Ordnung der Schuld, die in ihr den Zusammenhang bestimmt. Sie ist eine unselbständige Zeit und es gibt in ihr weder Gegenwart noch Vergangenheit noch Zukunft. ⟨fr 64⟩

Die Ethik, auf die Geschichte angewendet, ist die Lehre<br>
von der Revolution<br>
auf den Staat angewendet die Lehre<br>
von der Anarchie<br>
noch andere Anwendungen?

| | |
|---|---|
| Weltbürgertum<br>Weltgeschichte<br>Weltgericht | Gottesgeschichte |

---

A Reine Ethik Freiheitslehre<br>
Angewandte Ethik I Geschichte: Lehre von der Revolution<br>
II Staat: Lehre von der Anarchie

B Reine Rechtsphilosophie<br>
Angewandte Rechtsphilosophie I Geschichte: Lehre von der Weltgeschichte als Entwicklung<br>
II Lehre von der Herrschaft (Monarchie – Demokratie)

| | | | |
|---|---|---|---|
| C | Reine Moral | Handlungslehre | Lehre von der Gerechtigkeit |
| | Angewandte Moral | I Geschichte: | Lehre vom Weltgericht |
| | | II Moral: | Lehre von der Theokratie |

In drei Momenten unterscheidet sich die Weltgeschichte von der Gottesgeschichte:

1 In ihr ist getrennt, was in der Gottesgeschichte eins ist
2 In ihr hat zeitlichen Index was in der Gottesgeschichte keinen hat (z. B. Revolution – Anfang
Weltgericht – Ende)
3 In ihr findet alles in der Zeit statt
(zeitliche Revolutionen, zeitliche Weltgerichte)

Die höchste Kategorie der Weltgeschichte, um die Einsinnigkeit des Geschehens zu verbürgen ist die Schuld. Jedes weltgeschichtliche Moment verschuldet und verschuldend. Niemals können Ursache und Wirkung für die Struktur der Weltgeschichte entscheidende Kategorien sein, denn sie können keine Totalität bestimmen. Die Logik hat den Satz zu erweisen, daß keine Totalität als solche Ursache oder Wirkung sein kann. Es ist ein Fehler der rationalistischen Geschichtsauffassung, irgend eine historische Totalität (d. h. einen Weltzustand) als Ursache oder Wirkung anzusehen. Ein Weltzustand ist aber immer nur Schuld (mit Beziehung auf irgend einen spätern)⟨.⟩ Ob er auch verschuldet ist in Beziehung auf einen frühern (analog wie jedes mechanische Stadium Ursache und Wirkung ist) ist aber zu untersuchen. [Leicht möglich, daß nicht.] Nochmals: Keine Totalität ist Ursache oder Wirkung, keine Ursache oder Wirkung Totalität. D. h. eine Totalität kann ein Ursach-Wirkungs-System in sich enthalten, niemals aber durch dasselbe bestimmt definiert werden.

| | |
|---|---|
| Der Aufrührer | Das historische Individuum |
| Der Herrscher | Die historische Person |

Die Relation zwischen Weltgeschichte und Gottesgeschichte ist methodisch zu erforschen und darzulegen durch die Erforschung der Reihe der historischen Zahlen.

»Moral« Titel des zweiten Teils des Systems. »Moralphilosophie« ist eine dumme Tautologie. Moral ist nichts anderes als die Brechung der Handlung in der Erkennbarkeit; etwas aus dem Bezirk der Erkenntnis. Nicht ist Moral: Gesinnung. ⟨fr 65⟩

## Arten der Geschichte

| | |
|---|---|
| Naturgeschichte | Kosmogonie |
| Weltgeschichte | Stufenleiter der Phänomene |
| Gottesgeschichte | Einsinniger Wirkungszusammenhang von deren Standpunkt aus ist |
| | Naturgeschichte – Schöpfungsgeschichte |
| | Weltgeschichte – Offenbarung |

Naturgeschichte gibt es nur als Kosmogonie oder als Schöpfungsgeschichte, die Herdersche Konzeption von ihr ist falsch, vom irdischen Standpunkt aus gesehen⟨,⟩ aber die Erde ist, weil Menschen auf ihr leben schon ein *welt*geschichtliches Individuum.
Der Phänomenzusammenhang gilt nicht nur für die Himmelswelt sondern auch für die irdische Natur (für sie gilt auch schon der weltgeschichtliche Zusammenhang), auch für den Anthropos als Phänomen, z. B. als Geschlechtswesen, bis zur Grenze der Geschichte.
Die Naturgeschichte erreicht den Menschen nicht, die Weltgeschichte ebensowenig, sie kennt nur das Individuum, der Mensch ist weder Phänomen noch Wirkung sondern Geschöpf. ⟨fr 66⟩

## Methodische Arten der Geschichte

Allgemein ist Geschichte ein einsinniger Verlauf

| | |
|---|---|
| I Pragmatische Geschichte, | verläuft zeitlich, in Kämpfen |
| II Phänomen-Geschichte | behandelt die Reihe der phänomenologischen (nicht zeitlichen) Voraussetzungen der Phänomene; auch sie ist einsinnig (Anwendungsgebiete z. B. Natur- und Kunstgeschichte) |
| III Philologie | behandelt denjenigen Verlauf, der weder wesentlich zeitlich ist noch wesentlich gesonderte Phänomene |

aufweist: den terminologischen. Die Philologie ist Verwandlungsgeschichte, ihre Einsinnigkeit beruht darauf daß die Terminol⟨ogie⟩ nicht Voraussetzung sondern Stoff einer neuen usf. wird. In der Philologie hat der Gegenstand die höchste Kontinuität. Die Einsinnigkeit ist in ihr besonders modifiziert, da sie letzten Endes zum Zyklischen neigt. Diese Geschichte hat ein Ende aber kein Ziel. (Beispiel: Geistesgeschichte, Geschichte der Aufklärung)

Höchst wahrscheinlich können Phänomengeschichte und pragmatische Geschichte mit einander keine fruchtbare Verbindung eingehen, dagegen Philologie und pragmatische Geschichte (Quellenkunde) und Philologie und Phänomen-Geschichte (Interpretation); die Verbindung ist umso enger, je älter die Pragmata und Phänomena sind. Literaturgeschichte und Geschichte der Philosophie sind Interpretationswissenschaften und können ohne strenge Philologie und ausgebildete Phänomenlehre (welche mit Beziehung auf die Natur Morphologie heißt, für Philosophie und Kunst in der Logik liegt) nicht bestehen. Mit demselben Recht oder vielmehr Unrecht wie man Literatur- und Philosophiegeschichte Hilfswissenschaften der Geistesgeschichte nennen würde, gäbe man der Urkundenlehre die Bezeichnung einer Hilfswissenschaft der Geschichte. Methodisch untergeordnet haben sie doch völlig selbstständigen Wert. ⟨fr 67⟩

## Die Fahne

Zu untersuchen: Fahne und aufgerollter Himmel. Der Himmel die Fahne über der Welt. Damit wäre die Immanenz der Erde aus dem solaren und weitern kopernikanischen System getilgt. *Himmel und Erde werden wieder polar*⟨.⟩
Die Fahne bei der Auferstehung – Christus hält sie: gehört zu den Bestimmungen des eschatologischen Ortes.
Die Fahne über der Welt. Fahnenstange – Turm. Turm bis in den

Himmel (Babel)⟨.⟩ Ist früher die Fahnenstange stufenartig (turmartig, *nicht* säulenartig) aufgebaut gewesen? ⟨fr 68⟩

Man unterschätzt heute Briefwechsel, weil sie auf den Begriff des Werkes und der Autorschaft völlig schief bezogen werden; während sie in Wahrheit dem Bezirk des »Zeugnisses« angehören, dessen Beziehung auf das Subjekt so bedeutungslos ist, wie die Beziehung irgend eines pragmatisch-historischen Zeugnisses (Inschrift) auf die Person seines Urhebers. Die »Zeugnisse« gehören zur Geschichte des *Fortlebens* eines Menschen und eben, wie in das Leben das Fortleben mit seiner eignen Geschichte hereinragt, läßt sich am Briefwechsel studieren. (Nicht so an den Werken, in ihnen vermischen sich nicht Leben und Fortleben, sondern die Werke sind wie eine Wasserscheide.) Für die Nachkommenden verdichtet sich der Brief*wechsel* eigentümlich (während der *einzelne* Brief mit Beziehung auf seinen Urheber an Leben einbüßen kann): die Briefe, wie man sie hintereinander in den kürzesten Abständen liest, verändern sich objektiv aus ihrem eignen Leben. Sie leben in einem andern Rhythmus als zur Zeit, da die Empfänger lebten, und auch sonst verändern sie sich. ⟨fr 69⟩

## Zur Geschichtsphilosophie der Spätromantik und der historischen Schule

Die Unfruchtbarkeit, die dieser Geschichsphilosophie trotz ihrer bedeutenden Gedanken in gewisser Hinsicht anhaftet, rührt aus einem ihrer charakteri⟨sti⟩sch modernen Züge her. Sie teilt nämlich mit vielen wissenschaftlichen Theorien der Neuzeit den Absolutismus der Methode. Es ist seit dem Mittelalter die Einsicht in den Reichtum von Schichten, in dem sich die Welt und ihre besten Gehalte aufbauen, verloren gegangen. Und zwar sind diese Schichten zu einem Teil geradezu ontologische, d.h. sie verlaufen in einer Skala vom Sein zum Schein. – Die Geschichtsphilosophie der Restauration verliert an Gewicht in dem Maße, in welchem man das »Wachstum« der Historie zu deren einziger Bewegung erhebt. Und im gleichen Maße treten scheinhafte Einsichten an Stelle einer Einsicht in den Schein, der auch in der Historie waltet. – Was eigentlich das Problem dieser Geschichtsphilosophie gebildet hat, läßt sich

formulieren als die Frage nach dem Verhalten zu ihrem Wachstum. Ihr philosophisches Genie liegt darin, daß theoretische und praktische Haltung identisch waren, in dem Verhalten, das sie einzig anerkannte. Es war die Beobachtung. Diese galt der Romantik nicht wie den Heutigen als ein lediglich theoretisches Verhalten. Darf man vielmehr eine früh- und eine spätromantische Theorie der Beobachtung ⟨unterscheiden⟩, in deren Zentrum für die erste die Reflexion liegt, für die zweite die Liebe, so ist die Überzeugung von der wirkenden Kraft derselben beiden gemeinsam. Der spätromantischen Auffassung galt die Kontemplation als eine Sonne, unter deren Strahl das Geliebte sich zu frischem Wachstum entfaltete. In dem Maße aber als man ihm Strahlung entzog blieb es dunkler und ward ohnmächtiger. In den Abstufungen dieser Verhaltungsweisen waren nicht allein wissenschaftliche sondern praktische Stellungnahmen gegeben. Denn jene Macht, die hier der Beobachtung verliehen wird, ist es im Grunde, welche der Blick des Vaters in der Erziehung in Anspruch nimmt. Nicht sowohl der Wachsamkeit des väterlichen Auges als seiner Kraft der Strahlung oder seiner Trübung muß das heranwachsende Kind inne sein. Und wie diese gewaltlose Leitung, welche freilich nicht später einsetzen darf als die Geburt, in den wesentlichen Dingen mehr als alles andere über das Kind vermag (mehr als Handgreiflichkeiten und vor allem mehr als die Gewalt des vielgerühmten Beispiels), so ist sie auch für den Vater bedeutungsvoller als die Überlegung. Denn indeß sein Blick folgt, lernt sein Auge sehen, was dem Kinde gemäß ist. Und nur dem, welchen der Anblick vieler Dinge vieles gelehrt, wohnt die Kraft der Kontemplation inne. Ganz in diesem Sinne waren die Forscher der historischen Schule eingestellt. Allein es kann nicht fehlen, daß die Hypothese, welche den Grund ihrer Anschauung bildet, versagt, je deutlicher die Betrachtung der Geschichte auf eine Universalität Anspruch erhebt, der die väterliche Liebe nicht pflichtig ist. Denn sie hat es in der Tat wesentlich⟨,⟩ wenn nicht nur⟨,⟩ mit dem Wachstum zu tun. Allem menschlichen Wachstum gegenüber ist ihre Haltung vorbildlich. Anders der Historiker: seine erzieherische Befugnis ist um so schwankender begründet als das Feld seiner Betrachtung unabsehbar ist, und bei weitem nicht allein der Mutterboden friedlichen Wachstums sondern der Bannkreis blutiger Entscheidungen. Deren eigne Sphäre zu verkennen geht nicht an, in ihr ist eine jener Regionen zu erblicken, deren

eigentümliche Gebietshoheit in den ihr entsprechenden Kategorien das moderne Denken nicht mehr festzuhalten vermochte, geschweige daß es den ganzen Himmel der Geschichte nach seinen Sphären geordnet, hätte tragen können. Allzuvieles stürzte in der »organischen« Betrachtung in einander. Aber sie verrät die eigene Beschränktheit am Ende, wenn sie im Ideal eines ungebrochenen Naturzustandes und im Maßstab einer »schönen« Volksentwicklung offenkundig den Bereich wahrhaft historischer, d.i. religiös-pragmatischer, Betrachtung verläßt und einer Haltung anheimfällt, die zwischen ethischem und dem ästhetischen Betrachten hilflos schwankt, eine Verfehlung, der keine Anschauung entgeht, der die Kraft mangelt, die Welt in ihren Schichtungen zu erkennen. Deren Zusammenhang erhellt die Theologie nur unter der Bedingung, daß vermittelnde Philosopheme ihre natürliche Spannung nicht auflösen.

Über die Chronik. Für sie ist das angedeutete Kategoriensystem das zutreffende.
Verhältnis von historischer Kontemplation und historischer Konstruktion. ⟨fr 70⟩

## Die Bedeutung der Zeit in der moralischen Welt

Man pflegt in den Institutionen des Rechts, die es gestatten Faktum und Urteil mit Beziehung auf Zeiten, die lange zurückliegen, festzustellen, nichts als die zu höchster Prägnanz gelangten Intentionen der Moral selbst zu erblicken. Was aber dem Recht dieses Interesse und diese Macht über längst Vergangnes verleiht, ist – weit entfernt die Gegenwart der Moral in ihm zu repräsentieren – eine Tendenz, die es von der moralischen Welt auf das genaueste abgrenzt; diejenige auf Vergeltung. Wenn im modernen Recht die Vergeltung – gleich als scheue sie, über den Bereich eines Menschenlebens hinauszugreifen – in einem Zeitraum von dreißig Jahren, einem Menschenalter⟨,⟩ sich sogar im äußersten Falle des Mordes begrenzt, so ist es aus ältern Rechtsformen bekannt, daß bis in die Folge fernerer Geschlechter diese vergeltende Gewalt hineinzureichen vermochte. Die Vergeltung steht im Grunde indifferent der Zeit gegenüber, sofern sie durch die Jahrhunderte unvermindert in Kraft bleibt und noch heute wird eine eigentlich heidnische Vorstellung sich in diesem Sinne das jüngste Gericht zurechtlegen: als den

Termin, an welchem allem Aufschub Einhalt, aller Vergeltung Einbruch geboten wird. Allein dieser Gedanke, der des Aufschubs gleich als leeren Säumens spottet, begreift nicht, welche unermeßliche Bedeutung jener ständig zurückgedrängte, von der Stunde jeder Untat so unablässig ins Zukünftige flüchtend⟨e⟩, der Gerichtstag hat. Diese Bedeutung erschließt sich nicht in der Welt des Rechts, wo die Vergeltung herrscht, sondern nur, wo ihr, in der moralischen Welt, die Vergebung entgegentritt. Diese aber findet, um gegen die Vergeltung zu streiten, ihre mächtige Gestaltung in der Zeit. Denn die Zeit, in welcher Ate dem Verbrecher folgt, ist nicht die einsame Windstille der Angst, sondern der vorm immer nahenden Gericht daherbrausende laute Sturm der Vergebung, gegen den sie nicht ankann. Dieser Sturm ist nicht nur die Stimme in der der Angstschrei des Verbrechers untergeht, er ist auch die Hand, welche die Spuren seiner ⟨Untat⟩ vertilgt, und wenn sie die Erde darum verwüsten müßte. Wie der reinigende Orkan vor dem Gewitter dahinzieht, so braust Gottes Zorn im Sturm der Vergebung durch die Geschichte, um alles dahinzufegen, was in den Blitzen des göttlichen Wetters auf immer verzehrt werden müßte⟨.⟩
Was in diesem Bilde gesagt ist, muß sich klar und deutlich in Begriffen fassen lassen: die Bedeutung der Zeit in der Ökonomie der moralischen Welt, in welcher sie nicht allein die Spuren der Untat auslöscht, sondern auch in ihrer Dauer – jenseits allen Gedenkens oder Vergessens – auf ganz geheimnisvolle Art zur Vergebung hilft, wenn auch nie zur Versöhnung. ⟨fr 71⟩

Geschichte ist Chock zwischen Tradition und der politischen Organisation⟨.⟩ ⟨fr 72⟩

*

1) Welt und Zeit
In dem Offenbar-Werden des Göttlichen ist die Welt – der Schauplatz der Geschichte – einem großen Dekompositionsprozeß, die Zeit – das Leben des Darstellers – einem großen Erfüllungsprozeß unterworfen. Der Weltuntergang – die Zerstörung und Befreiung einer (dramatischen) Darstellung. Erlösung der Geschichte vom

Darstellenden. / Aber vielleicht ist in diesem Sinne der tiefste Gegensatz zu »Welt« nicht »Zeit« sondern »die kommende Welt«.

2) Katholizismus – Prozeß des Heraufkommens der Anarchie
Das Problem des Katholizismus ist das der (falschen, irdischen) Theokratie. Der Grundsatz ist hier: echte göttliche Gewalt kann *anders als zerstörend* nur in der kommenden Welt (der Erfülltheit) sich manifestieren. Wo dagegen göttliche Gewalt in die irdische Welt eintritt, atmet sie Zerstörung. Daher ist in dieser Welt nichts Stetiges und keine Gestaltung auf sie ⟨zu⟩ gründen, geschweige denn Herrschaft als deren oberstes Prinzip. (Im übrigen vgl. die Notizen zur Kritik der Theokratie)

3) a Meine Definition von Politik: die Erfüllung der ungesteigerten Menschhaftigkeit

b Es darf nicht heißen: durch die Religion erlassne, sondern muß heißen durch sie erforderte Gesetzgebung des Profanen. Die mosaischen Gesetze gehören wahrscheinlich ausnahmslos nicht zu ihr. Sondern diese gehören der Gesetzgebung über das Gebiet der Leiblichkeit im weitesten Sinne an (vermutlich) und haben eine ganz besondere Stellung; sie bestimmen Art und Zone *unmittelbarer* göttlicher Einwirkung. Und ganz unmittelbar da wo diese Zone sich ihre Grenze setzt, wo sie zurücktritt, grenzt das Gebiet der Politik, des Profanen, der im religiösen Sinne gesetzlosen Leiblichkeit an.

c Die Bedeutung der Anarchie für den profanen Bezirk ist aus dem geschichtsphilosophischen Ort der Freiheit zu bestimmen. (Schwieriger Erweis: hier scheint die Grundfrage der Zusammenhang von Leiblichkeit und Individualität)

4) Das Soziale ist in seinem jetzigen Stande Manifestation gespenstischer und dämonischer Mächte, allerdings oft in ihrer höchsten Spannung zu Gott, ihrem aus sich selbst ⟨H⟩erausstreben. Göttliches manifestiert sich in ihnen nur in der revolutionären Gewalt. Nur in der Gemeinschaft, nirgends in den »sozialen Einricht⟨ung⟩en« manifestiert sich Göttliches gewaltlos oder gewaltig. (In dieser Welt ist höher: göttliche Gewalt als göttliche Gewaltlosigkeit. In der kommenden göttliche Gewaltlosigkeit höher als göttliche Gewalt.) Dergleichen Manifestation ist nicht in der Sphäre des Sozialen, sondern der offenbarenden Wahrnehmung und zuletzt und vor allem der Sprache, zuallererst der heiligen zu suchen.

5) a Es handelt sich nicht um »Verwirklichung« der göttlichen Gewalt. Dieser Prozeß ist einerseits selbst die höchste Wirklichkeit und die göttliche Gewalt andrerseits hat ihre Wirklichkeit in sich. (Schlechte Termini!)

b Die Frage nach der Manifestation ist zentral

c »Religiös« ist Unsinn. Zwischen Religion und Konfession besteht kein wesentlicher Unterschied, aber das letzte ist ein enger, in den meisten Zusammenhängen unzentraler Begriff. ⟨fr 73⟩

## Kapitalismus als Religion

Im Kapitalismus ist eine Religion zu erblicken, d.h. der Kapitalismus dient essentiell der Befriedigung derselben Sorgen, Qualen, Unruhen, auf die ehemals die so genannten Religionen Antwort gaben. Der Nachweis dieser religiösen Struktur des Kapitalismus, nicht nur, wie Weber meint, als eines religiös bedingten Gebildes, sondern als einer essentiell religiösen Erscheinung, würde heute noch auf den Abweg einer maßlosen Universalpolemik führen. Wir können das Netz in dem wir stehen nicht zuziehn. Später wird dies jedoch überblickt werden.

Drei Züge jedoch sind schon der Gegenwart an dieser religiösen Struktur des Kapitalismus erkennbar. Erstens ist der Kapitalismus eine reine Kultreligion, vielleicht die extremste, die es je gegeben hat. Es hat in ihm alles nur unmittelbar mit Beziehung auf den Kultus Bedeutung, er kennt keine spezielle Dogmatik, keine Theologie. Der Utilitarismus gewinnt unter diesem Gesichtspunkt seine religiöse Färbung. Mit dieser Konkretion des Kultus hängt ein zweiter Zug des Kapitalismus zusammen: die permanente Dauer des Kultus. Der Kapitalismus ist die Zelebrierung eines Kultes sans rêve et sans merci. Es gibt da keinen »Wochentag«⟨,⟩ keinen Tag der nicht Festtag in dem fürchterlichen Sinne der Entfaltung allen sakralen Pompes⟨,⟩ der äußersten Anspannung des Verehrenden wäre. Dieser Kultus ist zum dritten verschuldend. Der Kapitalismus ist vermutlich der erste Fall eines nicht entsühnenden, sondern verschuldenden Kultus. Hierin steht dieses Religionssystem im Sturz einer ungeheuren Bewegung. Ein ungeheures Schuldbewußtsein das sich nicht zu entsühnen weiß, greift zum Kultus, um in ihm diese Schuld nicht zu sühnen, sondern universal zu machen, dem Bewußtsein sie einzuhämmern und endlich und vor allem den

Gott selbst in diese Schuld einzubegreifen⟨,⟩ um endlich ihn selbst an der Entsühnung zu interessieren. Diese ist hier also nicht im Kultus selbst zu erwarten, noch auch in der Reformation dieser Religion, die an etwas Sicheres in ihr sich müßte halten können, noch in der Absage an sie. Es liegt im Wesen dieser religiösen Bewegung, welche der Kapitalismus ist⟨,⟩ das Aushalten bis ans Ende⟨,⟩ bis an die endliche völlige Verschuldung Gottes, den erreichten Weltzustand der Verzweiflung auf die gerade noch *gehofft* wird. Darin liegt das historisch Unerhörte des Kapitalismus, daß Religion nicht mehr Reform des Seins sondern dessen Zertrümmerung ist. Die Ausweitung der Verzweiflung zum religiösen Weltzustand aus dem die Heilung zu erwarten sei. Gottes Transzendenz ist gefallen. Aber er ist nicht tot, er ist ins Menschenschicksal einbezogen. Dieser Durchgang des Planeten Mensch durch das Haus der Verzweiflung in der absoluten Einsamkeit seiner Bahn ist das Ethos das Nietzsche bestimmt. Dieser Mensch ist der Übermensch, der erste der die kapitalistische Religion erkennend zu erfüllen beginnt. Ihr vierter Zug ist, daß ihr Gott verheimlicht werden muß, erst im Zenith seiner Verschuldung angesprochen werden darf. Der Kultus wird vor einer ungereiften Gottheit zelebriert, jede Vorstellung, jeder Gedanke an sie verletzt das Geheimnis ihrer Reife.

Die Freudsche Theorie gehört auch zur Priesterherrschaft von diesem Kult. Sie ist ganz kapitalistisch gedacht. Das Verdrängte, die sündige Vorstellung, ist aus tiefster, noch zu durchleuchtender Analogie das Kapital, welches die Hölle des Unbewußten verzinst.

Der Typus des kapitalistischen religiösen Denkens findet sich großartig in der Philosophie Nietzsches ausgesprochen. Der Gedanke des Übermenschen verlegt den apokalyptischen »Sprung« nicht in die Umkehr, Sühne, Reinigung, Buße, sondern in die scheinbar stetige, in der letzten Spanne aber sprengende, diskontinuierliche Steigerung. Daher sind Steigerung und Entwicklung im Sinne des »non facit saltum« unvereinbar. Der Übermensch ist der ohne Umkehr angelangte, der durch den Himmel durchgewachsne, historische Mensch. Diese Sprengung des Himmels durch gesteigerte Menschhaftigkeit, die religiös (auch für Nietzsche) Verschuldung ist und bleibt⟨,⟩ hat Nietzsche pr⟨ä⟩judiziert. Und ähnlich Marx: der nicht umkehrende Kapitalismus

wird mit Zins und Zinseszins, als welche Funktion der *Schuld* (siehe die dämonische Zweideutigkeit dieses Begriffs) sind, Sozialismus.
Kapitalismus ist eine Religion aus bloßem Kult, ohne Dogma.
Der Kapitalismus hat sich – wie nicht allein am Calvinismus, sondern auch an den übrigen orthodoxen christlichen Richtungen zu erweisen sein muß – auf dem Christentum parasitär im Abendland entwickelt, dergestalt, daß zuletzt im wesentlichen seine Geschichte die seines Parasiten, des Kapitalismus ist.
Vergleich zwischen den Heiligenbildern verschiedner Religionen einerseits und den Banknoten verschiedner Staaten andererseits.
Der Geist, der aus der Ornamentik der Banknoten spricht.
Kapitalismus und Recht. Heidnischer Charakter des Rechts Sorel Réflexions sur la violence p 262
Überwindung des Kapitalismus durch Wanderung Unger Politik und Metaphysik S 44
Fuchs: Struktur der kapitalistischen Gesellschaft o. ä.
Max Weber: Ges. Aufsätze zur Religionssoziologie 2 Bd 1919/20
Ernst Troeltsch: Die Soziallehren der chr. Kirchen und Gruppen (Ges. W. I 1912)
Siehe vor allem die Schönbergsche Literaturangabe unter II
Landauer: Aufruf zum Sozialismus p 144
Die Sorgen: eine Geisteskrankheit, die der kapitalistischen Epoche eignet. Geistige (nicht materielle) Ausweglosigkeit in Armut, Vaganten- Bettel- Mönchtum. Ein Zustand der so ausweglos ist, ist verschuldend. Die »Sorgen« sind der Index dieses Schuldbewußtseins von Ausweglosigkeit. »Sorgen« entstehen in der Angst gemeinschaftsmäßiger, nicht individuell-materieller Ausweglosigkeit.
Das Christentum zur Reformationszeit hat nicht das Aufkommen des Kapitalismus begünstigt, sondern es hat sich in den Kapitalismus umgewandelt.
Methodisch wäre zunächst zu untersuchen, welche Verbindungen mit dem Mythos je im Laufe der Geschichte das Geld eingegangen ist, bis es aus dem Christentum soviel mythische Elemente an sich ziehen konnte, um den eignen Mythos zu konstituieren.
Wergeld / Thesaurus der guten Werke / Gehalt der dem *Priester* geschuldet wird⟨.⟩ Plutos als Gott des Reichtums
Adam Müller: Reden über die Beredsamkeit 1816 S 56ff

Zusammenhang des Dogmas von der auflösenden, uns in dieser Eigenschaft zugleich erlösenden und tötenden Natur des Wissens, mit dem Kapitalismus: die Bilanz als das erlösende und erledigende Wissen.
Es trägt zur Erkenntnis des Kapitalismus als einer Religion bei, sich zu vergegenwärtigen, daß das ursprüngliche Heidentum sicherlich zu allernächst die Religion nicht als ein »höheres« »moralisches« Interesse, sondern als das unmittelbarste praktische gefaßt hat, daß es sich mit andern Worten ebensowenig wie der heutige Kapitalismus über seine »ideale« oder »transzendente« Natur im klaren gewesen ist, vielmehr im irreligiösen oder andersgläubigen Individuum seiner Gemeinschaft genau in dem Sinne ein untrügliches Mitglied derselben sah, wie das heutige Bürgertum in seinen nicht erwerbenden Angehörigen. ⟨fr 74⟩

Hitlers herabgeminderte Männlichkeit –
zu vergleichen mit dem femininen Einschlag des Verelendeten wie ihn Chaplin darstellt
soviel Glanz um so viel Schäbigkeit
Hitlers Gefolgschaft
zu vergleichen mit Chaplins Publikum
Chaplin – die Pflugschar, die durch die Massen geht; das Gelächter lockert die Masse auf
der Boden des dritten Reiches wird festgestampft und da wächst kein Gras mehr
Verbot der Marionetten in Italien, der Chaplinfilme im dritten Reich –
jede Marionette kann Mussolinis Kinn und jeder Zoll von Chaplin den Führer machen
Der arme Teufel will ernst genommen werden und sogleich muß er die ganze Hölle aufbieten
Chaplins Gefügigkeit liegt vor aller Augen, Hitlers nur vor denen seiner Auftraggeber
Chaplin zeigt die Komik von Hitlers Ernst; wenn er den feinen Mann spielt, dann wissen wir, welche Bewandtnis es mit dem Führer hat
Chaplin ist der größte Komiker geworden, weil er das tiefste Grauen der Zeitgenossen sich einverleibte

Das modische Leitbild Hitlers ist nicht der Militär sondern der bessere Herr, die feudalen Herrschaftsembleme sind außer Kurs; es blieb nur die Herrenmode. Chaplin hält sich auch an die Herrenmode. Er tut es, um die Herrenkaste beim Wort zu nehmen. Sein Stöckchen ist der Stab, um den sich der Parasit rankt (der Vagabund ist so gut ein Schmarotzer wie der Gent) und seine Melone, die auf dem Kopf keinen festen Ort mehr hat, verrät, daß die Herrschaft der Bourgeoisie wackelt.

Man hätte unrecht, die Figur Chaplins nur psychologisch zu deuten. Es ist selten, daß so volkstümliche Gestalten nicht einige Requisiten oder Embleme mit sich führen, die von außen her ihnen den richtigen Akzent verleihen. Diese Rolle spielt für Chaplin die Ausstaffierung mit dem Stöckchen und der Melone.

»Das gibt's nur einmal, das kommt nicht wieder.« Hitler nahm den Reichspräsidententitel nicht an; er sah es darauf ab, die Einmaligkeit seiner Erscheinung den Leuten einzuprägen. Diese Einmaligkeit kommt seinem magisch versetzten Prestige zustatten. ⟨fr 75⟩

*

## Das Recht zur Gewaltanwendung

*Blätter für religiösen Sozialismus I 4*

*Zu I*

1) Es »ist der Rechtsordnung wesentlich die Tendenz, gegen den Versuch, sie zu brechen, unter Anwendung von Zwang zu reagieren, den richtigen Zustand zwangsweise zu erhalten bezw. wiederherzustellen.⟨«⟩

Die Begründung dieses richtigen Satzes mit Hinweis auf die intensive Verwirklichungstendenz des Rechts ist schief. Es handelt sich um eine untergeordnete Wirklichkeit⟨,⟩ auf die das Recht es absieht. Um den gewalttätigen Rhythmus der Ungeduld, in welchem das Recht existiert und sein Zeitmaß hat, im Gegensatz zum guten⟨?⟩ Rhythmus der Erwartung, in welchem das messianische Geschehen verläuft.

2) »Nur der Staat hat ein Recht zur Gewaltanwendung« (und jede Gewaltanwendung seinerseits bedarf eines besondern Rechtes)

Wenn der Staat als das oberste Rechtsinstitut begriffen und gesetzt ist, so folgt aus Satz 1) die notwendige Geltung von Satz 2). Und zwar ist es hierfür belanglos, ob der Staat sich aus eigner oder fremder Machtvollkommenheit als oberstes Rechtsinstitut einsetzt, m.a.W. Satz 2) gilt auch für die irdische Theokratie. Eine andere Bedeutung des Staates aber hinsichtlich der Rechtsordnung als eine der beiden im vorher gehenden Satz bezeichneten ist nicht denkbar.

## *Zu II*

Kritische Möglichkeiten[1, 2]
A) Das Recht zur Gewaltanwendung für den Staat und für den einzelnen leugnen
B) Das Recht zur Gewaltanwendung für den Staat und für den einzelnen unbedingt anerkennen
C) Das Recht zur Gewaltanwendung für den Staat anerkennen
D) Das Recht zur Gewaltanwendung nur für den einzelnen anerkennen.
Zu A) Diese Anschauung ist die vom Referenten als ethischer Anarchismus bezeichnete. Seine Widerlegung desselben ist in keiner Weise aufrecht zu erhalten. Denn 1) ist eine »zwangsweise« herbeigeführte Höhe des Kulturniveaus, welche die Anwendung von Gewalt angeblich rechtfertigen soll, eine contradictio in adjecto⟨.⟩ 2) ist es ein typisch moderner und auf sehr mechanistischen Denkgewohnheiten beruhender Irrtum, daß die Ordnung irgend eines kulturellen Status sich von Minimaldaten aus aufbauen lasse, wie die Sicherung der physischen Existenz eines ist. Vielleicht lassen sich in der Tat Indices eines kulturellen Status erkennen, die zum Ziele des Strebens gesetzt werden können: aber das sind gewiß nicht die Minimaldaten. 3) ist durchaus falsch, daß der Kampf ums Dasein im Rechtsstaat zu einem Kampf ums Recht wird. Vielmehr zeigt die Erfahrung aufs deutlichste das Umgekehrte. Und dies ist

1 Anm. Im Sinne dieser Disjunktionen steht der Einzelne *nicht* im Gegensatz zur lebendigen Gemeinschaft; sondern zum Staat.
2 Für den Staat gelten die hier aufgestellten Möglichkeiten gegenüber sowohl andern Staaten wie Bürgern.

notwendig so, weil das Recht nur scheinbar um der Gerechtigkeit willen, in Wahrheit um des Lebens willen sich behauptet. Und zwar um das eigne Leben gegen die eigne Schuld zu behaupten. ⟨I⟩m Recht kommt die eigentlich normative *Kraft* im entscheidenden Falle *stets* dem Faktischen zu. 4) beruht die Erwägung, daß der Zwang trotz allem was der Ethiker dagegen haben mag, »Einfluß auf die innere Haltung der Menschen« habe⟨,⟩ auf einer plumpen Quaternio terminorum, insofern als »innere Haltung« dabei mit »sittlicher Haltung« verwechselt wird. Sonst ist nämlich dies Argument in einer ethischen Erwägung nicht beweiskräftig. – Dagegen ist der sog. »ethische Anarchismus« aus ganz andern Überlegungen hinfällig. S. meinen Aufsatz »Leben und Gewalt«.
Zu B) Diese Anschauung, die der Referent in II unter 2) aufführt, ist in sich selbst widerspruchsvoll. Denn der Staat ist nicht eine Person neben andern, sondern das oberste Rechtsinstitut, das, wo es⟨,⟩ wie im obigen Satz ethisch anerkannt wird, eine unbedingte Anerkennung der Gewaltanwendung für einzelne ausschließt. Der Referent scheint dennoch auf diesem Standpunkt zu stehen, da er ohne dem Staat abzusagen, doch eventuell Gewalt des einzelnen ihm gegenüber anerkennt.
Zu C) Dieser Satz kann im Prinzip vertreten werden, wo die Anschauung waltet, daß die sittliche Ordnung je die Form einer Rechtsordnung, die dann nur durch den Staat vermittelt gedacht sein kann, annimmt. Das jeweils geltende Recht beansprucht die Anerkennung dieses Satzes ohne sie zu vollziehen. (Ihr Vollzug ist hinsichtlich des gegenwärtigen Standes kaum vorstellbar.)
Zu D) Diese Anschauung, deren sachliche Unmöglichkeit dem Referenten so sehr ausgemacht scheint, daß er sich nicht einmal ihre logische Möglichkeit als eines eigentümlichen Standpunktes klar macht, sondern sie eine inkonsequent einseitige Anwendung des ethischen Anarchismus nennt, muß vertreten werden wo einerseits zwar (im Gegensatz zu A) kein prinzipieller Widerspruch zwischen Gewalt und Sittlichkeit, andrerseits aber (im Gegensatz zu C) ein prinzipieller Widerspruch zwischen Sittlichkeit und Staat (bezw. Recht) erblickt wird. Die Darlegung dieses Standpunkts gehört zu den Aufgaben meiner Moralphilosophie, in deren Zusammenhang der Terminus Anarchismus sehr wohl für eine Theorie gebraucht werden darf, welche das sittliche Recht nicht der Gewalt als solcher, sondern allein jeder menschlichen Institution, Gemeinschaft oder

Individualität abspricht⟨,⟩ welche sich ein Monopol auf sie zuspricht oder das Recht auf sie auch nur prinzipiell und allgemein in irgend einer Perspektive sich selbst einräumt, anstatt sie als eine Gabe der göttlichen Macht, als *Machtvollkommenheit* im einzelnen Falle zu verehren.

Zwei Bemerkungen zum Nachwort des Herausgebers.
I) Der »ethische Anarchismus« ist in der Tat als politisches Programm, d.h. als ein Plan des Verhaltens, welcher mit Hinsicht auf das Werden eines neuen weltbürgerlichen Zustands gefaßt ist, widerspruchsvoll. Den übrigen Ausführungen gegen denselben ist jedoch vieles zu entgegnen. 1) Wenn da gesagt ist, daß »jeder Nicht-Vollreife« in der Tat kein andres Mittel hat, dem gewaltsamen Angriff zu begegnen, so ist zu erwidern, daß der Voll-Reife dies sehr oft genau so wenig hat (und überhaupt hat dies mit Reife nichts zu tun) und der »ethische Anarchismus« will auch nichts weniger vorschlagen, als ein Mittel gegen die Gewalt. 2) Gegen die »Geste« der Gewaltlosigkeit, wo sie etwa ins Martyrium ausmündet⟨,⟩ ist garnichts zu besagen. In der Moral, ja von allem moralischen Handeln gilt schrankenlos Mignons Wort »So laßt mich scheinen⟨,⟩ bis ich werde«. Kein Schein verklärt so wie dieser. 3) Was die Prognosen über den politischen Erfolg dieser Widerstandslosigkeit sowie über die ewige Herrschaft der Gewalt auf Erden angeht, so ist, ganz besonders der letzten These gegenüber – sofern unter Gewalt die physische Aktion verstanden ist ⟨–⟩, die größte Skepsis nicht abzuweisen.
Hingegen (so hinfällig »ethischer Anarchismus« als Politik ist) vermag (wie schon soeben unter 2) angedeutet) ein Handeln das ihm gemäß ist, die Moralität des Einzelnen oder der Gemeinschaft zu höchster Höhe zu erheben, wo sie leiden, weil ihnen gewaltsamer Widerstand nicht göttlich geboten scheint. Wenn Gemeinden galizischer Juden sich in ihren Synagogen niederschlagen ließen ohne Gegenwehr, so hat das mit »ethischem Anarchismus« als politischem Programm nichts zu tun, sondern hier tritt das bloße »Nicht-Widerstehen dem Bösen« als moralische Handlung in heiliges Licht.
II) Über das Recht zur Gewaltanwendung eine allgemein verbindliche Entscheidung zu fällen ist notwendig – und möglich⟨,⟩ weil die Wahrheit über die Moral nicht Halt macht vor der Chimäre der

moralischen Freiheit. – Es ist aber, wenn man sich auf die argumentatio und dissertatio ad hominem einläßt und also von dem soeben ⟨B⟩ehaupteten absieht, eine subjektive Entscheidung für Anspruch oder Verzicht auf gewalthaftes Handeln in abstracto nicht eigentlich ins Auge zu fassen, weil eine wahrhaft *subjektive* Entscheidung wohl nur angesichts bestimmter Ziele des Wunsches vorstellbar scheint. ⟨fr 76⟩

# Zur Ästhetik

## Aphorismen zum Thema ⟨Phantasie und Farbe⟩

Das Anschauen der Phantasie ist ein Schauen innerhalb des Kanon, nicht ihm gemäß, daher rein aufnehmend, unschöpferisch.

Kunstwerke sind nur in der Idee schön. In dem Maße sind sie es nicht, als sie gemäß dem Kanon sind, statt in ihm. (Musik, Futuristische Malerei – streben ins Innere?)

Verhältnis des künstlerischen Kanons zur Phantasie außerhalb der Farbe? Alle Künste beziehen sich endlich auf *Phantasie*.

Die Farbe ist schön, aber es hat keinen Sinn, schöne Farben hervorzubringen, weil Farbe Schönheit als Eigenschaft, nicht als Erscheinung im Gefolge ist.

Farbe nimmt in sich auf, indem sie färbt und sich hingibt.

Farbe muß gesehen werden.

Die Farben geben keine Harmonielehre aufzustellen, weil in diese⟨r⟩ doch die Zahl nur der Ausdruck unendlicher Möglichkeiten, die nur systematisch zusammengefaßt werden, ist. Es gibt zu einem Grundton Oktave bis None und so fort in immer reichrer Entfaltung. Die Harmonie der Farbe ist eine einzige in einem bestimmten Medium, sie entbehrt des Vielfachen, weil sie ungeschaffen, nur in der Anschauung besteht. Harmonielehre ist nur im Übergang zu Licht und Schatten möglich, also mit Beziehung auf den Raum.

Zur malerischen Farbe: sie entspringt als einzelne in der Phantasie, aber ihre Reinheit wird durch die Beziehung zum Raume verfälscht und so entsteht Licht und Schatten. Diese sind ein Mittleres zwischen der reinen Phantasie und der Schöpfung und in ihnen bestehen die malerischen Farben.

Farbe verhält sich zu Optik nicht, wie Linie zu Geometrie.

In der Plastik ist die Farbe Eigenschaft. Gefärbte Statuen, zum Unterschied von der Malerei. ⟨fr 77⟩

## Die Farbe vom Kinde aus betrachtet

Die Farbe ist etwas Geistiges, etwas dessen Klarheit geistig ist oder dessen Vermischung Nüance, nicht Verschwommenheit ist. Der Regenbogen ist ein reines kindliches Bild. In ihm ist die Farbe ganz Kontur, sie ist die Grenzbezeichnung für den kindlichen Menschen, nicht der schichthafte Überzug der Substanz, wie für den Erwachsenen. Dieser abstrahiert von der Farbe als dem trügerischen Deckmantel individuell einzelner Dinge in Zeit und Raum. In der konturierenden Farbe sind die Dinge nicht versachlicht, sondern erfüllt von einer Ordnung in unendlichen Nüancen; die Farbe ist das Einzelne, aber nicht als tote Sache und eigensinnige Individualität, sondern als Beflügeltes, welches von einer Gestalt zur andern überfliegt. Kinder machen Seifenblasen. Auch die Bunten Stücke des Stäbchenspiels, Ausnähsachen, Abziehbilder, Teespiele, sogar Ziehbilderbücher und in geringerm Maße auch Papierflechtarbeiten beziehen sich auf diese Natur der Farbe.
Kinder haben Freude an der Veränderung der Farbe im beweglichen Übergang von Nüancen (Seifenblase) oder in der deutlichen und ausdrücklichen Qualitätssteigerung von Farben auf Öldrucken, Malerauslagen, Abziehbildern und Laterna magica. Die Farbe ist für sie von feuchter Art, das Medium aller Veränderungen und nicht Symptom. Ihr Auge ist nicht auf das Plastische gerichtet, das sie durch Tasten feststellen. Vermutlich ist bei Kindern die Differenziertheit innerhalb einer Sinnesauffassung (Gesicht, Gehör u.s.f.) größer als beim Erwachsenen, der die sogar entwickelte Korrespondenz verschiedner Sinnesvermögen hat. Die kindliche Auffassung der Farbe bringt den Gesichtssinn zur höchsten künstlerischen Ausbildung, zur Reinheit, indem sie ihn isoliert, sie erhebt diese Bildung zu einer geistigen, da sie die Gegenstände nach ihrem farbigen Gehalt anschaut und folglich nicht isoliert, sondern sich die zusammenhängende Anschauung der Phantasiewelt in ihnen sichert. Phantasie ist nur durch solche Anschauung von Farben und im Umgang mit ihnen ganz zu entwickeln, zu befriedigen, in Zucht zu halten. Wo sie sich aufs Plastische wirft wird sie üppig, wo sie auf die Geschichte geht, nicht minder und in der Tonkunst bleibt sie

unfruchtbar. Phantasie kann sich nämlich niemals auf die Form beziehen, die Sache des Gesetzes ist, sondern nur die lebendige Welt vom Menschen aus schöpferisch im Gefühl anschauen. Dies geschieht in der Farbe, die deshalb auch nicht einzeln und rein sein darf, wo sie stumpf bleibt, sondern nüanciert, bewegt, willkürlich und immer schön bleibt, wo sie nicht die Gegenstände illustrieren will. Sofern ist das Austuschen eine reinere pädagogische Funktion als das Malen, wenn es die Durchsichtigkeit und Frische hat und nicht eine klecksige Haut der Dinge zeigt. Erwachsene, produktive Menschen finden an der Farbe keinen Halt, für sie ist sie nur in gesetzlichen Beziehungen möglich, denn sie haben eine Weltordnung zu geben, aber nicht die innersten Gründe und Wesensarten aufzufassen, sondern eben sie zu entwickeln. Die Farbe im Leben des Kindes ist der reine Ausdruck ⟨seiner⟩ reinen Empfänglichkeit, sofern sie sich auf die Welt richtet. Sie enthält die Anweisung zu einem Leben des Geistes, welches schöpferisch ebenso wenig sich auf Umstände und Zufälle bezieht als die Farbe, wenngleich aufnehmend, vom Dasein toter kausaler Substanzen mitteilt.
Die Farbigkeit der Kinderzeichnung geht von der Buntheit aus. Die besondere und höchste Durchsichtigkeit der Farbigkeit überhaupt wird angestrebt und es gibt keine Beziehung auf Form, Fläche, Konzentration zum Raum. Das reine Sehen ist nämlich nicht auf den Raum und auf den Gegenstand gerichtet, sondern auf die Farbe, die gewiß im höchsten Grade gegenständlich aber nicht raumgegenständlich erscheint. Die Malerei als Kunst geht von der Natur aus durch Sammlung auf die Form hin. Die Gegenständlichkeit der Farbe beruht nicht auf der Form, sie geht ohne die Anschauung empirisch zu streifen sogleich auf den geistigen Gegenstand durch Isolierung des Sehens. Sie hebt die intellektuellen Verbindungen der Seele auf und schafft die reine Stimmung ohne darum die Welt aufzugeben. Die Buntheit affiziert nicht animalisch weil ständig die ungebrochne Phantasie-Tätigkeit des Kindes der Seele entspringt. Weil sie dies aber rein sehen, ohne sich seelisch verdutzen zu lassen, ist es etwas Geistiges: der Regenbogen / bezieht es sich nicht auf eine züchtige Abstraktion, sondern auf ein Leben in der Kunst.
Die künstlerische Ordnung ist paradiesisch, weil noch nirgends an Verschmelzung im Gegenstand der Erfahrung aus Anregung gedacht ist, die Welt vielmehr farbig im Zustande der Identität,

Unschuld, Harmonie ist. Die Kinder schämen sich nicht, denn sie haben keine Reflexion, sondern nur Schau. ⟨fr 78⟩

## Über die Fläche des unfarbigen Bilderbuches

Nicht unbedingt ist das Charakteristische dieser Fläche allein in unfarbigen Bilderbüchern zu finden. Wo die Koloristik der Leichtigkeit ermangelt und ohne Phantasie ist, mit andern Worten, wo allein um der Naturtreue willen die Bilder gefärbt sind, da findet sich auch in farbigen Bilderbüchern das Charakteristische dieser Fläche. Dafür bietet das typische Anschauungsbilderbuch, welches in deutschen Schulen gebraucht wurde oder noch gebraucht wird und das farbige Bilder hat, ein Beispiel. Man glaubt, der Nutzen solcher Bücher bestehe darin, sei es das Kind in den abgebildeten Dingen die wirklichen wiedererkennen zu lehren, sei es an Hand der abgebildeten es in den Bereich der wirklichen einzuführen und mit diesen vertraut zu machen. Wie vergeblich und falsch das letzte wäre, braucht nicht gesagt zu werden. Daß aber auch der erste Vorgang in seinen wesentlichen Stücken etwas anderes ist, als man anzunehmen pflegt, bedarf der Ausführung.
Wollte man dem Kinde – um einen exemplarischen Fall zu konstruieren – neben die Abbildung eines Balls einen, dieser Abbildung bis ins kleinste gleichenden wirklichen legen, so könnte es nicht damit sein Bewenden haben, daß das Kind hier irgendwie die Gleichheit des Abgebildeten mit dem Wirklichen »erkennt«. Vielmehr würde sich hierbei das Erkennen erst als echt und klar erweisen, wenn das Kind die Gleichheit beider Bälle auf seine Weise ausspräche, oder – wo ihm noch alle Worte fehlen – den Namen zu wissen verlangen würde. Es zeigt sich also, daß die Abbildung, und zwar gerade in ihrem naturalistischen Sinne, nicht unmittelbar und sprunglos auf die Wirklichkeit verweist, daß der Sinn sich mit solchem Verweise nicht zufrieden geben würde. Er verlangt vielmehr das Wort. Und zwar ruft das Bild dieses nicht etwa an sich hervor – die Behauptung, daß eine Madonna von Perugino auf das Wort verwiese, wäre gewiß höchst problematisch – sondern allein das lediglich und schlechthin abbildende Bild verlangt dergestalt unerbittlich nach dem Worte, eine Bemerkung, die sich vielleicht an gewissen Details Rousseauscher Bilder verifizieren läßt, die im ganzen als Kunstwerke nicht lediglich und schlechthin abbildend sind, im einzelnen

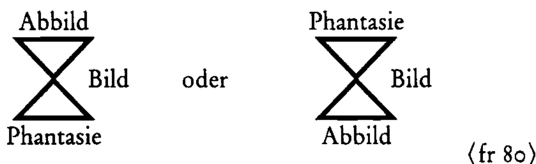
aber aus der Kraft ihres eigentümlichen Stils bisweilen diesen Charakter haben. Man erinnere sich an Rousseaus Luftschiffe und Telegrafenstangen. Diese Angewiesenheit der schlechthin abbildenden Darstellung aufs Wort findet in der Möglichkeit sie zu beschreiben ihren klaren Ausdruck. Nur die abbildende⟨n⟩ Darstellungen, nicht das Kunstwerk, noch die Erscheinungen der Phantasie sind beschreibbar. Mit der stummen Aufforderung der Beschreibung, die in dergleichen Darstellungen liegt, rufen sie im Kinde das Wort wach. Wie aber das Kind diese Bilder im Worte beschreibt, beschreibt es sie in Gedanken. Und zwar um so gebundener, je weniger sinnfällig dem Ohr⟨,⟩ um so sinnfälliger dem Tastsinn, den Augen. Es wohnt in diesen Bildern. Deren Fläche ist nicht, wie die der Kunstwerke, ein Noli me tangere – weder ist sie's an sich, noch für das Kind. Sie ist vielmehr nur gleichsam andeutend bestellt und einer unendlichen Verdichtung fähig. Das Kind dichtet in sie hinein. Und so kommt es, daß es auch in der andern sinnlichen Bedeutung des Wortes diese Bilder mit Vorliebe »beschreibt«. Es bekritzelt sie, es dichtet in diese Bilder hinein, es lernt an ihnen zugleich mit der Sprache die Schrift und zwar eine dichtende, schaffende Schrift: Hieroglyphik. – Die echte Bedeutung jener schlichten graphischen Kinderbücher mit ihren naturalistischen Zeichnungen liegt also weit ab von der toten und stumpfen Drastik, um derentwillen die rationalistische Pädagogik sie empfiehlt. Aber auch hier bestätigt es sich, daß der »Philister oft in der Sache recht hat, wenn auch nie in den Gründen«. Denn keine andern Bilder als diese können das Kind in Sprache und Schrift einführen, eine Einsicht, in deren Ahnung man den ersten Worten in den alten Fibeln das treu gezeichnete Bild dessen beigab, was sie bedeuten.
In der Welt dieser farblosen Bilder erwacht das Kind, wie es in der Welt der farbigen seine Träume austräumt, die voller Erinnerungen sind. ⟨fr 79⟩

## Zur Malerei

Jede Malerei ist notwendig und korrelativ beides: Phantasie und Abbild. Diese beiden Arten von Kunstwesenheit, welche sich vielleicht auch an andern, vielleicht an allen Kunstwerken unterscheiden ließen, sind jedoch dadurch für die Malerei von entscheidender Bedeutung, daß in einem Bilde jeweils die eine oder die andere das

Primat haben muß. Dies erklärt sich aus der Art und Weise, wie im Bilde dem Geheimnis der Ort⟨,⟩ auf den das Bild verweist⟨,⟩ irgendwie im visuellen Raum einer Anschauung bestimmt ist. Wo dann an diesem metaphysischen Ort entweder der reine Abbild-Charakter oder der reine Phantasie-Charakter als »Schlüssel«⟨,⟩ als Enträtselung des korrelativ entgegengesetzten Bildraums auftaucht. So liegt bei Tizian und Macke das Abbildhafte, bei der alten deutschen und niederländischen Malerei das Phantasiehafte im verborgnen Bildraum. Ob dennoch *restlos* der entscheidende malerische Gegensatz der Bildräume sich von diesen Kategorien aus erfüllen läßt? (Gainsborough?)

Wesentliches Schema




⟨fr 80⟩

## Gedanken über Phantasie

Das Licht der Ideen kämpft mit dem Dunkel des schöpferischen Grundes und in diesem Kampfe erzeugt es das Farbenspiel der Phantasie. ⟨fr 81⟩

## Phantasie

Für die Gestalten der Phantasie besitzt die deutsche Sprache kein eignes Wort. Einzig und allein das Wort »Erscheinung« darf man in einer gewissen Bedeutung vielleicht für ein solches ansehen. Und in der Tat hat die Phantasie es nicht mit Gestalten, mit Gestaltung nicht zu tun. Sie gewinnt zwar ihre Erscheinungen diesen ab, aber sie sind als solche ihr sowenig zugeordnet, daß man sogar die Erscheinungen der Phantasie bezeichnen darf als Entstaltung des Gestalteten. Es ist aller Phantasie eigen, daß sie um die Gestalten ein auflösendes Spiel treibt. Die Welt der jungen Erscheinungen, welche dergestalt mit der Auflösung des Gestalteten sich bildet, hat ihre

eigenen Gesetze, welche die der Phantasie sind, deren oberstes eines ist, daß die Phantasie, wo sie entstaltet, dennoch niemals zerstört. Die Erscheinungen der Phantasie vielmehr entstehen in jenem Bereich der Gestalt, da diese sich selbst auflöst. Phantasie löst also nicht selbst auf, denn wo sie dies versucht, wird sie phantastisch. Phantastische Gebilde entstehen, wo die Entstaltung nicht wahrhaft vom Innern der Gestalt selbst aus sich vollzieht. (Die einzig legitime Form des Phantastischen ist die Groteske, in welcher die Phantasie nicht zerstörend entstaltet, sondern zerstörend überstaltet. Die Groteske ist eine Grenzform im Bereich der Phantasie, sie steht, wo diese an ihrer äußersten Grenze wieder Gestaltung zu werden sucht.) Allen phantastischen Gebilden ist ein Moment des Konstruktiven eigen – oder (vom Subjekt aus gesprochen) der Spontaneität. Echte Phantasie dagegen ist unkonstruktiv, rein entstaltend – oder (vom Subjekt aus gesehen) rein negativ.

Die phantasievolle Entstaltung der Gebilde unterscheidet sich von allem zerstörerischen Verfall der Empirie durch zwei Momente: Sie ist erstens zwanglos, kommt aus dem Innern, ist frei und daher schmerzlos, ja leise beseeligend – und zweitens führt sie niemals in den Tod, sondern verewigt den Untergang den sie heraufführt in einer unendlichen Folge von Übergängen. Was das erste dieser Momente angeht, so besagt es, daß der subjektiven Konzeption der Phantasie durch reine Empfängnis der objektive Bereich ihrer Entstaltung als Welt schmerzloser Geburt entspricht. Alle Entstaltung der Welt wird also in ihrem Sinne eine Welt ohne Schmerz phantasieren, welche dennoch vom reichsten Geschehen durchflutet wäre. Diese Entstaltung zeigt ferner – wie das zweite Moment besagt – die Welt in unendlicher Auflösung begriffen, das heißt aber: in ewiger Vergängnis. Sie ist gleichsam das Abendrot über dem verlassnen Schauplatz der Welt mit seinen entzifferten Ruinen. Sie ist die unendliche Auflösung des gereinigten, von aller Verführung entladenen schönen Scheines. Ebenso aber wie der Schein rein ist in seiner Auflösung[1] ist er es in seinem Werden. Im Morgenrot erscheint er anders aber nicht uneigentlicher als im Abendrot. So gibt es einen reinen Schein, den werdenden, auch im Morgenalter der Welt. Es ist der Glanz, der über den Dingen des Paradieses liegt[2]. Endlich ist ein dritter reiner Schein der geminderte, gelöschte oder gedämpfte:

1 Diese Reinheit der vergehenden Natur correspondiert der untergehenden Menschheit.

2 An Otto Runge zu denken〈.〉

das graue Elysium, wie die Bilder von Marées es zeigen. Dieses sind die drei Welten des reinen Scheins, welche der Phantasie angehören.

Entstaltung aber kennt nicht allein die Lichtwelt, wenn sie auch an ihr, als reiner Schein, am ersten sinnfällig werden kann. Entstaltung gibt es im Akustischen (wie die Nacht die Geräusche zu einem einzigen großen Summen depotenziert), im Taktischen (wie die Wolken im Blau oder im Regen sich auflösen). Alle Erscheinungen der Entstaltung in der Natur sind zu übersehen, um die Welt der Phantasieerscheinungen zu umschreiben.

Reine Empfängnis liegt jedem Kunstwerk zu Grunde. Und sie richtet sich immer auf ein Zweifaches: auf die Ideen und die sich Entstaltende Natur. Damit liegt Phantasie jedem Kunstwerk zu Grunde. Vielleicht, ja wahrscheinlich, in verschiedenem Maße. Jedoch ist sie stets unfähig ein Kunstwerk zu konstruieren, weil sie sich als Entstaltendes immer auf ein Gestaltetes außerhalb ihrer selbst beziehen muß, welches denn, wo es in das Werk eintritt, notwendigerweise grundlegend werden muß. Wo es aber ins Werk nicht eintritt, sondern in sentimentaler oder pathetischer oder ironischer Distanz davon gehalten wird, fassen solche Gebilde die Welt der Gestalten als einen Text, zu dem sie den Kommentar oder die Arabeske hergeben. Sie sind sowenig reine Kunstwerke wie das Rätsel, weil sie aus sich herausführen. Diese Kritik gilt von den meisten Werken Jean Pauls, der die größte Phantasie hatte, in diesem Geist der reinen Empfängnis zugleich den Kindern sehr nahestand und zuletzt eben daher der geniale Lehrer der Erziehung war. – In den Ausdruck des Werkes aber vermag allein die Sprache bisweilen die Phantasie aufzunehmen, denn nur die kann im glücklichsten Falle die entstaltenden Mächte in ihrer Gewalt behalten. Jean Paul entglitten sie meist, Shakespeare ist – in seinen Komödien – ihr unvergleichlicher Gewalthaber. Diese Macht der Sprache über die Phantasie ist zu ergründen; zugleich die ganze Verschiedenheit der romantischen Ironie von eigentlicher Phantasie zu zeigen, wie sehr es auch zwischen beiden einen Übergang von der frühern zur spätern Romantik gab.

[Der genaue Gegensatz zur Phantasie ist das Sehertum. Auch reines Sehertum kann nicht ein Werk begründen und doch geht Sehertum in jedes große Kunstwerk ein. Sehertum ist der Blick für werdende Gestaltung, Phantasie der Sinn für werdende Entstaltung. Seher-

tum ist Genie der Ahnung, Phantasie Genie des Vergessens. Die Wahrnehmungsintention der beiden nicht auf der Erkenntnisintention aufgebaut (sowenig wie etwa Hellsicht) in beiden aber auf verschiedene Weise.
Phantasie kennt nur stetig wechselnden Übergang.
Im großen Spiele der Naturvergängnis wiederholt sich ewig die Naturauferstehung als ein Akt. (Sonnenaufgang) / Phantasie ist im letzten Welttag und im ersten.]
Die reine Phantasie hat es nur mit der Natur zu tun. Sie schafft keine neue. Reine Phantasie ist daher keine erfindende Kraft. ⟨fr 82⟩

*

## Die Reflexion in der Kunst und in der Farbe

Die Reflexion in der Kunst geht durch das Geistige als Medium zur Konstruktion. Die Farbe *bleibt* reflektiert im Geistigen als einzelne Erscheinung. Die Welt ist nicht Schöpfung, nicht Dasein, sondern fromm im Geiste. Reine Farben – weiß – können allein die unmittelbarste symbolische Bedeutung haben.
Die Farbe ist schön, aber es hat keinen Sinn, schöne Farben hervorzubringen, weil Farbe Schönheit als Eigenschaft, nicht als Erscheinung im Gefolge ist. Die Farbe ist immer nur Eigenschaft, selbst auf der Palette: Ausdruck in die Welt aufgenommen zu sein und als Schönheit sie zu durchdringen aber sich aufzugeben. Farbe nimmt in sich auf, indem sie färbt und sich hingibt. / Ein getuschter Boden sammelt die Summe seiner Schönheit in dem man ihn sieht. Farbe muß gesehen werden. Demut.
Aufnehmen – Sonnenuntergang.

⟨...⟩ barkeit. *Die Farbe ist daher ursprünglich für sich, das heißt: sie bezieht sich nicht auf Dinge, aber auch nicht etwa auf ihre Erscheinung in Farbflecken; sondern sie bezieht sich auf die höchste Konzentration des Sehens.* Daher die Lust und die Farbe in der Weiße (*Stäbchenspiel*) so wichtig, weil sie von der Natürlichkeit am weitesten absteht. Die Farbe ist undimensional wie die Natur, aber ihr steht nur das Sehen bei. »Ich sehe« heißt ich nehme wahr und auch »Es sieht aus« (meist von Farben)⟨.⟩ Dafür ist die Farbe der

Ausdruck. / Das Aussehen der Farben und ihr gesehen Werden ist gleich / Das heißt: *die Farben sehen sich.* (*Im Innern ein weißer Fleck.*)
Die Arbeit geht darauf⟨,⟩ Farbe und Form als verschieden zu zeigen. Daß sie die Farbe dem Geruch und Geschmack ((einer Sache u⟨nd⟩ eines Menschen)) nähert, hängt mit der Einsicht in eine besondere Welt – die des Kindes und der Dichter zusammen. Baudelaire.
Die malerische Farbe kann nicht für sich gesehen werden, sie hat Beziehung, ist substantiell als Oberfläche oder Grund, irgendwie im Schattiert⟨en⟩ und auf Licht und Dunkel bezogen. Die Farbe im Sinne der Kinder ⟨?⟩ steht ganz für sich, ⟨ist⟩ auf keinen höhern Farbbegriff zu beziehen.
/ Wäre ich von Stoff, ich würde mich färben / ⟨fr 83⟩

Die Farbe hat kein natürliches Medium des Ausdrucks⟨.⟩
Sie ist daher⟨,⟩ von der Seite der Natur betrachtet, nur *an* den Dingen: Eigenschaft⟨.⟩
Von sich selbst aus gesehen, projiziert sie entweder – in der Malerei – den Raum in die Dinge oder – in ihrem eignen Bereich – geht ganz auf das geistige Wesen der Dinge, nicht auf die Substanz. Dies indem sie sie farbig überwältigt – unnüancierte Einzelfarbe – oder der Form nichts zugibt, konturiert, und die Form durch die Nüance überwindet: Farbänderung bei gleichbleibender Helligkeit. Mit dem Fortfallen der Farbe fällt die Konstruktion fort, damit die Schöpfung, Farbe kann nur noch rezipiert werden. Damit gehört sie der Natur an, aber als unempirisches, formloses rein Rezipiertes. Die Farbe gehört einer nur aufgenommnen geistigen Welt an – macht sie aus. Daher ihre Bedeutung für das Kind, der Erwachsene deutet sie symbolisch. Die Farbe in ihrer eignen Welt ist eine geistige Rezeption; Harmonie: der Regenbogen. Der Mensch tritt ihr nur im selbstvergessnen Weben der Phantasie gegenüber. Da verweilt er im Stande der Unschuld: weil er nicht das Geistige bewegt und die Verbindung mit dem Ich in d⟨ie⟩ Schöpfung zerstörend bringt. Das Leben in der Farbe ist die Verheißung der kindlichen geistigen Welt.

## Aphorismen

Die Farbe ist schön, aber es hat keinen Sinn, schöne Farben hervorzubringen, weil Farbe Schönheit als Eigenschaft, nicht als Erscheinung im Gefolge ist.

Farbe muß gesehen werden.

Farbe nimmt in sich auf, indem sie färbt und sich hingibt.

In der Plastik ist die Farbe Eigenschaft – zum Unterschied von der Malerei. ⟨fr 84⟩

Verhältnis der Utopie (Scheerbart) zu Phantasie und Groteske
Komik in der rationalen Auflösung der Phantasiegebilde. Bei der Einwirkung der Begrifflichkeit auf die Phantasie entsteht Komik oder Sinnlichkeit. (In der Erklärung oder im Traum)
Gegen das Phantasiegebilde als in Wahrheit phantastisches Gebilde ⟨fr 85⟩

## Schein

Die Entstaltung
Entstaltung / Kunst
Sprache
Reine Phantasie
Sich färben

Grün
Blau Gelb
paradiesisch Rot elysisch
Schatten

Die Phantasie
I Entstaltung
1 Entstaltung und Idee Groteske
2 Entstaltung und Sprache (Jean Paul Shakespeare)

II Sich färben
1 Entstaltung und Farbe, Scham Schamlosigkeit und Phantastik
2 Reines Licht

| | | | |
|---|---|---|---|
| Schein | a elysisches | Ahnung | die Bedeutung des Grau für die Farben |
| Glanz | b paradiesisches | Erinnerung | (über der Phantasie, bestimmter) |
| Strahl | c seraphisches | | /angelegte Farbe |

Traum
Phantastisches im Traum
Nicht reine Entstaltung, sondern Gestaltübergang
(im Gegensatz zu Farbübergang)
Intermittierendes Licht der Träume, kein Grau
Unechte Dämmerung

Möglichkeit der elysischen Farbe bei Marées durch die Umkehrung des Verhältnisses: die Farbe entsteht aus dem Grau, nicht das Grau aus der Farbe. ⟨fr 86⟩

## Erröten in Zorn und Scham

Zorn von innen – auch physiologisch aus einem andern System⟨·⟩
Farbe kann als »farbiges Licht« nicht in Formen erscheinen. Dies hängt mit dem formlosen Erscheinen der Phantasie zusammen.
Das Mal⟨:⟩ die Fläche auf der von innen und außen her etwas zur Erscheinung kommen kann. Die Mauer. Das menschliche Antlitz.
Gold und die Farbe des Menschenantlitzes als wichtige Farben des Mals. Sind die Farben des Mal⟨s⟩ immer und notwendig – wie die beiden genannten es sind – strahlungsfähig?
Hochentwickeltes Schamgefühl bei Kindern. Daß sie sich so häufig schämen hängt damit zusammen, daß sie soviel Phantasie haben, besonders im frühesten Alter. ⟨fr 87⟩

## Schemata

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| Schein | elysisches | Licht | Farbenraum | |
| Glanz | paradiesisches | | der Phantasie | des Mals |
| Strahl | seraphisches | | Buntheit | Gold |

| | | | |
|---|---|---|---|
| Gefärbtwerden | Sich färben | Die Welt der Phantasie | |
| paradiesisch | elysisch | gesucht | betrachtet |
| Morgenhimmel | Abendhimmel | die Wege zu ihr | ihr Wesen |

| | | | |
|---|---|---|---|
| Phantasieerscheinung | | Phantasie | |
| Gestaltet | Rein | entstaltend | überstaltend |
| Sprache (Shakespeare) | Farbe | schlicht | grotesk |
| | | Scham | Schamlosigkeit |
| | | zusammenhängend (Welt) | zusammenhanglos (einzeln) |

| | | | |
|---|---|---|---|
| Phantasie | | Scham | Reue |
| rein | unrein | natürliches Korrektiv | übernatürliches Korrektiv |
| Phantasiewelt | Traumwelt | | |
| mit der Idee verträglich, doch bei ihr unsichtbar | durch Sinnlichkeit und Begriffe getrübt | | |

⟨fr 88⟩

## Zur Phantasie

Herbst und Winter

Im Herbst ist der Zusammenhang der auftretenden und wechselnden Färbung mit dem Untergang zu Tage liegend. (Vgl. ⟨Christian Friedrich⟩ Heinle: Wäre ich von Stoff, ich würde mich färben) Die tiefere Färbung begleitet den eigentlich irdischen Untergang. (So

das Phosphoreszieren fauliger Körper.) Werden spricht sich aus in Gestaltung (junge Knospen) Vergehen in Färbung. Dagegen bezeichnet das sich Entfärben eine nicht irdische, und das will sagen nicht ewige Art des Unterganges, sondern solchen, der mit dem Werden in einer überirdischen Sphäre zusammenfällt. So das sich Entfärben, Erbleichen des Menschen im Tode. So das Erbleichen der Natur im Winter; dieses letzte steht hinweisend für diejenigen Naturerscheinungen, welche einst mit dem animalischen Leben aufhören, und nicht in die ewige Vergängnis hinuntergehen sollen.
Zusammenhang der Phantasie mit der Scham
»Er wird rot – er möchte vergehen«⟨.⟩ Andererseits: Tendenz auf Schamlosigkeit in der Phantastik (Groteske)

Farblosigkeit des höhern Lichts. »Farbloses Licht der Vernunft«.
In Rot kulminieren die Farben der Phantasie
Dagegen: blau (Farbe der Ideen?)
*Reine* Phantasie – zum Unterschied von der Traumphantasie zum Beispiel. Über die Art der Farbigkeit der Traumwelt. Reine Phantasie nur außerhalb des Menschlichen. / Farbigkeit der Ruinen: Eingehen in die Landschaft, Bewachsenheit. / Rostfarbe ⟨fr 89⟩

Zu ⟨Richard⟩ Müller-Freienfels: Gefühlstöne der Farbenempfindungen (Zeitschrift für Psychologie und Physiologie der Sinnesorgane I Abt Bd 46 p ⟨241–274⟩
Vollkommen bodenloser undifferenzierter Lustbegriff in dieser Arbeit.
Demgegenüber Einschränkung der Fragestellung in der meinigen nötig.
Er behauptet Farbenempfindung⟨en⟩ seien zu schwach zur Auslösung bedeutenderer Gefühle – dazu bedürfe es der Farbenvorstellung. Diese aber ⟨– und die⟩ von ihr ausgehenden Vorstellungsgefühle – scheinen ihm ganz fälschlich nur durch gegenständlich geformte, nicht durch bloße Farben erweckt werden zu ⟨können.⟩

Im »Westöstlichen Divan« heißt es von Gott: »Da erschuf er Morgenröte, / Die erbarmte sich der Qual; / Sie entwickelte dem Trüben / *Ein erklingend Farbenspiel*, / Und nun konnte wieder lieben / Was

erst auseinander fiel.« (Wiederfinden Buch Suleika). Das Einende, was hier mit Beziehung auf Licht und Finsternis von der Morgenröte ausgesagt wird, das harmonisch erklingende Farbenspiel eignet durchaus den Farben der Phantasie, die zwischen Aufgang und Untergang spielen. (Die gleiche versöhnende Macht im Regenbogen als dem Symbol des Friedens.)

Tuschen, anlegen
Bei den Chinesen ist »Hoa, malen soviel als Kua, anhängen; man hängt fünf Farben an die Dinge 〈«〉 (Pfizmaier Sitzungsber. d. philologisch-historischen Kl. d. Wiener Ak. d. W. 1871 p 164〈)〉

Rost hängt etymologisch mit Rot zusammen (Wackernagel, Glossar) 〈fr 90〉

## Zu einer Arbeit über die Schönheit farbiger Bilder in Kinderbüchern
Bei Gelegenheit des Lyser

Vgl. den Dialog über den Regenbogen. Dort ist die angelegte Farbe auf den getuschten Bildern von der Farbe der Malerei, die das Mal macht, unterschieden. Was im Mal erscheint, spricht durch die Wahrnehmung das ganze metaphysische Wesen des Menschen verwandt an, und die Phantasie spricht in ihm nicht losgelöst von der notwendig moralisch mitbestimmten und gültigen Sehnsucht des Menschen. Umgekehrt streift die Malerei, wo in ihr die Farbigkeit, das durchsichtig oder glühend Bunte der Farbe ihre Beziehung zur Fläche beeinträchtigt, wie sehr sie auch entzückt, den leeren Effekt, in dem die Phantasie dem Herzen ausgespannt ist und lastlos dahinjagt (ein Bild des Dosso Dossi schwebt mir vor)〈.〉 – In den Bildern der Kinderbücher bewirkt es jedoch meist der Gegenstand und die große Selbstständigkeit der graphischen Unterlage (als Holzschnitt oder Kupfer) daß an eine Synthese von Herz und Phantasie, solcherart wie sie die Malerei im Mal findet, nicht gedacht werden kann. Vielmehr darf, ja muß die Phantasie hier losgebunden sein, damit sie in ihrer Sphäre dasjenige hervorbringen kann, worauf der Geist der Zeichnung anspielt.
Die Kinderbücher dienen nicht dazu, ihre Betrachter in die Welt der Gegenstände, Tiere und Menschen, in das sogenannte Leben

unmittelbar einzuführen. Wenn es vielmehr irgend überhaupt etwas wie die platonische Anamnesis gibt, so hat es bei den Kindern statt, deren Anschauungsbilderbuch das Paradies ist. Am Erinnern lernen sie; was man ihnen an die Hand gibt, soll die Farbe des Paradieses wie die Flügel der Schmetterlinge ihren Schmelz noch an sich tragen, soweit überhaupt Menschen sie einem Blatte zu verleihen verstehen. Sie lernen in der Erinnerung an ihre erste Anschauung. Und sie lernen am Bunten, weil im phantastischen Spiel der Farbe die Heimat der sehnsuchtslosen Erinnerung ist, welche ohne Sehnsucht bleiben kann, weil sie ungetrübt ist. Insofern ist auch die platonische Anamnesis eigentlich nicht ganz die eigentümliche Erinnerungsform der Kinder. Sie ist nicht ohne Sehnsucht und Bedauern und diese Spannung zum Messianischen hin ist das Eigentum der Wirkung eigentlicher Kunst, deren Vernehmender nicht aus der Erinnerung allein lernt sondern aus der Sehnsucht, die sie zu frühe befriedigt und daher zu langsam.

Wenn unsere heutigen Maler die Buntheit in Tuschzeichnungen wieder erwecken, so darf uns dies nicht zur Seligkeit, nicht zur befreiten Freude in deren Betrachtung verführen, und selten wird, wo dies dennoch der Fall ist, der Maler (⟨Richard⟩ Seewald) ganz ohne Schuld sein. Völlige Abkehr vom Geiste der wahren Kunst ist die Bedingung unter welcher die Farbe allein bewegt werden kann, in de⟨r⟩ die Phantasie wohnt. Unvergleichlich aber ist die Beruhigung, welche uns überkommt, wo wir solche Bilder ohne Namen und bescheiden wirklich den Kindern gewidmet finden. Soweit das Paradies von der – wenn auch zögernden Apokalypse entfernt ist, soweit diese von Kunst.

Dem Erwachsenen ist die Sehnsucht nach dem Paradies die Sehnsucht der Sehnsuchten. Nicht die nach Erfüllung; die, ohne Sehnsucht zu sein.

Das graue Elysium der Phantasie ist für den Künstler die Wolke in der er ausruht und die Wolkenwand seiner Gesichte. Den Kindern öffnet sie sich und buntere zeigen sich hinter ihr.

Motto: Grüne Schimmer schon im Abendrot
Fritz Heinle

Disposition: 1) Reine Farbe und Mal
2) Raum Farbe und Phantasie
3) *Reine Farbe und Erinnerung*

4) Das Paradies
5) Die Kinder und die Erinnerung ans Paradies

Momente des Stils in den ⟨Heinrich⟩ Hoffmannschen Kinderbüchern

Phantastik und Ironie, beide durchaus romantisch. Aber die Phantasie Jean Pauls, nicht diejenige Tiecks, höchste Überschwenglichkeit. Ferner Ablehnung jedes synthetischen Prinzips. Stärkste Vereinzelung durch Farbe. Görres, Kritik der Blumensträuße. (nicht zu finden!)

Siehe den »Untergrund« in getuschten Kinderbüchern im Gegensatz zu dem von Bildern »Zeichen und Mal«. ⟨fr 91⟩

*

Die Form u⟨nd⟩ d⟨er⟩ Gehalt jedes Kunstwerkes ist, wenn man sie in höchster Genauigkeit faßt⟨,⟩ stets etwas Einmaliges und Erstmaliges. Der Stoff ist es seinem Begriff nach nie, indem er einmal in- und einmal außerhalb des Kunstwerks gedacht wird. Jeder Stoff eines Kunstwerks ist, sofern sein Bestehen in demselben gesondert gedacht wird, etwas Wiederholtes im Verhältnis zu dem vorbildlichen zugrunde liegenden Stoff. Eine ganz andere Frage ist freilich ob ein »Stoff« wahrer Kunstwerke überhaupt existiert. Wieweit der Begriff des Urbildes der in Beziehung auf das wahre Kunstwerk gilt den des stofflichen Vorbildes ausschließt oder umfaßt wäre in diesem Sinne *zu fragen*.

Der Inhalt eines Kunstwerkes ist entweder einmalig und erstmalig oder seinem Wesen nach Wiederholung. So ist das lyrische Gedicht Typus des ein- und erstmaligen Gehalts: es ist eine ursprüngliche Erscheinung im Medium der Sprache. Dagegen ist als äußerster Gegensatz dazu der Roman eine Reflexion im Medium der Sprache und ist seinem Gehalt nach unbedingt und wesensmäßig Wiederholung; und zwar eines Geschehens, dessen Sphäre sowohl allgemein wie in jedem einzelnen Fall besonders zu bestimmen ist. Allgemein ist diese Sphäre jedenfalls nicht die der Realität.

Ewiger Gehalt des Romans sind daher diejenigen metaphysischen Erscheinungen welche nicht primär sprachlich auftreten können, deren ursprüngliches Wesen kontradiktorisch der sprachlichen

Schicht im Sinne des Ausgesprochenen und Aussprechbaren (natürlich nicht im allerweitesten Sinne) entgegengesetzt ist. Solcher Art ist nach der Definition der Humor, daher ist er ein ewiger Stoff des Romans und die Prosa seine einzige sprachliche sekundäre Ausdrucksform.
Anderer ewiger Gehalt des Romans ist zu suchen. ⟨fr 92⟩

DIE MUSIK ist die Vollkommenheit der die Schönheit accidentiell ist.
Die Poesie ist die Unvollkommenheit der die Schönheit wesentlich ist. ⟨fr 93⟩

DER KANON als *Form* ist begrifflich zu definieren. Jedoch ist die Form nur die eine Seite des Kanons, die andere ist Inhalt, nicht begrifflich zu fassen. / Das vollendete Musikwerk ist Kanon, *in* der Sprache und nicht mehr hörbar; der τοπος des Kanons ist die Sprache. Vollendung der Musik bricht sich im Poetischen, im Unvollendeten. – Der Kanon ist in der Anschauung. ⟨fr 94⟩

DIE AKTUELL messianischen Momente im Kunstwerk treten als sein Inhalt, die retardierenden als seine Form in Erscheinung. Inhalt kommt auf uns zu. Form verharrt, läßt uns an sich heran. Die retardierenden (formalen) Momente der Musik liegen wahrscheinlich in der Erinnerung, an der das Hören sich staut. Jedenfalls hat jede Kunstart und jedes Kunstwerk in sich ein Moment, an dem das Vernehmen sich staut und dieses ist das Wesentliche seiner Form.
⟨fr 95⟩

DAS MEDIUM, durch welches Kunstwerke auf spätere Zeiten wirken, ist immer ein anderes als das, durch das sie in ihrer Zeit wirkten, es wechselt auch in jenen spätern Zeiten den alten Werken gegenüber immer wieder. Immer aber ist dieses Medium verhältnismäßig dünner als dasjenige auf das diese Werke zur Entstehungszeit auf ihre Zeitgenossen wirkten. Kandinsky drückt das so aus, daß er sagt, der Ewigkeitswert der Kunstwerke trete den späteren Genera-

tionen, da sie für den Zeitwert der Werke weniger empfänglich, lebendiger vor Augen. Doch kann man dieses Verhältnis vielleicht nicht gut durch den Begriff des »Ewigkeitswerts« bezeichnen. Es gilt zu untersuchen, welche Seite des Werkes es eigentlich ist (von Werten abgesehen), die so den spätern heller zutage liegt als den Zeitgenossen.
Für den Schöpfer ist das Medium um sein Werk so dicht, daß er es vielleicht in Beziehung auf die Einstellung, die das Werk vom Menschen erfordert, nicht durchdringen kann, sondern nur gleichsam in einer indirekten. Der Komponist würde seine Musik vielleicht sehen, der Maler sein Bild hören, der Dichter sein Gedicht abtasten wenn er ihm ganz nahe zu kommen sucht. ⟨fr 96⟩

Zu den Schiffen, Bergwerken, Kreuzigungen in der Flasche, wie auch zum Panoptikum.
»Beim Lesen der Worte von Goethe, worin die Art der Banausen und so mancher Kunstkenner, Kupferstiche und Reliefs abzutasten, gerügt wird, ist ihm die Erkenntnis aufgestiegen, daß, was berührt werden soll, kein Kunstwerk sein darf, und was ein Kunstwerk ist, dem Zugriff entzogen sein muß.« Franz Glück über Adolf Loos »Adolf Loos. Das Werk des Architekten« Hg. von Heinrich Kulka Wien 1931 p 9
So sind diese Dinge in der Flasche *dadurch* Kunstwerke, daß sie der Berührung entzogen sind? ⟨fr 97⟩

Die Erkenntnis, daß die erste Materie, an der sich das mimetische Vermögen versucht, der menschliche Körper ist, wäre mit größerem Nachdruck, als es bisher geschehen ist, für die Urgeschichte der Künste fruchtbar zu machen. So sollte man sich fragen, ob die früheste Mimesis der Objekte in der tänzerischen und bildnerischen Darstellung nicht weitgehend auf der Mimesis der Verrichtungen beruht, in denen der primitive Mensch zu diesen Objekten in Beziehung trat. Vielleicht zeichnet der Mensch der Steinzeit das Elentier nur darum so unvergleichlich, weil die Hand, die den Stift führte, sich noch des Bogens erinnerte, mit dem sie das Tier erlegt hat. ⟨fr 98⟩

*

## Zu einer Arbeit über die Idee der Schönheit

Nicht jede Form ist schön. Die Form ist (wahrscheinlich) früher, gewiß später noch als die Schönheit.
Die eigentliche Zeit der Schönheit ist bestimmt vom Verfall des Mythos bis zu seiner Sprengung. Eine solche erfolgte zum ersten Male zur Zeit der Völkerwanderung. Der Mythos vor dem Verfall wie nach seiner Sprengung ist der Schönheit fremd.
Schönheit hat das latente Wirken des Mythos zur Voraussetzung. Die Schönheit einer Dichtung behauptet sich *trotz* einer Aufweisung mythischer Elemente. Aber »schön« wäre sie ohne solche Elemente nicht.
Durchs Christentum fügte sich ein neuer Rahmen um die Welt des Mythos, wie sie zur Zeit der Völkerwanderung gesprengt ward. Die stretta der Gotik, wie der Mythos sich wieder in den stachligen Rahmen fügt: Schönheit als der Rahmen, der die von innen gesprengte Welt des Mythos wieder zusammenhält. Damit entspricht die Gotik, das Barock etc. der griechischen Zeit, wo die Schönheit sich im Verfall der Mythen bildete.
Wie die mythologischen Motive »schön« werden? Das Problem der homerischen Dichtung ist damit gesetzt. ⟨fr 99⟩

Reinheit und Strenge sind Kategorien des Werkes
Schönheit und Ausdrucksloses solche der Kunst

| | |
|---|---|
| Reinheit ist Reinheit des Gehalts | Universalität |
| Strenge ist Strenge der Form | Beschränkung |
| Schönheit ist Schönheit des Wahrgenommenen | Totalität |
| Ausdrucksloses ist Ausdrucksloses des Symbols | Singularität |

⟨fr 100⟩

## Schönheit

| | |
|---|---|
| Ihre Idee | Ihr Ideal |
| Die Anschauung des Geheimnisses | Die schöne Natur (der Leib) |

Die Kunst sucht der Idee der Schönheit zu genügen und ihr Ideal zu erreichen⟨.⟩ Im Ideal stellt sich die Schönheit als Leib, in der Kunst als Mitteilung dar. Die Kunst teilt von der Schönheit nur mit.

Leib — Gestalt (Ideal der Schönheit) nicht lebend!<br>
Leib — Körper (Ausdruck des Erhabnen)<br>
Mensch — Leib (Entblößung)<br>
Mensch — Sprache (Offenbarung)<br>
Sprache — Mitteilung (Kunst)<br>
Sprache — Ausdrucksloses (Wahrheit)

Nichts eigentlich Lebendiges ist wahrhaft schön. Daher ist das wesenhaft Schöne Schein, wo es sich an das eigentlich Lebendige heftet. ⟨fr 101⟩

## Schönheit und Schein

I Alle⟨s⟩ Lebendige was schön ist, ist scheinhaft<br>
II Alle⟨s⟩ Kunstartige was schön ist, " "<br>
weil irgendwie lebendig<br>
III Es bleiben also nur natürliche tote Dinge, die vielleicht ohne scheinhaft zu sein, schön sein können ⟨fr 102⟩

# Charakteristiken und Kritiken

## Der Humor

Der Humor ist die Rechtsprechung ohne Urteil, d.h. ohne Wort. Während Witz essentiell auf dem Wort beruht – daher seine von Schlegel betonte Verwandtschaft mit der Mystik – beruht der Humor auf der Vollstreckung. Der humorvolle Akt ist der Akt einer urteilslosen Vollstreckung. Die Sprache hat Worte die ihren Wortcharakter gegen die Vollstreckung hin verlieren; etwa die in den Texten punktierten. Insofern ist das Schimpfwort, als wortförmiger Akt der Vollstreckung gegen den Humor vorgeschoben. – Man lacht im Humor nicht *über* einen Menschen: vielmehr gehört das Gelächter, und zwar das laute, in den Humor hinein. Es ist Teilnahme am Vollstreckungsakt. Unbelachter Humor ist keiner. Im Humor läßt man dem Objekt als *solchem* Gerechtigkeit widerfahren. Es ist der paradoxe Fall einer Rechtsprechung die das Recht ohne Beachtung des Wesens der Person überhaupt, gegen Personloses, wortlos vollzieht. Daher das »Ungeheure« jeden Humors. Man kann auf zweierlei Weise rechtsprechen: entweder unter Wahrung der Integrität der Person oder unter ausdrücklicher Ignorierung der Person⟨.⟩ Beides *verletzt* nicht ihre Integrität was rechtswidrig wäre. Friedländers Frau beklagt sich bei ihm über das Schreien ihres Säuglings. Seine Antwort: Schmeiß es doch weg⟨,⟩ ist ein klassisches Beispiel des Humors. Es geschieht dem Kinde unter Ignorierung der Person in ihm Gerechtigkeit, es darf schreien. Der Despot ist das ideale Subjekt des Humors weil bei ihm Urteil und Vollstrekkung vereint liegen. Wenn das Wort nicht mehr vermittelt ist der Humor da. / Das andere Subjekt ist das Volk, oder besser die Masse als ganze, bei der es ebenso liegen kann. // Es ist prinzipiell nichts Ungebildetes daran zu lachen über die wortlose Vollstreckung⟨,⟩ wenn einem Mann der Wind den Hut fortbläst. Nur gegenwärtig macht die Distanz, die man von der Masse in der Sphäre des Wortes hat, es dem hochstehenden einzelnen unmöglich in der Sphäre des Humors in sie einzugehen.

Zu untersuchen ist das Gelächter in seiner Relation zum richtenden Wort⟨,⟩ in welcher Fragestellung die tiefste Problematik des Humors erreicht ist. ⟨fr 103⟩

Bei der Betrachtung der Romantik ist nicht zu vergessen daß diese Menschen nicht sowohl in irgend einer Hinsicht vollkommne Einsichten gehabt haben, als daß sie nicht den lügnerischen Schein davon je zu erzeugen strebten. Wo sie ihren ursprünglichen Intentionen untreu werden, da suchen sie eine falsche Kontinuität, welche sie etwa aus dem Objekt konstruieren⟨,⟩ niemals vorzutäuschen. Darum ist dieser Boden erfreulich, seine Quellen sind nicht vergiftet, hier besteht nirgends die objektive Verlogenheit die unser Geistesleben beherrscht. Aber wie sehr ihre Begriffe für uns neu zu denken⟨,⟩ zu prägen und zum Teil unzulänglich sind zeigt nichts vielleicht so leicht wie ihr Verhältnis zur Publizistik. Das Problem der Publizität in dem Sinne in dem zuerst George, und noch nicht Nietzsche, es aufgestellt hat war ihnen ganz unbekannt. Geschriebnes war für sie im Grunde Gedrucktem gleich. Sonst hätte zum Beispiel Wilhelm Schlegel bei der Unzahl seiner gedruckten und daher vertagten Kritiken von nichtigen den Unrat endlich merken müssen. – Auch der verhältnismäßig geringe Fleiß, die geringe Intensität ihrer Arbeit und die Spannungsarmut ihres fraternisierenden Lebens machen den Unterschied von der Gegenwart deutlich. Ihre Lauterkeit ruft uns zu ihr zurück. ⟨fr 104⟩

## Lucinde

Zu bewundern ist das »romanische Deutsch« dieses Werkes. Aber um welchen Preis ist diese Klarheit erkauft. Die Philologie ist dahinter gekommen, daß es sich um einen Schlüsselroman handelt. (⟨Carl⟩ Enders, Friedrich Schlegel ⟨Die Quellen seines Wesens und Werdens, Leipzig 1913⟩) Gewiß nicht mit dem Wunsche, das Publikum möge den Schlüssel suchen oder gar finden, aber doch so, daß die Beziehungen auf das Leben überall von nackter Eindeutigkeit sind. Und es ergibt sich, daß Schlegel nicht Erlebtes gedichtet hat, sondern daß er gedichtet hat, weil er erlebte. Daß sein Leben, zusammen mit gewissen klugen Theoremen, der zureichende Grund seines Dichtens gewesen ist. Dessen Form, in einem verruchten Sinne. Während Leben, höchstes wie geringstes, nicht der Erzeuger, sondern die Wehmutter der wahren Dichtung ist. Daher fehlt diesem Buch von der Liebe die wahre Sehnsucht, es zeichnet die Linien einer frühern, ja einer *alten* Erfüllung nur nach. Es ist wie eine Reliefkarte der Liebe, auf der die Erhebungen sich wohl sehen

lassen, aber die Tiefen (die Schatten) nicht ausgedrückt werden. Schatten, Tiefe, Sehnsucht: das fehlt diesem zu früh vom Leben berührten Buche. Die Kehrseite daran ist: das unerreichte »romanische Deutsch«, eine für das Deutsche fast unangemessene, nicht mystische sondern mystisch wirkende Klarheit. Schlegels schwächste Dichtung, die vom Alarcos wie von den guten Gedichten übertroffen wird. ⟨fr 105⟩

## Strindberg: Nach Damaskus

Dieses Drama bewegt zu einer Untersuchung der Welt der Handlungen, im Sinne der Moral. Es scheint nämlich diese Welt darzustellen und aus ihr strahlt rätselhaft dieses Grundgesetz hervor: die guten und die bösen Handlungen sind ganz benachbart, sie wohnen bei einander. Der Mensch kann vielleicht fühlen, wo in ihm selbst ein Zug zum Bösen oder Guten sich regt, aber um keinen Preis kann er dem Wandel der Personen in der Welt der Handlungen mit der moralischen Beurteilung folgen. Diese nehmen, wie im Zwielicht, bald himmlische Gestalt und bald die teuflischste in seinen Augen an. Das moralische Auge erblindet, wenn es auf sie schaut, anstatt in die personenlose, menschliche Welt der Handlung sich innerlich zu vertiefen. ⟨fr 106⟩

## Negativer Expressionismus

Exzentriks⟨.⟩
Clown und Naturvölker – Aufhebung der innern Impulse und des Leibzentrums. Neue Einheit aus Kleid, Tätowierung und Leib. Promiskuität der Kleidung von Mann und Weib, der Arme und Beine. Dislocierung der Scham. Expression des wahren Gefühls: der Verzweiflung⟨,⟩ Ent-stellung. Folgerichtiges Finden tiefer Ausdrucksmöglichkeit: der Mann, dem man den Stuhl, auf dem er sitzt, wegzieht, bleibt sitzen. – Geschlechtslosigkeit, völliger Verfall der Eitelkeit. Männliches Genie in der Prostitution.
– Zusammenhang mit ⟨Francis⟩ Picabia⟨.⟩ ⟨fr 107⟩

## Kasperletheater

Kasperl, die lustige Person, die sich auf der Bühne ausgelassen bewegt, »tanzt« und die Leute totschlägt. (Diese Figur dürfte vielleicht mit dem Skys im Tarok zusammenhängen.) Die eckigen Bewegungen Kasperls.
Sollte dies nicht die Amalgamierung des Hanswurst mit dem Tod der mittelalterlichen Totentänze sein? Lustigkeit und Tod gehen nicht nur im Totentanz Verbindung ein, wo sie noch zahm ist. Sondern mein Traum von »spaßhaften Raubmördern« deutet wohl auf noch andere Verbindungen, die zu suchen sind. Rethelscher Totentanz, weniger harmlos, schrecklicher⟨.⟩ Dann hatte sich der kleine Tod der Totentänze auf der kleinen Bühne der Marionetten, wo die Figuren skelettartig sich bewegen eingebürgert.
Es gilt, Zuverlässiges über den Ursprung des Kasperletheaters zu erfahren, bei dem vielleicht dem genannten Zusammenhang eine Bedeutung als Komponente zukommt, während die andere wohl in den Hanswurstpossen gesucht werden muß. ⟨fr 108⟩

## Baudelaire II

Ein Bild, zur Bezeichnung von Baudelaires Anschauung der Dinge. Vergleichen wir die Zeit einem Photographen – die irdische Zeit einem Photographen der das Wesen der Dinge aufnimmt. Aber nach der Beschaffenheit dieser irdischen Zeit und ihres Apparates bekommt er nur das Negativ des Wesens auf die Platte. Und niemand kann diese Platten lesen, niemand aus dem Negativ des Wesens, wie die Zeit es von den Dingen zeigt, das wahre Wesen, wie es ist, herauslesen. Und das Elixier der Entwicklung ist unbekannt. Da ist Baudelaire: auch er hat nicht das Lebenswasser, in dem diese Platten gebadet werden müssen, um das wahre Bild zu zeigen. Aber er, er allein, vermag mit unendlicher Anstrengung seines Geistes diese Platten zu lesen. Er allein vermag aus dem Negativ des Wesens eine Ahnung seines Bildes zu gewinnen. Und aus dieser Ahnung spricht das Negativ des Wesens in all seinen Dichtungen.
Bei Baudelaire liegt zugrunde die alte Vorstellung, daß Erkennen Schuld sei. Seine Seele ist der Adam, dem Eva (die Welt) vor Urzeiten den Apfel reichte, von dem er aß. Da trieb der Geist ihn aus dem Garten aus. Er hatte es sich nicht genügen lassen am Wissen von der

Welt, er wollte ihr Gut und Böse erkennen. Und die Möglichkeit dieser Frage, die er doch nie löst, erkauft er mit ewiger Reue (Remord). Seine Seele hat diese mythische Vorgeschichte, von der er weiß und durch die er zugleich mehr als andere weiß von der Erlösung. Er lehrt uns in der Paradiesesgeschichte vor allem wörtlich das Wort vom Erkennen verstehen.
Baudelaire als Literat. Von daher nur ist über seine Beziehung zu Jeanne Duval zu reden. Für ihn als Literaten war der hedonische und hieratische Charakter in der Lebensform der Dirne lebendig.

## Baudelaire III

Der Doppelsinn des »Schön ist häßlich / häßlich schön«⟨.⟩ Die Hexen meinen es im Sinne der Vermischung, und in diesem ist es nur moralisch zu verstehen. Auf die Gegenstände von Baudelaires Dichtung aber ist es nicht im Sinne der Vermischung, sondern der genauen Verkehrung zu beziehen, also nicht in der sittlichen Sphäre sondern in der der Anschauung zu vergegenwärtigen. Nicht die verworfne Verwirrung des Urteils sondern die erlaubte Verkehrung der Anschauung spricht sich in dieser Dichtung aus.
Eine Schule von Panegyrikern jungfranzösischer Dichtung, welche doch nicht ganz exakt den Unterschied zwischen La morgue und Laforgue angeben könnten.
Die Bedeutung der von Baudelaire für sich selbst ersonnenen Lebenslegende⟨.⟩
Eckart von Sydow: Die Kultur der Dekadenz. ⟨Dresden:⟩ Sybillen-Verlag ⟨1921⟩
Hans Havemann: Der Verworfne (Zweemann-Verlag)
Der Souffleur II, 3 p 1 / Nouveaux prétextes von Gide ⟨Paris 1911⟩
Über »Spleen et Idéal«⟨.⟩ Dieser Titel ist nach der Fülle der in ihm ruhenden Beziehungen nicht übersetzbar. Eine doppelte Bedeutung wohnt schon jedem der beiden Worte für sich genommen inne. Spleen wie Idéal sind nicht nur geistige Wesenheiten sondern ebensowohl die Intention auf diese, wie George sie in seiner Übersetzung »Trübsinn und Vergeistigung« zum Ausdruck gebracht hat. Aber sie bedeuten doch eben nicht diese Intention allein und vor allem wird die Vorstellung der thronenden und strahlenden Geistigkeit, wie sie unter vielen andern das Sonnett L'Aube spirituelle hervorruft, durch den Ausdruck »Vergeistigung« nicht er-

reicht. Aber auch Spleen selbst lediglich als Intention verstanden, nicht als Urbild, ist mehr als Trübsinn. Oder vielmehr ist Trübsinn nur zuletzt – zuerst aber eben jener verhängnisvoll scheiternde, vorbestimmt vergebliche Aufflug zum Ideal, der daher zuletzt – mit dem klagenden Rufe des Ikarus – ins Meer des eignen Trübsinns wieder hinabstürzt. Im ältesten und im jüngsten Fremdwort seiner Sprache hat Baudelaire bezeichnet, welches der Anteil der Ewigkeit und welches der der Zeit an jenen beiden äußersten Geistesreichen ist. Und birgt jener Titel nicht zugleich den Doppelsinn des Urbilds und der Intention mit einer geheimnisvollen Verschränkung in sich? Will er nicht sagen, daß gerade dem Trübsinnigen unverrückbar das Ideal vor Augen steht und daß an den Bildern des Trübsinns das Vergeistigende sich am hellsten entfacht? ⟨fr 109⟩

## Über den Dilettantismus

Die Grundlage des Dilettantismus ist das sinnliche Moment in den Künsten. Dieses wirkt zerstörend, nämlich verführerisch, wo es schlechthin rezeptiv aufgenommen wird. Das schlechthin rezeptive Verhalten nämlich gilt der schlechthin geistigen Erscheinungsweise des Kunstwerks, welche in ihrer Losgelöstheit fiktiv und deren Beschwörung einzig und allein Sache des souveränen Meisters ist. In jedem andern Empfangenden aber wird die Phantasie aus der eigentlichen und echten Rezeptivität heraus (also ohne in ihr sich zu befriedigen) zu gewissen sinnlichen Spontaneitäten zu bestimmen wissen. Deren ursprüngliche ist der Tanz. Ursprünglich sind nur diejenigen Künste, deren reines Auffassen sich im Tanze bestätigt. Die fernere Ausbildung dieser Spontaneitäten auf Grundlage der Phantasie ist Sache des Dilettanten. Niemals wird diese Schule ihn zu Kollisionen mit der Kunst führen, da deren Lehrgang nicht Phantasie sondern Sprache zu Grunde legt. Der Schüler lernt produzierend, der Dilettant erfährt lernend seine Spontaneität. Für die grundsätzliche Erkenntnis seines Bereiches ist Beobachtung des Verhaltens von Schizophrenen wertvoll. Diese suchen die Spontaneität aus dem Bann der Phantasie zu befreien, um sie an Sprache zu binden, ein Versuch der mit dem gänzlichen Anheimfall der Sprache an die Physis endet, in seinem Ablauf jedoch Physis und Sprache, die er einander so beispiellos nahe bringt⟨,⟩ auf das markanteste durch einander beleuchtet. ⟨fr 110⟩

Gegen die Theorie des »verkannten Genies«. Man muß nachweisen, daß das eine moderne Erfindung ist. Daß es früheren Epochen bewußt war, wie das, was Schiller in den Worten aussprach: »Denn wer den Besten seiner Zeit genug getan, der hat gelebt für alle Zeiten« auch in der Umkehrung wahr bleibt, daß mithin auch von der Nachwelt nichts zu erhoffen hat, wer nicht den Besten der Mitwelt genug tat. – Die Rentnergesinnung in dieser modernen Konzeption ist nachzuweisen. Das »Genie« zahlt im Verborgenen das Kleingeld der Werke heimlich irgendwo ein, um mit dem Tode als Ruhm den Versicherungsbetrag im Jenseits ausbezahlt zu erhalten. Auch wie solche Auffassung zur Untüchtigkeit erzieht, wie sie lehrt, den wahren Berührungen aus dem Wege zu gehen, sollte entwickelt werden. Endlich ist die geschichtliche Probe auf diese Spießerlegende zu machen. Sie wird zeigen, daß mit verschwindenden Ausnahmen die »Großen« in irgendeiner ihrer Lebensepochen in einer Atmosphäre sich bewegten, die ihnen selber als ein Dasein in der Gemeinschaft der erlesensten Geister ihrer Zeit⟨,⟩ als eine Bürgschaft des Wertes ihres Daseins erscheinen mußte. Freilich gibt es Geister, die alle Strahlen absorbieren und selbst in diesem Kreise nach *außen* nicht in Erscheinung treten. Aber nicht darauf sondern auf die innere Bürgschaft des Ruhmes kommt alles an. Ein Genius mag unbeachtet gelebt haben und gestorben sein; selten wird er von seinesgleichen unter den Zeitgenossen *verkannt* worden sein. Selbst ein Mann wie Hölderlin hat zeitweise in der Reihe seiner größten Zeitgenossen und so⟨,⟩ daß der volle Strahl ihrer Aufmerksamkeit ihn traf, gelebt.
Zu diesem Gegenstand das Moskauer Tagebuch nachschlagen. Es ist zu entwickeln, wie dem bürgerlichen Mysterium vom verkannten Genie die neue russische Mentalität das Mysterium des Erfolges entgegensetzt. Freilich wird man sich dort im ganzen bei einer Praxis der Erfolgsverehrung beruhigen, ohne der großartigen Struktur dieses neuen Opportunismus – eines Opportunismus mit gutem Gewissen – auf den Grund zu gehen. Formuliert man aber theoretisch, so hätte das wichtigste Axiom dieser neuen Mystik zu lauten: ein Werk ist nicht berühmt, weil es groß ist – es ist groß, weil es berühmt ist. Gesetzt, dem sei so, haben die großen Werke innerlich, funktionell den lebendigsten Zusammenhang, den lebendigsten Anteil an den Veränderungen des Kollektivs, sie wandeln sich realiter mit ihm, denn sie leben in ihm. Man kann im entschiedensten Sinne von ihrem Nachleben sprechen und es ist z. B. durchaus richtig, wenn in der

Vorrede zum »Jahrhundert Goethes« davon gesprochen wird, daß Byrons Gedichte von Jahr zu Jahr schlechter werden. ⟨fr 111⟩

Einige der Bücher, von denen man spricht. Sie werden selbstverständlich längst nicht mehr von Schriftstellern geschrieben. Ford und Schleich, Wilhelm II und ⟨–⟩ so heißen heute die Leute der großen Auflagen. In Frankreich handelt es sich um Frauen. Ungefähr gleichzeitig lassen Yvette Guilbert und Josephine Baker ihre Memoiren erscheinen. Die eine am Ende ihrer Laufbahn, die andere am Anfang. Man muß, um so zu debütieren, schon sehr frei von Aberglauben sein. Frau Josephine Baker hat sich klug und sehr vorsichtig eingerichtet, tat nichts, als daß sie einen jungen, routinierten Journalisten vier fünf mal zum Tee bei sich sah, und ihm erzählte, wie es ihr bisher gegangen ist. Im ganzen recht gut. So gut, daß es den Reizen ihres Buches stellenweise fast abträglich wurde. Aber es hat einen unbezahlbaren Anfang, in dem die Tänzerin aus ihrem Tageseinlauf einige Musterstücke publiziert. Um alle die Verehrer zu befriedigen oder ihnen zu wehren, müßte Josephine die tausend Arme der buddhistischen Chamunda⟨?⟩ haben. Da sie aber davon nur zwei hat, so wird sie wohl mit einem mittleren Verfahren sich begnügen müssen. Natürlich gibt es nicht nur grelle oder schattierte Annäherungsbriefe von Verehrern und Verehrerinnen sondern auch Einladungen zu Börsencoups und Finanzgeschäften, Bitten um Photos, ja um ein Eintrittsbillet, von einem ..., der einst bessere Tage gesehen hat. ⟨fr 112⟩

## Chaplin

Nach der Aufführung von Zirkus. Chaplin erlaubt es dem Zuschauer nie, über ihn zu lächeln. Der muß sich vor Lachen biegen oder tieftraurig sein.

Chaplin grüßt mit seiner Melone und es sieht aus als wenn der Deckel eines überlaufenden Kessels sich hebt.

Seine Kleider sind imprägniert gegen alle Schicksalsschläge. Er sieht aus wie einer, der vier Wochen nicht aus den Kleidern gekommen ist. Er kennt kein Bett, wenn er sich irgendwo hinlegt, so ist es ein Schubkarren oder eine Wippe.

Durchnäßt, verschwitzt, in viel zu engen Kleidern ist Chaplin das

sinnfällige Exempel der Goetheschen Wahrheit: Der Mensch wäre nicht der Vornehmste auf der Erde, wenn er nicht zu vornehm für sie wäre.
Das ist das erste Alterswerk von Chaplin. Er ist älter geworden, seit seinen letzten Filmen, aber er spielt sich auch so. Und das Ergreifendste an diesem neuen Film ist, zu fühlen, daß er den Kreis der Wirkungsmöglichkeiten nun überblickt, entschlossen ist, mit ihnen und nur mit ihnen seine Sache zu Ende zu führen.
Überall geht die Variante seiner größten Motive in voller Herrlichkeit auf. Die Verfolgung wird nun in einen Irrgarten verlegt, das unerwartete Auftauchen muß einen Zauberer verblüffen, die Maske des Unbeteiligtseins macht ihn zur Marionette vor einer Jahrmarktsbude. Am großartigsten die Komposition des Schlusses: er wirft Confetti über das glückliche Brautpaar und man denkt, nun ist's aus. Dann steht er wieder da als die Circuskolonne sich in Bewegung setzt, schließt hinter ihnen die Wagentür – und man denkt: nun ist's aus. Dann sieht man ihn in der Furche des Kreises, den ehemals die Armut beschrieb, zurückbleiben und man denkt, nun ist's aus. Dann kommt als Großaufnahme sein durch und durch zerknitterter Leib, wie er auf einem Stein in der Arena Platz nimmt; nun glaubt man den Schluß mit Händen zu greifen, und dann erhebt er sich und man sieht ihn von hinten, wie er langsam sich weiter und weiter entfernt, mit dem Gang Charlie Chaplins, seine eigene wandelnde Echtheitsmarke⟨,⟩ wie am Ende der übrigen Filme sich das Signet der Ursprungsfirma einstellt. Und hier nun, an der einzigen Stelle, wo kein Einschnitt ist und man ihm mit den Blicken ewig folgen möchte, hier eben ist Schluß! ⟨fr 113⟩

## Hans Henny Jahnn: Perrudja

An ein Werk, das mit soviel Konventionen bricht wie das vorliegende⟨,⟩ wird man strenge Maßstäbe anlegen müssen – denn es kommt von vornherein nur für eine kleine urteilsfähige Leserschicht in Betracht, zugleich aber Maßstäbe, die die nötige Weite haben, jeder lebendigen Tendenz, die sich in ihm abzeichnen sollte, gerecht zu werden. Wenn das Gutachten trotzdem zu ein⟨em⟩ absolut und vorbehaltlos ablehnenden Ergebnis kommt, so ist wichtiger als alle Einwände im Einzelnen, daß das Buch den Leser für das, was es ihm zumutet⟨,⟩ nirgends durch neue Perspektiven,

Bild- oder Denkwerte entschädigt, und selbst in der an sich schon exzentrischen Produktion des Dichters eine extreme aber auf keine Weise entwicklungsfähige Position einnimmt. Die Darstellung der sexuellen Phänomene auch und gerade in ihren Abweichungen von der Norm, auch und gerade nach ihrer physiologischen Seite ist allerdings ein im besten Sinne aktuelles Thema. Es ist nur erstaunlich, wie wenig der Dichter sich davon Rechenschaft gab, daß hier mit bloßer Darstellung nichts geschehen ist, da⟨ß⟩ das Erscheinungen sind, die erst in Zusammenhängen an⟨s⟩ Licht treten, die über die individuellen Ekstasen oder Ängste hinausgreifen, in kollektiven Zusammenhängen sich erhellen. Gleichviel ob man hier an die mythischen Intuitionen eines Bachofen oder eines Freud denkt – gewiß stehen einem Dichter andere Wege offen – er wird der Erscheinungen des Geschlechts nur habhaft werden, sofern er nicht nur eine ganze Welt in ihrem Lichte sondern auch sie im nüchternen Lichte der Umwelt zu zeigen vermag. So fällt nun vor allem auf, mit wie wenig glücklicher Hand der Dichter an alles herantritt, was außerhalb sei⟨nes⟩ Helden liegt.

Dieses Norwegen ist nichts weiter als eine einzige Isolierzelle, die Menschen und Vorgänge gegen jede soziale, physische und metaphysische Wirklichkeit absperrt, an der sie sich ausrichten könnten. Dem entspricht durchaus die krampfhafte Gebärde, mit der ein kleines Stückchen der heutigen Welt – der Trust, der im letzten Drittel des Buches genannt wird – wie durch einen Spalt sich in die Handlung hineinzwängt. Im übrigen bleibt er, einmal im Innern dieser Welt⟨,⟩ ein phantastisches Versatzstück, nichts sonst. Die moralischen Konflikte, die in Perrudja als dem Besitzer des Unternehmens auftauchen, versanden einfach (soweit die Handlung bis zum Ende des Manuscriptes sich absehen läßt). Im übrigen sind sie so naiv und grob, sowohl ihrer Formulierung wie ihren Voraussetzungen nach, daß man sich auch von ihrer Entfaltung nichts Ersprießliches versprechen könnte. Gerade die Gleichmäßigkeit, mit der in diesem Roman ein Nebel nicht nur über dem physiologisch-geschlechtlichen Geschehen sondern genau so über dem sozialen und wirtschaftlichen verbreitet ist – der geheimnisvolle Reichtum⟨,⟩ der Perrudja auf ebenso geheimnisvolle, an Maeterlincksche Dramen erinnernde Weise zukommt – verrät, daß der Autor an eine solche Darstellungsweise gebunden ist.

Der Stil des Buches ist durchaus als expressionistisch zu bezeich-

nen. Die Sprache ist geschwollen, weniger im Sinne des Vokabulars als der Syntax und also auf eine viel bedenklichere Art. Die zahllosen Subjektsätze ohne Prädikat machen die logische Struktur immer wieder undurchschaubar. Der Leser wird sich auch bei der Berechnung der verschiednen Möglichkeiten nicht aufhalten sondern über solche Stellen hinweghasten wie der Reiter über den Bodensee. Dadurch wird die Lektüre zu einer so großen Anstrengung, daß man das Buch, zumal angesichts seiner Ausdehnung⟨,⟩ als unlesbar bezeichnen kann. Nun bringt die Form des sogenannten monologue intérieur, deren Hauptvertreter Joyce ist, freilich ebenfalls eine Auflockerung der Syntax zustande, die an sich der expressionistischen bei Jahnn ähnelt. Nur ist eben die Welt des Verfassers, der sich mit seinem Helden identifiziert⟨,⟩ in ihrer monomanischen Enge ebensoweit von der von James Joyce entfernt wie seine sprachliche Unsicherheit von der Sprachkraft des Iren.

Die sprachlichen Nachlässigkeiten und Unarten des Werkes sind leider für den ⟨G⟩eist⟨?⟩ des Ganzen viel charakteristischer als die Anomalien, hinter denen man, genauso wie hinter solchen des Empfindens und Denkens, mit einem gewissen Recht erwarten könnte, auf neue, reiche Welten zu stoßen. Aber was verrät eine Passage wie »Er konnte nicht wissen, daß der Freund manches gedacht, für dessen Wirklichmachung er nur zu schwach war« anderes als den Einfluß des Zeitungsdeutsch (Reduzierung des Verbums). Was soll man sich unter einem Satze wie dem folgenden denken: »Mit einer viehischen Attitude der Unterwelt platzte das Fieber der Labartu in den Adern Khosros zu eiternden Schwären.« Was von der öden Umständlichkeit einer Ausdrucksweise, in der es heißt: Es habe einen Furcht ⟨x⟩. Ein Unfall sei daraus entstanden. Oder: Es sei Dunkel in ihm darüber, welche Ansprüche er ⟨xxx⟩.

Diese anmaßende Humorlosigkeit gewinnt in einem Werke, in dem die Vorgänge des Geschlechtslebens einen derartig breiten Raum einnehmen, ganz besondere Bedeutung. Man darf sagen, daß der Humor den Passierschein des Geistes für die Welt des Sexus darstellt. Mit kanonischer Strenge, tödlichem Ernst läßt sich ein Gesetzbuch der sexualen Moral schreiben, nie und nimmer aber das wirkliche Geschehen in dem Bereiche der Sexualität auf eine Weise darstellen, die ernst wirkt. Wenn es vielmehr irgendein

Bereich gibt, in dem die Humorlosigkeit auf die Dauer nicht zu ertragen ist, so ist es die einläßliche Darstellung körperlicher Phänomene, und der sexuellen zumal.
Hierzu ist freilich eine Souveränität erforderlich, die diesem Buche mehr als alles andere ⟨a⟩bgeht. Der Verfasser ist so völlig den Erfahrungen, von denen er ausgeht, verfallen, daß er durchaus verabsäumt, sie irgendwie in eine Welt, die einem Dritten ihn näher bringen könnte, einzufügen. Perrudja erscheint hier als eine Apotheose der Kreatur, unter völliger Abstraktion von allem, was solchen Menschen aus seinen wirklichen Lebensverhältnissen begreiflich und interessant machen könnte. Jedes Detail ist, oft mit den gewaltsamsten sprachlichen Mitteln, ins Archaische oder Mythische abgebogen. In diesem Sinne weist das Werk Züge auf, die sich etwa mit Büchern von Alfred Brust vergleichbar machen, dem Jahnn in der Tat von allen heutigen Autoren am nächsten steht. Nur setzt⟨?⟩ das Können und wohl auch die intellektuelle Schulung, die bei Brust unvergleichlich viel größer ist, eine Kluft zwischen beiden. Brust ist ein Autor, der so große dichterische Schönheiten in seinen Büchern hat, daß man es selten bereut ihm zu folgen. An Perrudja könnte einen nur ein stoffliches Interesse fesseln.
Wo dieser Mangel an Souveränität, an Humor, an Helle am tiefsten verstimmt, das⟨?⟩ ist an den Stellen, da der Autor an den Ketten reißt, die ihn ⟨an⟩ die sexuellen Themen binden. E⟨r⟩ bricht sie nie. Man braucht nur zu erinnern⟨,⟩ welche Weltweite und welche formale Vollendung Strindberg noch in seinen getrübtesten Epochen solchen Motiven abgewann⟨,⟩ um der Zuchthausluft, die man hier atmet, inne zu werden.
In diesem Punkte ist das Werk, so gering es an konkreten sachliche⟨n⟩ Gehalten sonst sein mag, der Heimatkunst vergleichb⟨ar.⟩
Es ist Heimatkunst der analen Zone. ⟨fr 114⟩

## Zu Dostojewski

Es hat keiner so wie er begriffen, wie ahnungslos jene Meinung der Spießer ist: das Gute sei zwar – bei aller männlichen Tugend dessen, der es übt – von Gott inspiriert und das fromme Leben danke sein Bestes ihm; das Böse aber, das stamme ganz aus unsrer Spontanei-

tät, darin seien wir selbstständig und ganz und gar auf uns gestellte Wesen. Keiner hat wie er auch in dem gemeinsten Tun, und gerade in ihm, die Inspiration gesehen⟨.⟩ Er hat noch die Niedertracht als etwas so im Weltlauf, doch auch in uns selber Präformiertes, uns Nahgelegtes wenn nicht Aufgegebnes erkannt wie der idealistische Bourgeois die Tugend. Sein Gott hat nicht nur Himmel und Erde und Mensch und Tier geschaffen, sondern auch die Gemeinheit, die Rache, die Grausamkeit. Und sie alle sind bei ihm ganz ursprünglich, vielleicht nicht »herrlich« aber »ewig neu« wie am ersten Tage und himmelweit entfernt von den Klischees, in denen dem Philister die »Sünde« erscheint. ⟨fr 115⟩

## Zu Knut Hamsun ⟨1⟩

Es gehört zur Sache, daß niemand anders als abgerissen von diesem Mann reden kann. Und wer andres versucht – ein gewisser Berendsohn hat ein Buch über ihn geschrieben – beweist damit allein seine Unzuständigkeit.

Zu dem wenigen, das sich sagen läßt, dies: ich fuhr vor einigen Tagen – Ende Juli 1929 – von München nach Berlin. Was ist nicht um diese Zeit, in diesen letzten Tagen des Juli, für ein unablässiges Treiben auf allen Feldern. Ich sah hinaus, dachte, wie diese Leute ihre Arbeit tun und nicht daran denken ob sie weiter dringt, hinausdringt, nicht wollen, daß sie es tut. Welche Gewalt der Rahmen hat, der ihr Tagwerk umspannt. Dem gegenüber sah ich diesen leidenschaftlichen Hang der Geistigen⟨,⟩ uferlos hinauswirken, wirken, weiterwirken, fortwirken, öffentlich werden zu wollen und mir schien an ihm etwas Minderwertiges. Ich dachte auch daran, wie nichts von dem, was im Mittelpunkte des Daseins dieser Menschen steht⟨,⟩ uns zugänglich, ja auch dem Worte nach nur bekannt sei und ihnen nichts von dem, was unser Wichtigstes ist⟨,⟩ auch nur dem Namen nach angehört.

Hat man diese Fremdheit ermessen und sich vor Augen geführt, wie lange Generationen der Bauer schwieg⟨,⟩ dann steht Hamsun vor einem: der zahnlose Mund so unabsehbarer Geschlechter von Bauern, der nun sich aufzutun begann und langsam sein Wort über unser Leben sagt: in seiner Sprache zum ersten Mal sein Urteil über uns ergehen läßt. Hamsuns Sprache überbrückt einen so großen Raum des Nichtverstehens wie keines andern.

Seine Bücher gehören zu denen, von denen niemand begreift, daß sie abbrechen. Niemand will es dulden. Und wenn alle Figuren einer Hamsunschen Geschichte gestorben wären – der Leser fände keine Ruhe und fragte nach Söhnen, Eltern, Enkeln⟨,⟩ Schwägern⟨.⟩ ⟨fr 116⟩

## Zu Knut Hamsun ⟨2⟩

Immer hat er seinen Einfältigsten und Ärmsten – Bauern, Häuslern und Bettlern – die ganze unnennbare Brüchigkeit, Kompliziertheit und Abgründigkeit gegeben, die unsere »großen« Romanciers, die nichts wissen und nur Probleme im Kopf haben, für Fluch und Vorrecht des dekadenten Großstadtmenschen gehalten haben.
Immer haben die verschwiegensten Aussprachen seiner Menschen eine so unverbrüchliche Scham, daß jeder hergelaufne, zerlumpte Stromer dazu treten könnte ohne daß ⟨die⟩ Redenden auch nur die Stimme zu senken brauchten.
Immer ist der Gedanke unfaßlich, das Buch, das man gerade gelesen hat, sei von einem Manne, der Bücher schreibt. Unvorstellbar, daß er mehr als dieses eine gemacht habe. Denn sie sind nicht geschrieben sondern sind Aufgeschriebnes, das einem in die Hände fällt wie ein Testament oder ein Rezept.
Wie er die »Landstreicher« erzählt: so als ob er der Wirklichkeit kein Wort glaubt, als ob er ihr nicht über den Weg traut.
Daß sein Erzählen etwas von der alten incantation hat. Wie er als Bürger einer ganz andern Welt unter die heutigen Menschen gefallen ist, die ihm grenzenlos gefährlich, bedrohlich scheinen und wie er nun, aus Notwehr und um sie sich vom Leibe zu halten, zu erzählen beginnt, natürlich Geschichten aus jener Welt in der er eigentlich zu Hause ist. ⟨fr 117⟩

## Zur Kritik von Ludwig, Strachey, Maurois etc.

Der Versuch, diese neue Biographik von der »Wissenschaft« aus zu kritisieren, wird nicht zum Ziel führen. So kann bestenfalls gezeigt werden, was an diesen Werken falsch, nicht was an ihnen verderbt ist. Keine wissenschaftliche Widerlegung kann den Insti⟨n⟩kt

bekräftigen, der in gesunden Lesern sich gegen diese Werke empört. Die Kritik muß von deren Wirkung ausgehen. Sie muß in ihren Mittelpunkt den Nachweis stellen, daß diese Bücher das gelobte Leben ihrer Helden zum Komfort des lesenden Publikums machen. Es gibt zwei Arten der Biographik. Die neuere Modebiographik eines Ludwig unterscheidet sich von der klassischen eines Plutarch ganz einfach so: Plutarch stellt seinen Helden bildlich, oft vorbildlich, immer aber dem Leser durch und durch äußerlich hin. Ludwig sucht seinen Helden dem Leser und vor allem sich, dem Autor, innerlich zu machen. Er verleibt ihn sich ein, er saugt ihn aus, es bleibt nichts. Der Erfolg dieser Werke liegt darin; sie verhelfen einem jeden zu einem kleinen »inneren Napoleon«, einem »inneren Goethe«. Wie man geistvoll, aber durchaus richtig bemerkt hat, daß es wenige Leute gibt, die nicht einmal in ihrem Leben aufs Haar Millionäre geworden wären, so kann man auch von den meisten sagen, daß ihnen die Gelegenheit ein großer Mann zu werden, nicht gefehlt hat. Ludwigs Geschick ist, seine Leser auf schlüpfrigen Wegen zu diesen Wendepunkten zurückzuführen und sie – die Trümmerfelder ihres Daseins – im rosigen Projektionslicht des Heldenlebens vor ihnen erstrahlen zu lassen. ⟨fr 118⟩

## Zu Micky-Maus

Aus einem Gespräch mit ⟨Gustav⟩ Glück und ⟨Kurt⟩ Weill. – Eigentumsverhältnisse im Micky-Maus-Film: hier erscheint zum ersten Mal, daß einem der eigne Arm, ja der eigne Körper gestohlen werden kann.

Der Weg eines Akts im Amt hat mehr Ähnlichkeit mit einem von jenen, die Micky-Maus zurücklegt⟨,⟩ als mit dem des Marathonläufers.

In diesen Filmen bereitet sich die Menschheit darauf vor, die Zivilisation zu überleben.

Die Micky-Maus stellt dar, daß die Kreatur noch bestehen bleibt, auch wenn sie alles Menschenähnliche von sich abgelegt hat. Sie durchbricht die auf den Menschen hin konzipierte Hierarchie der Kreaturen.

Diese Filme desavouieren, radikaler als je der Fall war, alle Erfahrung. Es lohnt sich in einer solchen Welt nicht, Erfahrungen zu machen.

Ähnlichkeit mit dem Märchen. Niemals seitdem sind die wichtigsten und vitalsten Ereignisse unsymbolischer, atmosphärenloser gelebt worden. Der unermeßliche Gegensatz zu Maeterlinck und zu Mary Wigman. Alle Micky-Maus-Filme haben zum Motiv den Auszug, das Fürchten zu lernen.
Also nicht »Mechanisierung«, nicht das »Formale«, nicht ein »Mißverständnis« hier für den ungeheuren Erfolg dieser Filme die Basis, sondern daß das Publikum sein eignes Leben in ihnen wiedererkennt. ⟨fr 119⟩

Hofmannsthal mit ⟨Aleco⟩ Dossena zusammenzurücken. Auch Dossena fälschte ohne es zu wissen. Er machte seine Sache, dann traten die andern dazu und sagten: was für ein beispielloser Giotto oder welch unvergleichlicher archaischer Torso. Um sodann, nachdem sie diese Zuschreibung so vollzogen hatten, den Künstler zu entlarven. Hofmannsthal fälschte ohne es zu wissen, aber freilich erfüllt von den Werken, die aufs neue in ihm lebendig wurden. Nirgends taucht die Frage dringlicher auf, was eigentlich der Impuls des Fälschers ist, aber das ist keine Frage, daß ihn die großen Werke der Vergangenheit durchaus mit eben diesem Impuls erfüllten. Darum ist »Übersetzung« für das was er mit dem Ödipus, der Elektra, mit dem geretteten Venedig, mit Jedermann, mit dem Leben ein Traum und sovielem andern vornahm, garkein adäquater Begriff. Er tat mit diesen Werken nichts anderes als was er beispielsweise an der Goetheschen Novelle oder an dem Märchen mit der Frau ohne Schatten vornahm, die ja gewiß keine Übersetzung ist. Sie läßt aber zugleich erkennen, worum sichs hier handelt, was das Gemeinsame all dieser Arbeiten ist. Sie sind in jedem Falle die nahezu das Unerträgliche streifende Verdichtung der eigensten Charakterzüge jener Werke. So goethisch ist keine Novelle wie die Frau ohne Schatten, so Calderonsch kein calderonsches Drama wie der Turm. Und wenn es für das eigentümlich Kühle, die Lebensferne seiner Sachen irgend einen Ausdruck gibt so ist es dieser. Sie haben alle Stoffe ihrer Urbilder in äußerster und sublimiertester Verdichtung aufzuweisen, aber es fehlt ihnen die wahre Assimilierbarkeit. Sie sind, wenn man so sagen darf, wohl nahrhaft nur nicht eßbar. Essen nämlich heißt doch: sich einverleiben. Und einzuverleiben ist nur weniges was Hofmannsthal schrieb. – Man könnte sein Genie mit einem

Wort – und hätte damit schon den Tatbestand der Fälschung nah umschrieben – zitierend nennen. Der große Fälscher, der wenig oder nichts mit dem zu tun hat, dem Fälschung eine schlechthin merkantile Sache ist, zitiert ihr Urbild. Und das ist Hofmannsthals Fall: er zitiert nicht Zeilen, schöne Stellen oder dergleichen sondern das ganze große Werk, das ganze große Urbild insgesamt. Er erhebt es in den Stand der Anführung, aber auch in den Stand der Erscheinung. Denn in der Tat zitiert der Fälscher auch in jenem andern Sinne die Werke: er beschwört sie. Und zwar war für Hofmannsthal solche Beschwörungskunst untrennbar mit der Bildung verbunden, der er ihre verlorene Autorität aus der geschichtlichen Magie wieder geben zu können hoffte. Das Unternehmen, Bildung auf Magie zu gründen⟨,⟩ bringt alles Große und Chimärische dieser Natur am stärksten zum Ausdruck. Legitim war diese Bildung gewiß, nur lebensfähig war sie nicht mehr. So lange als nur irgend denkbar stellte ⟨sich⟩ für Hofmannsthal alles wesentliche Geschehen in den Reflexen am Überkommenen aus. Er hatte einen untrüglichen Instinkt für die Aktualitäten, die am Entlegensten auftreten. Als die Aktualität aber sich an den »ewigen Besitztümern« nicht mehr spiegelte, war Hofmannsthal seines eigentlichen Organs und Ausdrucks beraubt. Sein Herrscher- und Bildungsideal bekam chimärische Züge, in denen die humanistisch protestantische Geisteshaltung immer mehr mit der habsburgisch imperialen Idee zerfiel. Seine Helena war die Bildung, die er in der politischen Pfalz des Nachkriegsdeutschland als schönes aber ohnmächtiges Bildnis beschwor. ⟨fr 120⟩

Schema zu einem Nachruf auf Jose⟨ph⟩ Roth wie ich ihn in Erinnerung an meine Begegnung mit ihm im Hotel am Zoo – den ersten Abend, da ich meine Wohnung auf immer verließ – schreiben könnte. Die Figuren, die zum Betrieb eines Hotels gehören, würde ich eine nach der andern vorbeiziehen lassen. Angefangen beim Stubenmädchen, eingeschrumpft, auf der Hut vor Gästen, die es zu sehr beanspruchen oder die ihm nachstellen; der Kellner, geschwätzig oder unfreundlich – zeitraubend auf jeden Fall, denn er beschlagnahmt einen mit seinen Informationen oder er läßt einen lange warten; der Stammgast, ausweichend oder intim – aber immer den Eindruck nahelegend, wenn *er* nicht so aus dem Rahmen

fiele, dann täte man selber es, denn einer müsse die Last der Verlegenheit auf sich nehmen; der gérant, höflich solange man das Zimmer bezahlen kann, aber in seiner Höflichkeit immer der Eventualität Rechnung tragend, daß es in Bälde nicht mehr der Fall wäre, – diese Reihe von Figuren vervollständigt; und dann Roth zwischen ihnen wie der Saaldiener im Museum, wie der Wärter im Zoologischen Garten, wie der Manager in der Artistenloge. ⟨fr 121⟩

*

## Notizen zu einer Kritik von Franz Marc

Wesentliche Stelle: Briefe I p 50
Marc beruft sich auf Heredität statt auf Tradition⟨.⟩
Seine »Abstraktion« ist nicht im Sinne des Denkens sondern etwa in dem des »Doppels« der Hellsicht zu verstehen⟨.⟩
In hellseherischem Training sucht er sein Nervensystem dahin zu bringen, die Welt so zu sehen, wie die Tiere es tun.
Aber diese Tiere malt er wie Tizian eine Prinzessin malte. Haben seine Tiere Namen? Ist ihre Einzelheit Typik oder Individualität? Er wüßte das wohl kaum zu beantworten!
Ihm fehlt die Vorstellung der Tierheit, auch die vom Ort der Tiere und vom Verhältnis des Menschen zu ihnen⟨.⟩
Im Grunde kommt dies von dem Ausfallen aller prophetischen Kategorien, während doch einzig die erlöste Welt eine Vorstellung vom Wesen der Tiere und ihrem wahren Verhältnis zu den Menschen zu gewähren vermag. ⟨fr 122⟩

## Zu ⟨Scheerbart:⟩ »Münchhausen und Clarissa«

Höchst bedeutend ist die Ironie 1) indem alles Münchhausen in den Mund gelegt wird (Episode mit dem verlornen photographischen Apparat⟨)⟩ 2) indem alles in der dekadenten Adelsfamilie spielt.
Die Transponierung des tätigen Radomonteurs ⟨sic⟩ in die viel größere Flunkerei der Kontemplation.
Schöne Betonung des Kontemplativen durch die Darstellung von Münchhausens auffallender Bequemlichkeit.

Die Umwelt der »Stube« aus der hier alles erwächst stellt die Dinge vielleicht noch seelenhafter in den Raum als der Lesabéndio.
Genial ist die nachdrückliche Betonung des Mühevollen in der kontemplativen Repräsentation.
Winterszeit.
Das Annoncendeutsch.
»Im vorigen Jahrhundert sind so viele Dinge umgekrempelt worden. Aber die Menschen selber sind nicht umgekrempelt worden. Und so passen alle Menschen eigentlich nicht in unsre Zeit hinein. Der alte Münchhausen müßte kommen und die Menschen umkrempeln.« p 8
Schizophrener Typ der australiatischen Plastiken. Sprengung des Kontemplativen in der Kunst. Die ewig (durch schöpferische Ausbildung) in Atem haltende *Architektur wird der Kanon aller Hervorbringungen* (vgl. hierzu meine Rezension von Bloch; auch Beziehung von Architektur zu Handschrift).
Scheerbarts Utopie des Leibes ist verwandt der exzentrischen Rebellion gegen seine Konvention. Doch hat diese letztere auch noch andere Motive.
Die Beschreibung der Tempel in Melbourne und Campanellas Sonnenstaat⟨.⟩
Da die Erde mit der Menschheit zusammen einen Leib bildet, so ist sie natürlich belebt. Daher die Höhlenwesen. ⟨fr 123⟩

## ⟨Leon⟩ Daudet

Der Glanz, die Frische, in dem bei ihm die Bücher dastehen
sein Begriff der literarischen Kritik
seine große transparente Leidenschaft für eine deutliche eigne Welt von Motiven
Klärung der literarischen durch Abspaltung der posteriorischen⟨?⟩ Aktivität
Intuition in das Wesen der Romantik
Meridionales Temperament
Crépuscule – heure de la grande conception littéraire
Genie der Klassifikation / Genie der Anekdote
Keit⟨h⟩sches Tempo: Schnelligkeit, Verwerfung, Besinnung – Liebe ⟨fr 124⟩

## ⟨Jouhandeau:⟩ Les Pincengrain

Wildensbacher Kreuzigung
Mythologien parasitär auf dem Christentum
Mademoiselle Zéline / bayrische Glasmalerei. Die Seele als Instrument der Krankheit
Biblischer Einfluß auf den Stil
Eine Heilige im Hurenhaus sterben zu lassen – auf geradem Wege (Mélanie Lenoir)
Zumeist Geschichten von Frauen.
Exotischer als orientalische Erzählungen. Höchste Fo⟨l⟩kloristik
Strenge Disziplin der Novellensammlung
Die Bühne zwischen Kloster und Hurenhaus: dennoch keine Symbolik
Die religiösen Gehalte in Verwesung
Vergleich mit Munch. – Nachzuschlagen Glaser: Munch
Menschen, in deren Innerm es aussieht, wie im untersten Grunde einer beschatteten Zisterne, in die in Jahrhunderten keine Sonne hinabdringt. So steht auch in ihnen der Bodensatz von Jahrhunderten christlicher Disziplin: Schimmel hat sich darübergezogen und wenn diese Menschen den Mund auftun haucht es einen kühl an wie aus der Tiefe des modrigsten Kellers.
Biblische Mottos
Menschen⟨?⟩, welche die Gabe haben jede Stube zu verwandeln in die sie treten
*Rezensionen im Mercure und der Nouvelle Revue*
*Rolle* der Frau in der okkulten Religionstradition
Repräsentationsporträts im Stile von Henri Rousseau. Man weiß nicht, welches Reich? welcher Thron? welcher Sieg? Aber ein Staatswesen, dessen Ratschlüsse und dessen Embleme alle in den Raum dieser gedrängten Kleinbürgerzimmer hineingehen. Wir haben es mit einer Folklore des Wohnens zu tun. Welche Depots die Möbel darstellen oder welche Masken. Was sich an Möbeln hochrankt. Schlinggewächse, die eines Morgens den Erwachenden ausweglos verstrickt halten.
Adrienne Mesurat – die gleiche Unwelt: conception laïque ⟨fr 125⟩

## Französische Buchkritiken

Hauptthemata:
1) Stellung Frankreichs zu den europäischen Problemen
a) Katholizismus
⟨Jaques⟩ Maritain und ⟨Albert⟩ Thibaudet / ⟨Marcel⟩ Brion / ⟨Julien⟩ Benda / andere hist⟨orische⟩ Bücher (Verlag Plon) / Streit der Action Française mit dem Vatikan
b) Rußland
⟨Georges⟩ Duhamel / ⟨Luc⟩ Durtain / russisches Kinobuch /
c) Deutsche über Paris
⟨Kurt⟩ Tucholsky ⟨:⟩ Paris-Kapitel in 5 PS ⟨Berlin 1928⟩ / ⟨Walter⟩ Mehring: Paris in Brand ⟨Roman, Berlin 1929⟩
⟨Walter⟩ Benjamin: Einbahnstraße ⟨Berlin 1928⟩ / ⟨Rainer M.⟩ Rilke: ⟨Die Aufzeichnungen des⟩ Malte ⟨Laurids Brigge, Leipzig 1910⟩
d) Die neuen französischen Klassiker
⟨Comte de⟩ Lautréamont / ⟨Guillaume⟩ Apollinaire / ⟨Jean⟩ Cocteau und ⟨Giorgio di⟩ Chirico
e) Sonderkapitel: ⟨André⟩ Gide
Der deutscheste der französischen Autoren / Gide und der Begriff des »dessin« / »⟨xxx⟩ petit Jean-Jaques« / Si le grain ne meurt ⟨Paris 1926⟩ / ⟨Oscar⟩ Wilde / Gide und ⟨Marcel⟩ Jouhandeau
f) Gesellschaftskritik Gide: Kongo ⟨s. Voyage au Congo, Paris 1927; Le retour du Tschad, Paris 1928⟩ / Thibaudet: ⟨La⟩ République des professeurs ⟨Paris 1927⟩
g) Anatole France ist zu berühren. Erstens der Itinéraire ⟨de Paris à Buenos Ayres, Paris 1927⟩ von J⟨ean⟩ J⟨aques⟩ Brousson, zweitens die instruktive These von ⟨Charles⟩ Maurras: France habe überall da und nur da die Höhe seiner Mittel erreicht, wo er die Lehren und Gesinnungen der partisans de l'ordre dargestellt habe. Maurras also läßt den üblichen gegen France gerichteten Syllogismus seiner politischen Freunde nicht gelten; anstatt zu schließen:
es gibt keine Schönheit ohne Wahrheit
Nun ist der Skeptiker, Antikatholik, Kommunist France von der Wahrheit so weit wie nur möglich entfernt

---

Folglich können seine Sachen nicht im wahren Sinne des Wortes schön sein

schließt Maurras:
Es gibt keine Schönheit ohne Wahrheit
Nun ist das Werk von Anatole France von Schönheit voll

Folglich muß es im Kern seines Wesens wahr sein ⟨fr 126⟩

## Schemata und Glossen zum Jugendstil I

St⟨anislaw⟩ Przybyszewski: Das Werk des Edvard Munch Berlin 1894
Hugo von Hofmannsthal (Loris): Über die Personen in Ibsens Dramen Berlin 1930
A⟨dolf⟩ E⟨duard⟩ Zucker: La vie d'Ibsen ⟨le constructeur⟩ Paris 1930

Wichtig ist der Begriff des »Motivs«. Um 1905 gab es in der Hardenbergstraße ein Restaurant namens »Motivhaus«. Die Geschichte dieses Lokals wäre zu ermitteln.
Titel des längst geplanten Aufsatzes: Die singende Blume oder die Geheimnisse des Jugendstils. Zu diesem Aufsatz finden sich einige Materialien in den Notizen zur Passagenarbeit, vor allem Stellen, die Salvador Dali in einem einschlägigen Aufsatz in dem »Surréalisme au service de la révolution« geschrieben hat. Außerdem wäre ein Aufsatz ausfindig zu machen, der – wenn ich nicht irre von Martin – vor Jahren in der Frankfurter Zeitung veröffentlicht wurde und in dem der Ursprung von Jugendstilmotiven aus technischen Bauformen behauptet wird. So sollen etwa Profile eiserner Träger als ornamentale Motive an Fassaden auftreten.
Weiter ist heranzuziehen Ernst Blochs Aufsatz »Wissende Augen«, der das Verhältnis des Kleinbürgers zum Leib behandelt.
Ferner von Else Jerusalem: Der heilige Skarabäus. ⟨Roman, Berlin 1909⟩
Die Rezension des »Tagebuchs einer Verlorenen« von Kurt Aram. Erschienen in der Frankfurter Zeitung am 5 Juli 1905

Die Geburt des plein airs aus dem Geiste des Interieurs.
Der nackte Mensch als Pflanzenkontur. Blumen im Anfang von Dorian Gray. »Faire catlaya« bei Proust. In Proust verläuft sich die Linie des Jugendstils, Jugendstil – Blumen – Tapeten. Die Tapeten-

welt. Der Blumenbogen des Jugendstils von »Les Lesbiennes« zu »Sodome et Gomorrhe«.
Der Jugendstil in der Malerei. Manet, der spezifische Staubgehalt in der Atmosphäre seiner Bilder.
Das ewige Leben der Blume im neunzehnten Jahrhundert. Von den »Fleurs du mal« über die »schlechten Mütter« Segantinis bis zur Asphaltblume und zur »Berliner Pflanze«. Die Herkunft der Blume aus dem beschränkten Hausrat – der Welt der Straminstickerei. Die Apotheose der Blume bei Odilon Redon.
⟨Walter⟩ Crane und Fidus.
Die drei Linien des Jugendstils. Die Linie des Lasters (Baudelaire – Beardsley – Wilde) Die Linie der Emanzipation (Ibsen, Nietzsche) Die Linie der Priesterschaft (Mallarmé, George).

Lieder vom »kleinen Cohn«
Bruno Wille: Die Abendburg
Felix Lorenz: Der Klex. Ein Drunter- und Drüberbrettl-Buch Berlin 1902
Die Insel der Blödsinnigen. Die Tollheiten der Moderne. (Fortsetzung: Der Drehwurm im Überbrettl) Berlin 1901

## Aus dem »Tagebuch einer Verlorenen«

»Herrgott und Fahnenreich« – »westliches Berliner Ausland« – »Landluft genießen« – »zugealtert«
»Des Lebens Frühling nennen sie die Jugend«
»Wo ist die Frau, die in der Geächteten den gleichberechtigten Menschen sieht? – Sie wäre ... eine singende Blume.«
»man ... hinge nur als Tauträne still und rein an einem Ölblatt des Friedens«
»Wenn's gut geht, werde ich noch mal dekoriert und komme in die Woche. Singular. Mit dem Plural ist es wohl endgültig aus.«

Gesunder Menschenverstand – die höchste Tugend dieser Verfasserin.
Völlig subalterner Horizont, aber jene überraschenden Nahsichten, die einen adäquaten Ausdruck im Vokabular finden.
Die namenlose Durchschnittlichkeit dieses Buches allein tuts nicht. Veraltet ist dieses Buch, aber durchaus nicht unlesbar. Weil die

unsägliche Platitude der Denkungsart, der Gesinnung sich mit einer Extravaganz nicht nur des Stils sondern auch der Sache verbindet. Es zieht die kühne, nun schon verblaßte, Kurve der Emanzipation bis ans Ende.
Komplettes Inventar des Sexualgewerbes von der Heiratsvermittlerin, der Vorsteherin einer diskreten Entbindungsanstalt bis zur Kuppelwirtin und zum Strichjungen.

Man kann sagen, daß die Münchener »Jugend« das Zentralorgan dieser geheimnisvollen »Emanzipationsbewegung« gewesen ist, die in der Stimmung jener Verse lebt: »Stell auf den Tisch die duftenden Reseden, die letzten roten Astern hol herbei!«
In der Blume bindet sich an die Idee der Jugend die des Perversen. Und erst damit sind wir ins eigentliche Zentrum des Jugendstils eingedrungen. Merkwürdig nun, wie diese Verspannung von Perversion und Idealismus nicht nur in den Höhen der Literatur sondern noch in Niederungen des Inseratenwesens eine Rolle spielt. »Wissende Augen« – auch hier eine Anerkennung der Emanzipation verbunden mit Perversion.
Der idealistisch-perverse Blumenblick Odilon Redons.
Diese Emanzipation war Stilangelegenheit durch und durch: die »ideale Forderung«, »in Schönheit sterben«, »Heimstätten für Menschen«, »eigene Verantwortung« der Frau vom Meer.
⟨Wilhelm⟩ Speyer sagt einiges Ausgezeichnete über Ibsen, woran man anschließen muß. Vor allem: zwei Verzeichnisse anfertigen; das Verzeichnis der »Werke«, an denen seine Helden schaffen und das Verzeichnis seiner Requisiten: Ibsen war Apotheker. Der pharmazeutische Geruch um seine Frauengestalten. Sie schlafen nie mit ihren Männern: gehen immer »Hand in Hand« mit ihnen irgend etwas Schrecklichem entgegen. Wir kamen darauf, Ibsens Art, das Wesentliche herauszustellen, mit der heutigen zu vergleichen. Bei uns gilt das Gerüst, die Armatur, der Aufbau. Bei Ibsen herrscht die »Essenz«. Es gibt überhaupt im Jugendstil nur das »Eigentliche«: die bloße Linie. Frühlings- und Herbstpflanze ohne Blätter und Wurzeln. Wird nicht die Herbstzeitlose modisch? ⟨fr 127⟩

»Idealrealismus« die Schule von ⟨Otto⟩ Heuschele. Bündnis der Universitätsphilosophie (⟨Eduard⟩ Spranger, ⟨Emil⟩ Utitz) mit

dem neuen Eklektizismus. Beziehung dieses neuen Eklektizismus auf Hölderlin.
Nicht daß »der nötige Abstand nicht zu gewinnen sei« ist der eigentliche Grund, warum sich »wissenschaftlich« nicht über die Gegenwart handeln läßt, sondern weil dieser Abstand hier vom Übel wäre. Die einzig wirklich formende Kraft für die Betrachtung der Gegenwart ist die Polemik.
Wie man vielleicht die Verdienste des Verfassers in seiner editorischen Tätigkeit respektieren könne.
Daß man solche Bücher lesen muß, um die trostlose Lebensferne nicht nur der Aesthetik sondern auch dieser Dichtung, der sie sich widmet, erfassen zu können.
Eine kindische Konstruktion von Utitz p 52
Die Monade »gleichsam durch Fenster auslugend« p 54
»Ja, die Philosophie unserer Tage muß überhaupt in starker Übereinstimmung mit dem jungen Dichterwillen gesehen werden« p 54
Die ewig gleiche, bis zum Ekel gleiche, Charakteristik der jeweiligen »Endglieder« der Entwickung.
»Wie heißts gleich in Klaus Manns ›Kindernovelle‹?⟨«⟩
Das Informiertseinwollen um jeden Preis; es bedeutet den Sieg des Journalismus in der Literaturgeschichte. Wie denn überhaupt dies Buch dadurch interessant ist, daß es eine der stärksten akademischen Positionen räumt.
Auch sehr kennzeichnend für eine Literaturgeschichte im luftleeren Raum.
Es ist die Sprache derer, die alles mitgemacht, die nicht eine Broschüre, nicht einen Roman sich versagt haben (nur allenfalls nicht dazu kamen) und denen das viele, das sie dennoch nicht kennen, nicht zum Grunde ihrer Kraft und Sicherheit sondern nur ihrer Unbildung wird.
Es ist geradezu erstaunlich, wie die akademische Wissenschaft hier »mit allem geht«, »mitgeht«. Hier wo es nur auf das schamlose, nackte Verstehen ankommt, und nirgends, wie den weit zurückliegenden Epochen gegenüber, aus der forschenden, kommentierenden Erkenntnis dem ganzen Unternehmen Haltung und Fassung kommt.
Daß ein solcher Arrivist Kafkas Prozeß nur als einen »aktivistischen Roman« auffassen kann, darf nicht wunder nehmen. ⟨fr 128⟩

Es IST im höchsten Grade fesselnd, bei Kant – und zumal in den Altersschriften ⟨–⟩ den Niederschlägen einer Denkerfahrung von einer einzig dastehenden Genauigkeit und Bestimmtheit nachzugehen. Was ein lebender Autor – Paul Valéry in der Gestalt seines Monsieur Teste – auf spielende und phantastische Art versucht hat: den Habitus des Denkenden bis in seine geringsten physiologischen und physiognomischen Einzelheiten hinein zu verfolgen, ist bei Kant mit einer höchst vertrauenswürdigen Anspruchslosigkeit und einem Radikalismus, der es mit den Befunden der Behavioristen aufnehmen kann, versucht worden. Dabei scheint er nach einer indirekten Methode vorgegangen zu sein, insofern er die Denkgewohn⟨hei⟩t zunächst in vieler Hinsicht als eine gefährliche und die Gesundheit schwer bedrohende entwickelt. Seine Fragestellung ist eigentlich: wie kann der Denker seinen ihn sehr bedrohenden Berufsgefahren aus dem Wege gehen. Das Auffallendste an diesen Untersuchungen ist vielleicht die souveräne Verachtung der Lächerlichkeit, mit welcher Kant an sie herangeht.

Zu untersuchen wäre, ob nicht die Kasuistik in der »Metaphysik der Sitten« das Geheimfach ist, in dem Kant seine politisch kompromittierenden Gedanken aufstapelt.

Es wäre aufschlußreich, die Bedeutung der »Menschenwürde« für Kant zu bedenken. Die außerordentlich fadenscheinige Beschaffenheit seiner Erlebnisse lenkte sein Denken keinen Augenblick von dem abstrakten Menschenbilde ab, in dessen Namen die Aufklärung ihre Ethik aufstellte, und zwar ebensosehr um dem konkreten Untertanen möglichst wenig Abbruch zu tun wie um pathetisch von ihm Abstand zu halten. Im Denkerleben Kants aber hat dieser Abstand sein absolutes Maximum erreicht, dergestalt daß der abstrakte Mensch gänzlich Bürger der intelligiblen, der konkrete gänzlich Bürger der monarchischen Welt ist⟨,⟩ und der Hoheit in der Darstellung und Idee des ersten, der seine Mannesjahre gewidmet waren, entspricht die Kindlichkeit, mit welcher im Greisenalter der zweite sich auslebt. Denn das eben ist das sonderbare Schauspiel dieses Daseins, daß es in seinem völligen Verfall zugleich sich auslebt, im strengen Doppelsinne des Wortes.

»Noch habe ich das Gefühl für Humanität nicht verloren« – es ist nichts aufschlußreicher als zu sehen, wie eng hier Humanität und

bürgerliches Zeremoniell einander zugeordnet sind. Das erst zeigt, daß der Begriff der Humanität nicht erfaßt werden kann, ohne ein Gefühl für die Enge der Bürgerstube, in die hier die weite Welt eingeht. (Vgl. meine Bemerkung zum Brief von Kants Bruder.)

Im »Mutmaßlichen Anfang der Menschengeschichte« spricht Kant vom »Trieb sich mitzuteilen« und beklagt seine Wirkung »an Kindern und an gedankenlosen Leuten, die durch Schnarren, Schreien, Pfeifen, Singen und andere lärmende Unterhaltungen (oft auch dergleichen Andachten) den denkenden Teil des gemeinen Wesens stören.«

»Der Mensch im System der Natur (homo phaenomenon, animal rationale) ist ein Wesen von geringer Bedeutung und hat mit den übrigen Tieren, als Erzeugnissen des Bodens, einen gemeinen Wert (pretium vulgare). Selbst, daß er vor diesen den Verstand voraus hat und sich selbst Zwecke setzen kann, das gibt ihm doch nur einen äußeren Wert seiner Brauchbarkeit (pretium usus), nämlich eines Menschen vor dem anderen, d.i. ein Preis, als einer Ware, in dem Verkehr mit diesen Tieren als Sachen, wo er doch noch einen niedrigern Wert hat, als das allgemeine Tauschmittel, das Geld«. Aus solchen Stellen erhellt, daß Kant auch nicht im entferntesten daran dachte, irgendwo in der physiognomischen Erscheinung des Menschen (die doch zu seiner Natur mitgehört) einen Ausdruck seines moralischen Wesens zu suchen. Das ist in doppelter Hinsicht aufschlußreich. Einerseits zeigt es diesen, physiognomisch im allerhöchsten Grade markanten Mann als gänzlich blind in Dingen der Physiognomik, andererseits ist wahrscheinlich solche Blindheit die Vorbedingung für den phantastischen Siegeszug der phantastischen Physiognomik, die zu Kants Lebzeiten von Lavater ihren Ausgang nahm.

Erbaulicher Wert lateinischer Sprichwörter für Kant. Leben p 258 p 262 p 299

Lampes Zeugnis: »Er hat sich treu, aber für mich nicht mehr passend verhalten.«

Zeitungsanekdote Leben p 262

Bedeutung der Gewohnheit bei Kant; Zusammenhang mit der definitorischen Genauigkeit. »Seit mehr als einem halben Jahrhundert keine lebendige Seele beim Tee.«

»Der Name Lampe muß nun völlig vergessen werden.«

»Kant fand es anstößig ... seinen Diener Kaufmann zu nennen, weil er zwei gebildete Kaufleute wöchentlich an seinen Tisch zog.«
Geschichte von der Grasmücke und dem Frühling: »Auf den Appeninen muß noch eine große Kälte sein.« ⟨266⟩
»Junius, Julius und August sind die drei Sommermonate« p 268
Flötenmusik (der Uhr), Kinderverse und Trauerträume. Die einst ausgeschlossene Welt drängt nun, ihre Frechsten und Kleinsten voran, zur Tür hinein.
Kant um Reisewetter betend p 274
Schwalbengeschichte p 293
Verhältnis zur Sprache und Metakr⟨it⟩ik p 294 ⟨fr 129⟩

## Projekte

Für den Uhu: Das Aufgehen der allgemeinen Bildung in der Reklame
Zusammenstellung aller Prophezeiungen für die nächsten 50 bis 100 Jahre aus Wirtschaft, Bevölkerungsstatistik, Technik, Meteorologie, Kriegswissenschaft, Heilkunde, Erziehung usw.
Seefahrt als Wissenschaft
Kaspar Hausers 100jähriger Todestag
Für die Literarische Welt: Gracian
Porträts der Verschollnen: Senna Hoy, Friedrich von Schennis, ⟨Max⟩ Gretor, Donald Wedekind, Gaulke, ⟨Franz von⟩ Baader, ⟨Jacob⟩ van Hoddis, Bernhard Kühler
Rundfunk Hörspiel über die Anfänge des Spirit⟨i⟩smus
Theater Versailler Verhandlungen ohne die Deutschen
⟨fr 130⟩

## La Traduction – Le pour et le contre

Als ich vor paar Tagen bei den Bouq⟨u⟩inisten vorbeikam, fiel mir zufällig die fr⟨an⟩z⟨ösische⟩ Übers⟨etzung⟩ eines d⟨eu⟩tsch⟨en⟩ ph⟨ilosophischen⟩ Buchs in die Hand. Ich blätterte darin wie man eben in den Büchern am Quai blättert, suchte die Stellen heraus, die

mich oft und ausführl⟨ich⟩ beschäftigt hatten – welche Überraschung. Die Stellen waren nicht da.
Sie meinen, Sie haben sie nicht gefunden?
Doch⟨,⟩ gefunden habe ich sie schon. Aber als ich ihnen ins Gesicht sah, hatte ich das peinliche Gefühl, sie erkennen mich ebensowenig wie ich sie erkenne.
Von welchem Philosophen sprechen Sie eigentlich?
Ich spreche von Nietzsche. Sie wissen, daß ... ihn übersetzt hat.
Die Übersetzung ist, soviel ich weiß, sehr geschätzt.
Sicher nicht zu Unrecht. Aber was mich an den Stellen, die mir vertraut gewesen waren, befremdete, war nicht ein Mangel der Übersetzung sondern etwas, was vielleicht sogar ihren Vorzug darstellt: Der Horizont und die Welt um den übersetzten Text selbst war ausgewechselt und selbst französisch.
Die Welt um einen philosophischen Text herum scheint mir die jenseits aller nationalen Charaktere befindliche Welt des Gedankens zu sein.
Es gibt keine Gedankenwelt, die nicht eine Sprachwelt wäre, und man sieht nur das an Welt, was durch die Sprache vorausgese⟨t⟩zt ist.
Sie meinen das im Sinne Humboldts, der überzeugt war, daß jeder zeit seines Lebens unterm Banne seiner Muttersprache stünde. Sie sei wirklich die Sprache, die für ihn denkt und sieht.

Glauben Sie wirklich, daß Neologismen, wie sie Nietzsches Sprache auszeichnen, eine echte gedankliche Tragweite haben?
Eine gedankliche, weil eine historische. Wenn Nietzsche die deutsche Sprache glänzend mißbraucht, so rächt er sich dafür, daß niemals eine deutsche Sprachtradition – es sei denn in der dünnen Schicht der literarischen Expression – wirklich zustande gekommen ist. Die Freiheiten, die die Sprache ließ, nahm er sich nocheinmal, um sie ihr vorzuhalten. Und der Mißbrauch der deutschen Sprache bedeutet letz⟨t⟩lich die Kritik an der Unfertigkeit des deutschen Menschen. Wie kann diese Sprachsituation in eine andere übersetzt werden?
Das hängt – so erstaunlich es klingen mag – von der Art ab, in der die Übersetzung eingesetzt wird. Täuschen wir uns nicht: sie ist vor allem einmal eine Technik. Und warum sollte sie als solche sich nicht mit andern Techniken kombinieren lassen. Ich denke da in

erster Linie an die Technik des Kommentars. Die Übersetzung bedeutender Werke wird umso weniger Chancen haben zu gelingen, je mehr sie ihre technisch dienende Funktion zu der einer selbständigen Kunstform zu erheben bestrebt sein wird.
Diese glückliche Form der Übersetzung, die im Kommentar Rechenschaft von sich ablegt und das Faktum der verschiedenen Sprachsituation mit zum Thema macht, ist der Neuzeit leider in wachsendem Maß verloren gegangen. Sie hatte ihre Blüte in einer Epoche, die von den Aristotelesübersetzungen des Mittelalters bis zu den zweisprachigen kommentierten Klassikerausgaben des siebzehnten Jahrhunderts reicht. Und gerade weil die Verschiedenheit der Sprachsituation zugestanden war, konnte die Übersetzung wirksam, zum Bestandteil der eignen Welt werden. Aber allerdings scheint mir die Anwendung dieser Technik auf poetische Texte überaus problematisch.

Was spricht für Übersetzen
Fortschritte der Wissenschaft im internationalen Maßstab (Das Lateinische, Leibnizsche Universalsprache)
Pädagogischer Wert der großen Schriftwerke der Vergangenheit
Befreiung vom Vorurteil der eignen Sprache (Der Sprung über die eigne Sprache)
Kontrolle der gleichzeitigen Geistesbewegungen in den verschiednen Völkern. »Ist es also ein Manko, daß es mehrere Sprachen gibt?« Verneinung⟨.⟩ Wilhelm von Humboldt : Verschiedenheit des Sprachbaus
Grenze: Übersetzungsunbedürftigkeit der Musik. Lyrik: der Musik am nächsten – größte Übersetzungsschwierigkeiten.
Grenze der Übersetzung in der Prosa – Beispiele
(Wert schlechter Übersetzungen: produktive Mißverständnisse)
Das Faktum daß ein Buch übersetzt wird, schafft in gewissem Sinn schon sein Mißverständnis. Jean Christophe – ausgesucht wird meist das, was auch in der eignen Literatur geschrieben werden könnte.
⟨Karl Christian Friedrich⟩ Krause in Spanien.
Mißachtung der Nuancen
Eine gewisse Brutalität im Geistesbild
*Höchste Gewissenhaftigkeit mit größter Brutalität verbinden*
Jenes von Stresemann lächerlich gemeinte Wort: »Man spricht

Französisch in allen Sprachen« ist ernster als er meinte, denn der Sinn der Übersetzung ist überhaupt: die fremde Sprache in der eignen zu repräsentieren. ⟨fr 131⟩

# Zur Literaturkritik

## Programm der literarischen Kritik

1) Die vernichtende Kritik muß sich ihr gutes Gewissen wieder erobern. Dazu muß die Funktion der Kritik überhaupt wieder ganz neu ins Bewußtsein gerückt werden. Es ist allmählich dahin gekommen, daß sie die Erschlaffung und die Harmlosigkeit selber geworden ist. Unter diesen Umständen hat selbst die Korruption noch ihr Gutes: nämlich überhaupt ein Gesicht, eine deutliche Physiognomie.

2) Ein Hauptirrtum ist, daß man durch den Apell ⟨sic⟩ an die private Ehrlichkeit des Rezensenten der Korruption entgegenwirken könne. Unter den heutigen Umständen hat⟨?⟩ der Schädling zu all seinem Treiben nur selten die bona fides⟨,⟩ und je höher der Kaufpreis desto weniger kommt er sich gekauft vor.

3) Ehrliche Kritik vom unbefangenen Geschmacksurteil aus ist uninteressant und im Grunde gegenstandslos. Entscheidend an einer kritischen Tätigkeit ist, ob ihr ein sachlicher Aufriß (strategischer Plan) zu Grunde liegt, der dann seine eigene Logik und seine eigene Ehrlichkeit in sich hat.

4) Den vermißt man heute fast überall, weil die politische Strategie mit der kritischen nur in den größten Fällen sich deckt, dennoch ist letzten Endes das als Ziel anzusehen.

5) In solchen Zusammenhang ist die folgende kritische Aufklärungsarbeit einzustellen. Deutschlands Leserkreis ist von höchst eigentümlicher Struktur: er zerfällt in zwei, einander etwa gleiche, Hälften: das »Publikum« und die »Zirkel«. Diese beiden Teile überdecken sich nur wenig. Das »Publikum« sieht in der Literatur ein Instrument der Unterhaltung, der Belebung oder Vertiefung der Geselligkeit, einen Zeitvertreib im höheren oder im mindren Sinne. Die »Zirkel« sehen in ihr die Bücher des Lebens, Quellen der Weisheit, Statuten ihrer kleinen, alleinseligmachenden Verbände. Die Kritik hat – sehr zu Unrecht – bisher sich fast nur mit dem beschäftigt, was in das Blickfeld des »Publikums« fiel.

6) Die Literatur der »Zirkel« zu verfolgen, diese schreckliche,

nicht gefahrlose Aufklärungsarbeit wäre zugleich eine Vorstudie zur Entwicklungsgeschichte des Sektenwesens im Deutschland des 20ten Jahrhunderts. Es ist auf den ersten Blick garnicht zu übersehen, worauf diese ungeheuer heftige und geschwinde Entfaltung des Sektierertums zurückgeht. Man kann nur vorhersehen, daß es die eigentliche Form der Barbarei ist, der Deutschland verfallen wird, wenn der Kommunismus nicht siegt. Daß aber ein Versuch, den Leib aus alten Kollektivzusammenhängen zu lösen, in neue einzustellen, diesem plötzlichen Virulentwerden aller rituellen Verstellungskomplexe zugrunde liegt und daß, was sie zu Erscheinungsformen des Irrsinns macht gerade ihre Beziehungslosigkeit zur kollektiven Aktivität ist, das dürfte als sicher angesehen werden.

7) Die Kritik hat ferner anders als bisher ihre Durchschlagskraft durch eine richtige Einstellung auf die Produktionsverhältnisse auf dem Büchermarkt sich zu sichern. Bekanntlich erscheinen viel zu viel Bücher. Und, was schlimmer ist, infolge dessen erscheinen zu wenig gute Bücher. Auch treten von denen, die einmal erschienen sind, zu wenig in die Erscheinung. Die Kritik hat bisher, um ein Buch zurückzuweisen, sich im wesentlichen an dessen Autor gehalten. Daß sie damit nicht viel erreicht, liegt auf der Hand. Sie kann ihren Urteilen keine Exekution folgen lassen. Ganz davon abgesehen, daß für einen schlechten Autor, der erledigt ist, neun neue aufstehen. Anders wenn die Kritik in gewissen Grenzen den Grundsatz der (wirtschaftlichen) Verantwortung des Verlegers festhält und den Verleger schlechter Bücher als Verschwender des ohnehin geringen Kapitals denunziert, das der Bücherproduktion zur Verfügung steht. Hier handelt es sich natürlich nicht darum, den Kaufmann im Verleger zu treffen, der mit schlechten Büchern Geschäfte macht wie andere Geschäftsleute mit schlechter Ware⟨,⟩ sondern den schlechtberichteten Idealisten, der mit seinem Mäzenatentum das Gefährlichste stützt.

8) Eine gute Kritik setzt sich aus zwei Bestandteilen maximal zusammen: der kritischen Glosse und dem Zitat. Durch Glossierung wie auch durch Zitate allein lassen sich sehr gute Kritiken mach⟨en⟩. Unbedingt zu vermeiden ist die »Inhaltsangabe«. Dagegen ist die reine Zitatenkritik als ganze auszuarbeiten.

9) Theorie des verkannten Genies ⟨s. fr 111, 136f.⟩ ist hier einzusetzen.
10) Ursachen der bisherigen Toleranz in der Kritik⟨.⟩
11) Prognose für die Universitäten. In zehn Jahren werden die Katheder reinlich zwischen Hochstaplern und Sektierern sich aufgeteilt haben. Die Eroberung von Lehrstühlen durch die Schule Georges war das erste Symptom. Es ergibt sich (Gespräch mit Christiane von Hofmannsthal) daß zwar noch Hochschullehrer leben, die exaktes Wissen und exakte Fertigkeiten besitzen, aber schon ist es unmöglich für sie geworden, dieses Wissen mitzuteilen und weiterzugeben. »Die Studierenden lernen nichts, aber sie können über die Straße gehen wie ihre Lehrer.⟨«⟩ Und das illustriert uns die Wahrheit, daß die Tradierbarkeit des Wissens eine Eigenschaft ist, die nicht von dessen Reichtum und Exaktheit abhängt. Vielmehr verrät gerade in ihr sich klarer als irgendsonstwo dessen moralische Struktur.
12) Was es gäbe, wenn unter den Zwölf, die in Deutschland beim Publikum eine Stimme haben, einer es wagen würde, gegen seine Mitverschwornen laut zu werden. Hier beruht alles auf der Gewißheit, daß keiner dem andern sein Spiel verderbe.
13) Historischer Rückblick: Verfall der literarischen Kritik seit der Romantik. Dabei spielt u. a. eine Rolle das Fehlen einer Kollektivinstanz großer Gegenstände und Schlagworte. Jedes Kritikergeschlecht sah sich schon selber als »Generation« in all ihrer Bedingtheit, als kümmerliche Statthalterin der »Nachwelt«. So, eingeklemmt zwischen die Produktiven und die Nachwelt⟨,⟩ wagte sie nicht sich zu rühren und versank im Epigonentum. ⟨Friedrich Theodor⟩ Vischer die letzte Etappe⟨.⟩
14) Je stärker ein Kritiker ist, desto intensiver kann er die ganze Person seines Gegners⟨,⟩ bis in die Einzelheiten der Physiognomie herein, verarbeiten.
15) Kritische Verfahrungsarten. Gefahr ihrer Vielfalt.
    1 Nur vom Autor sprechen – nur vom Werk sprechen
    2 Werk im Verhältnis zu andern Werken des Autors – Werk an sich selbst
    3 Werk literarhistorisch nach Gehalt oder Stil ableiten oder vergleichen
    4 Werk nach seiner Wirkung aufs Publikum, polemisch, prognostisch, referierend

5 Werk als Repräsentant einer These – These als Repräsentant eines Werkes

16) Funktion der Kritik, heute vor allem: *Die Maske der »reinen Kunst«* zu lüften und zu zeigen, daß es keinen neutralen Boden der Kunst gibt. Materialistische Kritik als Instrument dazu⟨.⟩

17) Die Gefahr im Loben: Der Kritiker bringt sich um seinen Kredit. Jedes Lob ist, strategisch gesehen, eine Blankobürgschaft.

18) Große Kunst im Lobe. Aber auch große Kunst, durch Tadel scheinbar Nebensächliches wichtig zu machen.

19) Der Kritiker muß dem Publikum das Gefühl zu geben wissen, wo es ihn zu erwarten hat. Wann er das Wort ergreifen wird und in welchem Sinne.

20) Die Raumfrage. Hier ist vom Stil der Kritik zu handeln und anzuschließen an meine Gespräche mit ⟨Bernhard⟩ Reich.

21) Wir wissen nicht, was Hofmannsthal, Thomas Mann, Wassermann von einander, ja wir wissen nicht einmal was die Wortführer der jüngeren Generation Leonhard Frank, ⟨Alfred⟩ Döblin, ⟨Arnolt⟩ Bronnen von diesen Älteren denken. Und nicht, daß das so interessant oder so maßgebend wäre, oder daß wir es uns nicht zur Not ausdenken könnten. Aber es würde die Atmosphäre reinigen. Es würde den gänzlich amorphen Haufen der Leute, die von »ihrer Feder leben« endlich so weit artikulieren, daß Parteinahme und Auseinandersetzung zustande kommen, die unserm Literaturbetrieb in einem gradezu unfaßlichen Maße fehlen. Gegensatz dazu die Theaterkritik, die heute eben darum, und *nur* darum, denn das Theater ist nicht wichtig, einen bedeutenden Platz im öffentlichen Interesse einnimmt.

22) Über die unwahrhaftige und unhaltbare Fiktion als hätte die literarische Kritik auch heute noch Maßstäbe von der reinen aesthetischen Forschung zu erwarten und als sei ihre Sache im Grunde nur deren Anwendung. Die Kritik hat keine Notiz davon genommen, daß die Zeiten der Aesthetik in jedem Sinne und zumal dem von F. Th. Vischer vorüber sind.

23) »Die Gabe des Urteils ist seltener als die schöpferische Gabe«. ⟨Oskar⟩ Loerke

24) Stefan Zweig in Böttcherstraße ⟨Bremen, hg. von L. Roselius⟩ I,1

25) Bilderkritik (Prochainement Ouraitre⟨?⟩) Erzählungskritik (Zauberberg)

26) Aktuelle Themen der Kritik: Der Kriegsroman in Deutschland (⟨Arnold⟩ Zweig, ⟨Ernst⟩ Gläser, ⟨Ludwig⟩ Renn, ⟨Erich Maria⟩ Remarque). Entlarvung von Jakob Wassermann.
27) Die Gruppierung, vielmehr Parteiung, die durch Deutschland geht. Die Autoren, die unter dem Expressionismus debütiert haben⟨,⟩ und die anderen.
28) Zur Frage der Kriegsromane. Die Rechtsparteien haben die Erfahrung des Krieges sogleich bar einkassieren können. Ihre Weltanschauung ist durch ihn nicht erschüttert worden. Die der Kommunisten ebensowenig. Anders die der Mittelparteien, besonders der Großbourgeoisie und, anders, der Kleinbürger, das muß man sich gegenwärtig halten, wenn man die Frage beantworten will: Welchem (oder wessen) Interesse dient die vogue der Kriegsromane? Je mehr die »Objektivität«, das »Dokumentarische« dieser Literatur betont werden, desto überzeugter sollte man nach den tief verborgenen Tendenzen forschen, denen sie dienen. Tief verborgen sind freilich diese Tendenzen nicht alle: Zum Beispiel ist da die pazifistische auffallend deutlich. Aber gerade sie verlangt nähere Analyse.
29) Weiteres zum Kriegsroman. *Verborgen* ist an dieser pazifistischen Tendenz daß und wie sie dem gegenwärtigen Stande des Kapitalismus dient. Und genauso schwer durchschaubar wie diese pazifistische Ideologie als Instrument des Imperialismus ist, genauso schwer ist es, sich Rechenschaft davon zu geben, wie eigentlich diese Tendenz mit der scheinbar »objektiven« und »dokumentarischen« Wirklichkeit des Krieges in einen Einklang gebracht ist. Diese Ideologie ist in der »sachlichen Darstellung« versteckt wie Ostereier in den Ritzen eines Sofas. Formelhaft kann man geradezu sagen: Die vorgebliche Wirklichkeit des Krieges in jenen neuen Romanen verhält sich zu seiner wahren (d.h. aber: gegenwärtig aktuellen) Wirklichkeit so wie die pazifistische Ideologie zu den Notwendigkeiten der heutigen Wirtschaft. Beide decken sich nur scheinbar.
30) Weiteres zum Kriegsroman. Die Bücher über den Krieg, die jetzt erscheinen, sind z.T. schon unmittelbar nach dem Krieg entstanden. Damals wollte sie niemand. Sie vertrugen sich nicht mit den damaligen Interessen, denen vielmehr die großen Memoirenbücher entsprachen. Andererseits war – formal – der Ausdruck der damaligen Lebensverhältnisse (Inflation) der

Expressionismus. Die Kritik der neuen Kriegsbücher wäre in einer Darstellung des Übergangs des Expressionismus zur »Neuen Sachlichkeit« implizit enthalten. Dabei würde sich ergeben, daß die »Neue Sachlichkeit« die Konsolidierung der Schuld ist, die der Expressionismus einging. Er ging sie bei der Metaphysik ein. Die »Neue Sachlichkeit« ist der Zinsendienst.

31) Buchkritik muß sich ein Programm zu Grunde legen. Die immanente Kritik kann, als eine, die ihre Maßstäbe im Werke improvisiert, zu einzelnen glücklichen Resultaten führen. Aber notwendiger als das ist ein Programm. Das hat seinen Ausgang in der Einsicht zu nehmen, daß die aesthetischen Kategorien (Maßstäbe) samt und sonders außer Kurs gekommen sind. Sie können auch durch eine noch so virtuose »Entwicklung« der alten Aesthetik nicht hervorgebracht werden. Vielmehr ist der Umweg über eine materialistische Kritik nötig, der die Bücher in den Zusammenhang der Zeit einstellt. Ein⟨e⟩ solche Kritik wird dann zu einer neuen, bewegten, dialektischen Aesthetik führen. Waren doch auch in der alten Aesthetik die höchsten zeitkritischen Einsicht⟨en⟩ eingeschlossen. Aber der heutige Kritiker nimmt diese alten Begriffe und Schemata im gleichen Sinne für absolut wie die Werke. Er ist fest überzeugt, es müsse jeden Augenblick alles geben.

32) Atomisierung der heutigen Kritik. Das Buch außerhalb der Zusammenhänge der Zeit, des Autors, der Strömungen. Das ist aber eine hypothetische Arbeitsbasis nur für gewisse Glücksfälle der improvisierenden, immanenten Kritik.

33) Verhältnis von Buch- zu Filmkritik umgekehrt als es sein müßte. Buchkritik müßte von der Filmkritik lernen. Anstatt dessen imitiert die Filmkritik meist die Buchkritik.

34) Mißbrauch, den die Dichter mit ihrem Namen und ihrem Einfluß treiben. Es ist, verglichen mit der Lage der Dinge in Frankreich geradezu bestürzend, wie unsere bekanntesten Dichter nicht den kleinen Finger rühren, um beim Aufbau der Buchkritik mitzutun.

35) »Quand on soutient un mouvement révolutionnaire ce serait en compromettre le développement que d'en dissocier les divers éléments au nom du goût.« Mündliche Äußerung von Apollinaire.

36) Mit der Atomisierung der Kritik hängt das Aussterben der kritischen Porträtkunst zusammen.
37) Man mache sich zur Maxime: Keine Kritik ohne mindestens *ein* Zitat aus dem Werk, das besprochen wird.
38) Ein Bild von dem, was Kritik ist: Pflanzen aus dem Garten der Kunst in die fremde Erde des Wissens versetzen, um die kleinen Verfärbungen und Veränderungen der Form, die da an ihnen in Erscheinung treten, aufmerksam zu erfassen. Das Wichtigste ist der zarte Griff, die Behutsamkeit, die das Werk mit den Wurzeln aushebt⟨, die⟩ dann das Erdreich des Wissens heben. Alles übrige kommt von selbst weil es die Vorzüge am Werke selbst sind, die allein Kritik im höchsten Sinne heißen dürfen.
39) Wie nachhaltig müssen sich die Zeiten geändert haben. Vor hundert Jahren schrieb Börne: »nach einem Buche über ein Buch sind sie [die Deutschen] am meisten lüstern; ... Wer sie zum Guten hinziehen will, der thue ja nichts, sondern schreibe, und wer seines Erfolgs gewisser sein will, der recensire.« ⟨Ludwig⟩ Börne: Gesammelte Schriften ⟨Vollständige Ausgabe [hg. von Karl Grün], Bd.⟩ 6 ⟨Wien 1868⟩, 3
40) Höchst kennzeichnend für die heutige Kritik: fast nie kompromittiert sie einen Autor mehr als wenn sie lobt. Und das ist im ganzen ja in der Ordnung, sofern sie nämlich das Nichtswürdige vorzugsweise lobt. Dem Bedeutenden geht ⟨es⟩ aber nicht anders. Siehe den Fall Hofmannsthal. ⟨fr 132⟩

## Zur Charakteristik der neuen Generation

1) Diese Leute machen nicht den mindesten Versuch, für das, was sie tun⟨,⟩ sich irgendwelche theoretischen Grundlagen zu sichern. Sie sind nicht nur ganz stumpf den sogenannten großen Problemen, den Fragen der Politik, der Weltanschauung gegenüber: sie kennen ebensowenig grundsätzliches Nachdenken über die Fragen der Kunst.
2) Sie sind ungebildet. Nicht nur in dem Sinne, daß sie nur sehr weniges kennen sondern vor allem daß sie nicht imstande sind, diese ihre verschwindenden Kenntnisse irgend planmäßig zu erweitern. Noch nie ist eine Generation von Schriftstellern so unberührt von den Notwendigkeiten, von der Technik wissenschaftlicher Arbeit geblieben wie diese.

3) Während diese Schriftsteller munter von Werk zu Werk schreiten, sieht man nicht, wo eigentlich in ihren Arbeiten eine Entwicklung, vor allem wo eine Stetigkeit stattfinde außer im Technischen. Ihre Bemühungen und ihr Ehrgeiz scheinen sich darin zu erschöpfen, einen neuen Stoff, ein dankbares Thema heranzuschaffen und damit basta.

4) Es hat immer eine Unterhaltungsliteratur – will sagen eine Literatur gegeben, die keinerlei Verpflichtungen der Zeit und den Ideen gegenüber, die sie bewegten, auf sich nahm als höchstens die, solche Ideen in einer angenehmen, modisch konfektionierten Form dem Konsum zuzuführen. Solche Konsumentenliteratur mag es geben, sie hat zumindest in der bürgerlichen Gesellschaft ihren Ort und ihre Berechtigung. Was aber noch nie geschah, in der bürgerlichen sowenig wie in einer andern Gesellschaftsordnung, ist daß diese reine Konsumtions- und Genuß-Literatur identisch mit der avant-garde, der technisch und artistisch vorgeschobensten, wurde. Genau auf diesen Stand aber hat uns die Produktion der neuesten Schule gebracht.

5) Die wirtschaftlichen Notwendigkeiten in Ehren: sie mögen den Schriftsteller nötigen, viel Minderwertiges zu produzieren. Da wird es sich denn aber in den Nüancen zeigen, von welchem Schlage er ist. Es gibt kaum eine noch so fragwürdige Feuilletonschreiberei, die man nicht durch gewisse sachliche und mehr noch stilistische Vorbehalte vor der tiefsten Stufe der Erniedrigung bewahren könnte. Was er kann macht die technische Qualität eines Autors; was er nicht fertig bringt ist die Grundlage seiner moralischen oder sachlichen. Das Erstaunliche ist nun, wie gänzlich die heilsamen, schützenden Vorbehalte und nicht sowohl die moralischen als die einfachen sprachlichen, dieser Schule fremd sind. Wie völlig selbstverständlich ihnen, z.B., jederzeit die Exponierung eines grenzenlos verzärtelten, in sich vergafften, gewissenlosen – kurz feuilletonistischen Ichs ist. Wie der Arrivismus das was sie schreiben bis in die kleinsten Details kennzeichnet. ⟨fr 133⟩

## Tip für Mäzene

Der Tiefstand der deutschen Buchkritik ist niemandem ein Geheimnis. Seine Gründe schon eher. Aber unter ihnen steht an erster

Stelle mangelnde Kameradschaft, mangelnde Gegnerschaft, mangelnde *Deutlichkeit* im Verkehr der Schreibenden miteinander. Daher die erstaunliche Verwaschenheit unserer Richtungen und Repräsentanten und die trostlose Würde einer Kritik, die nur der Ausdruck der stickigen Enge ist, in der sie betrieben wird. Humor will Ellenbogenfreiheit und Luftraum. Ein kluger Mäzen, der der deutschen Dichtung aufhelfen will, sollte darauf verzichten, neue Talente zu entdecken. Kleist- und Schillerpreisträger zu lancieren. ⟨U⟩nd anstatt dessen folgendem Vorschlage nahetreten: Erstellung eines Lunaparks des deutschen Schrifttums. Das Terrain braucht nicht groß zu sein, seine Möglichkeiten sind unbeschränkt: Berg- und Talbahn durch den deutschen Roman: beginnend in Prager Kafkagrotten, mit jähem Falle in die Ludwig Wolfsschlucht schießen – an Samiel Fischer und dem Freischütz-Hauptmann vorbei⟨.⟩
Literarische Wut⟨Wirts?⟩bude: Nietzsche, Goethe, Brecht, ⟨abgebrochen⟩
Nach dieser Zeremonie wird ein Chorführer vortreten und ungefähr folgendes sagen:
Nichts Nennenswertes⟨.⟩ ⟨fr 134⟩

## ⟨Antithesen⟩

| Kritisierbar | | Unkritisierbar | |
|---|---|---|---|
| Primat des Wahrheitsgehalts | {Geschmacksurteil | Primat des Sachgehalts | Inhaltsangabe |
| | Journalismus | musisch | banausisch |
| Wahrheitsgehalt als Vorbild | | Sachgehalt als Urbild | Literaturgeschichte |
| Glosse | Reaktion | Zitat | Belegstelle |
| Strategisch | Publizistik | | |
| Gesellschaft (platonisch) | Originalität | Natur (goethisch) | Konvention |
| herrschend | anmaßend | dienend | unselbständig |
| Polemik (Minimum von Darstellung) | Regel} | Darstellung (Minimum von Kritik) | Maß |

Die Negation der Kritik, die die Antithesis ausspricht ist in etwas Position des Werks. Der Kommentar stellt die dialektische Überwindung der Antinomien in der Kritik dar. Erst in

diesem Stadium ist das Werk vollkommen kritisierbar und unkritisierbar zugleich. Erst in diesem Stadium ist die Kritik daher reine Funktion vom Leben, bezw. Fortleben des Werkes. Erst in diesem Stadium werden Zitat und Glosse ihre Formcharaktere. Während Goethes Theorie in allem Wesentlichen mit der der mediaten Kritik zusammenfällt, ist die Beziehung der platonischen zur romantischen aufzuhellen⟨.⟩ ⟨fr 135⟩

I

Erste Form der Kritik, die es verweigert zu urteilen. Hier ist zunächst der subjektive Standpunkt des Kritikers darzulegen. Im Anschluß an Lesen. Sealsfield: Es gibt nicht Schöneres als auf dem Sofa liegen und einen Roman lesen. Sprachlosigkeit des großen Physio⟨g⟩nomikers. Lesen die höchste traditionelle Physio⟨g⟩nomik. Hier also sehr insistierend. Dann aber die objektive Wahrheit als Gegenstück dieser subjektiven Auffassung. Nämlich die Goethische Einsicht, daß alle klassischen Werke eigentlich sich garnicht beurteilen ließen. Unbedingt die Auslegung dieses Satzes versuchen. Verschiedne Ansätze: z.B. daß die klassischen Werke als Fundamente unseres Urteils nicht dessen Gegenstände sein können. Dies aber ist äußerst oberflächlich. Tiefer eingreifend: daß die Exegese die Gedanken die Bewunderung der Enthousiasmus vergangener Generationen den klassischen Werken sich innigst stofflich verbunden habe⟨n,⟩ sie völlig erinnert habe⟨n,⟩ sie zu Spiegelgalerien der späteren Menschen gemacht habe⟨n⟩, oder ähnlich. Hier nun auf dieser höchsten Stufe der Untersuchung die Theorie des Zitats zu entwickeln – des Zitats, von welchem vorher nur in der technischen Untersuchung der Kritik die Rede gewesen ist. Daß auf dieser höchsten Stufe der Untersuchung sich ergibt⟨:⟩ strategische, polemische Schulkritik und exegetisch kommentierende Kritik heben als Gegensätze in einer Kritik sich auf, die zum einzigen Medium das Leben, Fortleben der Werke hat.

II

So wenig die Kritik von der Literaturgeschichte zu kommen hat, so tödlich muß an ihr die ausschließliche Beschäftigung mit dem Neuen und Aktuellen sich auswirken. Hinweis, daß in dieser Lehre

von der Kritik als einer Erscheinungsform des Lebens der Werke der Zusammenhang mit meiner Theorie der Übersetzung geführt ist. ⟨fr 136⟩

## Die Aufgabe des Kritikers

Daß das Lesen nur einer von hundert Zugängen zum Buch ist. Immer zuletzt (in gewissem Umfange) als Kontrollmaßnahme notwendig⟨,⟩ aber oft nichts als Kontrollmaßnahme. Was heißt⟨:⟩ Sinn für die Aura um ein Buch haben? Vielleicht heißt es, vergessen können. Ein Wort, ein Gespräch über ein Buch, einen Blick in seine Seiten alsbald vergessen, sie gewissermaßen dem Unbewußten zur Beurteilung überweisen. Das Unbewußte, das ja die Kraft hat, aus den flüchtigsten Eindrücken, den Bildern Extrakte zu ziehen, die wir im Traume oft kennen lernen. So hat der wahre Kritiker oft seine Wachträume zu einem Buch noch bevor er es kennen lernt. Im übrigen hat er mit dem guten Verleger nirgends mehr Ähnlichkeit als gerade hierin. Und daher war es auch kein Zufall, daß wir diesen Dingen gerade im Gespräche mit einem berliner Verleger auf die Spur kamen.

Über den schrecklichen Irrglauben, daß das wesentlich zum Kritiker Befähigende die »eigene Meinung« sei. Es sagt überhaupt nichts, die Meinung von jemandem, von dem man nicht weiß, wer er ist, über irgend etwas zu erfahren. Je bedeutender ein Kritiker, desto mehr wird das nackte Aussprechen seiner Meinung zu den Ausnahmefällen bei ihm gehören. Ja desto mehr absorbiert die Einsicht die Meinung. Ein großer Kritiker ermöglicht vielmehr andern⟨,⟩ eine Meinung über das Werk auf Grund seiner Kritik zu fassen⟨,⟩ als daß er selbst eine gäbe. Diese Bestimmtheit, die die Figur des Kritikers hat, soll aber möglichst keine private, sondern eine sachlich-strategische sein. Man soll vom Kritiker wissen: wofür steht der Mann. Er soll es zu erkennen geben.

Untersuchen, warum der Begriff des Geschmacks veraltet ist. Frühzeit des Kapitalismus, in der er entstand. Heutige Spätzeit. Lexikon der Literaturgeschichte.

Im Abschnitt »Technik des Kritikers« sind einige Hauptgegenstände: Theorie des kritischen Zitats. Lob und Tadel. Theorie der Polemik.

Zum Abschnitt »Aufgabe des Kritikers« Kritik der geltenden Grö-

ßen, Kritik der Sekten. Physiognomische Kritik. Strategische Kritik.
Dialektik der Kritik: Das Urteil und die Vorgänge im Werk selber.
Max Dessoir: Kunstphilosophische Studien ⟨recte: Beiträge zur allgemeinen Kunstwissenschaft, Stuttgart 1929⟩ ⟨fr 137⟩

Es kommt doch bei fast allem, was wir bisher von materialistischer Literaturgeschichte haben, auf ein dickfelliges Nachziehen der Linien in den Werken heraus, deren sozialer Gehalt – wenn nicht soziale Tendenz – stellenweise zu Tage liegt. Dagegen geht die detektivische Erwartung der Soziologen, die zu befriedigen gerade dieser Methode gelingen möchte, fast immer leer aus.
Belastung der Literaturgeschichte durch Wertung. Über den wissenschaftlichen Wert meiner Theorie des Ruhms der großen Werke.
Genießbarkeit aller Kunstwerke: nicht einfach auf Basis dessen, daß sie erläutert werden, sondern dadurch, daß sie – gerade durch diese Erläuterungen – receptacula nicht nur der abstrakten oder kleinen Wahrheitsgehalte sondern der mit Sachgehalten durchwachsnen Wahrheitsgehalte werden.
Beim wahren Kritiker ist das eigentliche *Urteil* ein letztes, das er sich abringt, niemals die Basis seines Unternehmens. Im Idealfalle vergißt er zu urteilen.
Dazu, daß die Kritik dem Werke innerlich ist: Kunst ist nur Durchgangsstadium der großen Werke. Sie sind etwas anderes gewesen (im Zustande ihres Werdens) und sie werden zu etwas anderem werden (im Zustande der Kritik). ⟨fr 138⟩

Notwendig wäre es, von neuem die Verbindung von Forschung und Lehre zu revidieren, auf der der überkommene akademische Betrieb beruht. Für diejenigen Gehalte, die die Akademie heute noch mitzuteilen hat, ist solche Verbindung durchaus nicht immer die richtige Form. Sie eignet sich für Gegenstände, die im Zentrum des gegenwärtigen Daseins stehen; für Gebiete, die eben erst Motive der Forschung geworden, eben erst im Begriff sind, ein lebendiges Dasein im Bildungskreis der Gegenwart zu gewinnen. Dagegen sollten Gehalte, deren wissenschaftliche Durchdringung

und Eroberung schon lange zurückliegt, von den Formen, in welchen solche Durchdringung vorging, sich emanzipieren, um überhaupt noch irgend einen Wert und irgendeine Physiognomie zu gewinnen. Mit andern Worten, es sollten gerade in ihnen Forschung und Lehre wieder auseinander treten und beide neue, strenge Eigenformen ausbilden. Die schlechte Totalität der Methode sollte verschwinden, um einem unternehmenderen Forscher auf der einen, vor allem aber einem weniger banalen, durchdachteren Lernbetrieb auf der andern Seite Platz zu machen. Kurz, man sollte mit einer gewissen Intransigenz gerade bei diesen Gebieten viel weniger eine Belebung des Lehrbetriebs durch die Forschung denn eine – sehr vermittelte – der Forschung durch den Lehrbetrieb anstreben. Das sind Erkenntnisse, die einem, für die Literaturgeschichte – durch das Studium des »Aufrisses der deutschen Literaturgeschichte« und der »Philosophie der Literaturwissenschaft« ⟨–,⟩ sehr nahe gelegt werden. Die eine zeigt die Unfruchtbarkeit der suffisanten Totalmethode, die andere die Untauglichkeit der Forschung, den Lehrbetrieb zur Zeit, in ihrer gegenwärtigen Verfassung, fruchtbar zu gestalten. Und wenn der andere, oben angeregte modus etwas hergeben soll, so nur darum, weil der Lehrbetrieb grundsätzlich jedenfalls die Möglichkeit hat, sich auf neue Schichten von Lernenden so einzustellen, daß eine Neugruppierung des Lehrstoffs in einer Weise, die den Anlaß zu ganz neuen Erkenntnissen gibt, durch sie veranlaßt werden könnte.
In welchem Sinne »Aufrisse«, »Leitfäden« u. ä. Prüfsteine für den Stand einer Wissenschaft sind, daß es die strengsten sind und wie deutlich gerade an ihnen sich jede Halbheit schon phraseologisch verrät. ⟨fr 139⟩

Kritik als Grundwissenschaft der Literaturgeschichte. Daß bei ⟨Franz⟩ Mehring die Dichtungen nur als Dokumente auftauchen. Der Nachteil der popularisierenden Behandlung seiner Stoffe wirkt sich darin aus, daß er stets nur solche gewählt sich ⟨hat⟩, die sich leicht dieser Behandlung boten. So fehlt jede, fast jede Darstellung der Romantik.
Magische Kritik als eine Erscheinungsform der Kritik auf ihrer obersten Stufe. Ihr gegenüber steht auf dieser Stufe die wissenschaftliche (literarhistorische) Abhandlung.

⟨Max⟩ Dessoir: Gesammelte Abhandlungen ⟨recte: Beiträge zur allgemeinen Kunstwissenschaft⟩ Ferdinand Enke Stuttgart ⟨1929⟩. Dort eine Arbeit über Kritik.
Die grundsätzliche Scheidung von Literargeschichte und Kritik ist abzulehnen.
Die Lehre vom Leben der Werke ist durchaus mit Hinweis auf die wichtigsten Arbeiten von Wiesengrund – Wozzeck, Neue Tempi u.a. – durchzuführen. Sie steht in engster Beziehung sowohl zu dem Faktum, daß Werke sich nicht beurteilen lassen⟨,⟩ wie zu der strategisch beurteilenden Haltung der Kritik.
Zwei Arten, wenn man will, der transzendenten Kritik: die sich an die Autoren, die sich ans Publikum richtende.
Zur Lehre vom Fortleben der Werke – Wiesengrunds Theorie der Schrumpfung. Diese Schrumpfung ist in eine doppelte Beziehung zu setzen. 1) zu meiner Theorie der Verpackung. Die Lehre von den Trümmern, die die Zeit anrichtet ist zu ergänzen durch die Lehre vom Verfahren des Abmontierens, das Sache des Kritikers ist. 2) ist die Schrumpfung im Anschluß an die Wahlverwandtschaftenarbeit zu definieren als das Eingehn der Wahrheitsgehalte in die Sachgehalte. Mit dieser Formel ist die »heilige Nüchternheit« jenes Fortlebens dargestellt.
Die ganze Kritik der materialistischen Literaturkritik dreht sich darum, daß ihr die »magische«, nichturteilende Seite fehlt, daß sie immer (oder fast immer) hinter das Geheimnis kommt.
Zur Theorie der Schrumpfung s. Wiesengrund: Neue Tempi.
Die dritte Abteilung, die Lehre von dem Fortleben der Werke⟨,⟩ steht unter dem beherrschenden Gedanken, daß dieses Fortleben den Gebietscharakter »Kunst« als einen Schein entlarvt. ⟨fr 140⟩

Notwendigkeit, mit dem vermittelnden Charakter des bürgerlichen Schrifttums ernst zu machen. Damit verwischen sich freilich die Unterschiede zwischen politischer und nichtpolitischer Dichtung, desto deutlicher aber treten die von opportunistischer und radikaler Schriftstellerei hervor.
Man hat auch darauf hinzuweisen, daß in Wirklichkeit auch die Wirkung der »unmittelbaren Meinung« mittelbar ist, wie jede Wirkung von einem Schrifttum es sein muß, das nicht aus politischer Betätigung selbst erwachsen ist. Schaden dieser unfreiwilligen Mit-

telbarkeit – der das klare Bewußtsein davon fehlt, an welche Klasse sie sich wendet. Nutzen der freiwilligen Mittelbarkeit.
Über den Originalitätsanspruch den die Form des Feuilletons *jedem* aufdrängt.
Neue Sachlichkeit und Kriegsbücher⟨.⟩
Originalität und unbefangene Harmlosigkeit zugleich nehmen die Kerls in Anspruch.
Zur falschen Kritik.
Die ganze Darstellung dieses Teils ist unter den Begri ⟨bricht ab; Forts. s. fr 142⟩ ⟨fr 141⟩

## Falsche Kritik

Die ganze Darstellung dieses Teils ist unter den Begriff der objektiven Korruption zu stellen und an den gegenwärtigen Verhältnissen auszurichten.
Die Unterscheidung der persönlichen und sachlichen Kritik, mit deren Hilfe die Polemik diskreditiert wird, ist ein Hauptinstrument der objektiven Korruption. Der gesamte thetische Teil gipfelt in einer Rettung der Polemik. Damit ist schon gesagt, daß hier das Bild von Karl Kraus als des einzigen Bewahrers polemischer Kraft und polemischer Technik in dieser Zeit erscheint. Daß Kraus sich an den Personen, dem was sie sind mehr als dem was sie tun, dem was sie sagen mehr als dem was sie schreiben⟨,⟩ und an ihren Büchern – die für die landläufige Kritik den einzigen Gegenstand bilden – am wenigsten ausrichtet, das ist die Voraussetzung seiner polemischen Meisterschaft. Der Polemiker setzt seine Person ein. Kraus ist weiter gegangen. Er bringt das Opfer seiner Person. Dessen Bedeutung ist zu entwickeln.
Der Expressionismus als Basis der objektiven Korruption. (Kraus ist immer intransigent gegen ihn gewesen.) Der Expressionismus ist die Mimikri der revolutionären Geste ohne revolutionäres Fundament. Er ist bei uns nur modisch, niemals kritisch überwunden worden. Daher haben sich seine sämtlichen Perversionen in der neuen Sachlichkeit, die ihn ablöste, in veränderter Gestalt durchsetzen können. Beide Strömungen geben ihre Solidarität als Versuche zu erkennen, das Erlebnis des Krieges vom Standpunkt der Bourgeoisie zu bewältigen. Der Expressionismus versucht es im Zeichen des Menschlichen; nachher unternahm man's im Zeichen des Sach-

lichen. Die Produktionen der neuen deutschen Autoren sind die Marksteine eines Weges, von dem aus an jedwedem Punkte die Schwenkung ebensowohl nach links wie nach rechts sich vollziehn läßt. Sie bedeuten die höchste Alarmbereitschaft einer Kaste zwischen den Klassen. Der tendancisme sans tendance, der seit dem Expressionismus unserer Literatur das Gepräge gibt, kennzeichnet sich am besten in der Tatsache, daß es überhaupt keine Kämpfe zwischen den Schulen mehr gibt. Jeder will ja nur das eine beweisen: daß er die jeweils neueste Manier beherrscht. Daher sind es unter den neuen Manifesten immer wieder die alten Namen und selten hat man eine Epoche gesehen, in der das Alter so unmanierlich der Jugend nachdrängt.

Es wird nicht behauptet, daß es der Kritik wesentlich oder auch nur dienlich sei, in jedem Falle unmittelbar an politischen Ideen sich auszurichten. Ganz unbedingt ist dies aber für die polemische Kritik erforderlich. Je detaillierter das Persönliche hier in den Vordergrund geschoben wird, desto genauer muß die Folie, das Bild der Zeit von der es sich abhebt, zwischen dem Kritiker und seinem Publikum vereinbart sein. Jedes echte Zeitbild ist aber politisch. Es ist die kritische Misere Deutschlands, daß die politische Strategie selbst im extremen Fall des Kommunismus sich nicht mit der literarischen deckt. Das Unglück des kritischen und, vielleicht, auch des politischen Denkens.

Wenn in der guten Polemik die persönliche Note vorherrscht, so ist das nur die extreme Ausprägung der allgemeinen Wahrheit, daß die bloße kritische Sachlichkeit, die – von Fall zu Fall und ohne Hintergedanken – nichts weiter als ihr jeweiliges Urteil zu sagen weiß, immer belanglos ist. Diese »Sachlichkeit« ist ja nichts als die Kehrseite de⟨r⟩ Planlosigkeit und Unmaßgeblichkeit des Rezensierbetriebs, mit dem der Journalismus die Kritik zu Grunde gerichtet hat.

Es entspricht dieser Sachlichkeit, die man die neue, jedoch auch die gewissenlose, nennen könnte, daß in ihren Produkten zuletzt die sogenannte bona fides immer auf die »temperamentvolle« Reaktion eines kritischen Originals herauskommt. Dies unbefangene, vorurteilslose Wesen, auf das die bürgerliche Kritik sich so viel zu gut tut und dessen Gestikulation bei Alfred Kerr am aufdringlichsten herauskommt, ist ja in Wahrheit nur die servile Beflissenheit, mit der der Feuilletonist dem Bedarf nach Charakterköpfen, Temperamen-

ten, Originalen, Persönlichkeiten entgegenkommt. Die Ehrlichkeit des Feuilletonrezensenten ist Effekthascherei; und je tiefer der Brustton der Überzeugung desto stinkender ist ihr Atem.

Im Grunde ist die Reaktion des Expressionismus weit eher pathologisch als kritisch gewesen: er suchte die Zeit, in der er entstanden ist, zu überwinden, indem er sich zu ihrem Ausdruck machte. Da war der Negativismus von Dada weit revolutionärer. Und bis zum Mouvement Dada setzt sich auch noch eine solidarische Grundhaltung der deutschen Intelligenz mit der französischen durch. Während es aber dort zur surrealistischen Entwicklung kam, wurde von der jüngsten deutschen Literaturgeneration das Denken gekappt und die Flagge der neuen Sachlichkeit aufgezogen. Die wahren Tendenzen dieser letzten Bewegung lassen sich nur bei einem Vergleich mit dem Surrealismus erkennen. Beides sind Erscheinungen eines Rückgangs auf 1885. Auf der einen Seite Rückgang auf Sudermann, auf der andern auf Ravachol. Immerhin ist da ein Unterschied.

»Quand on soutient un mouvement révolutionnaire ce serait en compromettre le développement que d'en dissocier les divers éléments au nom du goût« hat Apollinaire gesagt. Er hat damit zugleich der journalistischen Kritik, die fortfährt sich im Namen des Geschmacks zu äußern, das Urteil gesprochen. Denn es bezeichnet ja das übliche Rezensentenwesen: sich hemmungslos den eigenen Reaktionen zu überlassen (das Resultat ist die berühmte »eigne Meinung«) und dabei doch den längst vergangnen Zustand zu fingieren, als gäbe es noch eine Aesthetik. In Wahrheit hat aber jede Kritik heut mit der Einsicht einzusetzen, daß Maßstäbe samt und sonders ihren Kurs verloren haben. Sie können auch durch eine noch so virtuose Entwicklung der alten Aesthetik nicht hervorgebracht werden. Vielmehr muß die Kritik sich – jedenfalls zuvörderst, im ersten Stadium – ein Programm zu Grunde legen, das nun, wenn es den Aufgaben, die vor ihr stehen, gewachsen sein soll, nicht anders als politisch-revolutionär sein kann. (Apollinaires Sätze sind nichts weiter als die Forderung eines solchen Programms.) Waren doch auch in der alten Aesthetik, etwa Hegels, die höchsten zeitkritischen Einsichten eingeschlossen. Aber die heutige Kritik nimmt diese Begriffe und Schemata im gleichen Sinn absolut wie die Werke.

Charakteristik einer echten mittelbaren Wirksamkeit des revolutionären Schrifttums am Werk von Karl Kraus durchzuführen. Der

konservative Schein in einem solchen Schrifttum. Indem es sich nämlich um das Beste, das die Bürgerklasse hervorgebracht hat, gruppiert, lehrt es exemplarisch, daß das Wertvollste, das diese Klasse in die Welt gesetzt hat, in deren Lebenskreise ersticken muß und nur in einer revolutionären Haltung konserviert wird. Es lehrt aber auch, wie die Methoden, mit denen das Bürgertum seine Wissenschaft aufbaute, heute eben diese Wissenschaft stürzen, wenn sie nur streng und ohne Opportunismus gehandhabt werden.

Daß mit der »Neuen Sachlichkeit« die Kritik endlich die Literatur bekommen hat, die sie verdient.

Nichts kennzeichnet unsern Literaturbetrieb mehr als der Versuch mit geringem Einsatz große Wirkung hervorzurufen. Der publizistische Hasard ist an die Stelle der literarischen Verantwortlichkeit getreten. Es ist absurd, wie die neusachlichen Literaten es tun, politische Wirkungen ohne den Einsatz der Person zu beanspruchen. Dieser Einsatz mag praktisch sein und ⟨in⟩ einer parteipolitisch disziplinierten Tätigkeit bestehen; er mag literarisch sein und in der grundsätzlichen Publizität des Privatlebens, der polemischen Allgegenwart bestehen, wie sie die Surrealisten in Frankreich, Karl Kraus in Deutschland durchführen. Die linken Literaten leisten keines von beiden. Dafür muß man dann darauf verzichten, um ⟨das⟩ Programm »politischer Dichtung« mit ihnen zu konkurrieren. Denn wer dem vermittelnden Charakter, zumal der vermittelnden Wirkung des ernsten bürgerlichen Schrifttums sich nähert, erkennt, die Unterschiede politischer und nichtpolitischer Dichtung verwischen sich hier. Desto deutlicher aber treten die opportunistischer und radikaler Schriftstellerei hervor.

Für alle Kunstbetrachtung gilt die Maxime, daß eine Analyse, die nicht auf verborgene Beziehungen im Werke selbst stößt, mithin die nicht im Werke selbst genauer sehen lehrt und nicht nur an ihm – an ihrem eigentlichen Gegenstand vorbeigeht. Im Werke sehen lernen, das bedeutet genauer Rechenschaft sich abzulegen, wie sich im Werke Sachgehalt und Wahrheitsgehalt durchdringen. Es kann auf alle Fälle eine Kritik nicht anerkannt werden, die sich an keinem Punkte mit der Wahrheit, die sich im Werk verbirgt, solidarisch macht, um sich nur an das Äußerliche zu halten. Das ist aber leider der Fall, in dem sich beinahe alles befindet, was bei uns von marxistischer Kritik bekannt wurde. Fast immer kommt es auf ein dickfelliges Nachziehen der Linien in den Werken hinaus, da sozialer

Gehalt – wenn nicht soziale Tendenz – stellenweise zu Tage liegt. All das führt aber nicht in das Werk hinein, es führt einzig zu Feststellungen an ihm. Dagegen geht die Hoffnung des Marxisten, im Innern des Werkes sich mit dem Blick des Soziologen umzutun, leer aus, die deduktive Aesthetik, die niemand dringlicher als der Marxismus zu fordern hätte, ist noch nicht geschaffen. Erst im Innern des Werkes selbst, da wo Wahrheitsgehalt und Sachgehalt sich durchdringen, ist die Kunst-Sphäre definitiv verlassen und an seiner Schwelle verschwinden auch alle aesthetischen Aporien, der Streit um Form und Inhalt u.s.w.

Der Aufbau des Schlußteils gruppiert sich um diese Thesen: 1) Es gibt ein Fortleben der Werke 2) Das Gesetz dieses Fortlebens ist die Schrumpfung 3) Im Fortleben der Werke geht ihr Kunstcharakter zurück 4) Die vollendete Kritik durchbricht den Raum der Aesthetik. 5) Technik der magischen Kritik

Gegensatz der Kategorien: Totalität (Gestaltqualität) und Echtheit.

⟨fr 142⟩

ZUR KRITIK der »Neuen Sachlichkeit«. Mit dem Expressionismus setzte die Politisierung der Intelligenz energisch ein. Es ließe sich entwickeln, wie die Bewegung selbst ebensosehr Ausdruck dieser Politisierung wie der Versuch ist, sie im idealistischen Sinne zu bestimmen und dies ungeachtet einer Tendenz zur Praxis. Diese idealistische Haltung wurde revidiert und das Ergebnis war die neue Sachlichkeit. Aber es wurde auch die revolutionäre Praxis revidiert, zu der der Expressionismus bescheidene Anfänge (Beispiele!) gezeitigt hatte. Diese Revision ließ sich nun selbstverständlich nicht unverhüllt vornehmen. Die praktischen Tendenzen bildeten sich also, der »Stabilisierung« entsprechend zurück, gleichzeitig aber proklamierte man die absolute politische Wichtigkeit der linken Schriftstellerei. Und zwar glaubte man diese Wichtigkeit besser garnicht dartun zu können als indem man diesem gesamten Schrifttum eine unmittelbare Wirkung zusprach. Die erste Folge war, daß jede theoretische Besinnung über Bord geworfen wurde. Theorie und Besinnung scheinen nicht nur sondern sind ja der unmittelbaren Wirkung abträglich. Es wäre durchaus Zeit sich darüber klar zu werden, daß die beliebte Berufung auf Fakten offenkundig zwei Fronten hat. Einerseits richtet sie sich gewiß gegen die wirklich-

keitsfremde Fiktion, gegen die »Belletristik«, andererseits aber gegen die Theorie. Die Erfahrung beweist es. Niemals hat eine Generation junger Dichter an der theoretischen Legitimierung ihrer Geltung sich dermaßen desinteressiert wie die heutige. Alles was über argumentatio ad hominem etwa herausginge, liegt bereits jenseits ihres Horizontes. Wie sollte sie aber auch zu einer theoretischen Durchleuchtung ihrer Stellung gelangen, da diese Stellung eben in sich verkehrt ist und jede scharfe Einsicht in sie selber ausschließt. Diese Einsicht wäre Einsicht in die klassenmäßige Lage der Schriftsteller. Und eine solche wird von vornherein vereitelt durch den Anspruch auf eine unmittelbar politische Wirkung ihrer Schriften, wie diese Schriftsteller ihn erheben. Dieser Anspruch soll hier genaustens geprüft werden.

Der Anspruch auf unmittelbar politische Wirkung wird sich nicht allein als ein Bluff, er wird zu gleicher Zeit sich als Versuch erweisen, eine fast aussichtslose Situation durch völlig aussichtslose Manöver zu liquidieren. Kurz er ähnelt keinem Anspruche mehr als dem Münchhausens, sich am eignen Zopfe aus dem Sumpfe gezogen zu haben. Diese linksradikale Belletristik und Reportage mag sich gebärden wie sie will – sie kann niemals die Tatsache aus der Welt schaffen, daß selbst die Proletarisierung des Intellektuellen beinahe niemals einen Proleten schafft. Warum? Weil ihm die Bürgerklasse, in Gestalt der Bildung, von Kindheit auf ein Produktionsmittel mitgab, das ihn, auf Grund des Bildungsprivilegs mit ihr, und das, vielleicht noch mehr, sie mit ihm solidarisch macht. Diese Solidarität mag sich im Vordergrund verwischen, ja zersetzen; fast immer aber bleibt sie stark genug, den Intellektuellen von der ständigen Alarmbereitschaft, der Frontexistenz des von der Proletarierklasse Politisierten streng auszuschließen und damit stark genug, für alles was er schreibt, die Kräfte ihm zu entziehen, die aus der am eigenen Leibe erfahrnen kämpferischen Praxis kommen. Diese Kräfte, die nur die kämpferische Praxis ungemindert schenkt, heißen: Theorie und Erkenntnis. Es ist am deutlichsten aus Lenins Schriften zu lernen, wie sehr der literarische Ertrag politischer Praxis von dem rüden Fakten- und Reportierkram entfernt ist, der uns heut als politisches Schrifttum aufgeschwatzt wird, und in wie eminentem Grad er theoretisch ist. 〈fr 143〉

*

## ⟨Motivliste⟩ zum geplanten Vortrage bei Dalsace

Kleine Form
Einpackende und auspackende Literatur
Negative Selektion
Dichtung und Literatur
Zivilisationsliterat (Th Mann)
Versäumte Aufgaben der Kritik
Stoff und Form als Objekt der Kritik
Todesmystik (⟨Florens Christian⟩ Rang)
Episches Theater
Proletarische Literatur (⟨Johannes R.⟩ Becher)
Schrifttum als geistiger Raum
Schule Georges
Partei und Intellektuelle
Entlarvung
Destruktion von innen
Einfluß Frankreichs (Zola; Surrealismus)
Jugend (⟨Günther⟩ Gründel; ⟨Heinrich⟩ Mann; ⟨Wilhelm⟩ Speyer)
Lesebuchstil und Flaubert
Existentielle Philosophie (⟨Karl⟩ Barth; ⟨Martin⟩ Heidegger)
Kriegsromane
Gegen die Kunst (⟨Erich⟩ Unger)
Generation des Expressionismus
Revolution von 1918
Jugendbewegung (⟨Hans⟩ Blüher)
Literatur und Theorie (»Bilde, Künstler ...«)

⟨fr 144⟩

## Schemata

Tendenz und Didaktik
Expressionismus und Sozialdemokratie
Roman und Belletristik
Roman und Erzählung
Illusion und Schulung
Kürzester Weg und Umweg
Gesinnung und Konstruktion

Mode und Konstruktion
Strapazierung und Schulung des Lesers ⟨fr 145⟩

### Die Umfunktionierung (Produktionsseite)

Theoretiker: Brecht, ⟨Sergej⟩ Tretjakoff
Elemente: Auflösung des Werkcharakters durch
Kollektivarbeit
Didaktische Transparenz
Einbeziehung der Kritik
Varianten
Nicht schöpferisch sondern fortschrittlich
Nicht Belieferung des Produktionsapparats
sondern Besetzung
Umfunktionierung im Drama
Das epische Theater
Umfunktionierung im Roman
Das Lesebuch

### Die Umfunktionierung (Konsumseite)

Der Leser wird
nicht überzeugt sondern unterwiesen
nicht als Publikum sondern als Klasse erfaßt
weniger aufgeregt als erheitert
weniger in seinem Bewußtsein als in seinem
Verhalten verändert
Die Umfunktionierung als spezifische Aufgabe des Intellektuellen
Sein Weg zum Kommunismus nicht der nächste
sondern der weiteste
Umfunktionierung als Aufgabe des Spezialisten
Destruktion von innen
Kulturbolschewismus ⟨fr 146⟩

### Widerstände gegen die Umfunktionierung

I Der Expressionismus

| | | | |
|---|---|---|---|
| ⟨Carl⟩ Sternheim | ⟨Iwan⟩ Goll | ⟨Gottfried⟩ Benn | ⟨Leonhard⟩ Frank |
| ⟨Georg⟩ Kaiser | ⟨Max⟩ Krell | ⟨Ernst⟩ Jünger | ⟨Ludwig⟩ Rubiner |
| ⟨Kasimir⟩ Edschmid | ⟨Richard⟩ Hülsenbeck | | |

II Die neue Sachlichkeit
⟨Erich⟩ Kästner
⟨Kurt⟩ Tucholsky
⟨Hermann⟩ Kesten
⟨Walter⟩ Mehring
⟨Heinrich⟩ Hauser
⟨Manfred⟩ Hausmann
⟨Albert⟩ Renger-Patzsch

III Outsider
⟨Kurt⟩ Hiller
⟨Erich⟩ Unger
⟨Siegfried⟩ Kracauer
⟨Werner⟩ Hegemann
⟨Alfred⟩ Döblin

⟨fr 147⟩

Das Schöpferische (⟨Julien⟩ Benda – ⟨Adolf⟩ Loos – Destruktive Charaktere)
Was fremd an diesen Dingen – was nicht
Fortschritt
Reportage – Neue Sachlichkeit (Kriegsliteratur) ⟨fr 148⟩

Die technische Fragestellung liquidiert die unfruchtbare Alternative von Form und Inhalt.
Der Techniker imstande, die Hindernisse zu sehen, die seiner Technik von der gegenwärtigen Produktivordnung in den Weg gelegt werden. Von hier aus läßt sich seine Opposition gegen diese Ordnung erwecken. Und das ist das erste. Denn ein Schriftsteller der in unmittelbarster Ausübung seines Berufs mit der bestehenden Gesellschaft in Konflikt kommt – nur der wird in jeder Hinsicht davor gesichert sein, an gewissen Stellen ihren ideologischen Vorspiegelungen zum Opfer zu fallen. ⟨fr 149⟩

## Zur Krisis der Kunst

Der Dadaismus betonte das Authentische: ging gegen die Illusion an. ⟨fr 150⟩

## Zum »Alexanderplatz«

Der Romancier wird zum Erzähler. Ende der Romanform. Verwandtschaft des Erzählers mit dem Lesebuchstil. Der Romancier wendet sich an den Leser, den er gefangen nimmt. Der Erzähler hängt den Stoff in das Gedächtnis des Epikers ein. ⟨fr 151⟩

# Zu Grenzgebieten

## Zur Graphologie

1) Die charakterologische Deutung einer Handschrift erschöpft nicht ihren Sinn⟨.⟩
2) Es ist also nicht aller Sinn, welcher in einer Handschrift aufweisbar ist, charakterologisch deutbar. Vergleich mit der Architektur.
3) Die universale Beschreibung einer Handschrift muß in der durch sie erforderten sprachlichen Erhellung in durchsichtigster Metaphorik bereits die Beschreibung von dem Charakter des Schreibers enthalten. Eine derartige Beschreibung der Handschrift, welche demnach allein Rechenschaft von der Deutung zugleich mit der Deutung selbst ablegt, ist demnach das letzte Ziel jeder graphologischen Analyse.
4) Die »Theorie« (im goetheschen Sinne) welche sonach jede vollendete Analyse von der Deutung gibt, indem sie die Einheit von handschriftlichem und charakterologischem Befunde sprachlich evident macht, hat also keinerlei Kausalverhältnisse zum Gegenstand.
5) Wichtigkeit der handschriftlichen Norm (des Schulvorbildes) für jede Deutung. Unmöglichkeit die Handschrift zu deuten, ohne eine Vorstellung von dem normalen Aussehn (Vorbild) der Buchstaben und Worte. Daher unmöglich, die Handschrift zu deuten, wenn man sie auf den Kopf stellt. Daher keine bloße graphische Kurve der Impulse (wie beim Barometer etwa) sondern Auseinandersetzung mit einer virtuellen Vorzeichnung.
6) Höhenlage der Schriftphysiognomik im Vergleich zu der des Ganges, des Mienenspiels, der Gestikulation, sofern in der Handschrift das Phänomen des schriftlich-sprachlichen Ausdrucks besonders tiefen Einblick in die durch den »Charakter« an der »Natur« vollzogne Differentiation gestattet. ⟨fr 152⟩

## Einiges zur Volkskunst

Volkskunst und Kitsch müssen einmal als eine einzige große Bewegung angesehen werden, die hinter dem Rücken von dem, was man

große Kunst nennt, bestimmte Inhalte wie Stafetten von Hand zu Hand gehen lassen. Sie sind zwar im einzelnen von der großen Kunst abhängig, wenden aber doch auch das Übernommene auf ihre Weise und wenden es ihrem Ziel, ihrem »Kunstwollen« zu. Worauf dieses »Kunstwollen« geht? Nun, garnicht auf Kunst sondern auf viel primitivere, zwingendere Anliegen. Fragt man sich, was Kunst im neueren Sinne auf der einen⟨,⟩ Volkskunst und Kitsch auf der andern ⟨Seite⟩ bedeuten, so lautet die Antwort: alle Volkskunst bezieht den Menschen in sich hinein: sie spricht ihn nur so an daß er erwidern muß. Und zwar erwidert er mit Fragen: »Wo? und wann war es?« In ihm taucht die Vorstellung auf, es müsse in seinem Dasein diesen selben Raum und Ort und diesen Augenblick und Sonnenstand schon einmal gegeben haben. Die Situation, die hier vergegenwärtigt wird, wie einen altgewohnten Mantel sich umzuschlagen – das ist die tiefste Verführung, die der Refrain des Volksliedes weckt, in dem ein Grundzug aller Volkskunst als Niederschlag im Werk faßbar wird.
Es ist nämlich nicht nur das Bild unseres Charakters so diskontinuierlich, so sehr Improvisation, daß wir uns jeder Suggestion des Graphologen, der Chiromantin und ähnlicher Praktiker gerne fügen – sondern die gleiche intensive Phantasie⟨,⟩ die das Dunkel des Ich, des Charakters blitzartig aufhellt und für die Interpolation der überraschendsten dunkelsten oder hellsten Züge den Raum schafft, waltet auch unserm Schicksale gegenüber. Wenn wir ⟨e⟩rnst machen, dann stoßen wir in und auf die Überzeugung, unendlich viel mehr erlebt zu haben als worum wir wissen. Da ist das Gelesene, das wachend oder schlafend Geträumte und wer weiß wie und wo wir noch sonst uns Bezirke des Schicksals erschlossen.
Das ungewußt Erlebte klingt auf seine Weise an, wo wir uns in die Welt der Primitiven: ihre Möbel, ihre Ornamentik, ihre Lieder und Bilder fügen. Auf seine Weise – das heißt ganz anders als große Kunst uns betrifft. Nie werden wir die Versuchung, unsere Uhr zu ziehen und nach dem Sonnenstande auf dem Bilde vor uns sie zu richten, vor einem Gemälde von Tizian oder Monet verspüren. Aber bei Bildern in Kinderbüchern, bei Malereien von Utrillo, die in diesem Sinn durchaus die Primitive wieder einholen, kann uns das leicht geschehen. Das hieße, wir finden uns in die Situation hinein wie in eine gewohnte, vergleichen auch eigentlich weniger den Sonnenstand mit der Uhr als mittels der Uhr diesen und einen frü-

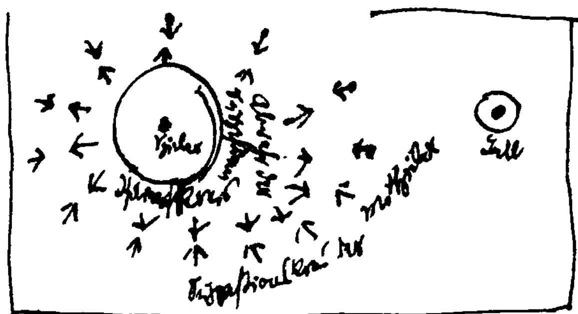
heren. Das déjà vu wird vom pathologischen Ausnahmefall, den es im zivilisierten Leben darstellt, zu einer magischen Fähigkeit, in deren Dienst sich die Volkskunst (und nicht minder der Kitsch) stellt. Sie kann es, weil das déjà vu im tiefsten ja durchaus etwas anderes ist als die intellektuelle Erkenntnis: es sei die neue Situation die gleiche wie die alte. Näher würde schon kommen: im Grunde die alte. Aber auch das ist irrig. Denn die Situation wird überhaupt nicht als von einem Außenstehenden erlebt: sie hat sich uns übergestülpt, wir haben uns in sie gehüllt: wie immer man es auch faßt: es kommt auf die Urtatsache der Maske hinaus. So öffnet denn die Primitive mit allen ihren Geräten und Bildern uns ein unendliches Arsenal von Masken – Masken unseres Schicksals – mit denen wir aus unbewußt durchlebten, hier aber endlich wieder eingebrachten Momenten und Situationen heraussstehen.
Nur der verarmte verödete Mensch kennt keine Art sich zu verwandeln als die Verstellung. Verstellung sucht das Arsenal der Masken in uns selber. Wir aber sind zumeist sehr arm daran. In Wahrheit ist die Welt voller Masken, wir ahnen nicht, in welchem Grade einst die unscheinbarsten Möbel (z.B. ein romanischer Sessel) es waren. In der Maske sieht der Mensch aus der Situation heraus und bildet in ihrem Innern seine Figuren. Diese Maske uns darzureichen und den Raum⟨,⟩ die Figur unseres Schicksals in ihrem Innern zu bilden, das ist es, womit die Volkskunst uns entgegenkommt. Und nur von hier aus läßt sich deutlich und grundlegend sagen, was sie von der eigentlichen »Kunst« im engeren Sinn unterscheidet:

Die Kunst lehrt uns in die Dinge hineinsehen⟨.⟩
Volkskunst und Kitsch erlauben uns, aus den Dingen heraus zu sehen. ⟨fr 153⟩

## ⟨Tele⟩pathie

Zwei Möglichkeiten für experimentelle Erforschung. 1) Je mehr die Gepflogenheit der Kriminalpolizei⟨,⟩ in schwierigen und wichtigen Fällen zur Verfolgung von Verbrechern Medien hinzuzuziehen, sich ausbreiten wird, desto mehr wird der Schutz gegen ein solches Vorgehen eine vitale Angelegenheit der Verbrecher werden. Ihnen also wird sich exakt die Frage präsentieren können, ob es Maßregeln gebe, welche eine Handlung davor bewahren könne, in das Blickfeld eines Telepathen zu fallen, und gegebenenfalls welche.

Insbesondere ob diese Maßregeln auf den äußern Vollzug der Handlung oder auf die Intention des Handelnden Bezug haben oder auf beides. – 2) Der Spielsaal ist ein vorzügliches Laboratorium telepathischer Experimente. Der glückliche Spieler steht, wie hier angenommen werden soll, in einem Kontakt telepathischer Art und zwar sei weiter angenommen, dieser Kontakt bestehe zwischen ihm und der Kugel⟨,⟩ nicht aber dem die Kugel bewegenden Diener. Wäre dieses der Fall, so wäre es Aufgabe des Spielers, jenen Kontakt durch keinen andern stören ⟨zu⟩ lassen. Wer nun bedenkt, wie heftig und leidenschaftlich Neid, Anlehnungsbedürfnis, Neugierde im Spielsaal den Spieler auf seinen Kollegen zu verweisen ver⟨mögen⟩, kann die Schwierigkeit ermessen, dergleichen Intentionen in sich abzuleiten und sich so allen feindlichen Suggestionen zu entziehen. Jene gespannte in sich lockere Haltung des Spielers läßt sich nicht äußerlich durch Entêtement erzwingen, wie es der verlierende Spieler häufig versucht, um derart seinen Verlust nur zu steigern. Vielleicht darf man sich das Schema solcher Isolierung des glücklichen Spielers folgendermaßen vorstellen



⟨fr 154⟩

## Notizen zu einer Theorie des Spiels

Einiges steht fest: maßgebend ist die motorische Innervation und zwar desto maßgebender je mehr sie von der optischen Wahrnehmung emanzipiert ist. Daraus folgt ein Hauptgebot für den Spieler: die Hand schonen, um sie den leisesten Innervationen gefügig zu machen. Die Grundverfassung des Spielers muß gewissermaßen ein

feinstes Geflecht von Hemmungen darstellen, die nur die allerunscheinbarsten, geringfügigsten Innervationen durch ihre Maschen hindurchlassen. – Fest steht ferner, daß der Verlierende genüßlich ein gewisses Gefühl der Leichtigkeit, um nicht zu sagen der Erleichterung empfindet. Umgekehrt lastet Gewonnenhaben auf dem Spieler. (Dabei ist nicht sein Zustand während des Spiels sondern der nach dem Spiele gemeint.) Von dem Gewinnenden kann man sagen, daß er mit dem Gefühl der Hybris kämpft, das immer über ihn zu kommen droht. Er versetzt sich vielleicht selber nicht ohne Absicht in einen depressiven Zustand. – Ein anderes Faktum: der echte Spieler setzt seine wichtigsten, gewöhnlich auch erfolgreichsten Einsätze im letzten Augenblick. Er inspiriert sich, so könnte man denken, an einem bestimmten charakteristischen Geräusch, das die Kugel erst unmittelbar⟨,⟩ bevor sie ins Fach fällt, hervorruft. Aber es ließe sich auch vertreten, daß im letzten Augenblick, da alles drängt, im kritischen Momente der Gefahr (des Verpassens) erst sich die Fähigkeit einfindet, auf dem Brett sich zurechtzufinden, das Brett umsichtig zu lesen – wenn dies nicht wieder ein Ausdruck aus dem Bereiche der Optik wäre. – Der Spieler kann von den Gewinnummern den Eindruck haben, sie versteckten sich. Das kommt daher, weil – hypothetisch gesagt – er jede Gewinnummer vorher weiß bis auf die, die er mit optischem oder rationalem Wachbewußtsein (zufällig) besetzt hatte. Bei den andern die doppelte Möglichkeit: entweder er hat sie in motorischer Innervation (Inspiration) richtig gesetzt, oder er hat sie zwar vorher gewußt aber dieses Wissen nicht motorisch zu entdecken (zu entblößen, manifest zu machen) verstanden. Und daher dann das Gefühl: die Nummer hat sich versteckt. – Sowie eine gewinnende Nummer klar vorhergesehen aber nicht besetzt wurde, wird der Unkundige das als einen Beleg dafür auffassen, daß er vorzüglich in Form sei und nur das nächste Mal beherzter, schneller zu verfahren habe. Wer das Spiel kennt, weiß dagegen, daß ein einziger solcher Vorfall genügen muß, ihn zu bewegen, schleunigst abzubrechen. Er ist nämlich das Zeichen, daß der Kontakt der motorischen Innervation mit dem »Schicksal« gelöst ist. Nur dann tritt das »Kommende« nämlich als solches mehr oder weniger klar und deutlich ins Bewußtsein. – Fest steht weiter, daß niemand soviel Chancen hat, richtig zu setzen, wie der, der soeben einen nennenswerten Gewinn gehabt hat. Das besagt: die richtige Reihe beruht keineswegs auf einem Vorherwis-

sen des Kommenden, sondern auf einer richtigen motorischen Disposition, die durch jede Bestätigung, wie ein Gewinn sie darstellt, in ihrer Unmittelbarkeit, Sicherheit, Hemmungslosigkeit gesteigert wird. – Glück des Gewinnens: das sehr merkwürdige Glücksgefühl des Gewinnenden: vom Schicksal belohnt zu sein, es erfaßt zu haben. Vergleich: die Liebesbezeugung einer Frau, die vom Manne wahrhaft befriedigt wurde. Geld und Gut, sonst das Massivste, Beschwerteste, kommt hier vom Schicksal wie die liebkosende Erwiderung einer völlig geglückten Umarmung. – Weiter ist anzumerken: das Gefahrmoment, das im Spiel neben dem Lustmoment (des Akts mit der Nummer) das wichtigste ist, kommt nicht sosehr durch die Drohung zu verlieren als *nicht* zu gewinnen zustande. Die besondere Gefahr, mit der der Spieler es zu tun hat, liegt in der schicksalhaften Kategorie des »Zu Spät«, des »Verpaßt« beschlossen. Das könnte Aufschlüsse über den Typus des Spielers geben. – Endlich das Beste, was man bisher über das Spiel gesagt hat: es stellt das Moment der Beschleunigung in den Mittelpunkt, der Beschleunigung und der Gefahr. Man hat dem, was Anatole France im Jardin d'Epicure p 14ff sagt, das zu kombinieren, was hier berührt ist: die blitzschnelle Innervation in der Gefahr: den Grenzfall in dem Geistesgegenwart zur Divination wird, also einen der höchsten, seltensten Augenblicke des Lebens, erzeugt das Spiel experimentell.
Vgl. zu diesem Gegenstand: Der Weg zum Erfolge in 13 Thesen und Alain: Les idées et les âges ⟨Paris 1927⟩: Le jeu ⟨fr 155⟩

Neben dem eigentlichen Tagebuch herlaufend, sollen hier eine Anzahl von Notizen über das Spiel stehen.
Ich möchte eine These voranstellen, die der Sache von außen beikommt, aber darum nicht weniger wichtig ist: die primitivste Verbindung ⟨Vorbedingung?⟩ eines auf längere Sicht erfolgreichen Spiels ist die Klarheit des Spielers über seine eigne ökonomische Existenz. Es kommt nichts häufiger vor, als da⟨ß⟩ Leute, gerade um dem Bewußtsein ihrer wirtschaftlichen Lage zu entgehen, das Spiel als ein Rauschmittel handhaben. Diese Leute müssen verlieren und vielleicht ist für sie in der Tat der Verlust ein stärkeres Rauschmittel als Gewinn. Da reiche Leute es leichter haben, ihre wirtschaftliche Lage illusionslos zu betrachten als arme⟨,⟩ so bestätigt

sich, unabhängig von allen spieltechnischen Erwägungen, schon von hier aus, daß deren Gewinnchancen größer sind.
Wie gewisse Zellen die Eigentümlichkeit haben, je nach Bedarf im Körper Formen anzunehmen, so daß sich aus den gleichen Finger oder Nase, Flosse oder Schwanz bilden kann, so haben die großen Leidenschaften es an sich, vikariierend für ganz andere Lebensformen eintreten zu können. Vielleicht kann man weitergehen als Anatol⟨e⟩ France in seiner tiefen Bemerkung über diese Dinge und zeigen, daß das Spiel nicht nur für die Religion sondern auch für die Liebe, ja die Ehe, für den Beruf, ja für ein schöpferisches Dasein eintreten kann. Am wunderbarsten ist aber, daß es nicht nur der Zukunft – in den Fiebern der Erwartung – sondern auch des Vergangnen sich bemächtigt. Ja, ist nicht diese seine Macht, das Antlitz der Vergangenheit zu verändern, vielleicht die größte über das Herz des Spielers? Ich denke mir manchmal, die meisten unter ihnen mögen Stiefkinder der Liebe, der elterlichen oder der geschlechtlichen sein und hier am Tische suchen sie beim Schicksal um eine Adoption nach, die sie mehr adelt als der Ursprung, der sie ausstieß.
Kleines Register des Aberglaubens / Psychologische und ontologische Betrachtung des Spiels / Spiel am Meer⟨.⟩
Warum die Ängstlichen die unbezwinglichste Neigung zum Hasard haben? Vielleicht weil die Vogelstraußpolitik ihre Sache ist oder sie den Anblick der Zukunft nur in grotesken Verkürzungen zu ertragen im Stande sind. ⟨fr 156⟩

Kind und Pferd – Kentaur
Ghandarve – das Unfertige
Golem – desgleichen
Die Hefe des Unfertigen
Das Fruchtwasser

Das Unordentliche gehört dem Mikrokosmos an. ⟨Felix⟩ Noeggerath schlägt den Ausdruck Diathese für das Unordentliche vor. Es dürfte eine dialektische Konfiguration darstellen. Das Unfertige dagegen ist dem Makrokosmos zugehörig.
Die Indifferenz. Das Kind geht nach hinten so selbstverständlich wie nach vorn. Die Schritte nach vorn setzen sich erst auf Grund

eines Ausleseprozesses durch. Daß das Kind das Pferd hinter sich herschleppt, ist also zum Teil ein Ausdruck seiner Indifferenz gegen vorn und hinten. Zum andern Teil freilich ist darin vielleicht eine Art Stellver⟨tre⟩tung im Rücken – etwas wie ein selbständiger lebendiger Rücken zu suchen.
Lust, Pferdchen zu ziehen: Einen Zug anzuführen. Auf dem eignen Wege gefolgt zu werden. Einen Lärm nach sich zu ziehen. –
Eins kann der Erwachsene: gehn – aber eins kann er nicht mehr – gehn lernen. ⟨fr 157⟩

## Zur Astrologie

Versuch, eine Anschauung von der Astrologie sich unter Ausschaltung der magischen »Einfluß«-Lehre, der »Strahlenkräfte« u.s.w. zu verschaffen. So ein Versuch mag vorläufig sein, wenn man will. Er ist sehr wichtig, weil er die Aura um diese Untersuchungen reinigt. Und man stößt auf diese Forschungen notwendig, wenn man sich die Frage vorlegt, wo im Laufe der Geschichte sich die Begriffe eines realen Humanismus gebildet haben. Vielleicht nirgends umfassender als in der Astrologie. Welche Intensität sie dem Begriffe der Melancholie verschafft hat, habe ich gezeigt. Gleiches ließe sich von vielen andern Begriffen zeigen.
Der Ansatz sieht so aus: Man geht von der »Ähnlichkeit« aus. Man sucht sich klar zu machen, daß was wir von Ähnlichkeiten wahrnehmen können, etwa in den Gesichtern untereinander, in Architekturen und Pflanzenformen, in gewissen Wolkenformen und Hautausschlägen, nur winzige Teilansichten aus einem Kosmos der Ähnlichkeit sind. Man geht weiter und sucht sich klar zu machen, daß diese Ähnlichkeiten nicht nur durch zufällige Vergleiche unsererseits in die Dinge hineingetragen werden sondern daß sie alle – wie die Ähnlichkeit zwischen Eltern und Kindern – Auswirkungen einer eigens in ihnen wirkenden, einer mimetischen Kraft sind. Und ferner: daß die Gegenstände nicht nur, die Objekte, dieser mimetischen Kraft ohne Zahl sind, sondern daß dies gleicherweise von den Subjekten, von den mimetischen Zentren gilt, deren jedes Wesen eine Mehrzahl besitzen könnte. Zu alledem hat man zu bedenken, daß weder die mimetischen Zentren noch die mimetischen Gegenstände, ihre Objekte, im Zeitlauf unveränderlich die gleichen geblieben sein könnten, daß im Lauf der Jahrhunderte wie die

mimetische Kraft so auch die mimetische Anschauungsweise aus gewissen Feldern, vielleicht um sich in andere zu ergießen, geschwunden sein könnte. Ganz ohne Zweifel hat z.B. die Antike im Physiognomischen einen weit schärferen mimetischen Sinn gehabt als die heutigen Menschen, die nur noch Gesichts-⟨,⟩ kaum mehr Leibähnlichkeiten erkennen. Man denke ferner daran, wie in der Antike die Physiognomik auf den Tierähnlichkeiten begründet wurde.

Rücken diese Überlegungen der Astrologie schon nahe⟨,⟩ so steht doch die entscheidende noch aus. Wir müssen nämlich als Erforscher der alten Überlieferungen damit rechnen, daß sinnfällige Gestaltung, mimetischer Objektcharakter bestanden habe, wo wir ihn heute nicht einmal zu ahnen fähig sind. Z.B. in den Konstellationen der Sterne. Man wird vor allem einmal das Horoskop als eine originäre Ganzheit, die in der astrologischen Deutung nur analysiert wird, begreifen müssen. Der Gestirnstand stellt eine charakteristische Einheit dar und erst an ihrem Wirken im Gestirnstand werden die Charaktere z.B. der einzelnen Planeten erkannt. (Das Wort Charakter ist hier vorläufig. Es müßte Wesen heißen.) Man muß damit rechnen, daß prinzipiell Vorgänge am Himmel von frühern Lebenden, sei es von Kollektivis, sei es von einzelnen, nachgeahmt werden konnten. Ja, man muß in dieser Nachahmung die zunächst einzige Instanz erblicken, die der Astrologie den Erfahrungscharakter gab. Ein Schatten davon rührt noch den heutigen Menschen in südlichen Mondnächten an, in denen er wohl erstorbene mimetische Kräfte in seinem Dasein sich rühren fühlt, indessen die Natur in deren Vollbesitz dem Monde sich anverwandelt. Doch geben diese seltenen Augenblicke keinen Begriff von den formenden Verheißungen, die in Gestirnkonstellationen gelegen haben.

Wenn aber wirklich das mimetische Genie eine lebensbestimmende Kraft der Alten gewesen ist, dann ist es kaum anders möglich⟨,⟩ als den Vollbesitz dieser Gabe, die vollendetste Auffassung insbesondere der kosmischen Sinnesgestalt dem Neugebornen beizulegen, der ja noch heute, in seinen ersten Lebensjahren vor aller Augen ⟨das⟩ äußerste mimetische Genie in der Erlernung der Sprache beweist.

Das sind die vollständigen Prolegomena einer jeden rationalen Astrologie. ⟨fr 158⟩

Wer einen andern höflich begrüßen will, der wird in seinen Zügen, wie schattenhaft es auch sei, einen Anflug von Lächeln haben. In diesem Ausdruck kommt mehreres zusammen. Was ihm zugrundeliegt aber ist wohl dies: das Lächeln dürfte die höchste Stufe mimischer Bereitschaft darstellen. Man möchte sagen, vom Lächeln aus läßt sich dank einer winzigen Abschattung jeder in den ersten Momenten einer Begrüßung angezeigte Ausdruck darstellen. Es bleibt nur die Frage, ob dieser Disponibilität nicht noch eine verborgenere Bedeutung zu eigen ist. Erschöpft sich diese höchste Bereitschaft zur Anpassung in der an das jeweils fällige Mienenspiel⟨?⟩ Oder liegt darunter nicht eine andere, welche von weit größerer Bedeutung wäre? Ist nicht im Lächeln das Einverständnis verborgen, sich dem ähnlich zu machen, an den es gerichtet ist? Das »zauberhafte« Lächeln käme in diesem Falle zu seinem Epitheton mit dem vollsten Recht: es erwiese die Meisterschaft in der Mimesis in Gestalt einer Anverwandlung. Der Angelächelte fühlt sich zum Vorbild erhoben und so berückt. ⟨fr 159⟩

# Betrachtungen und Notizen

## Die Landschaft von Haubinda

Auf einer sehr sanften Höhe steht ein Haus, es wird wohl im Frühling sein. Es regnet dann Nachts, der Boden ist am Morgen kotig, in Lachen spiegelt sich der Himmel weiß. Das Haus ist Haubinda, wo Schüler leben. Man nennt es einen Fachwerkbau, seine gleichgültige Höhe, die blicklos über den Wäldern der Ebne steht, ist der Thron. Der Weg von der Haustür senkt sich zum Garten, dann bewegt er sich nach links und bege⟨g⟩net der schwarzen Landstraße, die er begleitet. Beete liegen zu Seiten des Weges, die braune Erde liegt offen, dahinter steht dann (nie darfst Du ihn vergessen) der Wald. Sehr schwer von Regen. Von hier steigt nun derselbe Weg hinauf, der von oben sich senkte. Er ist bewegungslos aber er leitete die vielen Schüler oft zum Gartenbau, wo Getreide in der Sonne zu binden war und man dann schläfrig heimkehrte, träg wie Tiere.

Vor der Erinnerung weicht diese Nähe. Sie verbirgt sich in uns, das Haus und die herrlichen ⟨V⟩ierzehnjährigen mit den roten Mützen sind zu nahe um sie zu sehen. Die Flammen einer Nacht schlagen über den Wäldern in der sehr fernen Ebne. Dahinter liegen Dörfer mit Namen, die von der Welt Ende her sind. Damals brannte eines. Am Morgen sprach man davon. Meist war die Ebne für den Sonntag aufgebaut. ⟨x⟩ Dörfchen standen darin, nur um zu läuten. Alle Klänge trafen das Herz unter den Pappeln des Gutes. Ein Klavier begann den Feierabend. Morgen am Sonntag werden die Jungen mit den roten Mützen in alle Winkel dieser Landschaft wandern. Zwischen Bäumen werden ⟨?⟩ sie allein sein. Das Haus ruckelte dann auswärts⟨?⟩. Aber innen war vor seinem Schranke, in dem er ⟨x⟩ von Col in dem leeren Korridor, ein sehr schmutziger Junge ---

Der Mond stand über dem Wald von Haubinda, über keinem andern. Damals traten die Gelieb⟨t⟩en aus der Hütte von Col, wo sie Limonade getrunken hatten. Sie hatten sie aus erweichten Bonbons bereitet und sie schmeckte süß und fade. Die Hütte war jetzt leer – ⟨abgebrochen⟩ ⟨fr 160⟩

## ⟨Notizen 1⟩

Der jüdische Gedanke: die Integrität der Schuld; Gegensatz zur christlichen »Sünde«. Das Leben ist *Schuld* ist antik und jüdisch, die »Erbsünde« ist christlich⟨.⟩

Das Traurige in der Gestalt der Centauren: das Belebende, die Gewalt, die Schöpfung aus Entwicklung und Gegensätzlichem. Die festere, einmalige, *wort*geborene jüdische Schöpfung⟨.⟩

Das Luziferische: Luzifer ist *schön*. Die Schönheit des Bösen ein Problem noch jenseits des Daseins des Bösen (Theodizee)⟨.⟩ Auch der bewegende Gedanke Baudelaires. Das Böse ist das Gute als Teilhaftes, Abgesondertes, ohne Totalität. Alles Gute muß Totalität haben. Totalität der Gemütsart: Heiterkeit, Traurigkeit, Ernst. Die Hölle gehört Gott an, *Gott* umfaßt sie, nur sie hat sich von ihm geschieden. Die Hölle ein »Werk der höchsten Liebe«⟨.⟩ Der Selige ist der Mensch der in sich selbst Totalität hat und als solcher der göttlichen Ordnung angehört. Derselben Ordnung gehört der Verdammte an, aber nur das ungeheuerste Übermaß der Schmerzen kann dem schlechten, halben Menschen Totalität verleihen. / Erklärung des Luziferischen: Von der Religion aus ist das *wesentlich* Schöne das Böse. Das Schöne drückt vom Bösen aus, daß es eine *höchste* Totalität ist die ihm fehlt.

Die Zwerge, moralische Gestalten, die also dem Märchen angehören. Sie schaden dem Menschen indem sie ihm seine bürgerlichen Tugenden entwenden. ⟨fr 161⟩

Der Ruhm des lebenden Künstlers ist eine Funktion seines Verhaltens, nicht seines Schaffens. Dieses Verhalten aber wird im Fall des Erfolges nicht sowohl bestimmt durch die Ruhmsucht, deren na⟨c⟩ktes Vorwiegen vielmehr neben der Kunst auch den Künstler leicht zu Fall bringt⟨,⟩ als durch den Willen im Publikum zu herrschen. Dieser politisch sich inspirie⟨re⟩nde Wille, der gleiche welcher im großen Schauspieler lebt, an dem Ruhm gleichfalls gänzlich losgelöst von den Werken sichtbar wird, ist geboren aus dem souveränen Gefühl von der sittlichen Notwendigkeit, im Schaffen sich leiblich tragen zu lassen von der feilen und armen Menge: der Ruhm

des leben⟨den⟩ Künstlers entspringt da rein, wo er die Ansprüche seiner Zivilliste durchzusetzen bestimmt ist. ⟨fr 162⟩

Betrachtung des Buches als einer Sache. Die heutigen haben ihren Lohn dahin. Das Buch darf nicht auf seinen Autor, es muß auf seine Dynastie weisen. Die heutigen Bücher insbesondere gedeihen nur im Schatten großer Werke. Dies muß schon ihr Titel erweisen, eine Andeutung ihrer Verborgenheit. Die subjektive Verantwortungslosigkeit der Verfasser immer gleich groß; die objektive (d.i. die Tendenz der schlechten Bücher zur Geltung) niemals so umfassend. Niemals früher war ein Buch dadurch daß es Buch ist (das heißt durch die bloße und illegitime Öffentlichkeit seines Inhalts) gerichtet – das Buch sucht sich unsachlich zur Geltung zu bringen. Lärm des Sortiments; Weihe des Antiquariats. ⟨fr 163⟩

Erster italienischer ⟨Höhenzug?⟩ bei Sonne. Alles wie seit Jahrhunde⟨rten⟩ auf mein Kommen vorbereitet. Das stellt sich natürlich nur beim einsamen Gang dar, da ich durch keine fremde ⟨?⟩ Zwischengegenwart von dem getrennt bin, was vor mir liegt. Eine Stimme geht los: tausendmal ausgelöster ⟨?⟩, mechanischer als jedes Grammophon. Voll mit all der Herrlichkeit ⟨L⟩ebender, die Marionetten darstellen⟨,⟩ oder eines Schauspielers, der einen Schauspieler spielt. Diese ganze Straße voll akustischer Falltüren. Jeder meiner Schritte löst einen Streit, ein Lied, den klatschenden Schlag eines Waschbretts aus. – Seligkeit, wenn man das erste buon giorno auslöst.
Reichtum der Volkssprache: das Volk läßt es niemals beim Auseinandergehen mit dem Gruße bewenden wie höhere Klassen. Beim arrivederla fängt das Finale erst an ⟨?⟩ und streckt sich eine gute Weile über den Weg hin wie Konfetti.
Jedes Geräusch bereichert die Stille. Es gibt ein Schweigen der Hähne, ein Schweigen der Axt, ein Schweigen der Grillen, Hunde, das der nie wahrnimmt, der in Gesellschaft ist, weil diese Geräusche nicht zu ihm dringen. Geräusche sind scheu; sie suchen nur den Einsamen auf.
Jede Stimme schüttert über die Gasse als würde eine Tracht von Brettern hier abgeladen⟨.⟩ Bretterfuhre⟨.⟩ ⟨fr 164⟩

Regel zur Beherrschung des Mienenspiels: einen andern Muskel beachten⟨.⟩ ⟨fr 165⟩

## Zu einer Beschreibung von Danzig

Das Merkwürdigste sind nicht die Giebel, sondern die Straßen selber⟨,⟩ da wo sie noch alt sind. Nicht nur, daß sie den Unterschied von Bürgersteig und Fahrdamm natürlich nicht kennen. Was den ganz besonderen Zug in diese Straßen bringt und den Bürgerstolz ihrer alten Anwohner unvergleichlich zur Schau trägt, das sind die Gebilde aus Brücken und Treppen – winzige nordische Rialtos – die von der Straßenmitte die kleinen Gräben für Abwässer und Regenbäche überquerend – an die Schwelle der Haustüren führen. Ehemals schoben die Häuser mit kleinen Vorbauten sich diesen Brücken entgegen und was davon in Gestalt untersetzter schmaler Mauern stehen blieb, gibt durch seine ⟨x⟩ dem Betrachter heute noch Rätsel auf. Sie sind wie schöne steinerne Möbelteile, Füllungen aus steinernen Schränken, haben nicht⟨s⟩ von der repräsentativen Fassade sondern kommen mit ihren zarten ornamentalen Rokokoreliefs wie aus dem Innersten der Danziger Stube heraus.
Die Langgasse, der Langgarten: hier sind die alten Häuser zugut in Stand gehalten. Sie sind etwas zu lebhaft getüncht, man glaubt ihnen ihr Dasein im Raum um so weniger als sie ganz wie moderne Bauten fugenlos eins ans andere gesetzt sind, so daß die Straße pure Fassade bleibt. Durch die vielfach durchbrochenen Giebel sieht man wie durch Schlüssellöcher in den Himmel hinein. Ja diese alten und doch unzuverlässig wirkenden Häuser verhängen hier wie Vexierschlösser den Himmel.
Spezialitäten: Likörflaschen, gläserne und irdene in Form von Brücken. Auch sonst altertümliche Flaschen, zumal für Machandel. Nahe beim Hafen sah ich sogar ein lustiges buntes Blechmännchen als Aushängeschild einer Kneipe. ⟨fr 166⟩

»Tausende, die hier liegen, sie wußten von keinem Homerus;/Selig sind sie gleichwohl, aber nicht eben wie du« – das hat Mörike einmal als Inschrift über das Grab eines Kaufmanns gesetzt. Ähnlich mag man sagen, daß Tausende und Hunderttausende die Traurigkeit des ausgehenden Jahres im Silvesterabend kennen, aber nicht so wie

die, denen in der winterlichen Öde jener Stunden eine Erinnerung an Wärme lebt. Im übrigen gibt es wohl nichts auf der Welt, was gerade weil es den Menschen und seine wache Gefühlswelt selber kaum deutlich betrifft unmittelbar über die Natur selber eine so unnennbare Traurigkeit ausgießt, wie der Silvesterabend (nicht mehr die Nacht). Es ist, als wenn der Mensch von seinem gesegneten Tische die Neige der Zeit, um seinen Becher auszuschwenken, in Natur vergießt, die nun mit Zeit besprenkelt verraten und hilflos dasteht. Mit der Trauer der Schergen steht in diesen Stunden ihr der Mensch gegenüber, weist ihr das Fenster, in dem Weltabend sich spiegelt. Silvester ist dieses Fenster des Jahres, dieser entfernte Wiederschein und um seine unnennbare Trauer deutlich zu fassen ist es genug, in den Kalendern der kommenden Jahre das Auge auf dem letzten Datum ruhen zu lassen. 〈fr 167〉

### Über die Art der Italiener, zu diskutieren

Einerseits oberflächlich.
Aber auf der anderen Seite mit einem sicheren Instinkt dafür, daß »aufhören« bei allen guten Dingen ein »abbrechen« sein muß. So wie man willkürlich (schließlich) beim Malen eines Bildes, beim Dichten einer Dichtung ein Ende setzt, so tun sie es〈,〉 aus einer tiefen Erfahrung vom Wesen des künstlerischen Verhaltens heraus, beim Diskutieren. Und in der Tat ist merkwürdig, wie die »Lehre« eines unterbrochenen, abgebrochenen Gesprächs einem nachläuft wie ein Hündchen, das einen verlor. Während man gerade da zuletzt mit leeren Händen steht, wo man bis ans Ende gegangen ist. – Man denkt bei diesem 〈A〉bbrechen auch an die Bauweise der Süditaliener: Neubauten halbvollendet lange stehen zu lassen. Auch an die pragmatische Gesinnung: Diskutieren doch zuletzt als eine zu nichts verpflichtende rhetorische Schule zu nehmen. Der Italiener begibt sich in die Praxis wie in seine wahre Römerheimat zurück, der Deutsche in die Diskussion wie in seine warme gotische Stube hinein. – Russische Diskussion ist durch den enormen Anteil des Kollektivs an ihr sehr verändert worden. Der Deutsche geht jusqu'au bout – der Italiener bricht ab, der Franzose endet in einer Vignette und Arabeske. 〈fr 168〉

Gedacht ist alles. Es kommt darauf an bei diesen vielen kleinen Gedanken Station zu machen. In einem Gedanken übernachten. Habe ich in ihm genächtigt, so weiß ⟨ich⟩ etwas von ihm, von dem dem Erbauer nichts ahnte. ⟨fr 169⟩

Zur Entbindung der traumatischen Energie in den Dingen. ⟨Ernst⟩ Joël erzählt von einer anatomischen Führung. Er steht mit seiner Gruppe vor dem Skelett eines Schädels. Möchte darauf hinweisen, wie tief die Augenhöhle geht und wo das Gehirn beginnt. Nun war gerade kurz vordem durch die Zeitungen der Bericht von der traurigen und sensationellen Geschichte zweier junger Männer aus der »Roten Garde« gegangen, von denen der eine sich das Leben genommen, der andere⟨,⟩ der, bei dem Versuche das zu tun, sich blind geschossen hatte. Davon spricht Joël und zeigt: ⟨»⟩ ... er hat sich nämlich *dorthin* geschossen. *Dahin* hätte er sich schießen müssen, um das Gehirn zu treffen. Denn die Augenhöhle hört erst *hier* auf«. ⟨fr 170⟩

## ⟨Notizen 2⟩

Die scheinbar »bleibenden« Werke zucken durch jede Gegenwart nur blitzhaft. »Hamlet« hat eine der größten Geschwindigkeiten, ist am schwersten zu fassen.

Kind vor dem Gute Nacht Kuß im Bett⟨.⟩

Schreibendes Kind
Die schreibende Hand hängt im Gerüst der Linien wie ein Athlet im schwindelnden Gestänge der Arena (des Schnürbodens). Maus, Hut, Haus, Zweig, Bär, Eis und Ei füllen die Arena, ein blasses, eisiges Publikum, sehen sie ihren gefährlichen Nummern zu.
Saltomortale des s / Beachte die Hand, wie sie auf dem Blatt die Stelle sucht wo sie ansetzen will. Schwelle vo⟨r⟩m Reich der Schrift. Die Hand des Kindes geht beim Schreiben auf die Reise. Eine lange Reise, mit Stationen, wo sie übernachtet. Der Buchstabe zerfällt in Stationen. Angst und Lähmung der Hand, Abschiedsweh

von der gewohnten Landschaft des Raumes: denn von nun an darf sie sich nur in der Fläche bewegen.

Über die Hierarchie der Sinne unterm Gesichtspunkt des Trostes /

Kritiken in Form von Geschichten / Thomas Mann / Hamsun

Lesen – um zu wissen, was in einem Buch steht, um zu wissen, was einer schreibt und wie, um sich über einen Gegenstand zu belehren, um Kritiken zu kritisieren, um zu lesen.

Für den Schriftsteller mag es manchmal gefährlich oder entbehrlich sein, sich mit dem Publikum auseinanderzusetzen. Es gibt Fälle, in welchen er darauf verzichten könnte. Unerläßlich aber ist für jeden Autor, der im geringsten Geltung erringen will, eine genaue strategische Position innerhalb seiner Generation zu beziehen. Denn er mag leidenschaftliche Gegner unter den jüngern und ältern besitzen: wo er tödlich zu treffen ist, das wissen doch nur seine Altersgenossen. Beim Aufbau des kritischen Lebens aber gälten zu unterscheiden: Literarische Namen, die von den ältern, die von gleichaltrigen, die von den jüngern gemacht werden. Einen Wertunterschied wird man freilich mit dieser Gruppierung noch nicht zum Ausdruck bringen.

Unterscheidung Sainte-Beuves: intelligence-glaive und intelligence-miroir⟨.⟩

Zum Fall Borchardt diesen Nachtrag: Wenn die Aufgabe gestellt wäre, Borchardts Schrifttum aus jener eigentümlichen Erfahrung des Scheines heraus zu konstruieren, die kaum je so marktschreierisch, so verzweifelt aber auch kaum je so vollendet und ihrer Vollendung bewußt sich herausschrie, so hieße das zugleich ihn in Zusammenhänge einstellen, die alles andere als literarhistorische sind. Wer – hätte man zu fragen – hat vor ihm diese Erfahrung in solcher sinnlichen Bestimmtheit und Fülle gekannt. Man käme auf Hofmannsthal, eben darum sein großer Erzieher. Man stieße aber zuletzt auch auf Goethe. Und man deutet ein historisches Phänomen erstaunlicher Art an, mit der Behauptung, daß eben die Goethesche Eroberung einer Scheinwelt in Hofmannsthal und Rudolf Bor-

chardt ihre erschreckend gelehrigen, erschreckend festgelegten Diadochen gehabt hat. Diese Goethesche Welt – unter denen des Meisters nur eine – ihnen die einzige, schiebt sich in einer Halluzination des Zeitsinns ihnen vor die wirkende und werdende; während sie selber allerdings wirkungs- und wandellos und darum nicht ohne Eignung ist, mit einer griechischen Vorwelt so verwechselt zu werden, wie Goethe es selber doch niemals getan hat. Daß weder Hofmannsthal noch Borchardt in ihrer Sache der Ironie den geringsten Raum gönnen, wird in diesem Zusammenhange ebenfalls aufschlußreich: unscheinbare Verkehrung, freiwillige Minderung bleiben das einzige, was in der Scheinwelt unvollziehbar ist. Daher denn auch die Feindschaft Hofmannsthals gegen Keller. Der Anspruch auf Wirkung aber, den besonders Borchardt um so intransigenter erhebt als er die Herrschaft des Scheines, imperialistisch, auch auf das Reich der Wissenschaft erweitert, ist selbst ein verräterisches Anzeichen. Denn wirken kann, *im Reiche der Formen und als Form*, d.h. also im strengsten Sinn des Wortes: unpolitisch, heute nur das durchaus Verborgene, Unscheinbare, das scheinbar, und bis zu einem gewissen Grade sogar wirklich, der Wirkung Entsagende.

Darstellung der südlichen Nacht, darauf beruhend, daß die Erde unter dem Mondlicht alle vergangenen Stadien ihres Lebens noch einmal durchmacht. Vielleicht sogar auch die künftigen im Traume vorwegnimmt.

Gedanke und Stil. Der Stil ist das Sprungseil, das der Gedanke nehmen muß, um ins Reich der Schrift vorzudringen. Der Gedanke muß alle Kräfte zusammenreißen. Aber der Stil ihm entgegenkommen und nachlassen, wie das Seil in den Händen der Kinder, welche es schwingen, wenn eines unter ihnen zum Sprunge ansetzt.

Dialektik des Glücks: ein zweifacher Wille: das Unerhörte, nie Dagewesene, der Gipfel der Seligkeit. Und: Ewiges Noch-Einmal der gleichen Situation, ewige Restauration des ursprünglichen, ersten Glücks.

Wir wollen die Ruhe auskosten, wenn sie uns aus einem Kruge gegossen wird, der mit den schreiendsten Farben bemalt ist.

Auch Bücher beginnen, wie die Woche, mit einem Ruhetag zum Gedächtnisse ihrer Schöpfung. Die Vorrede ist dieser Sonntag der Bücher.

⟨Karl⟩ Valentins Komik: Umgehungsmärsche, um dem jüdischen Witz in die Flanke zu fallen.

Wirkung und Fruchtbarkeit gegensätzlich. Dunstfeuchte, Nähe, Verschwommenheit im Fruchten, Trockenheit, Umriß, Abstand im Wirken. ⟨fr 171⟩

Die grosse Kunst, auf der Erde es enger werden zu lassen. In Wirklichkeit. Oder wo wir stehn: in der Erinnerung. »Ah! que le monde est grand à la clarté des lampes! / Au⟨x⟩ yeux du souvenir que le monde est petit!« Das ist die geheimnisvolle Kraft der Erinnerung, *Nähe* zu zeugen. Ein Zimmer, das wir bewohnen, dessen sämtliche Wände sind uns *näher* als dem Besucher. Das ist das Heimliche am Heim. In Kinderzimmern, an welche wir uns erinnern sind uns die Wände näher zusammengerückt als in Wahrheit, als wenn wir sie heute sähen. Ihr Anblick zerreißt uns, weil wir uns an die Wände geheftet haben. Da ist der große Reisende, der mit der anamnesis die Städte und Länder bereist und der, weil alles ihm näher an einander und also ihm selber, der mitten darinnen ist, auf den Leib rückt, mit allen Sinnen die Nüancen als das Wahre aufnimmt, von dem der distanzierte Romantiker ebenso wenig weiß wie der Positivist. ⟨fr 172⟩

## Milieutheoretiker

Bedenkt ⟨man,⟩ wie lange der Glaube an Verkleidungen gelebt hat, wie unbedenklich die Posse aller Jahrhunderte, die hohe Komödie Shakespeares und noch die Kriminalgeschichte des ausgehenden 19ten Jahrhunderts mit Verwechslungen durch Verkleidung arbeitet, so muß es sehr überraschen, wie seit kurzem die Menschen durchaus nicht mehr gewillt sind, auf derlei sich einzulassen. In Dingen der Verkleidung verstehen sie nicht den mindesten Spaß und Verwechslungen sind im modernen Roman verpönt. Und dieses sture Haften an der unverwechselbare⟨n⟩, einmaligen Leiblich-

keit in genau dem Augenblick, da Philanthropen, Proustschüler, Psychoanalytiker uns versichern, daß alle Möglichkeiten in jedem lieg⟨en⟩ und obendrein nichts abgelebter und spießiger sei, als Glaube an die Einheit der Persönlichkeit. Was steckt dahinter?

⟨fr 173⟩

SOLLTE nicht der Intensität, mit der wir als Kinder die Welt, aber auch Bilder, Reime etc aufnehmen, sich etwas von Vorahnung beimischen? So daß vieles im spätern Leben, was uns erinnert, nicht sowohl an wirkliche Situationen als an Vorahnungen uns erinnert.

⟨fr 174⟩

DER RITUS lehrt: die Kirche hat sich nicht durch Überwindung der mann-weiblichen Liebe sondern der homosexuellen aufgebaut. Daß der Priester nicht mit dem Chorknaben schläft – das ist das Wunder der Messe.

(Dom von Siena 28 Juli 1929)

⟨fr 175⟩

PENTHESILEA; einmal konnte es, in neueren Zeiten, der Willkür gelingen, die hellenische Gestalt zu überrennen. Es bedurfte der dynamischen Kraft des Dramas dazu.

Der Dialog in der Sage
Das epitheton ornans verbunden mit den impressionistischen epitheta⟨.⟩
Subalterne Anschaulichkeit »Seiner Taten sind soviel als über ihm Früchte hängen« oder die Prodikosallegorie⟨.⟩
Grundlage der Sagenform: Mit jedem Satze ein neues Geschehen. Kein Dialog. Und kein Raum für die Meinung.
Wirtschaft⟨?⟩, nicht »wie bei arme Leute«. Da gibt es Stimmen vom Jenseits. ⟨fr 176⟩

## Lesen

Wie die ersten Seiten eines neuen Buches nirgends besser als an fremdem Ort (in der Eisenbahn, im Coupé) sich erschließen. »Reiselektüre« – das sind die Bücher, welche aus dem Anreiz ihres Umschlags, des Titels und der ersten Seite leben. Auch davon, daß sie aufgeschnitten werden wollen.
Die letzten Seiten eines schon bekannten Buches, die tun sich niemals so wie in der eignen Stube, am Abend, auf. Es gibt Menschen, und darunter solche, die eine ganze Bücherei besitzen, die niemals recht an ein Buch herankommen, weil sie nichts zum zweiten Mal lesen. Und doch ist es nur dann, daß man wie klopfend ein Gemäuer absucht, und stellenweise auf einen hohlen Widerhall trifft, einhält ⟨?⟩ und auf Schätze stößt, die der frühere Leser, der wir doch einst gewesen sind, in ihr vergraben hatte. ⟨fr 177⟩

## ⟨Notizen 3⟩

Man heftet Rosen, Veilchen, Chrysanthemen auf Pelze. Ich wüßte nichts, was Frauen besser zwischen Tier und Blume anweist, anstatt der falschen, banalen zwischen Engel und Bestie. Ja Frauen sind Geschöpfe in Blumenpelze⟨n⟩, ein reißendes Beet, ein Haufe von geschminkten blutgefüllten Kelchen. Die ebenholzumränderte Uhr, die aus goldnem Pflanzengeschlinge als Frucht herausblickt und altklug mehr als Jahreszeiten ⟨wissen ?⟩

Ortega y Gasset⟨.⟩ Die Ideen Nietzsches werden⟨,⟩ je weiter sie in der Welt herumkommen, desto provinziel⟨l⟩er. ⟨fr 178⟩

Der grosse Autor kann dem Gegenstande nichts abfragen, weil er unter seiner Feder lebendig wird, gewissermaßen hört er nicht zu, erwacht zu seinem eignen Sinnen und Trachten, desavouiert, was man im Stillen von ihm denken konnte – er ist garnicht mehr wiederzuerkennen. ⟨fr 179⟩

»Suche allem im Leben eine Folge zu geben« – ganz sicher eine der abscheulichsten Maximen, der man bei Goethe zu begegnen, nicht

vermuten würde; das Postulat des Fortschritts in seiner windigsten Observanz. Nicht die Folge führt auf das Fruchtbare des richtigen Verhaltens, erst recht nicht ist sie seine Frucht. Früchte zu haben ist vielmehr das Merkmal der bösen Tat; die Taten der Guten haben keine »Folge«, die man ihnen (nur ihnen ganz allein) zuordnen könnte. Das Fruchtbare der Tat ist, wie es sich gehört, in ihrem Innern. Vo⟨n⟩ neuem ins Innere einer Verhaltungsweise eingehen – das macht die Probe auf ihre Fruchtbarkeit. Wie aber? ⟨fr 180⟩

## Das Licht

Mit der Geliebten war ich zum ersten Male und in einem fremden Dorf allein. Ich wartete vor meinem Nachtquartier, das nicht das ihre war. Wir wollten noch einen Abendspaziergang machen. Wartend ging ich die Dorfstraße auf und ab. Da sah ich in der Ferne, zwischen Bäumen, ein Licht. »Dies Licht, so dachte ich bei mir, sagt denen, die es allabendlich vor Augen haben, nichts. Es mag zu einem Leuchtturm oder Bauernhof gehören. Mir aber, dem hier Fremden, sagt es viel.« Und damit machte ich kehrt, um von neuem die Dorfstraße abzuschreiten. So ging es zwei, drei Mal, und immer wenn ich nach einer Weile wieder umbog, lockte das Licht zwischen den Bäumen meinen Blick an. Dann aber kam ein Augenblick, in dem es mir halt gebot. Das war kurz ehe die Geliebte kam. Ich hatte mich wieder umgewandt und gesehen: das Licht, das ich zu ebner Erde gesichtet hatte, war das des Monds gewesen, der nun langsam über die fernen Wipfel heraufgerückt war. ⟨fr 181⟩

## Zum Sprichwort

Zu Grunde zu legen das Bild von den Frauen, die auf dem Kopf, ohne sie mit der Hand zu berühren, schwere, gefüllte Gefäße tragen.
Den Rhythmus, in dem sie das tun, lehrt das Sprichwort.
Es spricht aus ihm ein noli me tangere der Erfahrung.
Damit bekundet es seine Kraft, Erfahrung in Tradition zu verwandeln.
Sprichwörter sind nicht anwendbar auf Situationen. Sie haben vielmehr eine Art von magischem Charakter: sie verwandeln die Situation. Es ist kaum im Vermögen des Einzelnen gelegen, seine Erfah-

rungen ganz von Erlebnis zu reinigen. Aber das Sprichwort, indem es sich ihrer bemächtigt, bewirkt das.
Es macht die erlebte Erfahrung zu einer Welle in der atmenden Kette ungezählter Erfahrungen, die von Ewigkeit her kommen.
⟨Jean⟩ Paulhan: Expérience du proverbe ⟨fr 182⟩

Zu den Reflexionen über Kultur der Stimme ist überaus dienlich eine Bemerkung von Hérault de Séchelles: »L'idée qu'on parle à des inférieurs en puissance, en crédit et surtout en esprit, donne de la liberté, de l'assurance, *de la grâce même.*«
Das Wort eines Zeitgenossen über Hérault auf dem Wege zur Guillotine: »Il avait moins l'air d'aller à l'échafaud que de revenir d'un banquet.«
Um sich über die Ignoranz seiner Mitarbeiter zu moquieren, schickt er im Laufe der Beratungen für die Constitution, die er mit Saint-Just und Couthon in sechs Tagen abfassen mußte, auf die Bibliothèque Nationale, um die »Gesetze des Minos« holen zu lassen. ⟨fr 183⟩

## Notizen ⟨4⟩

Die Beziehung meines Begriffs des Ursprungs wie die Trauerspielarbeit und der Essay über Kraus ihn entwickelt zu Rosenzweigs Begriff der Offenbarung ist zu untersuchen.

Geistesgegenwart haben heißt: Im Augenblick der Gefahr sich gehen lassen.

Das schwache Schaffen: er schuf; aber: er schaffte fort.

Die große Masse der Geistigen – und vor allem der Schöngeistigen – ist in trostloser Lage. Schuld ist an dieser Lage aber nicht Charakter, Stolz und Unzugänglichkeit. Die Journalisten, Romanciers und Literaten sind meist zu jedem Kompromiß bereit. Nur wissen sie es nicht. Und eben das ist der Grund ihrer Mißerfolge. Denn weil sie es nicht wissen oder wissen wollen, daß sie käuflich sind, darum verstehen sie nicht⟨,⟩ von ihren Meinungen, Erfahrungen, Verhaltungsweisen jene Teile, für die der Markt Interesse hat, zu lösen. Sie

suchen vielmehr ihre Ehre darin, an jeder Stelle ganz sie selbst zu sein. Weil sie sich sozusagen nur im Stück verkaufen wollen werden sie so unverkäuflich wie ein Kalb es wäre, welches der Schlächter einer Hausfrau nur als ungeteiltes Ganzes würde überlassen wollen.

Der Markt nimmt auch die schlechteste Ware auf. Von jedem Lieferanten aber nur seine beste.

Zwei Motti zu Brecht:
»Das hat Dein guter Genius Dir eingegeben, wie mir dünkt, daß Du das Drama epischer behandelt hast.« Hölderlin: Sämtliche Werke ⟨hg. von Norbert von Hellingrath u.a., Bd. 5,⟩ München und Leipzig 1913 p 316 Brief an Böhlendorff vom 4 Dezember 1801
»Wo das Denken aufhört, haben die Spitzköpfe ebenso sehr gewonnen, als wo das Verkehrtdenken anfängt.« ⟨Oskar⟩ Planer und ⟨Camillo⟩ Reißmann: Johann Gottfried Seume Leipzig 1898 p 538 Aus der Vorrede zu »Mein Sommer 1805«

Solange es noch einen Bettler gibt, solange gibt es noch Mythos.
⟨fr 184⟩

## ⟨Notizen 5⟩

Ähnlichkeit der Existenz der Leute, die ihre Scham eingebüßt haben, mit der Existenz eines clochards. Ihre Angewiesenheit auf Narkotika. (⟨Pierre-Etienne⟩ Flandin, Reconly ⟨?⟩, ⟨Hans⟩ Frank, Goebbels)

Rue de l'harmonie, Querstraße der rue Castagnary. Die Munizipalitäten haben begriffen, wohin es mit den Idealen der Bourgeoisie gekommen ist.

Paulhan – il a une petite inquiétude de tout repos.

Wievieles von dem, was heute ein Buch ausmacht, ist wohl von denen, die die darin befindlichen Texte gemacht haben, als Buch gedacht gewesen? Bei der Verfassung von Texten von ihrer Bestimmung, ein Buch zu bilden, abzusehen, kann die Arbeit sehr erleichtern.

Die Ferne ist das Land der erfüllten Wünsche.

Die künftigen Anrainer der Gräber, die ich heute gesehen habe.

Friedhof in Rouvray: ein besonders einfacher Grabstein: vier oder fünf Namen mit den Jahreszahlen und darunter »Regrets« gab mir den Gedanken: eine Familie von halben Analphabeten. Und ob nicht die geringe Verbreitung der Kunst zu lesen und zu schreiben den Dokumenten früher Zeiten, sei es durch ihre geringere Zahl, sei es durch ihren häufig lakonischen Charakter eine höhere »Historizität« verschafft habe.

Unterwegs nach Rouvray, auf die Kirche zusteuernd. Von weitem auf solche Kirche zuzuwandern ist dem zu vergleichen, dem Vortrag einer alten Klaviersonate auf dem Klavier zu folgen. Im Auto den Weg in der gleichen Richtung zurücklegen heißt diese Sonate in Orchesterbearbeitung hören. ⟨fr 185⟩

Die Verfasser der unvergänglichen Schriften haben deren Vergessen ihr Opfer bereits bei deren Niederschreiben gezollt. Kaum ein Satz, in welchem sie nicht ein Wort, kaum ein Absatz, in dem sie nicht einen Gedanken geopfert hätten. ⟨fr 186⟩

## ⟨Notizen 6⟩

Ich gebrauche die Redewendung »Vor dem Krieg« mit einem gewissen Heimweh; ich frage mich, ob es nicht das letzte Mal ist, daß sie mir zur Verfügung steht.

Als Freud gefragt wurde, wie er die unangenehmen Träume mit seiner Theorie, daß jeder Traum eine Wunscherfüllung sei, vereinbare, sagte er: »Diese Träume erfüllen uns den Wunsch, über Unannehmlichkeiten getröstet zu werden, denen das Erwachen uns gegenüberstellt. Aus ihnen erwachend finden wir eine Lage vor, die im Vergleich zu der geträumten erträglich ist.⟨«⟩Es ist verführerisch, das namenlose Grauen gewisser Träume, auch halbwacher oder gar wacher Zustände sich nach diesem Vorbild zurechtzulegen. Kommt es nicht, möchte man fragen, aus der Notwendigkeit,

das Grauen vor dem Tod, der uns gewiß ist, durch ein noch tieferes Grauen vor Dingen, die uns ungewiß, vielleicht erspart sind, zu beschwichtigen?

Das Sterben des Mannes, auch des geliebtesten, empfindet man als das eines Einzelnen. Unzählige sind ihm vorangegangen und es werden ihm unzählige folgen; aber er, der stirbt, war ein einzelner. Anders beim Gedanken an den Tod eines jungen Mädchens: er zeigt uns mit einer jeden all die vielen dahingerafft, unter denen unsere Wahl sie ergriffen hätte. Und wie unschlüssig! scheint es uns. Denn ⟨die⟩ Niegesehnen, auf immer Verschwundnen – scheint es nicht als wenn jede einzelne unter ihnen uns ebenso unwiderruflich gerufen hätte, wie sie selber vom Tod ist gerufen worden. Das alles und mehr ⟨steht⟩ in dieser Inschrift von einem Grabe in der Camargue: »Ich habe gelebt und vor mir haben andere junge Mädchen gelebt. – Aber genug. Wer dies gelesen hat⟨,⟩ möge, seines Weges gehend, dies wünschen: daß, Corrina, die Erde dir leicht sei. – Und ihr, die ihr auf Erden lebt, seid glücklich.« ⟨fr 187⟩

Ich kenne einen, der immer exakt antwortet. Es ist ein Esel: sein point d'honneur liegt in seiner Akribie. In seiner Akribie und in seiner Zurückhaltung. (Ein Wort zuviel geht ihm, sozusagen, zu sehr ins Geld.) Ich diktiere ihm in die Schreibmaschine. In einer Pause kommt mir der Gedanke an einen gewissen L. Im Jahre 1937 hat er sich aus Oesterreich mit genauer Not retten können. Seine Frau, Mitglied der sozialdemokratischen Partei und aktiv wie er, hat der Kinder wegen, die später ins Ausland gelangt sind, die Grenze nicht mit ihm überschreiten können. Ich frage: »Ist Frau L nun noch aus Oesterreich herausgekommen?« – Er: »Ja.« – Ich: »Gottseidank! Sie hat wirklich Glück gehabt!« Er – nach einer Pause, in der er sichtlich mit sich gerungen hat: »Sie ist aus Oesterreich herausgekommen. Aber wohin? Nach Deutschland, ins Konzentrationslager.« – Was muß es ihn gekostet haben, diese Erklärung nachzuschicken, die doch niemand von ihm verlangt hatte!
⟨fr 188⟩

## Warum die deutschen Gelehrten einen so schlechten Stil schreiben

Notwendigkeit bei der Erörterung dieser Frage bis auf Kant zurückzugehen. Die lähmende Wirkung des Konformismus. Die Bereitschaft zu einem kleinen Kompromiß. Das Bewußtsein, Belegstellen herzugeben, ist ihnen fremd. Sie sind niemals unter einer Kuppel zitiert worden. – Hegels Stil jenseits von gutem und schlechtem Deutsch. – Heidegger, der das »Anecken« imitiert. 〈–〉 Wer das Bewußtsein hat, anzuecken, exponiert zu sein, achtet auf seinen Stil. Wer auf der Bühne auftritt, achtet auf seinen Gang. Wer auf der weltpolitischen Bühne eines Tages einzuspringen gefaßt sein muß, achtet auf seinen Gang, auf sein Auftreten. Der Schriftsteller, der damit rechnet, zitiert zu werden, achtet auf seinen Stil. 〈fr 189〉

# Autobiographische Schriften

# Lebensläufe

## ⟨I⟩

### Lebenslauf

Ich bin am 15 Juli 1892 in Berlin als Sohn des Kaufmanns Emil Benjamin und seiner Frau Pauline, geb. Schoenflies geboren. Beide Eltern sind am Leben. Ich bin mosaischer Konfession. Meine Schulbildung erhielt ich auf dem gymnasialen Zweige der Kaiser-Friedrich-Schule in Charlottenburg. Dieser Lehrgang war durch einen zweijährigen Aufenthalt in dem Landerziehungsheim Haubinda in Thüringen von meinem vierzehnten bis fünfzehnten Lebensjahr unterbrochen. Die Reifeprüfung bestand ich Ostern 1912. Ich studierte an den Universitäten Freiburg i.B., Berlin, München und Bern. Meine Hauptinteressen galten der Philosophie, der deutschen Literatur-, sowie der Kunstgeschichte. Dementsprechend hörte ich besonders die Professoren Cohn, Kluge, Rickert und Witkop in Freiburg, Cassirer, Erdmann, Goldschmidt, Hermann und Simmel in Berlin, Geiger, von der Leyen und Wölfflin in München sowie Häberlin, Herbertz und Maync in Bern. Im Juni 1919 habe ich in Bern mit einer Arbeit »Der Begriff der Kunstkritik in der deutschen Romantik« summa cum laude promoviert. Hauptfach war Philosophie, Nebenfächer: neuere deutsche Literaturgeschichte und Psychologie. Da der Schwerpunkt meiner wissenschaftlichen Interessen in der Aesthetik liegt, gestaltete der Zusammenhang zwischen meinen literarhistorischen und philosophischen Arbeiten sich immer enger. Aus einem Studium der sprachtheoretischen Gedanken und Tendenzen der Parnassiens ging der Versuch einer Baudelaire-Übersetzung hervor, deren Schwerpunkt ich in einer sprachtheoretischen Vorrede »Über die Aufgabe des Übersetzers« sehe. Von einer andern Seite her beschäftigte mich der Zusammenhang des Schönen mit dem Schein in seiner besonderen sprachlichen Ausprägung. Dies war eines der Motive, von welchen meine Studie über »Goethes Wahlverwandtschaften« ausgeht, der ich eine weitere über die »Neue Melusine« folgen zu lassen gedenke. Eine konkrete literarhistorische Ausprägung suchte ich sprachtheoretischen Gedankengängen in gewissen Abschnitten

meiner Abhandlung »Ursprung des deutschen Trauerspiels« zu geben. In dem dort versuchten knappsten Anschluß aesthetischer Problemstellungen an die großen Werke des deutschen Schrifttums sehe ich die Methode meiner folgenden Arbeiten vorgezeichnet.

## ⟨II⟩

Ich bin am 15. Juli 1892 in Berlin geboren. Mein Vater war Kaufmann. Ich habe den Schulgang eines humanistischen Gymnasiums durchgemacht, unterbrochen von einem zweijährigen Aufenthalt in dem Landerziehungsheim Haubinda in Thüringen.

Mit dem Sommersemester 1912 bezog ich die Universität, um Philosophie zu studieren. Das 1. und 3. Semester studierte ich in Freiburg i. B., das 2. Semester sowie das 4. und die folgenden in Berlin. Im Jahre 1916 bezog ich die Universität München, vom Wintersemester 1917/18 an studierte ich in Bern und beendete daselbst Juni 1919 meine Studien mit dem Doktorexamen, das ich summa cum laude bestand.

Meine Dissertation behandelte den »Begriff der Kunstkritik in der deutschen Romantik«. Die Prüfung erstreckte sich auf Philosophie (im Hauptfach⟨)⟩, deutsche Literaturgeschichte und Psychologie ⟨(⟩in den Nebenfächern). Im besonderen und in immer wiederholter Lektüre habe ich mich in meiner Studienzeit mit Platon und Kant, daran anschließend mit der Philosophie der Marburger Schule beschäftigt. Allmählich trat das Interesse am philosophischen Gehalt des dichterischen Schrifttums und der Kunstformen für mich in den Vordergrund und fand zuletzt im Gegenstand meiner Dissertation seinen Ausdruck.

Diese Richtung beherrschte auch meine folgenden Arbeiten, in denen ich mich um einen immer konkreteren Anschluß an das Detail, aus Gründen nicht nur der Exaktheit, sondern des Gehalts meiner literarischen Untersuchungen, bemühte. Den Gedanken, ein Werk durchaus aus sich selbst heraus zu erleuchten, versuchte ich in meiner Schrift »Goethes Wahlverwandtschaften« durchzuführen. Dem philosophischen Gehalt einer verschollenen und verkannten Kunstform, der Allegorie, war meine nächste Arbeit »Ursprung des deutschen Trauerspiels« gewidmet.

Schon zu Beginn meiner Studienzeit setzte eine intensive Beschäftigung mit der französischen Literatur ein. Ihr Ertrag waren einzelne

Übersetzungen – Baudelaire, Proust –, vor allem aber die wiederholte Beschäftigung mit den sprachphilosophischen Problemen der Übersetzung, denen ich mich in einem Essay »Über die Aufgabe des Übersetzers« (Vorwort meiner Baudelaire-Übertragungen) zu nähern suchte.
Im Mittelpunkt meines Arbeitsplans für die kommenden Jahre stehen zwei Themata, die sich, wenn schon auf verschiedene Weise, an mein letztes Buch anschließen. Das erste: In entsprechender Weise wie ich den philosophischen, moralischen und theologischen Gehalt der Allegorie mich darzustellen bemühte, den des Märchens als eine⟨r⟩ zumindest gleichfundamentalen und ursprünglichen Überlieferungsform bestimmter Gehalte zu entwickeln. Das zweite Thema, zu dem ich seit langem Vorstudien mache, ist die Darstellung der klassischen französischen Tragödie als Gegenstück zu meiner Behandlung der deutschen.
Meine Lehrtätigkeit würde nach Möglichkeit den Zusammenhang mit den eben genannten bevorstehenden Arbeiten wahren. Unbeschadet größerer mehr oder weniger literar-historisch orientierter Kurse würde ich Wert auf intensive Behandlung einzelner Texte in Übungen legen. Ich denke beispielsweise an eine Reihe von Übungen, die im Laufe von etwa zwei Jahren die wichtigsten Typen des europäischen Dramas der Blütezeit scharf miteinander zu konfrontieren hätten. Am Ende eines solchen Studienganges hätte deutlich herauszutreten, wie die nach Aufbau und Tendenz völlig verschiedenen Schöpfungen eines Gryphius, Shakespeare, Racine, Calderon für ebenso viele philosophisch und moralisch streng unterschiedene, nationell und theologisch bedingte Auffassungen des Wirklichen stehen. Ferner sehe ich einen besonders wichtigen und dankbaren Gegenstand für Übungen gegebenenfalls auch Vorlesungen in der Geschichte des anonymen Schrifttums, indem ich die Geschichte der Enzyklopädien und Lexika, der Kalender und Anthologien, der Zeitschriften, Flugblätter und der Kolportage zur Charakteristik der einzelnen literarhistorischen Epochen heranziehen würde.

## ⟨III⟩

Ich bin am 15. Juli 1892 in Berlin geboren. Mein Vater war Kaufmann. Ich habe den Schulgang eines humanistischen Gymnasiums

durchgemacht, unterbrochen von einem zweijährigen Aufenthalt in dem Landerziehungsheim Haubinda in Thüringen.

Mit dem Sommersemester 1912 bezog ich die Universität, um Philosophie zu studieren. Das erste und dritte Semester studierte ich in Freiburg i. B., das zweite Semester sowie das vierte und die folgenden in Berlin. Im Jahre 1916 bezog ich die Universität München; vom Wintersemester 1917/18 an studierte ich in Bern und beendete daselbst im Juni 1919 meine Studien mit dem Doktorexamen, das ich summa cum laude bestand.

Meine Dissertation behandelt den »Begriff der Kunstkritik in der deutschen Romantik«. Die Prüfung erstreckte sich auf Philosophie im Hauptfach, deutsche Literaturgeschichte und Psychologie in den Nebenfächern. Im besonderen und in immer wiederholter Lektüre habe ich mich in meiner Studienzeit mit Platon und Kant, daran anschließend mit der Philosophie Husserls und der Marburger Schule beschäftigt. Allmählich trat das Interesse am philosophischen Gehalt des dichterischen Schrifttums und der Kunstformen für mich in den Vordergrund und fand zuletzt im Gegenstand meiner Dissertation seinen Ausklang.

Diese Richtung beherrschte auch meine folgenden Arbeiten, in denen ich mich um einen immer konkreteren Anschluß an das Detail aus Gründen nicht nur der Exactheit, sondern des Gehalts meiner literarischen Untersuchungen bemühte. Den Gedanken, ein Werk durchaus aus sich selbst heraus zu erleuchten, versuchte ich in meiner Schrift »Goethes Wahlverwandtschaften« durchzuführen. Dem philosophischen Gehalt einer verschollenen und verkannten Kunstform, der Allegorie, war meine nächste Arbeit »Ursprung des deutschen Trauerspiels« gewidmet.

Schon zu Beginn meiner Studienzeit setzte eine intensive Beschäftigung mit der französischen Literatur ein. Ihr Ertrag waren einzelne Übersetzungen – Baudelaire, Proust –, vor allem aber die wiederholte Befassung mit den sprachphilosophischen Problemen der Übersetzung, denen ich mich in einem Essay »Über die Aufgabe des Übersetzers« (Vorwort meiner Baudelaire-Übertragungen) zu nähern suchte.

Wie Benedetto Croce durch Zertrümmerung der Lehre von den Kunstformen den Weg zum einzelnen konkreten Kunstwerk ⟨fr⟩eilegte, so sind meine bisherigen Versuche bemüht, den Weg zum Kunstwerk durch Zertrümmerung der Lehre vom Gebietscha-

rakter der Kunst zu bahnen. Ihre gemeinsame programmatische Absicht ist⟨,⟩ den Integrationsprozeß der Wissenschaft, der mehr und mehr die starren Scheidewände zwischen den Disciplinen⟨,⟩ wie sie den Wissenschaftsbegriff des vorigen Jahrhunderts kennzeichnen, niederlegt, durch eine Analyse des Kunstwerks zu fördern, die in ihm einen integralen, nach keiner Seite gebietsmäßig einzuschränkenden Ausdruck der religiösen, metaphysischen, politischen, wirtschaftlichen Tendenzen einer Epoche erkennt. Dieser Versuch, den ich in größerem Maßstabe in dem erwähnten »Ursprung des deutschen Trauerspiels« unternahm, knüpft einerseits an die methodischen Ideen Alois Riegls in seiner Lehre vom Kunstwollen, andererseits an die zeitgenössischen Versuche von Carl Schmitt an, der in seiner Analyse der politischen Gebilde einen analogen Versuch der Integration von Erscheinungen vornimmt, die nur scheinbar gebietsmäßig zu isolieren ⟨sind⟩. Vor allem aber scheint mir eine derartige Betrachtung Bedingung jede⟨r⟩ eindringlich physiognomische⟨n⟩ Erfassung der Kunstwerke in dem worin sie unvergleichbar und einmalig sind. Insofern steht sie der eidetischen Betrachtung der Erscheinungen näher als ihre⟨r⟩ historischen.

Im Mittelpunkt meines Arbeitsplans für die kommenden Jahre stehen zwei Gegenstände, die sich, wennschon auf verschiedene Weise, an mein letztes Buch anschließen. Der erste: in entsprechender Weise wie ich den philosophischen, moralischen und theologischen Gehalt der Allegorie mich darzustellen bemühe, den des Märchens als eine gleichfundamentale und ursprüngliche Überlieferungsform bestimmter Gehalte – nämlich als Entzauberung der finsteren Gewalten, die sich in der Sage verkörpern – zu entwickeln. Das zweite Thema, zu dem ich seit langem Vorstudien mache, ist die Darstellung der klassischen französischen Komödie als Gegenstück zu meiner Behandlung des deutschen Barockdramas. Daneben besteht der Plan eines Buches über die drei großen Metaphysiker unter den Dichtern der Gegenwart: Franz Kafka, James Joyce, Marcel Proust. Endlich hoffe ich, daß es mir gegeben sein wird, das Goethebild, wie ich es in der Arbeit über die Wahlverwandtschaften entworfen habe, durch zwei Studien zu vervollständigen, von denen die eine Pandora, die andere Die neue Melusine zum Gegenstand machen sollen.

⟨IV⟩

Skovsbostrand per Svendborg, den 4. 7. 34
per Adr. Brecht

An das Danske Komité til Støtte
for landsflygtige Aansarbejdere
z. Hd. des Herrn Prof. Aage Friis
Kopenhagen, Solsortvej 62

Sehr geehrter Herr!
Zur Unterstützung und Begründung der Bitte, die ich am Schlusse dieses Briefes an Sie zu richten mir erlaube, gestatte ich mir, Ihnen die folgenden Mitteilungen über mich zu machen:
Im März 1933 habe ich, deutscher Staatsbürger, im 41. Lebensjahr stehend, Deutschland verlassen müssen. Durch die politische Umwälzung war ich als unabhängiger Forscher und Schriftsteller nicht nur mit einem Schlage meiner Existenzgrundlage beraubt, vielmehr auch – obwohl Dissident und keiner politischen Partei angehörig – meiner persönlichen Freiheit nicht mehr sicher. Mein Bruder ist im gleichen Monat schweren Mißhandlungen ausgesetzt und bis Weihnachten in einem Konzentrationslager festgehalten worden.
Von Deutschland habe ich mich nach Frankreich begeben, da ich dort auf Grund meiner vorhergehenden wissenschaftlichen Arbeiten ein Wirkungsfeld zu finden hoffte.
Im folgenden verzeichne ich die wichtigsten Daten meiner Ausbildung und meiner wissenschaftlichen Tätigkeit: Nach Absolvierung des humanistischen Gymnasiums habe ich in Deutschland und in der Schweiz Literaturwissenschaft und Philosophie studiert und im Jahr 1919 in Bern den Doktor der Philosophie mit dem Prädikat summa cum laude gemacht. Nach meiner Rückkehr nach Deutschland wandte ich mich literaturwissenschaftlichen Arbeiten auf dem Gebiet des deutschen und französischen Schrifttums zu. Um mir für diese Forscherarbeit die nötigen wirtschaftlichen Grundlagen zu sichern, habe ich nebenher eine regelmäßige Tätigkeit als literarischer Referent für wissenschaftliche Publikationen an der Frankfurter Zeitung sowie am Südwestdeutschen Rundfunk in Frankfurt versehen. Außerdem bin ich gelegentlich Mitarbeiter einiger weniger angesehener Zeitschriften gewesen, die im deutschen Sprachge-

biet zwischen 1920 und 1930 erschienen sind. Ich nenne vor allem die Neue Schweizer Rundschau und die Neuen Deutschen Beiträge.
Der Herausgeber der letztgenannten Zeitschrift war Hugo von Hofmannsthal, dem ich in den letzten sieben Jahren seines Lebens freundschaftlich verbunden war und der meinen Arbeiten eine ganz besondere Schätzung entgegengebracht hat. Von meiner Beschäftigung mit dem französischen Schrifttum legt neben kritischen Arbeiten meine Übersetzung des Werkes von Marcel Proust – von der in Deutschland vor dem Umsturz noch zwei Bände (Verlag R. Pieper, München) erscheinen konnten – Zeugnis ab. Daneben habe ich eine Übersetzung der Tableaux Parisiens von Baudelaire (Verlag Richard Weißbach, Heidelberg) erscheinen lassen, die als Einleitung eine umfangreiche Theorie der Übersetzung enthält.
Meine selbständigen wissenschaftlichen Publikationen sind:

Der Begriff der Kunstkritik in der deutschen Romantik (Verlag A. Francke, Bern, 1920)

Ursprung des deutschen Trauerspiels (Verlag Ernst Rowohlt, Berlin, 1928)

Goethes Wahlverwandtschaften (Verlag der Bremer Presse, München, 1924/25)

Daneben nenne ich einen Band philosophischer Reflexionen

Einbahnstraße (Verlag Ernst Rowohlt, Berlin, 1928)

sowie meinen Artikel »Goethe« in der großen russischen Sowjet-Enzyklopädie.
Über einen Sammelband meiner Abhandlungen zur Literaturwissenschaft bestand mit meinem Verleger Ernst Rowohlt ein Vertrag, der in Folge der politischen Umstände nicht mehr zur Ausführung kommen konnte.
In Folge meines eiligen Aufbruchs aus Deutschland ist meine Sammlung der über meine Schriften erschienenen Rezensionen in Berlin zurückgeblieben; eine umfangreiche zusammenhängende Darstellung meiner Schriften, die in der Frankfurter Zeitung erschienen ist, hoffe ich mir noch zu verschaffen und werde ich mir gestatten, Ihnen nachzureichen.
Meine Hoffnung auf Gründung einer selbständigen Existenz in Paris ist leider nicht in Erfüllung gegangen. Nichtsdestoweniger habe ich mir die nötigsten Mittel durch pseudonyme Arbeiten in der Frankfurter Zeitung (gezeichnet Detlef Holz oder K. A. Stempflin-

ger) eine zeitlang beschaffen können. Mit dem Ende des Frühjahrs hat sich auch diese Möglichkeit mir verschlossen. Ich habe Frankreich verlassen müssen, da der Aufenthalt für mich dort zu teuer war. In Paris bin ich mit dem, ebenfalls flüchtigen, großen Sammler und Kulturhistoriker Eduard Fuchs übereingekommen, die Grundlinien seiner Lebensarbeit, deren dokumentarisches Material von der Berliner Polizei beschlagnahmt und zum großen Teil vernichtet worden ist, in einer zusammenfassenden und abschließenden Darstellung festzuhalten. Diese Darstellung beschäftigt mich gegenwärtig.
In Dänemark habe ich bei der mir befreundeten Familie Brecht ein provisorisches Unterkommen gefunden. Ich kann aber die Gastfreundschaft der Familie Brecht nur auf kurze Zeit in Anspruch nehmen. Auf der anderen Seite bin ich vollkommen vermögenslos; mein einziger Besitz ist eine kleine Arbeitsbibliothek, die im Hause von Herrn Brecht Aufstellung gefunden hat.
Ich habe mir erlaubt, Ihrem Hilfskomité diese Tatsachen in der Hoffnung zu unterbreiten, daß es Ihnen möglich ist, meine gegenwärtige Lage in etwas zu erleichtern.
Zu jeder weiteren Auskunft stehe ich Ihnen zur Verfügung.

Mit vorzüglicher Hochachtung
ergebenst
〈Walter Benjamin〉

## 〈V〉

### Curriculum Vitae

Je suis né à Berlin le 15 juillet 1892. Après avoir fréquenté le gymnase et passé deux ans comme interne dans une école du type des »Landerziehungsheime« je fis mon examen en 1912. Puis j'ai étudié la philosophie et la littérature allemande et française aux Universités de Fribourg (Allemagne), Berlin, Munich et Berne. C'est à cette dernière Université que j'ai fait mon examen en docteur en philosophie pendant l'été de l'année 1919. J'ai passé cet examen avec la mention summa cum laude. Pendant les années qui suivaient j'ai continué à m'occuper de travaux de philologie, de critique, et de traduction. A côté des travaux nombreux que je fis paraître surtout dans la chronique littéraire de la »Frankfurter Zeitung« et dans la »Literarische Welt«, j'ai fait paraître un livre sur les origines de la

tragédie allemande, qui a été très favorablement remarqué par la critique littéraire aussi bien qu'universitaire. Un ouvrage sur les »Affinités électives« de Goethe, m'ayant valu l'attention de Hugo von Hofmannsthal. Celui-ci publia plusieurs de mes essais dans ses »Neue Deutsche Beiträge«, qui n'étaient ouverts qu'à une élite d'écrivains allemands. Comme traducteur je me suis occupé surtout de Baudelaire et de Marcel Proust. J'ai fait paraître plusieurs volumes de la grande œuvre de Proust en collaboration avec Franz Hessel. Ayant été porté depuis longtemps vers les recherches bibliographiques, j'ai entrepris, à la demande d'un grand collectionneur allemand, une bibliographie des ouvrages étant écrits par le philosophe et physicien Lichtenberg ou traitant de lui. Cet ouvrage, bien qu'étant terminé, n'a pas pu paraître à cause des récents évènements d'Allemagne. J'ajouterai enfin que j'ai collaboré à la »Encyclopaedia judaica«.

Walter Benjamin

*Séjours à partir du 19 mars 1933*

| | |
|---|---|
| 19 mars 1933 – 5 avril 1933 | Paris, Hôtel Istria, 29, rue Campagne-Première |
| 8 avril 1933 – 25 sept. 1933 | Ibiza, San Antonio |
| 6 octobre 1933 – 26 octobre 1933 | Paris, Hôtel Régina de Passy |
| 26 octobre 1933 – 23 mars 1934 | Paris, Palace Hôtel, 1, rue du Four |
| 17 avril 1934 – 23 juin 1934 | Paris, Hôtel Floridor, 28, Place Denfert-Rochereau |
| 15 juillet 1934 – 20 octobre 1934 | Skovsbostrand (Danmark) |
| 20 octobre 1934 – 27 février 1935 | Nice, Hôtel du Petit Parc; Monaco, Hôtel de Marseille; San Remo, Villa Verde |
| 5 mars 1935 – 21 avril 1935 | Paris, 7, Villa Robert Lindet |
| 21 avril 1935 – 12 juillet 1935 | Paris, Hôtel Floridor, 28, Place Denfert-Rochereau |
| 12 juillet 1935 – 1 octobre 1935 | Paris, 7, Villa Robert Lindet |
| 1 octobre 1935 – 20 octobre 1937 | Paris, 23, rue Bénard |
| 20 octobre 1937 – 26 janvier 1938 | Paris, 7, Villa Robert Lindet |
| 26 janvier 1938 jusqu'à présent | Paris, 10, rue Dombasle |

*Choix de mes essais sur les lettres françaises (en allemand)*

| | |
|---|---|
| Paul Valéry à l'Ecole Normale; | Die Literarische Welt, 1926. |
| Entretien avec Colette; | idem, 1927 |
| Entretien avec Benjamin Crémieux; | idem, 1927 |

| | |
|---|---|
| Entretien avec André Gide; | idem, 1928 |
| André Gide et l'Allemagne; | Deutsche Allgemeine Zeitung, 1928. |
| Marcel Proust; | Die Literarische Welt, 1929. |
| Le surréalisme; | idem, 1929 |
| Julien Green; | Neue Schweizer Rundschau, 1930. |
| Journal d'un séjour à Paris; | Die Literarische Welt, 1930. |
| Paul Valéry; | idem, 1931 |
| André Gide: Oedipe; | Blätter des Hessischen Landestheaters, 1931. |
| La position sociale de l'écrivain français; | Zeitschrift für Sozialforschung, 1934. |

*Mes traductions principales*

Charles Baudelaire: Tableaux parisiens, Heidelberg, 1923, Weißbach.
Honoré de Balzac: Ursule Mirouet, Berlin, Rowohlt.
Marcel Proust: A l'ombre des jeunes filles en fleurs, Berlin, Die Schmiede.
Marcel Proust: Le côté de Guermantes, Munich, Piper.
Marcel Jouhandeau: Mademoiselle Céline, Berlin, 1930, Kiepenheuer.

*Mes publications françaises*

| | |
|---|---|
| Marseille, | Cahiers du Sud, janvier 1935. |
| L'Œuvre d'art à l'époque de sa reproduction mécanisée. | Zeitschrift für Sozialforschung 1936, I |
| L'angoisse mythique chez Goethe. | Cahiers du Sud, mai 1937. |
| Peintures chinoises à la Bibliothèque Nationale. | Europe, janvier 1938. |

*Bibliographie*

Der Begriff der Kunstkritik in der deutschen Romantik (Bern 1920)
Charles Baudelaire: Tableaux Parisiens, deutsche Übertragung mit einer Vorrede über die Aufgabe des Übersetzers (Heidelberg 1923)
Goethes Wahlverwandtschaften (München 1924/25)
Marcel Proust: Im Schatten der jungen Mädchen – Gegend um Guermantes ⟨sic⟩, deutsche Übertragung von Walter Benjamin und Franz Hessel (Berlin)
Einbahnstraße (Berlin 1928)
Ursprung des deutschen Trauerspiels (Berlin 1928)

*Les personnalités ayant appuyé ma demande*
Louis Aragon, directeur de *Ce Soir*.
Jean-Richard Bloch, directeur de *Ce Soir*.
C. Bouglé, directeur de l'Ecole Normale Supérieure.
Jean Cassou, conservateur adjoint au Musée du Luxembourg.
André Gide.
Louis Guilloux.
Lucien Lévy-Bruhl, membre de l'Institut.
Henry Lichtenberger, professeur à la Sorbonne.
Adrienne Monnier.
Jean Paulhan, directeur de la *Nouvelle Revue Française*.
Jules Romains, président du Pen-Club.
Paul Valéry de l'Académie Française.

## ⟨VI⟩

### Curriculum Vitae Dr. Walter Benjamin

Ich bin am 15. Juli 1892 als Sohn des Kaufmanns Emil Benjamin in Berlin geboren. Meinen Unterricht erhielt ich auf einem humanistischen Gymnasium, das ich im Jahre 1912 mit dem Abschlußexamen verließ. Ich studierte an den Universitäten Freiburg i. B., München, Berlin Philosophie, daneben deutsche Literatur und Psychologie. Das Jahr 1917 führte mich in die Schweiz, wo ich meine Studien an der Universität Bern fortsetzte.
Entscheidende Anregungen kamen mir in meiner Studienzeit von einer Reihe von Schriften, die zum Teil meinem engeren Studiengebiet fern lagen. Ich nenne Alois Riegls »Spätrömische Kunstindustrie«, Rudolf Borchardts »Villa«, Emil Petzolds Analyse von Hölderlins »Brod und Wein«. Einen nachhaltigen Eindruck hinterließen mir die Vorlesungen des Münchener Philosophen Moritz Geiger sowie des Berliner Privatdozenten für finnisch-ugrische Sprachen, Ernst Lewy. Die Übungen, die der letztere über Humboldts Schrift »Über den Sprachbau der Völker« abhielt sowie die Gedanken, die er in seiner Schrift »Zur Sprache des alten Goethe« entwickelte, erweckten meine sprachphilosophischen Interessen. Im Jahre 1919 bestand ich an der Universität Bern mit dem Prädikat summa cum laude meine Doktorprüfung. Meine Dissertation ist als Buch unter dem Titel »Der Begriff der Kunstkritik in der deutschen Romantik« (Bern 1920) erschienen.
Nach meiner Rückkehr nach Deutschland erschien als erste Buch-

publikation daselbst eine Übertragung der »Tableaux Parisiens« von Baudelaire (Heidelberg 1923). Das Buch enthält eine Vorrede über »Die Aufgabe des Übersetzers«, die den ersten Niederschlag meiner sprachtheoretischen Reflexionen darstellte. Von vornherein ist das Interesse für die Philosophie der Sprache neben dem Kunsttheoretischen vorherrschend bei mir gewesen. Es veranlaßte mich während meiner Studienzeit an der Universität München der Mexikanistik mich zuzuwenden – ein Entschluß, dem ich die Bekanntschaft mit Rilke verdanke, der 1915 ebenfalls die mexikanische Sprache studierte. Das sprachphilosophische Interesse hatte auch an meinem zunehmenden Interesse für das französische Schrifttum Anteil. Hier fesselte mich zunächst die Theorie der Sprache wie sie aus den Werken von Stéphane Mallarmé hervorgeht.
In den ersten Jahren nach dem Friedensschluß war meine Beschäftigung mit der deutschen Literatur noch vorwaltend. Als erste der einschlägigen Arbeiten erschien mein Essay »Goethes Wahlverwandtschaften« (München 1924/25). Diese Arbeit trug mir die Freundschaft von Hugo von Hofmannsthal ein, der sie in seinen »Neuen Deutschen Beiträgen« publizierte. Hofmannsthal hat seinen lebhaftesten Anteil auch meinem nächsten Werk geschenkt, dem »Ursprung des deutschen Trauerspiels« (Berlin 1928). Dieses Buch unternahm, eine neue Anschauung vom deutschen Drama des siebzehnten Jahrhunderts zu geben. Es macht sich zur Aufgabe, dessen Form als »Trauerspiel« gegen die Tragödie abzuheben und bemüht sich, die Verwandtschaft aufzuzeigen, die zwischen der literarischen Form des Trauerspiels und der Kunstform der Allegorie besteht.
Im Jahre 1927 trat ein deutscher Verlag mit dem Antrag an mich heran, das große Romanwerk von Marcel Proust zu übersetzen. Ich hatte die ersten Bände dieses Werkes im Jahre 1919 in der Schweiz mit leidenschaftlichem Interesse gelesen und ich nahm diesen Antrag an. Die Arbeit gab den Anstoß zu mehrfachem ausgedehnten Aufenthalt in Frankreich. Mein erster Aufenthalt in Paris fällt in das Jahr 1913; ich war 1923 dorthin zurückgekehrt; von 1927 bis 1933 verging kein Jahr, während dessen ich nicht mehrere Monate in Paris verbracht hätte. Im Laufe der Zeit trat ich zu einer Anzahl der führenden französischen Schriftsteller in Beziehung; so zu André Gide, Jules Romains, Pierre Jean Jouve, Julien Green, Jean Cassou, Marcel Jouhandeau, Louis Aragon. In Paris stieß ich auf

die Spuren Rilkes und gewann Fühlung mit dem Kreis um Maurice Betz, seinen Übersetzer. Gleichzeitig unternahm ich es, das deutsche Publikum durch regelmäßige Berichte, die in der »Frankfurter Zeitung« und in der »Literarischen Welt« erschienen sind, über das französische Geistesleben zu unterrichten. Von meiner Übersetzung Prousts konnten vor dem Machtantritt Hitlers drei Bände erscheinen (Berlin 1927 und München 1930).
Die Epoche zwischen zwei Kriegen zerfällt für mich naturgemäß in die beiden Perioden vor und nach 1933. Während der ersten Periode lernte ich auf längeren Reisen Italien, die skandinavischen Länder, Rußland und Spanien kennen. Der Arbeitsertrag dieser Periode liegt, abgesehen von den erwähnten Schriften in einer Reihe von Charakteristiken der Werke bedeutender Dichter und Schriftsteller unserer Zeit vor. Hierher gehören umfangreiche Studien über Karl Kraus, Franz Kafka, Bertolt Brecht sowie über Marcel Proust, Julien Green und die Surrealisten. Der gleichen Periode gehört ein aphoristischer Sammelband »Einbahnstraße« (Berlin 1928) an. Nebenher beschäftigten mich bibliographische Arbeiten. Im Auftrage verfaßte ich eine vollständige Bibliographie des Schrifttums von und über G. Chr. Lichtenberg, die nicht mehr im Druck erschienen ist.
Ich verließ Deutschland im März 1933. Seither sind meine größeren Studien sämtlich in der Zeitschrift des »Institute for Social Research« erschienen. Mein Aufsatz »Probleme der Sprachsoziologie« (»Zeitschrift für Sozialforschung«, Jg. 1935) gibt einen kritischen Überblick über den gegenwärtigen Stand der sprachphilosophischen Theorien. Der Essay »Carl Gustav Jochmann« (a.a.O., Jg. 1939) stellt einen Nachklang meiner Untersuchungen zur Geschichte der deutschen Literatur dar. (In den gleichen Zusammenhang gehört eine Sammlung deutscher Briefe aus dem neunzehnten Jahrhundert, die ich 1937 in Luzern publiziert habe.) Einen Niederschlag von Studien zur neuen französischen Literatur gibt meine Arbeit »Zum gegenwärtigen gesellschaftlichen Standort des französischen Schriftstellers« (a. a. O., Jg. 1934). Die Arbeiten über »Eduard Fuchs, den Sammler und den Historiker« (a. a. O., Jg. 1937) sowie über »Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit« (a. a. O., Jg. 1936) stellen Beiträge zur Soziologie der bildenden Kunst dar. Die letztgenannte Arbeit sucht bestimmte Kunstformen, insbesondere den Film, aus dem Funk-

tionswechsel zu verstehen, dem die Kunst insgesamt im Zuge der gesellschaftlichen Entwicklung unterworfen ist. (Einer analogen Problemstellung auf literarischem Gebiet geht mein Aufsatz »Der Erzähler« nach, der 1936 in einer schweizer Zeitschrift erschienen ist.) Meine letzte Arbeit »Über einige Motive bei Baudelaire« (a. a. O., Jg. 1939) ist ein Bruchstück aus einer Folge von Untersuchungen, die sich die Aufgabe stellen, die Dichtung des neunzehnten Jahrhunderts zum Medium seiner kritischen Erkenntnis zu machen.

# Aufzeichnungen 1906-1932

## Pfingstreise von Haubinda aus

Schon ein paar Wochen vor den Pfingstferien hatte ich mit einem Kameraden eifrig Pläne für eine Pfingstreise nach der fränkischen Schweiz gemacht, die wir vielleicht zusammen unternehmen wollten. Dabei half uns der Zimmergenosse des betreffenden Kameraden der schon mehrere Male die fränkische Schweiz besucht hatte, ja, er war es eigentlich, der uns auf unseren Gedanken brachte. – Nachdem wir von Hause die Erlaubnis und das nötige Geld bekommen hatten entschlossen wir uns fest die Tour zu unternehmen. –
Es war uns nicht lieb, als wir erfuhren, daß auch andere Schüler diese Tour, allerdings zu Rad (nicht wie wir zu Fuß) unternehmen wollten und als uns ein anderer seine Begleitung anbot lehnten wir sie ab.
Es war an einem regnerischen Morgen anfang Juni, als wir die bekannte Zone des Haubindaner Drecks verließen. In Begleitung von einigen anderen Schülern, die andere Reiseziele hatten gingen wir nach Streufdorf, der nächsten Bahnstation bei unserem Heim. Da die Haubindaner Uhr bedeutend vor ging hatten wir bei strömendem Regen unter dem Dache des Güterschuppens eine ¼ Std. auf den Zug zu warten. Der »Wartesaal« war um diese Zeit noch geschlossen. Endlich einige Minuten vor Sechs kam der Zug, der nur 3[ter] und vierter Klasse besaß. Während der Fahrt beschäftigte sich mein Reise⟨-⟩ und Leidensgenosse Hellmut Kautel mit einem kleinen niedlichen aber hinterlistigen Burschen der zu Ostern aus Altenburg ⟨?⟩ zu uns herübergekommen war. In Hildburghausen tranken wir Kaffee, weil wir lange Wartezeit hatten. –
Unser nächstes Reiseziel war Lichtenfels von wo aus wir nach Pegnitz fahren wollten, welche Strecke wir von Lichtenfels einzuschlagen hatten wußten wir nicht. Von Pegnitz aus hatten wir einen 3-4 stündigen Marsch bis Pottenstein, ein Ort der in der Mitte der fränk. Schweiz lag und von dem aus wir Touren machen wollten. – Unsere Ferien dauerten eine Woche. –
Der Zug kam⟨.⟩ Kautel, ich und ein anderer Schüler, der bis Coburg fuhr, stiegen ein. Die Gegend die der Zug durchfuhr war

nicht schön und so machten wir uns bald an unsere reichlichen Vorräte, mit denen wir in Haubinda versorgt worden waren. Auf einer der folgenden Stationen stieg ein Mann mit seiner Fr⟨au⟩ ⟨xx⟩ ein, der jedem der im Coupee war und auch allen, die später einstiegen erzählte daß er gestern mit s⟨einer⟩ F⟨rau⟩ in dem furchtbaren Regen von Eisfeld nach der Station gelaufen sei. In Coburg verabschiedeten wir uns von dem einen Kameraden und dann begannen wir uns ein wenig zu unterhalten, aber wir waren sehr müde. U. a. dachte ich auch daran daß man vielleicht auch Nürnberg ⟨?⟩ besuchen könne, aber Kautel der stets vorsichtig war riet davon ab. In Lichtenfels langweilten wir uns sehr, wir konnten des schlechten Wetters wegen nichts anfangen. Schließlich ⟨?⟩ setzten wir uns in den Wartesaal 4ter Klasse (weil dort niemand war) und lasen. Als wir später einen wortkargen Beamten nach der Route nach Pegnitz fragten, deutete er uns an, daß man über Bayreuth fahren müsse. – Auf der Fahrt nach Bayreuth ärgerte ich mich über Kautel und entdeckte eine Eigenschaft an ihm die mich die ganzen Ferien hindurch ärgerte. Er war nämlich außerordentlich schüchtern im Verkehr mit fremden Leuten, ganz gl⟨eich⟩ ob Privatleuten oder Beamten. Ich bat ihn auf der nächsten Station den Schaffner zu fragen, ob wir im richtigen Zuge wären, er antwortete verstimmt es wäre i⟨h⟩m ganz gleich, wenn ich wolle, so solle ich ihn fragen. Überhaupt war er launenhaft und bildete sich stets ein, abgespannt zu sein. Übrigens war er sonst gutmütig und rücksichtsvoll. Von Bayreuth aus, wo wir nur kurzen Aufenthalt hatten, fuhren wir nach Schnabelwaid und von da aus benutzten wir den D-Zug von Frankfurt a. M. um nach Pegnitz zu kommen. In dem Gewühl auf dem Bahnhof in Schnabelwaid kamen Kautel und ich in verschiedene Abteilungen aber wir fanden uns in Pegnitz wo wir um 3 ½ Uhr ankamen gleich wieder.

Ich bin ein schlechter Fußgänger und schon in Haubinda hatte ich ein wenig Angst vor diesem Marsch. Das Wetter war trübe und regnerisch. Nachdem wir uns in einer Handlung des Ortes noch mit einigen notwendigen Dingen versehen hatten gingen wir los. Nachdem wir 10 Minuten gegangen waren kamen wir an eine Abzweigung der Chaussee die am Ende von Pegnitz war, der Fußweg nach Pottenstein, der erheblich kürzer als die Chaussee war ging dort ab.

Kautel wollte der Kürze halber lieber den Fußweg gehen aber ich

meinte daß ich schon auf der Chaussee schlecht genug gehen könne, um so mehr auf dem Fußweg von dem uns gesagt wurde, daß er sehr schlecht sei. Schließlich gab Kautel nach und wir gingen die Chaussee. Bei dem nächsten Dorf entschlossen wir uns aber doch den Fußweg zu benutzen, der Bequemlichkeit wegen, denn von da aus stieg die Chaussee. Wir hatten nur eine kleine nicht ausführliche Karte außer einem Kompaß bei uns und nachdem wir den Fußweg eine Weile gegangen waren wußten wir garnicht wo wir waren. Wir gingen ein Stück durch schönen Wald bis wir auf eine Wiese kamen auf der ein Junge Kühe hütete. Als wir ihn nach dem Weg fragten schien er unser Hochdeutsch nicht zu verstehen, auch mit der Karte die Kautel ihm gab, verstand er nicht umzugehen. Ebenso war es mit einer Frau die wir später trafen. –

Trotzdem wir annehmen konnten daß die Schüler die trödelten eher in Pottenstein sein könnten als wir und daß sie uns das beste und billigste Quartier dort, da⟨s⟩ wir uns hatten sagen lassen, wegnehmen könnten, waren wir sehr lustig, ich noch lustiger als Kautel, das Gehen fiel mir garnicht mehr schwer und es war mir fast gleich ob ich heute nach Pottenstein kommen würde oder nicht. Übrigens hatte ich mich schon vorher darauf gefaßt gemacht im Freien übernachten zu müssen.

Nachdem wir die Frau so erfolglos befragt hatten machten wir die erste kurze Pause beim Gehen um uns einmal ganz genau auf der Karte umzusehen. Mit ihrer und des Kompaß's Hilfe, sahen wir, daß wir mehr rechts gehen mußten. Wir bogen in die erste Abzweigung des Weges nach rechts ein. Die ganze Landschaft veränderte sich plötzlich⟨,⟩ anstatt in der Waldlandschaft befanden wir uns auf einem freien Platz der malerisch von Felsen umgrenzt wurde. Wenn man ein wenig genauer zusah konnte man an vielen Stellen Höhlen⟨?⟩ sehen. Ich hatte wohl Lust gehabt hier gleich herumzuklettern aber dazu fehlte doch die Zeit. Wir waren jetzt in der Nähe eines Dorfes und als wir seinen Namen erfahren hatten fanden wir uns zurecht. –

Kurz hinter dem Dorf legten wir uns hin um von unserm Proviant etwas zu verzehren. Es war 5 ½. Dann gingen wir weiter aber ich merkte, daß ich nicht mehr so gut gehen konnte, da⟨s⟩ Ausruhen hatte mich merken lassen ⟨wie⟩ müde ich war.

## Tagebuch Pfingsten 1911

*11.4.11.* Überall in Deutschland werden jetzt die Äcker bestellt. – Man sollte auf der Reise doch nicht seinen schlechtesten Anzug anziehen, denn das Reisen ist ein internationaler Kulturakt: man tritt aus seiner Privatexistenz in die Öffentlichkeit. – Ich las während der Fahrt Anna Karenina: Reisen und Lesen – ein Dasein zwischen zwei neuen aufschluß- und wunderreichen Wirklichkeiten. – Ein Thema: Religion und Natur (Naturreligion). Der Bauer muß religiös sein. Alljährlich erlebt er das Wunder, daß er aussäet und erntet. Dem Großstädter geht mit der Natur vielleicht auch die Religion verloren; an ihre Stelle tritt das Sozialgefühl. –
Das sind einige Gedanken, die ich während der Fahrt dachte. Von Halle bis Großheringen genießt man das Saaletal; dann aber nur Äcker, Äcker, die sich schneiden, heben und senken und dazwischen Dörfer mit der breiten Chaussee.
In Fröttstädt hat man plötzlich das Gebirge vor sich. Es lag in durchsichtigen Nebeln in ganz verschiedenen Höhenabstufungen. Von Waltershausen aus geht die Bahn durch schönen Wald.
⟨Alfred⟩ Steinfeld überraschte mich schon in Reinhardsbrunn. Von da gingen wir eine viertel Stunde bis zu unserer Pension (Koffer). Der Wirt ist anscheinend ein freundlicher, gemütlicher Mann. Er abboniert die »Jugend« und das »Israelitische Familienblatt«. Im Annonceteil herrschen Solomonsche u. Fäkeles und Würste und Sederschüsseln. [Diese verwendet man zum Passahfest und sie haben verschiedene Abteilungen für Verschiedenes. So sagt Steinfeld.] Nachmittags gingen wir den Herzogsweg – an der Mühle vorbei zum Wasserfall, zurück an Dorothea-Waldemar-Lottchen-August-Ruheplätzen vorbei durchs Dorf. Immer nach Spittelers Rat: nicht die Natur anglotzend, sondern redend, über Berlin, Theater, Sprachverhunzung. Jetzt mache ich Schluß, um den Plan für morgen mit Steinfeld zu entwerfen.
Das Objekt war friedlich.
Vorpostengefechte mit dem 2$^{ten}$ Backenzahn oben.
Ich hoffe ...!
*12.4.11.* Heute ist Jontew. Eben habe ich in der Hagadda gelesen. – Beim Essen sagt Herr Chariz immer: »Ja, was soll man an Jontew machen« (d.h. kochen) Man sagt nicht: guten Tag, sondern: gut Jontew. Beim Abendbrot stand ein dreiarmiger Leuchter auf dem

Tisch. Gott sei Dank wurde nicht Seder gemacht. Es wäre wohl sehr interessant gewesen und es hätte mich vielleicht auch ergriffen aber es wäre mir für mich wie unheiliges Theater vorgekommen. – Immerhin, heute Abend bin ich in der Weltgeschichte wohl an 500 Jahre zurückgereist.

Regen und Sturm leiteten den Festabend ein. Wir besuchten Salomon und gingen mit ihm spazieren. Wie genießbar die Menschen allein sind. Und draußen, steht man ihnen auch so selbstständig, überlegen und gleichgestellt gegenüber. (Denn eben wo die Worte fehlen, da stellt ein Paradox ... u.s.w.)

Heute vormittag schleifte ich meinen Körper über die Seebachsfelsen zum Spießberghaus. Dann war er brav und wir stiegen mitsammt dem Gottlob auf sein bemoostes Haupt. Unten liegt Friedrichroda, gegenüber ein koketter Berg, der sein⟨e⟩ Spitze schief aufgesetzt hat (novarum rerum cupidus) und die Ebene mit Dörfern u. Höhenbahn. – Als wir nach Friedrichroda hinuntergingen fröhnte St. seinem Hauptvergnügen, Psychologie an harmlosen Objekten zu treiben. Diesmal wars eine Bauernfrau. In der Riege trug sie leider Käse⟨?⟩.

Am Nachmittag fand eine Revolte des Objekts statt. Drei Bananen, die sich auf dem Luftwege zu St. begaben, der im Bett lag, zerschlugen seinen Kneifer. Mein Taschenmesser begab sich auf ähnliche Weise unters Bett, wo es am dunkelsten ist.

Der Zahn erließ Amnestie für ein paar Bonbons. Auch sonst führte er sich lobenswert.

*13.4.11.* Heute war der Abend die Krone des Tages. Morgen fand nicht statt, da wir uns mit Aufgebot aller Kräfte des Willens und des Intellekts von der Notwendigkeit des Aufstehens erst um 9 ¼ Uhr überzeugten. Zum Kaffee gabs Matze und so wird ⟨es⟩ bleiben. Denn gestern war Jontew und wir leben in der Passahwoche. Dann gings zum Abtsberg. Unten lag die Ebene mit Sonne und Wolkenschatten. Bis zu einer Bank marschierten wir; dann zurück und rechts den Wald hinauf zur Schauenburg. Nichtsahnend vorbei an der Alexandrinenruh und der Gänsekuppe. Es handelte sich um den Novellenschluß de⟨s⟩ Romans, darin um die Landschaft in der Dichtung. Wenn Steinfeld und ich zusammen sind entsteht ein⟨e⟩ philosophisch-literarische Spannung. – Statt einer Beschreibung, Charakteristik und Statistik des Mittagsbrots (»Was soll man am Jontew machen«) folgt eine solche des Herren des Hauses:

Ein Spießer, der 9 Jahre in Berlin verlebt hat, nicht soviel Takt besitzt mit seinen Gästen ein Gespräch zu beginnen, sondern seine lange Weile durch leise Pfiffe und Räckeln manifestiert. Gutmütig und, was die Umgebung Friedrichrodas anbetrifft, aufschlußreich. – Nachmittags fanden häusliche Szenen im Bett statt; draußen herrliche große Schneeflocken, drinnen wurde Graphologie gesimpelt. Ich sah Briefe von Steinfelds Eltern.

Dann gingen wir, erstanden den Simplizissimus (auf dem Rückweg eine Kokusnuß) in der Richtung des Bahnhofs über Friedrichroda hinaus. Wege und Wiesen waren naß, alles wundervoll frisch. Ein Stück Chaussee durch so eine sanfte Hügellandschaft, die ich sehr liebe, weil Haubinda da lag, dann einen Waldweg hinauf an einem Bergrücken entlang. Da lag eine Schonung: ganz kleine Tannen und größere Sprößlinge voll welker Blätter. Nach dem Regen war ein wundervoller Sonnenuntergang. Friedrichroda lag in Sonnendunst; der Wald war rot überstrahlt und einzelne Zweige und Stämme am Wege glühten.

Aus Wolkengluten erhebt sich neu
Eine junge Welt;
Purpur umsäumte Nebelberge,
Wollen Riesenleiber gebären
die goldenen Ströme brechen sich Bahn,
Fließen aus dichte⟨m⟩ Wolkenhimmel
Durch die abendklaren Lüfte
Nieder zu der stillen Erde.
Senken sich in Fels und Äcker,
Glühnde Goldesadern ziehen
Durch der Erde schwere Tiefen.

Morgen wird Herbert ⟨Blumenthal-Belmore⟩ kommen; ⟨xx⟩.
*14.4.11.* Heute kam Blumenthal. Das Bild ist geändert. Wir gingen mit ihm spazieren, es gab eine vorübergehende Mißstimmung zwischen Steinfeld und mir; der ganze Weg litt, da wir vorher ziemlich intim verkehrt hatten, unter der Gegenwart eines Dritten. Später, zu Hause, sprach ich mit Steinfeld darüber und hoffentlich gleicht sich alles aus.

Von heute vormittag datiert der bis jetzt stärkste landschaftliche Eindruck der Reise. Wir kletterten an einem Bergmassiv herum, kamen zu mehreren Felsen mit schöner Aussicht und auch zu

einem, auf den die Sonne sehr heiß schien, der freie Aussicht auf den Inselsberg und in ein schönes Waldtal ließ. Vorher hatten wir uns immer noch losgerissen, aber hier konnten wir nicht gehen. Wir legten uns hin und blieben eine viertel Stunde. Es war 2 ¼ Uhr, als wir gingen, um 1 ½ Uhr wurde schon gegessen, Blumenthal kam um 3 ½. Auf dem Rückweg, der durch den »ungeheuren Grund« führte und unerwartet lang wurde, ging ich schließlich voraus und erreichte Herbert an der Post. –
Am Abend sahen wir wieder, in derselben Gegend wie gestern, einen sehr schönen Sonnenuntergang. Folgende Unterhaltung:
Ich: Gestern abend waren wir spazieren und haben auch Dings gesehen.
Herbert: Was, Dings?
Ich: Na, Sonnenuntergang.
*15.4.11.* Durch nächtliche Gespräche und morgendlichen Schlaf gehen die Vormittagsstunden verloren. Um 11 Uhr gingen wir heute los und gelangten nach längeren Streitigkeiten auf einen Stein am schroffen Abhange eines Tales. Wir stiegen hinunter und kamen durch ziemlich eiligen Marsch noch zu rechter Zeit zum Essen. Nachmittags Bummel in der Umgegend. Schluß: früh zu Bett. Denn morgen gehts auf den Insel⟨s⟩berg.

## Tagebuch von Wengen

Ich lege das Tagebuch in Rückblicken an, teils, weil ich erfahrungsgemäß nicht jeden einzelnen Tag zum Schreiben Zeit finde, teils weil der Rückblick schon manches klärt. Also ich beginne mit dem Rückblick auf Weggis. Ort: der Schreibsalon des Hôtel Belvédère in Wengen. Links in der Ecke zwei Backfische mit einem etwas albernen Herrn in meinem Alter; sie schreiben eine Karte an ihren Konfirmationspfarrer; draußen im Vestibül ein gespanntes Publikum, worunter sehr viel Kinder, die auf die Vorführungen der musikalischen Medien Prof. Matteo u. Frau Tuoselli (zu verwechseln mit Tosulli!) harren.
Wir reisten über Basel. Um 10 Uhr abends stiegen wir in den italienischen Expreß um, der in einer sehr weiten, einsamen Bahnhofshalle stand. Ein ganz leeres Coupe II schloß der Schaffner für uns auf. Nach ¼ Stunde verließ der Zug die Halle und fuhr in die regnerische, von großen Gaslaternen aufgehellte Nacht hinaus, zwischen

Mauern mit Reklameaufschriften. Die Fahrt war schön: Wie von Zeit zu Zeit runde waldige Berge in ganz verschwommenen Umrissen auftauchten. Hier und da Lichter und vor allen Dingen die weißen Landstraßen.
Am nächsten Morgen ein ganz kurzer Aufenthalt an der Luzerner Kurpromenade bei der Musik. Dann im Dampfer nach Weggis. Am Nachmittag ein Spaziergang nach Hertenstein. Papa und ich alleine, denn Crzellitzers und die anderen ruderten. Je heißer die Straße für Papa wurde, um so schöner wurde sie für mich. Man hat, sowie man sich umdreht, den Rigi vor sich. Der schönste Teil der Straße liegt nicht am See, sondern im Hinterland, wo der Weg um einen Hügel biegt.
– Jetzt kommt ein sehr interessantes Intermezzo, da hinter mir Frau Tuoselli, wie ich vermute, (eine Dame in seidener, schwarzer Flitterrobe, genaueres steht noch nicht fest) hereingetreten ist, und ab und zu auf einem Klavier bekannte und wenig berückende Weisen spielt. Hinter das genauere werde ich noch zu kommen suchen. Augenblicklich steht die Dame an der geöffneten Tür (wenn sie es ist?)
Jetzt wieder Weggis: In Hertenstein entdeckte ich »limonade gazeuse«, die mir von da aus auf vielen Spaziergängen als lockende Belohnung vorschwebte. Georg und Crzellitzers fuhren trotz drohenden Gewitters mit dem Boote nach Weggis. Als sie unterwegs waren, brach das Gewitter aus. Sehr beängstigend, mit außerordentlich starken Blitzen. Gelb graue Wolken senkten sich schnell tief an den Bergen und der See bekam Schaumkämme. Der Rückweg war wenig angenehm, da wir große Angst ausstanden; und obwohl wir wesentlich kürzer gingen, kam er mir viel länger vor.
Am Sonnabend ging mein Geburtstag ziemlich sang- und klanglos vorüber, da ich die Geschenke schon in Berlin erhalten hatte und Mama auch nicht einmal, wie ich heimlich vermutet hatte, ein kleines Reservegeschenk (einen Füllfederhalter hatte ich mir gewünscht und nicht bekommen) zurückbehalten hatte. Nur Onkel Fritz hatte eine Bonbonniere gestiftet.
Nachmittags waren wir auf dem Bürgenstock. Eine Bergbahn, Hotels, ein langsam steigender Weg am Felsen entlang und dann ein 120 m hoher Fahrstuhl bis auf die Piazza. Anfangs in den Felsen hineingebaut, dann aber ganz frei neben dem Felsen sich erhebend. Von unten sieht die Anlage schwindelnd aus; ist man jedoch drin-

nen, so fühlt man sich vollkommen sicher; denn erstens bewegt sich der Fahrstuhl in einem starken Eisengerüst und außerdem kann man nicht in die Tiefe sehen. Aber auch oben, auf der Brücke, die vom Ende des Fahrstuhls auf den Felsen führt, fühlte ich mich ganz schwindelfrei. Abstieg. Und der Abend beschwor bei zwei Flaschen Asti eine leise Feierlichkeit herauf.
Sonntag wurde ruhig bei Tolstoi, Burckhardt und lateinischer Formenlehre verbracht. Am Vormittag stieg ich heldenhaft einen heißen Hügel hinan um unter einem Baume einsam ein Buch zu genießen. Und es war schön, wenn das Buch auch nur die lateinische Formenlehre war.
Montag vormittag erblickte ich die Mythen, an deren einen ich noch eine ganz blasse Erinnerung von meinem ersten Aufenthalt in Brunnen her (5 Jahre) bewahrt hatte. Mit anderen hatten wir ein Motorboot gemietet, mit der Absicht zur Felsplatte zu fahren und ein Stück der Axenstraße zu gehen. Es wurde zu spät; und Mama, Georg und ich führten die Absicht am nächsten Tage aus. (Es ist die Dame)
Wir hatten Glück. Wundervoll klar war alles am Nachmittag und auf dem zweiten Platz des Schiffes wurden Jungen und Mädchen von der Volksschule befördert. Ich stand vorn und hörte zu; sehr schön begeistert von den Liedern die sie sangen. Mir fiel ein: Im Volkslied kommt das Volk zum Bewußtsein seiner selbst. Das macht seine mächtige, allgemeine Wirkung aus; das macht es so unsympathisch und falsch, wenn anstatt selbstverständlicher Einfachheit (das einzig durchaus originelle wird wohl meist nur Sprache oder Dialekt sein), ein nationales Protzen sich breit macht.
Am Rütli stiegen die Kinder aus; es war ein Geistlicher (die man überhaupt dort viel sieht) unter ihnen, dessen imposante Dummheit sich unverhüllt in seinem Lächeln offenbarte.
Und an der Tellsplatte stiegen wir aus. Der epische Fluß der Erzählung muß hier unterbrochen werden, durch einen wissenschaftlich getreuen, doch feuilletonistisch erheiternden Modenbericht. So ungefähr stelle ich mir einen Zweig der Familie Eckel vor, die ihre berühmte Alpenfahrt macht. Mann, Frau, Tochter. Das Familienmerkmal – sozusagen – des Mannes war ein Monokel. Im Knopfloch eine Georgine von imposanter Größe. Die Gattin – die Signalstange der Familie, die »Achtung« rief. »Achtung« rief der Hut. Von ganz normalen Dimensionen. Verhältnismäßig normal auch

die Labz⟨?⟩-Spitzengarnitur. Normal, weil in Mode. Über den Spitzen, auf der angenehmen Wölbung des Hutes jedoch befand sich das Auffallende. Zunächst weiß und seltsam zwischen hell und dunkelrot. Bei näherer Beachtung ein Vogel, ein vollständiger Vogel, der als Bekleidungsstück am Kopf und an den Flügelenden in besagtem merkwürdigen Rot erglänzte. Alles übrige weiß mit Spitzen. Der Ausdruck eines beleidigten Dienstmädchens krönte das ganze. Die Tochter war charakterisiert durch die Mutter. Ebenso dienstmädchenhaft vornehm, ebenso dick, nur noch mit einer fast tragischen Note in einem naiven Lächeln. Dieselbige Familie saß auch auf dem Dampfer, mit dem wir von Flüelen zurückfuhren.

Also zunächst zur Tellsplatte. Was die Platte betrifft, so ist sie von einem Gitter umgeben und von den Füßen 1000der patriotisch oder poetisch durchglühter Waller wohl noch ebener gemacht als Tell sie vorfand. Den Hintergrund schmückt ein Raubtierkäfig, der aber statt Löwen oder Tigern fromme Altarlichter und sterbensblasse Wandgemälde (deren Zeichnung nicht schlecht ist) in seinem schauerlich nüchternen Innern birgt. Hinauf zur Axenstraße. Ein ziemlich steiler Aufstieg brachte mich durch große Anstrengung in meinen gewohnten Wanderzustand, so daß ich nunmehr schnell und leicht die große Straße, die teils eben geht, später sich senkt, verfolgte. Die üblichen großen Bogen der Bergstraßen, vorwiegend einer nach innen. Links die ganz steilen Felswände, die oben an einen tiefblauen Himmel zu stoßen scheinen. Und deutlich sieht man in der größten Höhe schwankendes Gehölz, Laubbäume, leise wehen oder in der großen Schwüle unbewegt stehen. Unten geht, am Rande des Sees, oft durch Tunnel die Gotthardbahn ... nach Italien. Über ein halbes Jahr? Der See, den von drüben hohe, zum Teil schneebedeckte Berge einfassen, in leisem, windgekräuseltem Farbenspiel. Wo der Wald sich spie⟨ge⟩lt ein märchengoldnes grün, wo die Sonne das Wasser trifft, seegrün, wie von Tang gefärbt. Und den Bergen drüben sieht man geradezu ins Gesicht, d.h. man sieht ihre schroffen Abstürze und Schluchten. Über ihnen erscheinen Wolken, die sich bis Flüelen recht stark verdichten. Die Axenstraße führt durch Tunnel, in denen arme Ansichtskartenverkäufer ihren »Bazar« aufgeschlagen haben. Drei große Fenster sind in den längsten dieser Tunnel gesprengt; unerwartet öffnet sich der See.

Eine ganz starke Wanderstimmung überkommt mich. Als ob ich schon den ganzen Tag gehe, Morgen und Mittag der Sonne erblickt habe. Das machen die Berge; der Himmel über ihnen, der so blau ist und vor allem ihr gewaltiger Linienrhyt⟨h⟩mus. Sie scheinen wie ewige Weltwanderer, die dahinziehen und wenn man mit ihnen wandert, so glaubt man selber aus Fernen zu kommen.
Bis sich das beruhigt und mäßigt; die ersten Häuser von Flüelen; ein alkoholfreies Restaurant weckt Kulturgedanken; und ein normales Bewußtsein erwacht bei einer Flasche »Limonade gazeuse«. Leider ist sie abgestanden.
Am Mittwoch früh ein entzückender, wenn auch gänzlich rührungsloser Abschied von Franz, Robert und Jete. Franz hat etwas Gravitätisches, Robert ist für sein Alter erstaunlich schelmisch; mehr wohl im Ausdruck als sonst; aber sehr lieb. Jete ist 2 Jahre. Mehr kann man zum Lobe eines Menschen wohl kaum sagen.
Mit dem Dampfboot nach Alpnachstad über den Teil des Sees, den wir noch nicht befahren hatten. Am Bahnhof ein erstes »Abenteuer der Seele«. (Und damit hier ein erstes schüchternes Bekenntnis) Vom Warteraum aus besah ich mir im Korridor Reklamebilder, dabei sah ich ein Mädchen an einer Tür zum Stationsraum lesend, ganz flüchtig, ein rosa Kleid mit schwarzem, glänzendem Gürtel. Sie schien mir sehr hübsch. Wahrscheinlich die Tochter des Stationsvorstehers. Ich streifte sie nur sehr schnell mit dem Blick; denn im gleichen Korridor saßen auf einer Bank zwei ältere Tanten in schwarz. Daher ging ich. Noch zwei Mal besichtigte ich eingehend und aufmerksam die bunten Plakate. Das Mädchen stand noch da, aber ich konnte es nicht ansehen.
Nachher, als der Zug die Station verließ, sah ich sie. Es war ein kurzes Abenteuer der Seele und fand mit diesem Anblick seinen Schluß. Sie war nicht besonders hübsch.
Die Brünigbahn ist schön. Ich genoß die Fahrt mit 2 Schweizer Knaben und mehreren Herrn auf der Plattform des Wagens. Vom Brünig nach Meiringen – Brienz. Mit dem Schiff nach Interlaken. Mit zwei Franzosen (ein älterer Herr und eine junge Dame), deren Gespräch ich zu meiner Genugtuung verstehen konnte, mit der herrlichen Bergbahn von Lauterbrunnen nach Wengen. Was da Erinnerung, was vorübergehender Verdruß oder Genuß sein wird, und gewesen sein wird, *weiß ich nicht.*
Für den folgenden, am 25ten hier in Wengen begonnenen Teil dieses

Pseudotagebuches trage ich schwere Bedenken. Nur die beständig im einzelnen wechselnden und doch im Grunde sehr ähnlichen Stimmungen der Hochgebirgsnatur sind festzuhalten; noch dazu unter möglichster Ausschaltung der pragmatischen, unwichtigen Begleitumstände. Und diese feinsten Gründe verschiedener Natureindrücke festzuhalten ist schwer und manchmal und für manchen unmöglich. Und vielleicht wird da doch wieder an einzelnen Stellen im pragmatischen, im gewöhnlichen, begleitenden Erlebnis, der einzige Schlüssel und Ausdruck liegen.
Mit leichterem und gleich reizendem kann ich beginnen. Mit dem eindrucksvollen Merkmal des Tages als ich mit meinen Geschwistern 10 Minuten in dem bestrickend kunstgewerblichen Vestibül des Hotels zubrachte und eine Entscheidung der Eltern über die Wohnung erwartete (die imponierenden Blätter der Times und des Matin musternd) und mit dem zweiten Genrebild: Einem tagebuchbeflissenen Jüngling in dem allmählich sich leerenden Schreibzimmer (nur ein vornehmer Herr mit lang ausgezogenem Bart legt seine abendliche Patience) während im erleuchteten Vestibül ein Zauberer seine scharf accentuirten Reden vor dem Publikum hält und bis in meine stille Ecke sendet.
Danach wohnte ich dieser Vorstellung bei, ohne weitere tiefere oder denkwürdige Gefühle, Gedanken oder Erinnerungen daran zu bewahren.
Ein harmlos angelegter Spaziergang des folgenden Vormittags entwickelte sich zu einem etwas längeren Gang, der mit einer Bergtour wenigstens das Ziel und die Anstrengung gemein hat. Man erklomm auf heißen, steilen Hügelrücken und zuletzt auf kurzem braunen, mit Wurzeln durchquertem Waldweg das Lauberhorn, das diese Bemühungen mit einem Ausblick auf Interlaken lohnt.
Es wechselte nun mit ziemlicher Regelmäßigkeit eine Reihe von Tagen der Beschaulichkeit mit solchen, die von mehr oder weniger langen, harmlosen Touren ausgefüllt werden; während die Lektüre der »Anna Karenina«, der »Kultur der Renaissance«, einiger Zeitungsfeuilletons und Vormittage, die in mehr oder weniger bequemer Lage auf dem Waldboden verbracht werden die beschaulichen Tage darstellen. Nicht zu vergessen ein bandwurmartig anwachsender Briefwechsel mit Herbert, so wie auch im übrigen ein mit der Intelligenz von Berlin-W geführter leider reger Briefwechsel, der dadurch nicht interessanter wird, daß die Umstände Veranlassung

zu mehrfach wiederholten Schilderungen identischer Urbilder geben. Ferner bringt jeder Tag eine Stunde der Göttin des Examens zum Opfer. Desgleichen jede Nacht ihr einen Traum.
Und nun erst gelangen wir in medias res, wobei die Sache die Alpenwelt darstellt. Da Sinn und Verstand weder für noch gegen eine chronologische Aufzeichnung sprechen, so wähle ich sie. Oder trotzdem. Auch das bleibt dahin gestellt. Denn die Niederschrift eines Tagebuches kostet schon an sich genug geistige Arbeit.
Ich muß also beginnen mit Ausflug und Fahrt in den Jungfrautunnel. Leider ist der Schreibtisch nicht besetzt und am 28 d.M. des Abends setzte ich mein Werk fort.
Die Bahn (eine Bergbahn mit offenen Wagen) geht nach Wengen-Scheidegg und wieder sendet dem rückwärts sitzenden die Bergwelt nur kurze, blendende Grüße. In einer langen, ausgedehnten Menschenkolonne geht's zu Fuß von Scheidegg nach dem Eigergletscher. 250 m Steigung. Ich berechne immer eifrig Höhengewinnste und Verluste; kann mich geruhsam darüber ärgern daß erworbene 30 m in 1 Min. in einem kleinen Abstieg wieder geraubt werden, bleibe weit hinter den Eltern und dann hinter Nachfolgenden zurück und gelange schließlich recht erschöpft auf die Höhe. Mühsam muß ich eine Übelkeit unterdrücken. Merkwürdig, wie gereizt die Anstrengung mich macht. Auf eine Frage nach meinem Befinden antworte ich fast frech. Die errungene Höhe, die Nähe der Gletscher läßt Mama endlich den zurückgedämmten Wunsch nach einer Fahrt mit der Jungfraubahn wach werden. Sogar Papa wird ergriffen und eine Fahrt nach Station Eismeer beschlossen. Wobei ich ein Opfer meines etwas aufrührerischen Herzens zurückbleiben soll. Sofort stand bei mir fest mit Aufwand aller Diplomatik wenigstens *etwas* zu erreichen. Und nach ganz kurzem Kampf setzte ich eine Fahrt nach Eigerwand durch. Dora sollte dort mit mir bleiben und der nächste Zug sollte uns zurückbringen.
Noch ist Zeit bis zur Abfahrt des Zuges. Wir verlassen das festungsmäßig düster gebaute Bahnhofs⟨-⟩ und Restaurationsgebäude und auf Schuttabhängen hinab zum Eigergletscher. Bald haben wir Schnee unter den Füßen und vor uns Eis und Schneemassen, den Gletscher und eine ziemlich schneefreie braun-schwarze Felswand. Man ist mitten in der Gletscherwelt. Aber das Kulturbewußtsein wird wach erhalten durch zahlreiche Bewunderer am selben Orte, durch eine Eisgrotte mit Eintritt nach Belieben, durch Männer, die

angelegentlichst eine Rodelfahrt in Schlitten empfehlen, die gegen eine Gebühr auszuleihen sie gern bereit sind. Rückweg und Fahrt in der Jungfraubahn. Leis, ganz leise enttäuschend. Nur vage Ahnungen der Gletscherwelt stehen dem Fahrgast in eine⟨r⟩ endlosen, vom elektrischen Licht der Coupees erhellten Tunnelfahrt frei. Und dann der kühle Tunnel, mit etwas satterer Belichtung, wo der Zug hält: Station Eigerwand in bunten Glühbirnen oben an der Wölbung zu lesen. Überrascht und erfreut, doch etwas zu entdekken laufe ich zu, auf den Fleck, wo Tageslicht grüßt. Ein Ausblick, wie viele Ausblicke. Ein Stück Felsenwand, Dunkelheit und 5 m entfernt, noch so ein Loch im Felsen mit eisernem Gitter davor. Ebenso zur anderen Seite. Die Fahrgäste verlaufen sich allmählich; kehren in ihre Coupees zurück. Nicht genug damit: das Schicksal hatte mir noch eine kleine Liebesgabe zugedacht, die ich aber sogleich als solche erkannte und die mich daher nicht sehr ärgern konnte. Zwei junge Damen, die auch auf der Station bleiben wollten, aber durch lockende Schilderungen des Eismeers von dem Bahnbeamten bewogen wurden, im letzten Augenblick einzusteigen. Der Zug fährt ab. Meine Schwester⟨,⟩ ich ein Fernrohr ... und nach einiger Zeit der Bahnbeamte die einzigen. Wir entwickeln unser Lunch. Der Bahnbeamte schenkt Dora einen Glimmerstein; dann nähert es sich und wir bewundern entflammt nach seinen Weisungen im Fernrohr in plötzlicher Deutlichkeit die Umgegend. Tandlhorn⟨?⟩, Schyn⟨ige⟩ Platte, Grindelwald u.s.w. Ich fühle mich zu einer Erkenntlichkeit bewogen; habe aber kein Kleingeld bei mir und helfe mir, indem ich eine Karte kaufe. Hoffentlich gehörte ihm der Stand und wahrscheinlich, da er doch Dora etwas vom Bestande geschenkt hatte. Unter spärlichem Unterhalten mit Dora vergehen die letzten 10 Minuten kalter Einsamkeit, das Lunch geht aus, die letzten Augenblicke; soeben fährt der Zug ein, Abfahrt und Ankunft wieder im Eigergletscher.

## Von der Sommerreise 1911

Ich will hier nachträglich einiges herausheben und aufheben, da mancherlei und nicht zum wenigsten auch die Schwierigkeit der Aufgabe, eine leise, liebevolle Schilderung auch des Alltages einer Reise, und des gemäßigten, schön bewegten Schwankens und Träumens in Erwartung und befriedigtem Genuß verhindert hat.

Am reichsten an unverhüllten inneren Freuden und beinahe andächtigen Festen war der Aufenthalt am Genfer See. Die erste Berührung aus der Ferne von einem Hochplateau, in dem sich nähernden niedersteigenden Eisenbahnzug. Unten gewahre ich eine leere Tiefe. Wohl wenige oder keine Landschaften im Gebirge gibt es, die eine gleich ruhige, befreite Spannung gewähren, wie der erste weite Ausblick auf die See oder eine große Wasserfläche. Die Eltern orientierten sich und uns an den Aufenthaltsorten ihrer früheren Reise am See. Schloß Chillon, deutlich in der Vorstellung durch bürgerliche Mondscheindrucke suchen wir noch vergebens. Ein farbenvoller Sonnenuntergang spielt schon am Himmel. Wir fahren durch Weinpflanzungen, halten an kleinen Orten mit französischen, zusammengesetzten Namen; die rätselvolle Ferne des Sees ist verdrängt durch das imposante Bild der Badestadt Montreux-Vevey-Territet in der Tiefe. Die Bahn immer zwischen Weinhügeln und ab und zu eine niedrige Mauer oder ein Schloßturm. Bis die Einfahrt mit schamlosen Hotel-Rücken in prassenden Aufschriften das Bild bestauben, aber nicht verdrängen.
Von einem Zimmer-Balkon des Eisenbahnhotels genieße ich in jener durchaus selbstbefriedigten Ruhe nach einer längeren Reise Fortgang und Ende des Sonnenuntergangs. Mir noch unbewußt läßt eine Musikkapelle auf der nüchternen Hotel-Terrasse nach dem Bahnhof hinaus italienische Stimmung entstehen und wachsen.
½ Stunde später gehe ich nach dem Abendbrot auf der Terrasse ein paár Schritt hin und her – nur wenige Schritt, (dann gleich zu Bett) und die Stimmung ist schon da, stark gegenwärtig. Die sehr nüchterne Bahnhofs-Terrasse muß nach dem See zu abfallen und mit Palmen bestanden sein. Die Musik ist durch eine längere Pause unterbrochen und die Luft sehr lind. An den See will ich nicht mehr gehen. Morgen. Ich bin müde und weiß alles, habe ja diese Landschaft schon erfaßt und genieße sie ganz. Und so schließt der Tag. Mit der Aussicht auf morgen, den Überfluß, der kommt ohne ersehnt zu werden.
Dieses »Morgen« stand im Zeichen der Sonne. Ein Gang durch die heiße, helle Stadt. Zuerst hinunter zum See, der liegt unbewegt, blau – die hohe Lage⟨?⟩ des gegenüberliegen⟨den⟩ Ufer⟨s⟩ deckt ein leichter Dunst. Dunst überall, er verwehrt den deutlichen Blick in die Ferne und gibt See und Land eine ebene weite Ruhe. Doch die Sonne vertreibt uns vom Ufer mit der Brüstung und dem Eisenge-

länder vor dem See und Bäumen, deren Schatten recht tief sich von alle dem Licht absetzt. Zurück zur Stadt. Gegenständlicher wirds in Farbe und Form. 10 Uhr. In der Vormittagshitze formen sich alle Gebäude hell und kantig; das weiße oder gelbe Pflaster sogar strahlt Licht aus. Und doch wieder, gerade durch dies Licht, gerade in dieser Klarheit, märchenhaft seltsam ... märchenhaft hell. Ganz verlassene Hotelfassaden, schimmernde Juweliersläden⟨?⟩ an der Straße ... vornehm luxuriös erscheinen sie, als wären sie für sich da. Denn Badepublikum gibt es nicht. Ein dicker Schlächter steht in Hemdsärmeln vor der Tür und ein paar Einheimische beleben die Straßen – oder heben gerade um so deutlicher die Einsamkeit hervor. Die Weinberge, kahle Felsenpartien oberhalb der Stadt erscheinen als die gegenständliche Atmosphäre. Die Straße hat eine Brüstung; darunter sieht man das G⟨e⟩leise der Simplonbahn und manchmal fauchen und poltern Züge drüber hin. Der Weg hat ein Ziel ... das Ziel ist Schloß Chillon. Im Burggraben ... im früheren Burggraben liegt der Schienenstrang der Simplonbahn. Ich war mißtrauisch diesem Schloß gegenüber ... wie allen Schlössern gegenüber seit ich die Wartburg sah ... und noch ganz besonders in manchen unklaren Erinnerungen an Mondschein-Romantik. Doch meine Enttäuschung war groß und angenehm. Überall interessant ... stellenweise, in den tiefen⟨?⟩ Felsgemächern ist der Eindruck stark und würdig. Ganz besonders fiel mir in drei Zimmern die neuerdings freigelegte durchaus modern, im geschmacklosen und schönen Sinne wirkende Bemalung auf.

Auf dem Vorderperron der Tram stehend, hoffte ich die Fahrt nach Vevey recht zu erschöpfen. Doch nur bis zu einer Schokoladenfabrik an der Landstraße blieb der Blick frei. Fabrikschluß ... ich stand gedrängt in einem Haufen von Arbeitern und Arbeiterinnen, die einen angenehmen, intensiven Schokoladengeruch aus der Fabrik mitbringen. Die Straße geht am See entlang. In bestaubten Gärten, oft hinter grauen Steinmauern, liegen Landhäuser. Auf dem See liegt Dunst. Auf alles drückt die Hitze ihre schwer und hell machende, und in der Ferne lichtdämpfende Hand. Unvermittelt liegt das Aristokratenviertel hinter mir. Jetzt – so denke ich mir die Straßen einer italienischen Landstadt. Eng, mit wenig verlocken⟨den⟩ Blicken ins Innere der Häuser, unsauberen Auslagen, Menschen aus demselben Milieu. Unangenehm sind mir solche Straßen als Kultureuropäer. Sehr interessant, noch mehr, fesselnd, sind sie

mir aus individuelleren Gründen. So⟨?⟩ ganz unvermittelt aus all dem Schatten taucht plötzlich ein Lichterreich auf, blendend wie eine nahe Sonne ... der Markt von Vevey. Der weiße, helle Platz mit flüchtig aufgerichteten, braunen, gelben und farblosen Buden strahlt sein Licht zurück auf die umgebenden Häuser, alle ohne bestimmte Färbung, in den feinsten Nüancen von weiß zu leuchtenderem und verwaschenem gelb. Buntes schmutziges Papier liegt massenhaft am Boden. Aus dieser ganzen Lichtfülle aber hebt sich hinten abschließend und beherrschend der fein sanft gebogene, mäßig hohe Mont Pélerin. Dunkle Waldflächen wechseln mit hellen, angebauten Saatfeldern, graue Flecke, Häuser, stellenweise vielleicht kleine Dörfer heben sich heraus. Und in diesem gleichen weißen Ton, der alles beherrscht und alle Farbenpracht, die das Leid wohl sonst entwickeln mag, mildert, spannt sich der Himmel.
Am Nachmittag bringt eine Fahrt auf dem See mir wieder diese seine seltsam ruhige, fast wesenlose und tief beruhigende Erscheinung vor Augen. Gewitterwolken stehen am Himmel, ganz gelb erstrahlt das Wasser an einer Stelle von ihrer Spiegelung, einige bewegtere Schaumwellen erheben sich, aber vergebens erhoffe ich ein kleines stürmisches Abenteuer. Die Ufer liegen klarer zu beiden Seiten. Weiter entfernt von der hochgebirgsartigen französischen Seite, fahren wir an dem hügeligen Lande vorbei, das Schweizer Gebiet ist. Keine bewegte, sondern im wesentlichen eine langsam aufsteigende Linie stellt es dar ... die Dörfer am Bergrücken ganz gedrängt in der Entfernung, nehmen bisweilen die sonderbarsten, farbenstärksten Gestalten an.
Auf dem Dampfer sind zwei ungefähr 20jährige Schwestern. Die eine sehe ich am Schiffsende stehen ... mit anmutigem, weite⟨m⟩ Schwung wirft sie Brot ins Wasser, das die Möwen, die dem Dampfer folgen, schnappen. Darin ist sie ganz vertieft und sichtlich dadurch erfreut. Von allem anderen abgesehen ... ein seltenes und liebenswürdiges Schauspiel, selten leider auch auf Reisen, in so natürlicher Beschäftigung einen Erwachsenen eifrig handelnd zu sehen. ... O! aber ein sehr feines, ein fein-schönes Gesicht ... es läßt sich nicht sagen ... um Gotteswillen kein rundweg schönes Gesicht ... man denkt an Würde und Hermelin. Sondern bei allem Ernst erscheint die Fähigkeit fein zu lachen, bei aller Gründlichkeit erscheint verborgen glühendes Feuer. Alles lebendig und gar nicht »interessant«. Denn sie hatte sich umgedreht und ich sah nun auch

eine schöne Eigentümlichkeit der Kleidung: über einer einfachen weißen Bluse ein dunkler Sammetschlips, groß, frei herunterhängend ... wie farbig-stark das wirkt! Das alles die Entdeckung wohl kaum einer Sekunde. Ich wende mich und begegne nach wenigen Schritten ihrer Schwester. Gleich gekleidet, die gleichen hellblonden Locken zu Seiten der Schläfen eng gewunden⟨?⟩, gleich große dunkle Augen und dieselbe süße Farbe des Gesichts. Das alles macht mich sehr vergnügt ... froh.

Ouchy ... das ist die Hafenstadt von Lausanne. Ich ärgere mich, daß ich erst einige Zeit nach ihnen ans Land komme ... ich sehe ... ein junger Mann, wohl der Bruder, begleitet sie. Ich folge ihnen mit den Augen ... sie gehen, wir zögern, bald habe ich sie verloren. Dann folgen auch wir dem Trott, die gepflasterte Allee hinunter ... wir sind an der Bahn, die hinauf fährt nach Lausanne. Gott sei Dank: sie sind noch da. Wie überall betrachte ich die Plakate und werfe ab und zu einen vergnügten Blick auf sie. – Ob sie wohl in mein Coupee kommen ... Bitte sehr, wozu weißt du das, verweise ich eine Regung der Vernunft, es kann alles sein. Es war aber nicht ...

Lausanne hat ... glaube ich gegen 60000 Einwohner. Doch ist es eine richtige Großstadt, konzentriert auf kleinem Raum. Die Geschäftsstraßen – bewegte, belebte, lärmende Straßen , – der Großstadt, die Schmutzwinkel der Großstadt ... wohl nur die Repräsentationsgemächer der Großstadt fehlen. Denn der Dom ... in seiner äußeren Wirkung ... trotz schönen Baus, soweit ich mich erinnere, durch Restauration in seiner Tönung verdorben, repräsentiert nicht, ebensowenig wie einige nüchterne schloßartige Gebäude. Das sahen Georg und ich in Eile ... nach Baedeker, während die Eltern und Dora in einem Café warteten. Es war sehr heiß. Vielleicht trug auch diese lastende Schwüle zum Eindruck der Stadt bei. Vielleicht komprimierte sie sozusagen Häuser und Straßen, daß alles Enge enger, alles Gedrängte gedrängter erschien. Viel wird gebaut. Auf dem Bauplatz steht ein halber Abbruch, ein halber Aufbau. Straßenlärm, viele Cafés, laute Musik aus dem Café Cursaal, das uns mit einer Portion Eis erfrischte. Eine starke, packende Stadt, durch ihren teuflisch reinen Stadtcharakter ... weder Zweckmäßigkeits- noch Schönheitsrücksichten haben hier gelichtet.

Papa ging mit uns zum Hafen hinunter zu Fuß. Durch neuangebaute Gegenden ... kein Haus versperrt hier noch den Blick zum

Himmel, nur die Straßen, denen die Häuser noch fehlen und nur die einzelnen Häuser in ihrer Nüchternheit oder in albernem Putz verraten die Stadt. Und nur eine Stelle mit offenkundigen Armenansiedelungen bei einer Fabrik. Es ist gut für den Augenblick, daß man in die Wohnungen in dem schwarzen Bau trotz der geöffneten Fenster nicht sehen kann. ... Es ist ein richtiger berliner Vorstadtabend.

Die Rückfahrt zeigt den See ... ruhig, wie vorher ... in der Dämmerung alles noch ruhiger, die Ufer verblaßt. Aber heute nach der Dunkelheit wird er lebendiger. Der erste August ... an den Ufern feiert man das Unabhängigkeitsfest mit Feuer und Feuerwerk. Auch im See liegen und rudern einige Boote mit Lampions.

Um Montreux, um einer stellenweise, besonders in ihrem letzten Teil von Martigny nach Chamonix herrlichen Eisenbahnfahrt willen, würde der nächste Morgen hier keine Stelle finden. ... Soll ich jetzt einen ehrerbietigen Gruß stammeln ... oder sollen wir in burschikoser Laune alles als natürlich ansehen und kaum ein behendes Danke rufen. In diesem Zwiespalt folgen wir dem Instinkt, der heißt uns ein leises aber inniges Danke lächeln ... ein Danke einem lieben, schalkhaften, (oder ernsteren) wir haben ja darüber gar kein Urteil – ein Danke diesem Schicksal, das ich nicht als Zufall entweihen kann.

Am Vormittag, noch nicht spät, fuhren wir von Montreux ab. Der Morgen war bis jetzt in vielleicht kaum bewußter, heller Freude unter Reisevorbereitungen verstrichen. Ein sehr liebenswürdiger Traum hatte rückblickend den Aufenthalt in Wengen vollendet. Und am Morgen hatte ich, so will ich sagen, in der einen Hand den Traum und in der anderen die feinen Bilder der beiden Mädchen von gestern. Vergnügt betrachtete ich sie wechselseitig. ... Dann saß ich im Zug und sah, wie immer, zum Fenster hinaus. – Was vorher war⟨?⟩ vielleicht jetzt gedacht, will sagen flüchtiger Gedanke war, weiß ich nicht: Schade ... wo sie wohl wohnten, an welchem Orte, vielleicht in Lausanne? Das waren wohl die flüchtigen Gedanken. Ich sah hinaus ... ob ich dabei im Stillen vermutete ... ob ein ganz verstohlner Advokat Parallelen zog ... sieh' nun hat sich Wengen so hübsch vollendet ... sieh' das phantasiere ich wahrscheinlich alles ... Über aller Phantasie erhoben aber steht der Augenblick, als ich sie sah ... vor einem Schaufenster, vor dem auch ich gestern gestanden hatte ... Der Satz ist schon

vorbei ... aber ich freue mich ... freue mich ... sehr, wie ein Baby, dem der liebe Gott selber einen Schnuller geschenkt hat.

Noch ist herauszuheben der große, überraschende, nächtig ⟨sic⟩ schöne Schluß meiner Reise: Genf. Die Fahrt dahin steht mir in Erinnerung in ihrer pressenden, drückenden schauerlichen Enge in einem Coupee II Kl. blau, nicht grün wie bei uns; und Ausblicke auf ausgestorbene, wasserlose Landschaften, Chausseen, deren Glut bis ins Coupee dringt, faulste Schläfrigkeit und o Hohn! als Reiselektüre die Novellen Henri Stendhal Beyles ... starke Verbündete der Nachmittagshitze. Dazwischen Reisepläne in unserer vagen Art, voll Reizen⟨?⟩ mit Überraschungen von Minute zu Minute ... bleiben wir in Genf? nein – seit neuest⟨?⟩ weiter in den Schwarzwald und ich, mit meinen Gedanken an eine vorzeitige Rückreise. Schließlich waren wir dann doch in Genf – unbestimmt auf wie lange. – Ja! und von der Fahrt ist noch so eine recht roh pragmatische Erinnerung nachzuholen. Auf einer Station war ein Wagen mit einem ziemlich engen vergitterten Fenster zu sehen und dahinter ein Mensch mit blassem Gesicht. Die Schaustellung eines Gefangenentransports.
Am ersten Abend nach dem Abendbrot machte ich mit Georg einen Gang am Wasser, am schönen Quai du Montblanc. Was wir jetzt in Dämmerung oder in hellem elektrischen Licht sahen (dicht uns zur Seite weite Hotelfronten) unfern des Sees ein Teil der beleuchteten Stadt, hatten wir noch nicht bei Tage gesehen. Der Anblick war also eine erste eindrückliche Bekanntschaft. Die Luft sehr warm ... sehr viele Menschen im Freien ... und auch, daß ich mit Georg allein war ... alles gab eine lässig-befreite Stimmung, Ahnung und Wunsch nach Studentenleben ... vielleicht romanhaftem Studententum.
Der späte Abend ... ¼ des morgens dem Studium »der Religion⟨«⟩ von Simmel gewidmet. Am Morgen auf einer Bank dem Wasser gegenüber der Badeanstalt, wo Mama, Georg und Dora badeten; wieder war es heiß ... Spaziergänger und Beschäftigte kommen vorbei ... ich lese und sehe auf, so recht im Genuß des Müßigganges, ich, selbst in halber und manchmal ungeduldiger Arbeit, halber Arbeit zusehend.
Dann noch am Vormittag gingen wir alle – außer Papa – durch ein paar Straßen am Ufer, schon hier von buntem, und bei aller

Geschäftigkeit manchmal träg südlich anmutendem Leben eingenommen. Markt ... Blumenmarkt mit Musik, um den Pavillon hocken ein paar Jungen. Um die Ecke wieder Markt, Obst, Gemüse, Schokolade ... aber das ist auch wohl alles, was sich nennen läßt. Sonst richtige, wenn auch nicht sehr breite Geschäftsstraßen.

Für den Nachmittag hatte Papa aus Höflichkeitsrücksichten den Sohn eines Bekannten zu uns aufgefordert. Wir verlassen mit ihm das Hôtel ... da höre ich, indirekt, verspätet wie oft, Papa hat beschlossen, heute Nacht 1 Uhr nach Deutschland abzufahren. Das erste war Schrecken und Ärger über die Zeit, die ich am Vormittag verloren hatte. Nun würde ich die Stadt nicht mehr sehen können. Das Zweite, da⟨ß⟩ ich erklärte, mich von einer Dampferpartie der anderen emanzipieren zu wollen, um wenigstens noch jetzt die Stadt sehen zu können. Der junge Mann erklärt, in Genf sei nichts zu sehen ... er erklärte dies kategorisch, welche⟨n⟩ modus er überhaupt bevorzugte. Die Universität sei nichts – garnichts. Aber das Museum? Na ja! aber schließlich doch auch nichts. Im übrigen wars dazu etwas spät. Höchstens ... ja, wenn ich das sehen wollte ... Vergnügungsetablissement so u⟨nd⟩ so, ein herrlicher Saal ... fertig. Ein Blick auf die Abbildung im Führer belehrte mich vollauf ... Also – na ja. Und essen sollte ich bei ... Ja, ja, ich durchblätterte den Führer noch mal, sah mir die Abbildungen der Sehenswürdigkeiten an – nein wirklich, es schien kein Ziel zu geben. Und 4 Std. bummeln? Ich kann nicht ordentlich bummeln. »Ich fahre mit. Ein paar Stationen zu einem Genfer Vorort, einem Dorf, wo man 20 Min auf den Dampfer zur Rückfahrt wartet. Ein kleiner lockender Hügelweg führte 100 Schritt zwischen zwei wuchernden Gärten – ganz drinnen ⟨x⟩ ...irgend wohin. Nur blauer Himmel war zu sehen, aber ich beschloß eine Entdeckung – und gleich stehe ich am Saume der grünsten Wiese ... ein paar alte Eichbäume stehen hier am Saum⟨,⟩ einzelne Büsche auf der Wiese ... der ganz blaue Himmel und hier spielt die Sonne Versteck und berichtet aus dem Gras und den Büschen, eine ganz entzückende Wiese ... geradezu meine Wiese – hier für mich. Hinten geht eine Chaussee; aber weitere Entdeckungsreisen verbietet die Zeit. Wohin auch? Ich sehe mich satt.

Auf der Rückfahrt, wie wir uns Genf nähern, stehe ich allein, vorn und will das ganze Bild, und vor allem die Berge, die ich nun für

lange Zeit zum letzten Mal sehe, die Berge, die hier nicht so fordernd, majestätisch sind, sondern gleichfarbig und in beruhigender Entfernung, nicht zerrissen – mehr als ruhige Mauer sich erheben – in mich einzufangen. – Und die noch unbeleuchtete Stadt im Schein der untergehenden Sonne.

Später wollten wir alle außer Papa uns noch die Stadt ansehen. Ich saß im Schreibzimmer und schrieb für Papa einen Brief und es machte sich, daß ich die andern verfehlte. Ich wurde nicht gerufen und sie gingen ohne mich. Als ich den Brief beendet hatte, ging ich hinaus und hörte, daß sie eben fort waren. So wollte ich allein gehen. Willkürlich wählte ich die Richtung rechts vom Hotel, wo ich noch nicht gegangen war, um sie vielleicht noch zu erreichen. Es war schon ziemlich dunkel. Jetzt geradeaus, dann an einem beleuchteten Restaurant vorbei – draußen saßen Leute und tranken Bier – eine breite Querstraße. Hier war es weniger hell beleuchtet und Bäume die in zwei Reihen zu beiden Seiten der Straße standen, machten es noch dunkler. Dann – ich bemerke es schon an der neuen Lichtfülle, wieder eine Geschäftsstraße. Sie war sehr belebt und ich gab nun meine Hoffnung, die anderen zu finden auf und sah mich auch nicht mehr nach ihnen um. Recht viel wollte ich wenigstens in der kurzen Zeit noch in mich aufnehmen. Ich lenkte wieder in die Straßen, durch die ich am Vormittag gegangen. Dort aber sah ich, wie die Uferbeleuchtung längs dem Wasser immer spärlicher wurde, weiter hinauf, noch einem Teil der Stadt zu, den ich noch nicht kannte. Dorthin … Auf dem geradesten Wege – an erleuchteten Cafés am Ufer, aus denen bumbsende, gemeine Musik klang – vorbei. Nun war es schon viel dunkler … Ein Platz mit Bäumen, über den die Straßenbahn fährt – ich biege ab über eine Brücke – unter mir liegt das Wasser, das hier natürlich auch dunkler ist und aus der Entfernung sehe ich noch die Lichtpaläste vom Quai du Montblanc. Eine kurze, feige Versuchung, die breite Straße längs des anderen Ufers einzuschlagen, unterdrücke ich. Immer hinein in die dunkelsten Straßen. Ein Denkmalskoloß am Portal eines stattlichen … wohl öffentlichen Gebäudes taucht auf. Ich werfe nur einen flüchtigen Blick darauf … ein paar Schiffer stehen ausgelassen johlend in der Nähe – ich will nicht, daß man den Fremden in mir erkenne. Jetzt gehts immer schneller, denn ⟨in⟩ 10 Minuten muß ich zu Hause sein. Aber doch weiter und weiter die dunkle Straße hinauf. Sie ist nicht eng, aber gerade darum wirkt die breite

Dunkelheit um so seltsamer. Endlich liegt – mir zu Seite – eine Gasse, in tieferem Dunkel vielleicht noch, nur der verschwommene trüb-gelbe⟨?⟩ Schein einiger Laternen dringt durch. Das lockt mich. Ich gehe jetzt sehr schnell; das tu ich in einer fremden Stadt immer – schnell und zielbewußt – selbst wenn ich kein Ziel kenne. Und hier ists vielleicht auch wirklich geraten. Ein paar gröhlende Straßenjungen – ich erkenne Leute, die vor den Türen sitzen – wieder Kinder auf der Gasse – alles dunkel alles schmutzig. Dann von irgend wo ein hellerer Schein – schnell, erlöst gehe ich darauf zu – ein Platz mit Bäumen ein Denkmal – wie ich näherkomme – nein, eine Bedürfnisanstalt. Und dahinter das breite Wasser der Rhône und noch weiter schon greller Glanz vom Kurhaus. Auf geraden Wegen gehts eilends ins Hotel. In Schweiß gebadet wacht ich auf. Ein paar Straßen nur und mir wars, als hätte ich im Traum die Stadt genommen.

Die anderen waren schon da. Wir setzten uns zum Abendbrot auf die Terrasse – es war noch immer sehr heiß. Aber der mächtige rote Vollmond tauchte jetzt auf. ... Schließlich ging der junge Herr. Dann ging ⟨ich⟩ ins dunkle Lesezimmer, beleuchtete es noch einmal und fand französische Bücherschätze vor – will sagen ein gutes französisches Journal. Als einzige Gäste nahmen Georg und ich in dem kleinen Vestibül Platz. Noch las ich eine kleine Novelle. Dann ging ich hinaus für die letzten Minuten, war da und dort auf dem Platz um noch einmal Bergumrisse, noch einmal den schönen Mond, noch einmal in die Richtung des Montblanc zu blicken. Es war ganz dunkel, doch noch belebt wegen der Hitze am Tage. Dann saßen wir auch schon im Hotelomnibus. Die Fahrt war so kurz wie eindrucksvoll. Es war für diesmal das letzte Mal auf Schweizer Boden. Schrecklich ist diese Schnelligkeit des Automobils und dies maschinenmäßig nichtssagende bequeme Fahren. Als führe man grade in die Ferien. Aber draußen sehe ich doch wenigstens holpriges Pflaster und besonders dunkle Schatten, wo Türen und Fenster sind.

Also stehe ich in dem stillen Bahnhof vor dem Zuge ... morgen in Berlin ... unten noch eine Straße im Mondschein zu sehen ... Ja und morgen war ich wirklich in Berlin.

## Meine Reise in Italien Pfingsten 1912

Aus dem Tagebuch, das ich schreiben will, soll erst die Reise erstehen. In ihm möchte ich das Gesamtwesen, die stille, selbstverständliche Synthese, deren eine Bildungsreise bedarf und die ihr Wesen ausmacht, sich entwickeln lassen. Um so unabweislicher ist mir dies, als durchaus keine Einzelerlebnisse mit Macht den Eindruck dieser ganzen Reise prägten. Natur und Kunst gipfelten überall gleichmäßig in dem, was Goethe die »Solidität« nennt. Und keine Abenteuer, keine Abenteuerlust der Seele stellten einen wirksamen oder reizvollen Hintergrund dar.

Am Freitag, den 24^ten^ Mai morgens um 4¼ Uhr sollte unser Zug gehen; doch gab es starke Verspätung. Früher als pünktlich stand ich schon vor viertel in der Morgenkühle vor ⟨Erich⟩ Katz' Haus und stieß schüchtern mehrere mißtönende Pfiffe aus, die mich aber nicht bemerkbar machten. – Bei dieser Gelegenheit ist zu bemerken, daß als Reisepfiff: »Winterstürme wichen dem Wonnemond« festgesetzt war, eine Melodie von der ich mir nur traurige Variationen aneignen konnte. – Nach einigen Minuten des Wartens kam ⟨Franz⟩ Sachs aus unserem Haus gestürzt – er rannte über die ganz leere Straße und ich rief ihm über die Straße zu. Gleich darauf waren wir drei alle zusammen. Unangenehm war, daß sich nun herausstellte, es sei garnicht mehr so früh. Eilschritt wurde angeschlagen und je mehr mir die Dringlichkeit der Zeit zum Bewußtsein kam, desto mehr blieb ich zurück. Joel, Sachs Reisegefährte, überraschte mich mit »Guten Morgen« von hinten, trat an mich heran, mein Stock flog zu Boden, er hob ihn auf; ich war aufgelöst, als wir alle, auch Simon und Börnstein am Bahnhof zusammentrafen.
Die längeren Minuten, die wir nun noch auf den Zug warten mußten, hatte ich mit meiner Übelkeit zu tun. Die Fahrt nach Basel suchte ich dann, um mich für die Eindrücke des Tages frisch zu erhalten, zum Schlafen zu benutzen. Doch wurde meine Aufmerksamkeit öfters durch die Touristen, auch Studenten, die mit uns fuhren, beschäftigt, sowie durch Simon und Katz die draußen im Gang des D-Zuges sich mit den Sprachführern abgaben oder die Landschaft, die regnerisch war, ansahen.
In Basel bereits zeigte sich Simons überlegenes Reisegenie. Nach einigem Suchen fanden wir uns auf dem Bahnhof und Simon lenkte

nicht, gleich den genußgierigen Haufen der übrigen Reisenden gleich in den Wartesaal zum Frühstück. Sondern wir begaben uns mit unserm Gepäck auf den nächsten Bahnsteig, warteten auf unsern Zug und belegten Plätze. Hier zum erstenmale nahm Katz den Kampf mit seinem jeder Schilderung und jedem Gewichtsmaß spottenden »Handkoffer« eingehüllt in braunes Leinentuch, auf, den er nun täglich mehrmals mit Aufbietung aller Glieder und Kräfte schleppen, heben, herunternehmen mußte. Darauf gingen wir zum Frühstück: Wartesaal II Klasse, Franc 1.40. Es war durchaus keine Zeit, dem Preis entsprechend zu essen. Unter mehrmaligem, energisch betontem »Sollen mich gern haben!« »*Die* sollen mich gern haben!« »Na, etwa nicht?!« ergriff Simon die umliegenden Brötchen und steckte sie mit Butter und Marmelade beladen in seinen Mantel. Ähnlich Katz und ich. Am Frühstückstisch begrüßte Simon einen jungen, liebenswürdigen freiburger Studenten, einen Freund seines Freundes Bloch nebst Gesellschaft. Er reiste auch in unserer Richtung und wir fanden ihn später in Venedig wieder.
Im Wagen saßen wir mit 2 Italienern, die später, wenn wir im Gange waren, unseren Baedeker und Sprachführer ungeniert lasen. Außerdem entsinne ich mich eines Franzosen, der in seiner Ecke schlief oder Zeitung las. Die Landschaft war durch dicke Wolken und Regen reizlos. Simon erzählte eine sehr hübsche Geschichte von einem prüden Herrn und seinem Pudel, etwas wurde gequatscht, ein bi⟨ß⟩chen im Baedeker oder Sprachführer geblättert – Simon sang. Ganz ungeniert Studentenlieder vermischt mit Stumpfsinn. Er ist oft impulsiv höchst vergnügt und besitzt die Fähigkeit zu harmlosem Blödsinn. Kurz vor Luzern kamen nach einem Besuch von mir im anderen Coupee Sachs, Joel und Börnstein zu uns. Als Simon wieder die Geschichte von dem Pudel verzapfen wollte, verulkte ich die Pointe. Er war gekränkt, ärgerlich und wollte nicht weiter erzählen. In den ersten Tagen war ich natürlich sehr aufmerksam um Spannungen zu vermeiden und nahm mir das ad notam. Innerlich ernste aber unberechenbare und schroffe Menschen, sind für mich, gleich ob jung oder erwachsen, im Umgang immer peinlich; wenn sie eine gewisse Verschlossenheit und Distance wahren, bin ich sehr vorsichtig. Simon hat von diesem Typus etwas. Aus diesem Grunde wachte ich auch in diesen ersten Tagen sehr aufmerksam, daß keine Gruppe zwischen zweien, die ständige Spannung gegeben hätte, entstünde. Daß die ganze Reise so außerordentlich harmo-

nisch und persönlich fein verlief, ist sicher einer gewissen inneren Zurückhaltung unser aller zu danken.
In Luzern bei strömendem Regen verließen uns die andern.
Die Fahrt am Vierwaldstättersee folgte, die mich ganz desorientierte und bei tiefen Wolken an allen Bergen nicht viel Schönes hatte. Schließlich versenkte uns der gleichmäßige Regen in Apathie und trieb uns zu Lektüre, bis die großartigen Strecken der Gotthardbahn begannen. Hier ist die Natur nicht auf Schönheit, sondern auf fast architektonische Großartigkeit gestellt, die, wo eben die Windungen der Bahn oder das Felsbett der Reuß sichtbar werden, wirken muß. Doch gibt es allerdings Mittel, die einem allzu elementaren Eindruck vorbeugen können. Man hat sie gefunden. In metergroßen hohen roten Blechbuchstaben steht an Wäldern, Felsen, Matten und Gehöften: Pneu Continental. Plakate von Chokoladenfirmen konkurrieren, doch erfolglos. – Übrigens regnet es weiter; Simon flucht und jammert abwechselnd. Die letzte Hoffnung ist der Gotthard. Mich regte das Wetter nicht so auf: mir war ein wenig schwül vor der Besteigung des M. Mottarone am folgenden Tage und der Madonna del Sasso, die für diesen Nachmittag noch in Aussicht genommen war. Bei Regen wären wir ja nicht an den Seen geblieben, sondern gleich in die Städte gefahren. Jedenfalls ein ziemlich feiger und alberner Gedankengang. – Hinterm Gotthard aber war es ganz wunderschön. Ein herrlicher Blick auf Berge, deren Gipfel Neuschnee trugen erweiterte sich dauernd während der Fahrt; die Landschaft hinter dem Gotthard hat noch jetzt, selbst für den, der sie auf der Bahn geräuschvoll durcheilt auf eine Strecke hin den ursprünglichen Charakter tiefer Einsamkeit. Das einzig ungemütliche waren italienische Aufschriften an Häusern, die über das »Ristorante« hinaus kaum verständlich waren.
Bellinzona – schönes Wetter der erste Eindruck – ist die erste Etappe dieses großen Reisetages. Hinter dem Bahnhof finden wir auf einem kleinen grünen Platz eine Bank. Wir legen das Gepäck ab, Simon zieht mit Meyers Sprachführer aus, Brot einzukaufen. Postkarten, die ich suche, sind nicht zu finden; dagegen trifft mich auf dem Bahnhof hocherfreut ein Mitglied der Freiburger »Rotte Corah« an. Doch mein höflicher Gruß weist alles Weitere zurück. Bei der Bank ist ein Brunnen. Hier darf man noch Wasser trinken!
In der Lokalbahn von Bellinzona nach Locarno schlafe ich dann

fortwährend ein. Mit aller Mühe betrachte ich schließlich mit offenen Augen den See ... Auf dem Wege vom Bahnhof Locarno bis zum Hafen bemerke ich mit Zufriedenheit, daß nicht ich immer der letzte sein werde, denn mein Vulkanfiber-Koffer trägt sich ausgezeichnet, während Katz seinen Quaderstein kaum 30 Schritte hintereinander schleppen kann. – Simon hat seinen teuren Bambusstock in der Bahn vergessen! Er läuft zurück; wir warten am heißen Ufer mit der Steinbrüstung.
Ich setze mich auf die Brüstung. Das war der erste Augenblick ruhigen Genusses. Vor uns blitzen die Boote am Ufer in ihrer Holzfarbe. Der See ist blau, die Berge treten, in einen ganz feinen Schleier gehüllt auf der Seeseite weit zurück. An unserm Ufer sehen wir die heißen Abhänge mit Villen und Hotels hinauf; dort liegt auch, ein großer gelbbrauner Bau auf einem Felsen, Madonna del Sasso. – Simon kommt mit dem Stock zurück und wir gehen aufs geratewohl zur Madonna del Sasso hinauf. Nach einer Weile begegnen wir auf einem schmalen steilen Weg zwischen Villen einem Briefträger. »Dove...?« Wir müssen zurück und er geht voran, sehr schnell. Ein Graben kommt – ich falle beim Springen; als ich glücklich herausgekrabbelt bin sind die anderen verschwunden. Ich nehme einen Weg, der sich aber bald verläuft, gehe zurück auf einem zweiten. Endlich höre ich irgendwo von unten die »Winterstürme«. Bei der Drahtseilbahn auf M. del Sasso komme ich heraus und finde Katz und Simon, die auf mich warten. So schnell vergessen ein solches Intermezzo ist – es ist für ein paar gegenwärtige Minuten unangenehm; denn in 2 Std. ging der Dampfer von Locarno nach Stresa, wir hatten uns einzurichten mit unserer Zeit. – Der Weg geht in Windungen bei der Drahtseilbahn herauf, mäßig steil und gepflastert; zu Seiten hohe Büsche, manchmal starke Duftwellen (denn alles blüht hier) und in größeren oder kleineren Abständen ganz minderwertige Kapellen. Doch beleben sie den kurzen Weg, der besonders schön ist angesichts eines großen Viadukts der Drahtseilbahn, das aus dem Grün hervorsteigt. – Oben genießen wir zuerst die Aussicht von einem Umgang am Fuß der Klosterkirche. Schon hier zeigt sich das Charakteristische im Landschaftsbild des Lago maggiore – »das Weitläufige« möchte man es nennen. Die Berge treten vom See zurück, oder berühren sie ihn, so sind sie ganz sanft geneigt, die Bewaldung tritt zurück vor Häusern und freien Anpflanzungen. Sieht man durch den Krimstecher die

einzelnen Wege am See mit den scharfen Schatten der kleinen Bäume, so steigert sich der Eindruck der Hitze fast zum Sichtbaren. – In der Kirche selbst fällt außer mittelmäßigen und pathetischen schlechten Gemälden nichts auf. Durch das Klostergewölbe selbst steigt man dann weiter hinauf. In einer Nische sitzen betende Mönche. Leibhaftig! Ich habe ein Gefühl als sähe ich plötzlich im Tiergarten eine Palme oder träfe einen Löwen in der Leipziger Straße. Im Laufe der Reise habe ich mich dann an diesen Eindruck gewöhnt, der zuerst eine Art Sturmlauf gegen mein Kulturbild lief. – Oben setzten wir uns dann zu Bier und Limonade hin, nachdem wir uns umständlich über den Preis verständigt hatten. Die Kellnerin konnte nur italienisch und demgemäß verlief denn auch der erste Akt des Zahlens. Sehr schüchtern bringt man zuerst das Wort: pagare über die Lippen. Eine Sprache, die man nicht einigermaßen beherrscht, zu sprechen, klingt unnatürlich und fast lügnerisch für den Menschen selbst. Auf dem Rückwege kauften wir Kirschen, wobei wir dann zum ersten Male im Gewicht betrogen wurden.

Wie in vielem anderen, brachte dieser Tag auch im Mittagessen die erste Übung eines dauernden Brauches. Es war schon gegen 4 Uhr, als Simon, kaum auf dem Schiffe angekommen, begann, die erste Verteilung der Vorräte vorzunehmen, die er in Freiburg auf gemeinsame Kosten eingekauft hatte. Wir erfuhren das übliche hors d'œuvre: Brot mit Sardellenbutter – 1 bis 2 Scheiben, schnell und gleichmäßig verabreicht. Darauf Brot mit Wurst in größeren Mengen. Kirschen. Zum Schluß: 2 Bonbons aus der Tüte. Durch die lakonische Bestimmtheit dieses Menus erwarben wir die offenbaren Sympathien einer älteren Dame, die neben Simon saß. Sie begann eine Unterhaltung, zunächst italienisch, bot Simon Cakes an, worauf er »no« erwiderte. Auf einen Einspruch von mir meinte er: »Zu so einer alten Schachtel kann ich doch nicht ›Grazie‹ sagen!« Darauf fing die Dame an, fließend Deutsch zu sprechen. Sie wohnte am See selbst in einer eigenen Villa. Auf der nächsten Station stieg sie aus – nachdem sie uns trübe Wetterprophezeiungen gegeben hatte. Während der folgenden Stunden blieb unsere Aufmerksamkeit zwischen der Schönheit des Sees und der Wolken, die sich näherten geteilt. Gegen Abend war die Aussicht nach dem Gotthard verdeckt und der See wurde nebelig. Es wurde ziemlich kühl und der Wolken wegen früher als zu berechnen war dunkel. Anderthalb Stunden sahen wir die Lichter von Stresa in geringer Entfernung vor uns.

Aber wir näherten uns ermüdend langsam, das Schiff fuhr in Zickzacklinien von einem Ufer zum andern. Wir wurden müde – Simon und ich hatten noch eine längere Unterhaltung über Schiller – bis wir an der gespenstig dunklen traurigen Isola madre hielten. Wir machten uns fertig. In Stresa fanden wir den Hausdiener des Hotels, das wir in Aussicht genommen hatten, am Bahnhof. Doch war kein Platz mehr für drei Personen. Man führte uns in ein nebenliegendes Hotel. Den Eingang bildete eine große Halle, eine dunkle Treppe, die vom Hof aufstieg folgte, mit zwei Lichtern ging der Wirt durch eine Reihe von Wohnzimmern, die nichts von Hotelräumen hatten, und kam schließlich zu zwei Schlafzimmern. Der Preis (2 fr. pro Bett) entsprach unseren Wünschen. Der Wirt, ein dicker, altmodisch aussehender, aber sehr gefälliger Mann hatte den Vorzug, daß man sich französisch mit ihm verständigen konnte. Bei schönem Wetter sollten wir am nächsten Morgen zeitig zur Besteigung des Monte Motarone geweckt werden. Sonst um 9½ Uhr. Er verabschiedete sich, kam aber gleich noch einmal wieder, um die Richtung nach den Toiletten zu beschreiben. Ich erinnere mich nicht mehr, da ich sie während meines Aufenthaltes nicht kennen lernte. – Nach Abrechnung mit Simon und Regulierung der Kasse waren wir schnell im Bett. In der eigentümlich erfüllten Stimmung nach einem Reisetage, und besonders einem so langen, hörte ich noch kurze Zeit durch das offene Fenster das Rauschen des Sees.

Am nächsten Morgen war ich zuletzt beim Frühstück. Wir waren um 9¼ geweckt worden, doch war das Wetter, wie wir unten sahen recht schön und wir ärgerten uns. Doch war nichts weiter anzufangen. Aber Frühstück mit eigentümlicher Butter und dem starken Kaffee dieser Gegenden wurde genossen, darauf eine Gondel gemietet, die uns zur Isola madre, dann zur Isola bella fuhr. Auch das Gepäck wurde mitgenommen, da wir von Isola bella aus mit dem Dampfer weiter wollten. Der See war ruhig, doch noch ohne die blaue Farbe, die man auf den Bildern sieht; die Ufer aber und die Kette des ⟨Monte Céneri⟩ und Simplon, die am Vorabend bedeckt gewesen war, lagen ganz klar. Es ist sehr schön, in einer Gondel zu fahren, wenn man die Insel vor sich hat, sich ganz, ganz langsam nähert, und viel, viel Zeit hat. Daß wir auf den M. Mottarone verzichtet hatten war uns nun ganz lieb; wir hätten diese Fahrt sonst nicht gehabt. – Die Führung auf der Isola madre hatte ein Gärtner, deren es, wie wir zu unserm Staunen erfuhren, zur Pflege des gro-

ßen Parks nur drei gibt. Er nannte in einem Sprachenkonglomerat die Namen der Pflanzen, schnitt auf seinem Rundgang zugleich welke Zweige ab⟨,⟩ räumte Unkraut fort und vergewisserte sich seines Trinkgelds, indem er von Zeit zu Zeit drei Blumen für jeden von uns abschnitt. Da der Gärtner auf Isola bella das gleiche Verfahren hatte, besaßen wir ein paar Stunden später einen ganz schönen und kostbaren Strauß. Der Rundgang auf der Isola madre war eine botanische Offenbarung, Pflanzen von denen ich niemals eine Vorstellung hatte – außer der, daß sie in ganz fernen Ländern wachsen – standen vor mir. Von einem solchen Reichtum in den Formen von Bäumen und Palmen, von der Größe mancher Gewächse, wie der Erika, die ich dort sah, von der Farbenstärke mancher Blumen, hatte ich niemals eine Ahnung gehabt. Dazu kommt die Schönheit, in der das alles harmonisch oder überraschend angeordnet ist. Der blaue Himmel, der Blick auf den See und die Ufer – und wieder die Insel: zwei ganze schöne Welten scheinen nebeneinander zu stehen.

Auf Isola bella ist man nicht gleich im Park, sondern muß schnell ein Schloß mit viel ermüdendem Prunk, der oft kleinlich oder protzig ist, bewundern. Schön sind einzelne Räume, einzelne Schränke, alle Blicke auf den Park. – Der Tag hatte schon einiges Geld gekostet; der Führer durchs Schloß bekam diesmal, trotz allen Klimperns kein Trinkgeld. – Im Park hatte wieder ein Gärtner die Führung. Alles ist hier künstlich. Der Aufbau von Statuen, Grotten und Ter⟨r⟩assen unterbricht aufdringlich die Natur. Eine Gartenkunst, die an sich kunstvoll sein mag, unmittelbar nach dem Anblick der Isola madre aber sehr unglücklich wirkt. Auch fehlt der Isola bella im ganzen das Vornehme, Isolierte ihrer Nebenbuhlerin. Ein großes Hotel, Verkaufsbuden und Häuser, ja, auch die Nähe des Ufers, benachteiligen sie gegenüber der Isola madre.

Auf der Dampferfahrt nach Luino konnten wir den See schon ganz blau sehen. Zwei Kapuzinermönche und unter vielen Marktleuten eine schöne Italienerin fuhren eine Strecke auf dem Schiff. In Luino machte Simon Einkäufe, Katz und ich warteten auf einer Bank am Quai. Eine ganze Weile dauerte es, bis Kutscher und Gepäckträger merkten, daß wir wußten, was wir wollten, d.h. nichts von ihnen. Die dritter Klasse Wagen der Kleinbahn von Luino nach Ponte Tresa sind wie unsere $4^{ter}$ Klasse Wagen gebaut und erleichtern so den Genuß der Fahrt nicht. Die Bahn biegt bald in ein ganz schma-

les, ganz unbewohntes, von ganz grünen Hügeln umschlossenes Tal ein. In einer offeneren durch Häuser und Hügel belebten Gegend tritt sie heraus und hält in Ponte Tresa am Luganer See.
Der italienischen Natur des Lago maggiore mit seinen weiten, schlaffen Zügen und blassen Farben der Ufer, tritt hier Schweizer Art entgegen. Die Berge bis hoch hinauf dunkel bewaldet oder schroff, felsig kahl. Oft verschwindet das Ufer, wenn die Berge senkrecht zum See abstürzen. Und die Gebirge bilden nicht wechselnd verbundene Ketten, sondern oft genug einzelne Berge von willkürlichen Formen wie den steilen S. Salvatore bei Lugano. Die Fahrt war sehr stürmisch; der See zeigte Schaumkämme auf seiner ganzen Fläche; es ist ein Anblick, der unglaublich und überraschend wirkt. Mit uns auf dem Hinterdeck fuhr eine große Anzahl junger Leute mit einem Führer, streng hochtouristisch gekleidet. Das Gespräch drehte sich um Geologie, sie hatten sämtlich geologische Karten. Augenscheinlich eine Studienreise. Ein sehr freier, kameradschaftlicher Ton beherrschte alle; die Unterhaltung bewegte sich gleichmäßig ruhig zwischen den Gruppen. Einzelne der jungen Menschen fielen mir in ihrem Ernst auf; besonders einer studierte seine Karte, aß etwas Chokolade und blickte nur auf, um anderen etwas anzubieten. Es war wohl der jüngste.
Das erste Hotel, an das wir uns in Lugano wandten, ein deutsches war wiederum besetzt. Doch wies man uns an ein zweites benachbartes. Wir fanden gute Zimmer, in denen man sich mit einigem Behagen ausruhen konnte. Vor dem Abendbrot schrieb ich Karten auf einer Ter⟨r⟩asse.
Außer uns saßen noch zwei andere junge Leute, Touristen am Tisch und ein dicker Herr am Tafelende – neben ihm seine Frau, die leider Zahnschmerzen hatte. Dies veranlaßte den einen der jungen Herren zu zahntechnischen Erörterungen, in denen er, als höheres Semester der Zahnkunde, energisch den Satz verfocht, es sei üblich, die Nerven kranker Zähne auszuziehen. Einigermaßen kindisch sprach er dauernd von seinem Chef. Der Mann der leidenden Dame fühlte sich außerordentlich wohl. Mehrfach betonte er die Nähe der Jugend, die er genieße, daß es fröhlich hergehen müsse unter jungen Leuten; er versuchte sich durch Anstoßen und »Prost« nach allen Seiten in verspätete Illusionen zu versetzen. Im übrigen war er ein Original und gab eine vorzügliche Beschreibung seines Besuches in einer katholischen Kirche. »Da wa'n Priester. Kommt a auf mich

zu, fragt ›was mein Begehr wäre‹ ›was mein Begehr wäre‹«, indem er sich vor Lachen schüttelte brachte er das in ausgezeichnet aufdringlich lispelndem Ton vor. »Mache ich so.« Dabei fuhr er mit dem dümmsten Gesichtsausdruck mit seinen Händen umher und schlug das kath⟨olische⟩ Kreuz. – Auf die Dauer fiel er etwas auf die Nerven – wir standen als die ersten auf und gingen zum See hinunter. Die Straßen fallen ganz steil zum Ufer ab. Unten ging es zuerst bei bequemem Gespräch über Musik auf der Hauptpromenade entlang bis sie in eine ziemlich dunkle Straße mit kleinen Hotels mündet. Nach wenigen Schritten hören die Häuser auf; vorn erhebt sich die starke dunkle Silhouette des S. Salvatore auf dem Lichter den Weg der Drahtseilbahn bezeichnen; rechts hinter einer kleinen Steinbrüstung das Ufer und der See. Ab und zu tasten breite Streifen der Scheinwerfer in Funktion⟨?⟩ die Fläche ab. Es wird sehr viel geschmuggelt. Wir setzen uns auf die Brüstung und lassen die Beine über den Strand baumeln. Am anderen Ufer erhebt sich der M. Brè. Einzelne Lichter von Häusern – schamlos aber eine Art Lichtplakat: Von Zeit zu Zeit wird in großen belichteten Buchstaben das Wort: M. Brè sichtbar. – Das gibt den Gegenstand unseres Gespräches: welche Möglichkeiten sich wohl bei konsequenter Durchführung des Prinzips ergeben? Soll man Bergsilhouetten elektrisch beleuchten? oder die ganze Kuppe? Vielleicht kann man ⟨eine⟩ Aktiengesellschaft zur elektrischen Bergbenennung und Gebirgstaufe gründen?
Der Rückweg verlangsamt sich, als die steile Straße anfängt. Es ist gegen 10 Uhr – aber die Geschäfte sind noch offen. Auf der Höhe stehen wir bei einer Kirche, die ganz hell vom Mond beleuchtet ist. Und gleich darauf sind wir zu Hause. Seltsam! wie die Orte sich so bei halber Beleuchtung zu verschieben scheinen. Plötzlich, ohne es zu wissen – bin ich irgendwo – gerade zu Hause! –
Der steile Anstieg hat mich etwas ermüdet. In dem Zimmer, das Katz und ich bewohnen, steht ein Korbsessel. Ich rücke ihn vors Fenster und lehne mich hinein und sitze so gegen eine Viertelstunde, während Katz sich auszieht. Im Fenster sehe ich nur wenig. Hinten schließt der Bahnhofshügel ab; von unten kommen die G⟨e⟩leise einer Drahtseilbahn und überall stehen Bäume – auch seitwärts ist ein Teil eines Hauses zu sehen – und die Laternen der Drahtseilbahn. Schön ist da⟨ß⟩ man den ziemlich vollen Mond nicht sieht. Ich warte – ob er noch hinter dem Haus und ein paar

Bäumen aufsteigt und sehe jetzt nur, wie er allem die Farben gibt. Niemals vielleicht nach dem Abiturium ist mir so stark wie jetzt, das Unglaubliche in den Sinn gekommen, daß ich nicht mehr Schüler bin, keine Antworten geben muß, daß mein Morgen keinem unterstellt ist und meine Gedanken kein⟨e⟩ Fassung und Befriedigung im Aufsatze mehr finden. Das alte Bewußtsein empörte sich noch einmal gegen das neue, das nun doch einziehen muß. – Katz gibt mir einen sanft gemeinten, aber in diesem Zusammenhange doch sehr aufreizend wirkenden Schlag auf die Schulter. Ich gehe aber doch noch nicht zu Bett, sondern setze mich jetzt zu seinem Ärger hin und schreibe noch 3-4 Karten an Verwandte.
Die Unternehmungen des nächsten Morgens verwirrten sich etwas. Da der Schalterdienst (am Pfingstsonntag) mehr als lässig war, verzögerte sich durch Sorge um das Gepäck unser Marsch nach Gandria – wo wir dann schließlich einen späteren Dampfer als beabsichtigt war, nehmen mußten. Wetter und Weg waren glühend heiß; wir hatten den heißesten Tag der ganzen Reise. Die Chaussee steigt über die Ufer und bald biegt ein engerer Weg zwischen Villen, später zwischen Gebüsch und hohen Felsen ein. Der Weg ist hier in den Fels gesprengt und an einer Stelle sogar als Tunnel durch einen gewaltigen vorspringenden Block geführt. Ganz tief unten liegt immer der gedrängte blaue See und den Rückblick beherrscht der groteske S. Salvatore. Massig in seinem ganzen Aufbau, so daß sein gebogener Fels als Zipfel mit dem Haus darauf wie eine kühne Paradoxie wirkt. Gandria. Das sind Häuserruinen, Steinhaufen, Glut, grüne Anpflanzungen in den kleinen Häfen, Treppenstufen von der Höhe eines halben Meters. Das Dorf stürzt von der Höhe zu⟨m⟩ Ufer herab. Unaufhaltsam, von Haus zu Haus. Unten kommt der ganz kleine Dampfer. Wie er vorwärts rutscht auf dem glatten See! Aber wir bekommen ihn nicht mehr, trotzdem wir atemlos von Stufe zu Stufe, durch die schmutzigen Torwege hin und her rennen. Wir finden das Ufer nicht. Unten fährt schon der Dampfer ab, während eine Frau uns auf »a la stazione« den Weg zurück weist. – Ich war müde, schon von Zeit zu Zeit zurückgeblieben und finde mich plötzlich allein in diesem Zaubernest. Von unten kommen Reisende und klettern zur Höhe hinauf. Ich hinterher, in dem Wunsch, einen Überblick zu bekommen und die Dampferstation zu sehen. Da mußten ja wohl die anderen warten. Es geht höher und höher – die Reisenden sind schon in irgend einer Seitengasse verschwunden –

höher und höher. Irgendwo biege auch ich ab. Es scheint unmöglich auf den Weg zu kommen, von dem wir eben heruntergelaufen sind. Auf den Stufen brennt die Sonne, als wenn die Steine zerfallen sollten. Auf den Beinen kann ich nur mehr mit Mühe stehen. Mit den Händen, immer behindert durch den Stock klettere ich hoch. Auf einmal bin ich vor einem Haus, hier ist der Weg zuende. Nirgends in der ganzen Gegend sieht man Menschen. Auf der schmalen Mauer eines Weingartens spaziere ich jetzt zurück und bin gefaßt jeden Augenblick herunter zu fallen. Aber ich will immer weiter, bis ich in der Breite über das Dorf hinausgekommen bin und vielleicht über den Abhang zum Ufer kommen kann. Bald habe ich denn auch die Häuser hinter mir, der Abhang liegt vor mir. Grasboden – aber so steil, daß ich hinunter rutschen muß und nicht gehen kann. Ich lande in einer Weinanpflanzung, die ich absuche bis ich auf eine kleine Treppe stoße, die nach unten führt. Wie ich sie hinunterstürzen will, falle ich erschöpft hin, die zweite Übelkeit folgt und ich ruhe mich drei Minuten aus. Dann die Treppe hinunter, ich lande auf einer Gasse, die zum See abfällt – da, ein Schild, ein Restaurant, in dem die anderen sitzen. Ich lasse mir von meiner Erschöpfung wenig merken – und erhole mich bei einer Limonade – Simon wird im Gespräch zur Graphologie bekehrt. Und nach einer Stunde kommt der Dampfer auf dem wir Gandria verlassen, eins der einzigartigsten Nester sicher, auch um Mittag verrufen, in dem Simon seinen teuren Stock endgültig stehen ließ und nicht wieder bekam. Die Fahrt genoß ich in begreiflicher Müdigkeit nur teilweise. Die Eisenbahnstrecke von Porlezza nach Menággio, das schon am Comer See liegt, ist im letzten Teil schön, wo die Bahn in Kurven, an Cypressen und weißen Häusern vorbei zum See absteigt. In 20 Min ist man dann mit dem Dampfer in Bellágio, wo sich die Wege trennen mögen. Denn nun kommt der Individualismus der Rassen zu schrankenloser Herrschaft. Uns 3 aber führte er in das Hotel de la Suisse. – Nach kurzer Ruhe kam noch eine stille Bootfahrt auf dem schönen See zu stande.

Die Ufer haben das Dunkle und Felsige vom Luganer See; sind aber doch nicht so von Bergen erfüllt und lassen auch dem Auge Spielraum in einem von Bäumen und hellen Villen belebten Vordergrunde. In der Ferne sieht man Schneeberge. Es schien uns im Boot, als hätten wir die schönste Vereinigung des Lago Maggiore und des Luganer-Sees vor uns.

Beim Abendbrot auf der Ter⟨r⟩asse sahen wir das Dunkeln auf dem See. Wir blieben lange sitzen, von einem Gespräch über Kunst, das ich mit Simon hatte, gefesselt. Und schließlich gingen wir sogar noch ans Ufer, wo eine Italiener-Gesellschaft, Sänger und Musikanten, Volkslieder und Arien spielen. Das gab eine merkwürdige Fortsetzung des wissenschaftlichen Gespräches mit der Energie im Kampf um das Recht geführt auf einem dunklen Weg, unterbrochen durch die Aufmerksamkeit, die man dem Gesang und den roten und weißen Kleidern der Italiener geben mußte. Erst gegen 19 Uhr oder noch später als wir schon lange in den Betten auf unserm, diesmal gemeinsamen Zimmer lagen, endete notgedrungen die Unterhaltung. Simon hatte sie durch die gröbsten Ausfälle gegen moderne Dichtung recht stark belebt.

Früh am nächsten Morgen waren wir in Cadenábbia und bald in der Villa Carlotta. Sie hat einen schönen klassischen Aufgang – hinter dem kräftig geschwungenen gußeiser⟨n⟩en Toreingang ein rundes Bassin, auf dem Seerosen schwimmen und dann symmetrisch abfallende Terrassen, an denen sich Rosen heraufranken. Vom Schlosse selbst bekommt man nur den Eingangsraum zu sehen, in dem Plastiken stehen. Hauptsächlich Canovas. Und es ist interessant, wieviel scheuer und schöner Amor und Psyche hier in ihrer ersten Umarmung zu sehen sind, als in all den unendlich vielen späteren, in denen sie doch keinen neuen Ausdruck ihrer alten, uralten Liebe finden – die sogar schon vor Canova war. – Daneben sah ich, wie sehr auch Thorwaldsens Alexanderzug in seiner Kraft an einigen Stellen wenigstens, das klassizistisch-süßliche vieler Abdrucke widerlegt.

Der Park war an vielen Stellen schon abgeblüht. Die einzelnen Pflanzenungeheuer grüßen hier den, der vom Lago maggiore kommt schon als harmlose Bekannte – aber eine neue Variation haben sie doch in einer urwaldartigen Schlucht gefunden, wo in enger Fülle Unterholz, Bambus- und vor allem dicke Farnbäume mit schwarzen Stämmen stehen. – Wir wenden den Blick und finden die Blüten der Azaleen, wie sie in einzelnen Büschen aus den Rasenrändern auf den Weg sich drängen – es ist unmöglich, die einstigen Farben der abgeblühten Felder in denen nur die Blätter stehen, sich vorzustellen. Die letzte Schönheit des Parks kann aber nicht genossen werden, denn die Sonne, die anfangs noch schien, ist nun vollständig verschwunden und der Himmel grau bedeckt. –

Das nahm auch der Dampferfahrt nach Como manches von ihrem Reiz. Der See ist hier weit und manchmal einförmig, bis man sich wieder dem Ufer nähert, wo man dann die einzelnen Dörfer im Genauen sieht, die engen Straßen und Häfen, die von den Felsen sich senken und Brücken zwischen manchmal schon baufälligen Häusern. Von oben stürzen einzelne starke Bäche tosend in den See. Wenig interessant ist die Dampfergesellschaft – nur fällt dem Neuling, der eben die ersten Kilometer in Italien fährt, auf mit welcher Häufigkeit und absichtlicher Intensität die Leute spucken. Meist rauchen sie einen furchtbaren Tabak. – Je mehr das Schiff sich Como nähert, desto flacher werden die Ufer. Cypressen stehen am See neben den vielen Villen. Ein pyramidenförmiger Bau mit der Inschrift: Philipp Frank fällt auf – das aufdringliche Grabmal eines Sonderlings. Auch in Como ist es heiß und bedeckt. Nach einigem Zögern verzichten wir auf die Fahrt auf einen nahen Aussichtspunkt; entwickeln vielmehr auf einer Bank am Ufer unsern Proviant, zu gleichen Teilen aus Eingekauftem und Mitgebrachtem bestehend. Althergebrachtes Mittagessen verteilt Simon unter dem regelmäßigen Zeremoniell. In unserer unbekümmerten Ruhe erregen wir die Aufmerksamkeit der Hafenwache. Die Stadt ist durch irgend etwas Außerordentliches belebt. Musik wird von einem andern Teil des Hafens hörbar, große und kleine Menschentrupps, fast alle mit italienischen Fähnchen im Knopfloch marschieren vorbei, z.T. Touristen. Doch erfuhren wir den Anlaß zu alle dem nicht. Als ein leiser Regen sich erhob, brachen wir zum Dom auf. Ein weißer Marmorbau, dessen Fassade durch tiefe Nischen, in denen Figuren stehen, sehr eindringlich geteilt und belebt wird. Über dem gotischen Portal liegt der Kreis eines ungeheuren Rundfensters. Wir betrachten noch die Seiten, die nichts von der steilen Schönheit und Gliederung der Front haben, und gehen dann hinein. Kalt und nüchtern ist der Eindruck; auch hat der Dom im innern wohl keine großen Schönheiten im einzelnen. Mit der Elektrischen bringen wir unser Gepäck und uns zur Bahn, und es findet sich auch hier Gelegenheit, uns 20 Centesimi zu viel abzunehmen.

Mailand begrüßt den Fremden nicht italienisch, vielmehr übereuropäisch. Mit allen Mitteln bringt man ihm das Sensationelle zum Bewußtsein: hier ist die erste italienische Stadt, die du betrittst und die größte. Die Aufdringlichkeit der Hoteldiener kann nicht übertroffen werden und wir spürten sie ganz besonders. Unter Simons

Führung stellten wir am Hauptportal unsere Koffer ab und studierten die Karte. Einer nach dem andern kam mit der Phrase »deutsches Hotel«, die er kaum sprechen konnte und einem schmutzigen Zettel, der das Hotel anpries. Wir nahmen alles entgegen und Simon betont grandseigneurmäßig sein: Wir werden darauf zurückkommen – jawohl – wir sind orientiert.

Wir haben unser Hotel nach dem Baedeker gewählt und gehen über den Platz – Gepäckträger und Hotelangestellte folgen. Als das Schreien vergeblich bleibt – geht einer nach dem andern fort. Zufällig treffen wir dann unsern Hoteldiener. –

In dem deutschen Gasthof gab man uns ein Zimmer mit drei Betten, dessen überaus groteske Geschmacklosigkeit nicht übergangen werden darf. An der Längswand stehen in Abständen von ½ Meter die drei Betten nebeneinander, zwei Nachttische dazwischen. Das eigentliche Bett ist aber Nebensache. Beherrschend ist ein ungeheuer langer hölzerner Aufbau darüber. Völlig zwecklos stellt er die Vereinigung von allerlei geraden und krummen Linien in einen plumpen oberen Bogen vor und dies Spiel von Sinnlosigkeit und vehementer Häßlichkeit wird lebhaft gesteigert durch kleine Aufbauten der Nachttische in ähnlicher Art und durch das dritte und letzte Bett, das die Scheußlichkeiten der beiden andern in seinem Aufbau variiert. Das Ganze erweckt schließlich den unüberwindlichen Eindruck eines Götzentempels, und in ihrer dummen ausdruckslosen Höhe scheinen diese Überbauten auf gläubiger Verehrung der Schläfer zu bestehen, die zitternd zu ihren Füßen entschlafen.

Doch das war erst viele Stunden später. Wir waren früh angekommen und wollten am Nachmittag den Campo santo, abends, wenn möglich ein Theater besuchen. Es war zwischen der lustigen Witwe und »Gloria« einer fünfaktigen Tragödie d'Annunzios zu wählen. Und wir entschlossen uns für diese in der Hoffnung, sie würde einen Stoff aus dem italienischen Kriege recht bunt-pantomimisch behandeln. Wie wir so etwas irgendwo gelesen zu haben glaubten.

Es war an diesem Tage sehr heiß. Wir fuhren in einer breiten, nüchternen und schattenlosen Allee auf den Campo santo zu. Ein großes ausdrucksloses Gitter grenzt am Ende der Straße einen Hof ab, auf dem weit ausladend eine Halle in weißen und roten Steinen sich erhebt. Der Bau wirkt unruhig in den Farben und unaussprechlich

leer mit seinen weiten maurischen Bogen, die aneinander stoßen ohne durch architektonische Gliederungen irgend Ausdruck zu erhalten. Beherrschend für den Eindruck ist die gewaltige Ausdehnung. Auch schien die Sonne prall auf den Platz als wir ihn sahen, und dieses Werk, das Millionen gekostet haben mag, wirkt nicht anders als die Vorhalle zu einer Kolonialausstellung. Doppelt peinlich berührt dies alles, wenn man an seinen Zweck denkt. –
Doch sollten wir bald merken, daß Weihe überhaupt nicht das Zeichen des Ortes ist. Die Mailänder, gebildete und ungebildete machen hier in der Halle oder dem steinernen Garten ihren Nachmittagsspaziergang. – In der Haupthalle sind überall an den Wänden Büsten der großen italienischen Toten mit Gedenktafeln angebracht. Der Stein ist recht schmutzig. Gegenüber vom Eingang steht der graue Steinsarkophag mit der Inschrift Alessandro Manzoni – darauf ein eherner Lorbeerkranz. Sehr ernst wirkt ein⟨e⟩ gewisse tempelähnliche Form des Sarkophags, der giebelartig zuläuft. Die anstoßende Halle ist schon ganz hell; und allen drängte sie in ihrer Anlage die Erinnerung an das Antilopenhaus im Berliner Zoologischen Garten auf. Die Wände sind in kleine Fächer geteilt, in die meist Täfelchen mit Blumen, Photographien der Toten und Gedenkworten eingelegt sind. Hier sind Aschenreste der Toten. Unsagbar kleinlich wirkt diese Anlage. Jedes Fach mit seine⟨n⟩ besonderen Tafeln, Blumen⟨,⟩ Bildern. Dann in den anstoßenden Räumen folgen wieder die banalsten Statuen. Unser Schritt beschleunigt sich immer mehr – bis wir schließlich noch einmal durch ein ganz modernes Grabmal aufgehalten werden. Zwei Mädchen – in Bronze dargestellt, verlassen den grauen Gedenkstein am Grabe ihrer Eltern. Die ältere hat die Hand ihrer kleinen Schwester gefaßt, die noch halb gewendet steht und ein paar Blumen auf den hohen Stein legt, den sie kaum erreicht. Überaus schön ist die ruhige, weiche Modellierung der kindlichen Körper, die sich in dem warmen Ton der Bronze belebt und doch nicht aufdringlich gegen den Stein abheben.
Der Friedhof liegt vor uns. Nicht eigentlich ein Friedhof sondern ein ganz blendend helles, aufreizendes Marmorfeld. Dazwischen einige Gerüste, an besonders hohen Grabmälern wird gebaut. Hier muß vor allem eingeschaltet werden, daß jeder Mailänder für eine bestimmte und natürlich sehr hohe Summe sich einen Begräbnisplatz kaufen kann, auf dem er sich ein Grabdenkmal errichten läßt.

Der Tod, der ein Demokrat und Verbündeter der Armen ist hat sich gerächt. Eine ganz furchtbare Anhäufung von Häßlichkeit und protziger Banalität ist entstanden – man muß ins Mystische und Phantastische schweifen, um eine Erklärung zu finden. Gewiß: jeder Bau im einzelnen ist so gemein wie prunkvoll; aber wie dieses Zusammenwirken geschah, diese gesteigerte und überraschende Scheußlichkeit, das ist kaum zu vermuten. Dieser unselige Mailänder Friedhof ist nicht mehr ein Denkmal des Geldes, sondern des Mammons. Da sind Säulen, aus deren Innern Trauergenien kriechen, Kapellen, die im abenteuerlichsten Glanz bunter Scheiben innen erleuchtet sind, wüste, unverständliche Totenallegorien in Unmengen von Marmor ausgeführt, große Pyramiden ⟨von⟩ Menschen sind auf ihrem Grabmal dargestellt, wie sie im Familienkreise sitzen – Kreuze, auf denen die Photographien der Toten, die sich auf den meisten Gräbern befinden, angebracht sind oder unsinnige Darstellungen von Liebe, Glaube und Hoffnung in ihrem Symbol: Anker, Säule o. ä.

Am Ende des Friedhofs liegt ein Krematorium, mit einer Urnenhalle im Stile derjenigen, die wir anfangs sahen. Wir hielten uns bei alle dem nicht lange auf, aber gingen umher, vom Entsetzen ins Lachen und wieder zurückfallend ins fassungslose Schweigen. – Schließlich verweilten wir noch zwei Minuten am Grabmal des Manzoni, aber das konnte den Eindruck einer fast physischen Übelkeit, den wir mitnahmen nicht heben.

Die Bahn brachte uns zum Dom. Sicher ist man bei seiner Betrachtung ganz vom Wetter abhängig und wir hatten Glück, indem wir diese große und doch auf ihrem breiten Fundament so schlanke Steinmasse gegen den blauen Himmel sahen, der im Kontrast zu dem Marmor noch dunkler aussah. Später gingen wir hinein. Der Raum wirkt groß und doch diszipliniert durch die starken Säulen mit ihre⟨n⟩ Doppelkapitälen, die die Wucht der Schäfte noch verstärken. Die Scheiben haben satte Farben und besonders erinnere ich mich an den warmen gelben Lichtton, den die untergehende Sonne auf den Fußboden warf, durch eines dieser Fenster hindurch. Dem Innern kommt der Mangel an allen aufdringlichen Altarbildern sehr zu statten – auch stehen keine Bänke im Dom, das alles erhöht das Bewußtsein, sich in einem freien, groß gegliederten Raum zu finden, den das Licht überall gedrängt erfüllt. Man konnte wohl kaum zu günstigerer Zeit hinkommen als wir. Das Dach woll-

ten wir erst am nächsten Tage besteigen und so gingen wir zum Teatro Olympico, um die nicht ganz billigen Billets zum Abend zu holen. Nach dem Abendbrot schlenderten wir wieder zum Theater zurück. Zu alledem hatten wir viel Zeit, denn die Vorstellung begann erst um 9 Uhr. Später merkte ich übrigens, daß ich bei diesem Abendbrot sehr wahrscheinlich meine Brieftasche verloren habe; zufällig war kaum etwas von Wert darin – trotz meiner Nachfrage habe ich sie nicht wiedererhalten.
Wenn man übrigens in Mailand eines schönen Frühlingsabends ins Theater geht, so ist das nicht anders, als in Berlin – besser in Charlottenburg, wenn man durch den Kurfürstendamm und die Grolmannstr⟨aße⟩ zum Schillertheater geht. Dann allerdings trennen sich die Wege und man wird im Schillertheater niemals etwas, wie d'Annunzios: Gloria zu sehen bekommen.
Wenn man ins Theater hineinkommt, – die Garderobe nimmt man mit sich – sieht man sich einem erleuchteten Vorhang gegenüber. Wir hatten einen unnötig guten Platz und konnten aus der Nähe die große Anzahl von Reklamen, die diesen Vorhang vollständig füllen, lesen, soweit das Italienisch reichte. – Es füllte sich langsam, die Herren rauchen im Theater. Bei den Damen fällt auf, daß viele alleine hinkommen. – Um im Einzelnen den Verlauf des Stückes zu erzählen, habe ich nicht genug verstanden. Immerhin ergaben mimisches Spiel und vage Hypothesen der Zwischenakte, daß es sich um den Kampf eines Mannes zwischen Ruhm und Liebe handelte. Das Stück liegt im Rohesten und nährt sich nur von heroischen od⟨er⟩ sentimentalen Affekten. Dementsprechend ist das Spiel grob und wo wir es näher verfolgen konnten, wirkt es platt und unkünstlerisch. Sehr spaßhaft war, die genaue Kopie einer Sonne aus dem Fiesko hier wiederzufinden. Wie wir nachher merkten war es eine Premiere und am Schluß wurde denn auch bescheiden gezischt, neben vielem Beifall. – Abgesehen vom Künstlerischen waren wir auch durch die mangelnde Ausstattung u⟨nd⟩ Pantomime durchaus nicht auf die Kosten gekommen. Nur die phänomenale Schlechtigkeit des Stückes war interessant und die Beobachtung, daß mitten im Spiel, 2 Min vor dem Fallen des Vorhangs, ein Klingelzeichen auf dieses Ereignis aufmerksam macht. Beim zweiten Klingelzeichen fällt dann der Vorhang wirklich. –
Der nächste Morgen – gegen ½2 ging unser Zug von Mailand nach Verona – war dem Domdach, der Brera und dem Abendmahl

gewidmet. Im Dom kamen wir gerade zu einer hübschen Feier. Die kleinen 5-6jährigen Kinder erhalten ihr erstes Sakrament (oder etwas ähnliches). Sie sind alle in weißen Kleidern erschienen und sitzen sich in 2 Reihen gegenüber – hinter ihnen die Eltern, zwischen den Stuhlreihen aber bewegt sich eine Art Prozession vorbei, worunter der Erzbischof von Mailand, der die Kinder segnet. Jedenfalls ist dieser Zug in schönen Ornaten, mit Lichtern – nicht zu vergessen, die Festkleidung der Kinder selbst, geeignet, ihnen einen frühen und darum nachhaltigen religiösen Eindruck zu geben. Als wir nach einiger Zeit vom Dache herunterkamen war die Feier gerade zu Ende. Die Kinder drängten sich aus der Kirche und da war die von Hunderten von Händen wiederholte Bewegung des Kreuzschlagens in ihrem Schema wenig anmutig. – Auf das Dach führt zunächst eine bequeme Treppe – später geht man über die glatten Steine selbst bis zu einer Brüstung. Treppen durchziehen überall die abfallenden Teil-Dächer und bilden Absätze. Die Marmormasse ist so ausgedehnt, daß man auch von oben nur nach bestimmten Richtungen den Platz am Fuße des Doms sehen kann. Auf allen Seiten erheben sich kleine und größere Türme, Brüstungen, Geländer, auf und in denen Heilige stehen. Hier kann man den Glauben an die Menschheit gewinnen, wenn man bedenkt, welche Massen heiliger Menschen gelebt haben müssen, damit dieser Dom gebaut werden konnte. Der Anblick ist durch diese Fülle natürlich imposant und gewinnt noch viel, wenn man in einzelnen Teilen die Ornamente in ihren schönen Variationen verfolgt. – Wir schritten nicht das ganze Dach ab, sondern stiegen nachdem wir einen kleineren Teil betrachtet hatten, auf geradem Wege wieder hinunter.
Die Brera ist in ihrer Fülle italienischer Kunst aller Zeiten ohne Vorkenntnisse oder Führer in kurzer Zeit nicht zu genießen. Also verweilte ich nach Gefallen bei einzelnen Bildern und fand eine große ⟨Menge⟩ schöner. Wenn man hineinkommt, hat man stark angegriffene und doch noch farbige Tafeln Luinis vor sich. Nach einiger Zeit folgt der wohl unstreitig schönste der Säle der Brera: Mehrere Madonnen und eine großartige Pietà Bellinis. Daneben der berühmte Christus Mantegnas. Weiterhin fiel mir noch Gentile da Fabriano auf in seinen architektonisch genau gegliederten, naiv und darum um so eindrücklicher erżählten Szenen. Überaus traurig ist die moderne Malerei der Brera; im wesentlichen schlechter Piloty. Bei der immerhin schnellen Betrachtung zu der wir gezwungen

waren, haftet doch fast nur der Gesamteindruck, einzelne Schönheiten verblassen. Und eben das will für den Laien bei der Brera nicht das Beste besagen. – Jedenfalls hatte mich die Galerie, die wir übrigens einzeln durchschritten, so sehr gefesselt, daß ich es bei Lionardos Abendmahl zu büßen hatte. Wir waren hundert Schritt auf der Straße gegangen, als mir einfiel, daß ich meinen Stock vergessen hatte – noch jetzt, indem ich es schreibe durchzuckt mich der unangenehme Schreck dieses Augenblickes. Katz und Simon konnten bei der knappen Zeit nicht warten – bei mir aber stand natürlich fest, daß ich das Abendmahl sehen wollte. Sie konnten mir nur einige vage Andeutungen geben, ich ohne Plan, ohne Sprachführer, die sie natürlich besaßen, mußte sehen, wie ich durch kam. Ich trennte mich – an der Bahn wollten wir uns wieder treffen. Ich zweifelte einen Moment, ob ich überhaupt versuchen sollte, nach St Maria dell⟨e⟩ Grazie zu kommen. Ich eile zur Brera, habe natürlich erst eine langweilige Prunktreppe hinaufzugehen, empfange meinen Stock und ziehe noch eine Erkundigung ein. Auf der Straße kommt eine Bahn. Ich (schreiend): St. Maria dell⟨e⟩ Grazie? Der Schaffner nickt und ich springe auf, trotzdem ich vorher gehört hatte, daß durch diese Straße keine Bahn nach dem Kloster fährt. Ich fahre – und fahre, der Schaffner hat natürlich in Anbetracht meiner Hilflosigkeit ein Trinkgeld bekommen. Ich habe das Glück, daß einer Dame der Schirm hinfällt und hebe ihn auf. Der Lohn folgte auf dem Fuße. Denn plötzlich sind wir am Dom – und der Wagen hält. Ich verfüge nur über 4 Worte: St Maria dell⟨e⟩ Grazie. Das sage ich denn auch. Vielleicht sogar mehrere Mal. Die Dame will gerade aussteigen, hört es und versteht die Sache und sagt dem Schaffner irgend etwas. Ich frage französisch: »Combien de temps?« er nickt, ich will verzweifelt absteigen – er winkt mit der Hand. Schließlich drückt er mir einen Zettel in die Hand mit einigen Zahlen und italienischem Text, der mich wohl veranlassen sollte, die betreffenden Straßenbahnen zu benutzen. Darauf schiebt er mich sanft und eine gewisse Richtung andeutend aus dem Wagen.
Von hier aus irrte ich wild umher. Viele Haltestellen sind auf dem Platz – hier kommt diese Bahn vorbei da eine andere. Ich gehe der Richtung nach, frage an jeder Straßenecke einen Menschen, frage die Kondukteure, überall bekomme ich Antwort, nirgend verstehe ich sie. Schließlich nickt ein Schaffner auf meine Frage, ich springe auf und gerate noch fast unter den Wagen. Es ist inzwischen nach

viertel zwei – kurz nach zwei geht der Zug. Ich weiß nur, daß ich das Abendmahl sehen will – weil es zu albern ist, wegen eines vergessenen Stockes Lionardos Bild nicht zu sehen. Unsinnig frage ich den Schaffner auf französisch, wie lange man fährt. Er versteht natürlich nicht. Endlich hält er und zeigt eine Richtung. Ich sehe eine Kirche, im Dauerlauf stürze ich hinein – es ist dunkel, irgend jemanden sehe ich und gehe auf ihn zu: Lionardo da Vinci? Er zeigt hinaus, ich laufe aus der Kirche ins Nebengebäude, bezahle – muß auch meinen Stock noch abgeben. Es ist ganz ungeheuerlich, daß ich jetzt mein Billet habe und ich muß in diesem Loch warten, bis einer von den Männern langsam auf steht und zur Sperre geht. Dahinter ist der große Raum und Lionardos Bild. Die kahle Verfallenheit fesselt. Die Bilder scheinen die Produkte irgendeiner rätselhaften Verwesung, die hier aus den Wänden heraustritt. Ich sehe nur Lionardos. Eine Mauer hält den Beschauer in 2 Meter Abstand. Ich stehe davor, mein Schweiß trieft, der Kneifer fällt mir zu Boden, ich hebe ihn erschrocken auf, kann ihn nicht aufsetzen. In die Tasche – die Brille wird aufgesetzt. Ich kann nicht mehr empfinden als den Raum und das Bewußtsein, so groß und blaß nun das vor mir zu sehen, was ich so oft als Abbildung bewunderte. Das alles hat kaum eine halbe Minute gedauert. Ich laufe hinaus und die Leute in Livree, die im Vorraum sitzen, stutzen. Ich laufe wieder, stürze mich in die nächste Bahn, steige nach zwei Minuten wieder ab und rufe eine Droschke. Der Mann hat einen sterbenden Gaul vorgespannt. »Presto⟨«⟩ und ich klopfe mit dem Stock auf den Boden. Gott, er fährt mich um ⟨sic⟩, ich sehe, daß er notorisch einen Umweg macht. Aber ich kann mich nicht ausdrücken und schreie nur Presto. Jetzt suche ich den Kneifer, wühle alle Taschen durch und er ist nicht da. Ich bin wirklich erschöpft. Schließlich sitzt er im Futter. – Im Hotel ist niemand mehr. Sie haben meinen Koffer schon mit zur Bahn genommen. Ich laufe die 3 Minuten zur Bahn, auf dem Perron sehe ich endlich Simon. Doch ich habe noch keine Ruhe, sondern muß Katz suchen, der sich jetzt verloren hat. Kaum sitzen wir endlich, so fährt der Zug. – Die Fahrt nach Verona konnte für meine Erschöpfung nicht lang genug sein. Und anfangs verweigere ich auch die Annahme der Mittagsration.

In Verona entschlossen wir uns noch im letzten Augenblick, an der ersten kleineren Station auszusteigen. Wir sehen uns auf einem freien, aber ziemlich unbelebten Platz. Nur die Bahnhofslungerer

sind da und wir haben die gewohnte Unannehmlichkeit, sie los zu werden. Nach einiger Überlegung, der Baedeker gab uns hier wenig Hilfe, entschloß Simon sich mit einem (ungefähr 16jährigen) Hoteldiener vorauszugehen. Katz und ich warteten und nach fünf Minuten waren beide wieder zurück; das Hotel war gewählt. Durch die Porta Nuova, ein schönes antikes Portal sieht man einen Corso. Eine breite Straße, deren niedrige bunte Häuser wenig Schatten geben. Und das ist das erste Stadtbild, das ganz deutlich »Italien« sagt. In dieser Straße liegt nicht weit vom Tor unser Gasthaus. Ein italienisches Gasthaus, der Bahnhofsdiener – und er schien der Geist der Wirtschaft zu sein, radebrecht das Deutsche gerade soweit, um mit Heimatklängen Fremde zu gewinnen. Durch eine dunkle Stube gehn wir hinein. Kleine Tische mit weißen Tischtüchern und Servietten stehen da und überall sitzen Fliegen. Es geht 2 kurze enge Treppen und einen ganz schmalen Gang im Dunkeln entlang. Ein Zimmerchen mit 2 Betten, Fenster nach der Straße nehmen Katz und ich. Simons Zimmer habe ich nicht gesehen. Wir verlangen Wasser und ruhen einen Augenblick. Es klopft. In der Tür erscheint ein schmutziger Junge, der einzige Gast, den wir eben im Speisezimmer bemerkten, und hält eine Zigarrenschachtel mit Postkarten. Man befördert ihn hinaus. – Wir sind bald im Freien, denn die Zimmer verlocken nicht. Dagegen wecken sie mein Mißtrauen und ich schütte Mengen von Insektenpulver unter das Laken.

Die breite Straße, an der unser Hotel liegt, erstreckt sich von der Porta nuova zum Amphitheater. Nachmittags erfüllen Müßiggänger sie. An einer kleinen Kirche vorbei, die mit einem Vorhang gegen die Straße abgeschlossen ist, gelangen wir auf den Platz. Die gewöhnlichen Anlagen, ein Springbrunnen, spielende Kinder mit ihren Mädchen. Ein großer dunkler steinerner Bau ragt auf: das Amphitheater. In einem Bogen ist der Stand für Postkarten und Billetverkauf. Wir treten ein und haben die Stille der großen aufsteigenden Arena vor uns. Nur an einer Stelle wird die Linie des Horizonts durch große Trümmerpfeiler unterbrochen, Reste eines Arkadenumbaus, der zu Goethes Zeiten noch stand. Treppen sind zwischen den meterhohen Absätzen geschlagen. Wir steigen hinauf bis zum Rand. Die Sonne senkt sich, vor uns haben wir Dächer, schmutzig und baufällig. Einige Kirchtürme erheben sich; die Anlagen der Forts auf den Hügeln sind schon in Abendnebel gehüllt.

Doch ist es noch ganz hell. Wie wir hinuntersehen, bemerken wir besonders schwarz die großen Zugangsöffnungen, die in die Arena münden. Um ganz ruhig zu schauen, setzen wir uns oben auf den Rand. Die Fassungsgröße des Theaters wird abgeschätzt, dann berechnen wir und ich war am nächsten mit 40000 Personen. Wir sitzen noch eine Zeit lang schweigend, dann gehen wir am Rande herum. Neben den Arkaden, die noch durch Steinbögen mit dem Arenabau verbunden sind, steigen wir hinunter, um uns die frühere Lage wiederherzustellen. Doch ist nicht alles klar. Immer die Dächer vor Augen, setzten wir den Rundgang fort, manchmal sehen wir in einen der Eingangsschlünde hinein. Leider können wir nicht warten, bis die Arena von der untergehenden Sonne wiederstrahlt, nur ihren obersten Rand sehen wir beleuchtet. Im Verlassen sehen wir eine Dame, die den Bau mit einem Führer besichtigt – wie winzig die Leute auf dem Grunde des steinernen Kraters sich bewegen. Wir gehen noch ein wenig in den äußeren Bogengängen umher und sehen die Keller und Gefängnisse für wilde Tiere und Menschen. Ein paar Postkarten werden gekauft.

Durch ein paar Straßen geht es auf den Marktplatz. Zwei Säulen mit alten Adelssymbolen erheben sich. Häuser umdrängen ihn ganz dicht. Die Marktbuden stehen, beherrscht von einem Holzgerüst für Musiker. Es ist späte Dämmerung. Hohe Häuser, schmal und eines mit breiter Palastfront, säulengegliedert mit dem regen aber undeutlichen Marktleben, verwirren uns stumm. Ich höre ungeduldig, wie Simon im Führer nach Namen sucht und Himmelsrichtungen feststellt. Hierher wollen wir gleich zurückkehren. Doch erst geht es zur Post, wo ich in dürftigem Italienisch Marken kaufe und zu meinem Erstaunen noch keinen Brief der Eltern vorfinde. Einen zweiten Platz müssen wir erst lange suchen. 2 Palastfronten und ein Tor mit Barockwappen, auf der Seite eine Einfahrtsmauer begrenzen ihn. Es gilt nur noch, den freien Vorbau⟨?⟩ eines Palastes mit dünnen Säulen und den gleichmäßigen Bogenrundungen zu sehen. Davor Taubenscharen. Und wie das Tor sich vom blauen Himmel abhebt. Es ist dunkel. Der Markt, zu dem wir zurückkehren, hat Budenlichter. Musikanten steigen mit ihren Instrumenten auf das Podium. Nicht weit davon setzen wir uns an einen Tisch vor dem Restaurant. Ich muß immer wieder die Dächer und den Himmel sehen; ein paar Frauen, die vorbeigehen. Eine Bude mit grünen, roten und gelben Getränken, die in der Nähe steht. Die ersten

Klänge der Musik werden erwartet. Dann sehe ich beim Spiel der Kapelle Gehen und Stehen der dunklen Menschen auf dem dunklen Platz wie rhyt⟨h⟩misch geordnet. Der Kellner betrügt mich um einen Lire; Gegenstand vieler Scherze als wir schließlich nach Hause gehen. Dabei schieben wir unsere in der Wärme des Abends sich dehnende Begier an den Cafés vorbei. Ich mit der stärksten, halte die anderen mit Spott zurück. Jetzt finde ich keine andere Antwort, wie: aus Sparsamkeit und gespielter gleichgültiger Enthaltsamkeit.

Der nächste Morgen bot uns gefällig die italienische Sonne unserer Reise. Ich kam zuletzt in das Entree, das Eßraum ist. An meinem Platz stand ein dickes Täßchen Chokolade. Ist das alles? Ja. In einem Schluck trinke ich aus. Kleines Gebäck, lächerlich gering. Etwas Butter bleibt beim Schmieren übrig. Ärgerlich will ich es in meiner Butterdose mitnehmen. Simon wehrt. Die Rechnung zeigt widerliche Geldschneiderei. Simon läßt sich verdächtige Summen analysieren. Es kommt Schwindel heraus. Beschwerde bleibt erfolglos. Da wird die bisher unsichtbare Instanz, der Wirt hergeholt. Hilflos müssen wir zusehen, wie der Wirt vom Piccolo italienisch instruiert wird. Als wir zu Wort kommen, verweigern wir 1 Lire, die das Factotum für Koffertragen verlangt. Simon wird energisch. Der Piccolo ergreift einen Besen und verstellt den Ausgang. Ein paar anwesende ebenfalls deutsche Touristen bleiben neutral. Im Wunsche eine Streiterei zu vermeiden, zahlen wir den Lire und entfernen uns fluchend.

Am Bahnhof geben wir das Gepäck für 3 Stunden ab und gehen zwischen Stadt und Befestigungen auf der Landstraße auf S. Maria Maggiore zu. Seltsam wirken diese Hügelwallungen, diese bald steilen, bald abgeschrägten Mauern, die manchmal so geringen Höhenunterschiede der Anlagen – alles von feinem Sinn, doch ganz verborgen für den Laien. Ein wuchtiges dreiteiliges Festungsportal allerdings überrascht in seinem Giebelschmuck und seiner Breite. – In der Folge wird mein Gedächtnis von den einzelnen Bauwerken nur noch sehr unvollkommenes berichten können. Am ehernen zweiflügeligen Portal von St. Maria Maggiore sind ganz primitive Reliefs aus der biblischen Geschichte. Innen gibt vor allem eine hölzerne rote und goldene Balustrade, von holzgeschnitzten Aposteln gekrönt, die Gliederung des Baus. Unter der Balustrade, die sich 4 Meter über dem Boden mit Stufungen⟨?⟩ erhebt, führen Stufen in

die Krypta. Wir fuhren mit der elektrischen Bahn durch die Stadt und sahen noch andere Gebäude. Die Haltestellen der Bahnen sind unbestimmt oder schlecht bezeichnet, man steigt von anderer Seite ein als bei uns, ich bin an diesem Vormittag wohl 3 Mal der Bahn nachgelaufen, während die anderen schon darin saßen. Als wir zum 2ten Male am Markt frühstückten, entschlossen wir uns noch, das Teatro Romano, das ursprünglich nicht in unserm Plane lag, anzusehen. Auf dem Wege dahin gingen wir über eine Holzbrücke. Man sieht die Stadt und den Fluß hinunter und die Berge mit den Castellen. Häuser in allen Farben scheinen über einander geschichtet und grenzen an den Fluß.

Das Teatro Romano ist von der Straße aus eine abgezäunte Bau- oder Trümmerfläche. In der Verwalterbude wie gewöhnlich ein kleines Museum von Funden auf dem Platze. An dem Theater selbst ist das eigenartigste sein Verfall. Deutlich bemerkt man, wie ein Teil der verfallenden Mauer nach dem anderen in die Häuser, die hier gebaut wurden, als Mauerwand eingefügt wurde. Einige Bühnenpfeiler sind, glaube ich, noch erhalten, die Marmorstufen in Resten. Der gesamte Anblick ist ganz ungegliedert, die vollkommene Trümmerstätte. – Wir fahren zur Porta Nuova zurück, von dort mit der Eisenbahn zum Hauptbahnhof, wo wir den Zug nach Vicenza bekommen.

In Vicenza ist ein verstaubter, grüner heißer Platz am Bahnhof. Am Rande eines breiten Kiesweges eine Bank. Wir setzten uns und das selbstverständliche Mittagsbrot (es muß noch einmal genannt sein) Sardellenbutterbrot, Wurstbrot, Bonbons wird von Simon bereitet. Über uns liegt auf der Rasenanlage ein Junge, halbnackt auf dem Bauch, der ab und zu sein Bein hochstreckt und danach greift; die einzige Bewegung. Ein paar andere winken ihm, nach lange gewechselten Rufen steht er auf. Sie spielen und klettern auf einen Baum. Wurstschalen, die wir auf den Boden geworfen haben essen sie ab; ich rauche eine Zigarette an, lege sie auf die Bank. Dann gehe ich und sehe, wie sie sich darum balgen. Bis zum Eingangstor von Vicenza geht man 3 Min auf einer breiten Vorstadtstraße, langweilig, von kleinen Häusern und von einem Park begrenzt. An einem Gebäude kleben Theaterplakate. Hinter dem Tor öffnet sich bald nach rechts eine Straße und in drei Säulen steht das erste Fragment palladischer Größe da. Eine ganz schmale hohe Fassade, deren schönstes 3 Säulen sind, die unbekümmert um horizontale Gliede-

rungen aufsteigen, am Kapitäl durch zwei Blattranken verbunden. Nicht rein, aber deutlich erscheint hier gerade durch das Bizarre, Unvollendete Palladios Absicht; denn was man sieht, ist nur ein kleiner Teil der geplanten Fassade, dessen Höhe die Säulen stärker betont, als es der vollendete Bau getan hätte.
Ein paar Nebenstraßen weiter steht die Basilika Palladiana. Erhabener kann kein architektonischer Eindruck sein, als die doppelhohe marmorne Bogenreihe, mit der undurchdringlichen Dunkelheit des Innern. Der Farbeindruck, des in allem Schmutz immer noch leuchtenden Marmors und der dunklen Bogentiefen macht die Gewalt des Eindruckes und die Höhe und Ausdehnung dieser Bogenreihen nimmt dem Bilde alles Romantisch-unklare; so daß hier im Ungeheuren und Deutlichen zugleich das Erhabene erscheinen muß.
Auf dem Platz stehen auch auf der Gegenseite alte Gebäude, doch ohne Schönheit. Man geht durch Bogengänge auf die andere Seite – in die Hallen selbst kann man nur mit besonderer Erlaubnis (scs Geld) – sie ist einfacher – es riecht überall schlecht in den Winkeln – Obstfrauen sitzen mit Körben herum. An den Fronten zweier Paläste, aus dem 12[ten] Jahrh⟨undert⟩ glaube ich, eines gotischen und eines romanischen vorbei, durch Nebenstraßen, die zum größten Teil von schiefen und baufälligen Häusern in klassischen Stilen gebildet werden, kommen wir zum Museo civico. Für mich als Laien ist der Bau gleichförmig und wenig anziehend. Während wir uns auf einer Bank ausruhen beginnt es von dem dicht bedeckten Himmel zu regnen. Wir gehen auf das Teatro Olimpico, einem Rundbau dem Museo schräg gegenüber zu, wo ein Müßiggänger uns empfängt und für sein Trinkgeld den Pförtner herausklingelt. Palladio hat ein Theater für klassische Aufführungen gebaut und jedes Jahr einmal wird der Raum auch zu diesem Zwecke benutzt. Von rechts, von der Bühnenseite betritt man einen hohen ungefähr halbrunden Saal, den wir durch Reparaturen verdunkelt fanden. Die Zuschauerreihen, hohe hölzerne Stufen steigen in 13 Reihen steil amphitheatralisch an. Ein Einschnitt und darauf eine sehr breite Rampe trennen sie von der Bühne, die nur von einem kleinen Teil der Plätze ganz überschaut wird. Am Ende der Rampe erhebt sich ein Torbogen in palladianischer Architektur, hinter dem sich der sehr weite Prospekt einer Straße zeigt. Eine außerordentliche starke perspektivische Illusion ist durch ein allmähliches Ansteigen

des Bühnenbodens erreicht worden. Zwei kleinere Logenöffungen zu beiden Seiten öffnen entsprechende kleinere Ansichten. Das Theater ist in der Geschlossenheit des Raumes schön, bedeutend aber wird es, indem augenscheinlich die Möglichkeit gegeben ist, den Übergang von der Straße in das Haus auf offener Scene zu geben, indem der Schauspieler aus dem Straßenprospekt vor die sehr ausgedehnte Tor-Architektur, die als Zimmerwand betrachtet werden kann, sich begibt. Damit ist eine neue Möglichkeit für die Aufführung, ja für das Drama gegeben.
Als wir aus dem Theater heraustraten, standen wir Schutzlose im stärksten Regen, und trotzdem wir unentwegt die alten Gebäude der Stadt aufsuchten – den Strohhut nahm ich unter den Arm, war die Betrachtung in der klebrigen Nässe und der Umschau nach Zufluchtsorten gestört. Zwar sind mir noch Straßenbilder, aber nicht mehr Paläste in ihren architektonischen Einzelheiten im Gedächtnis geblieben. Peinlich war die erfolglose Suche nach einer berühmt-häßlichen Jesuitenkirche.
Einen großen Teil der 5 Stunden, die wir uns für Vicenza vorbehalten hatten, mußten wir wegen des starken Regens lesend und Karten schreibend in der Bahnhofshalle zubringen. So sahen wir die Villa Rotonda, die weit außerhalb der Stadt liegt, nicht.
Stärker als an anderer Stelle werden Mängel sich bei der Erinnerung an Venedig ergeben wegen der Menge und Gleichartigkeit der Eindrücke, die nicht jeden Tag völlig gegen den vorherigen veränderten. – Auf einem Damm in einer unabsehbaren Wasserfläche, die nur durch Pfosten und andere Dammbauten unterbrochen wird, fährt der Zug nach Venedig ein. Es hieß schnell aussteigen, um den Dampfer zu erreichen. Simon und Katz sind darauf, ich werde zurückgehalten, da ich meine Lire wechseln muß, der Dampfer fährt ab und ein paar heftige Armbewegungen nützen wenig, ihr Schreien verstehe ich nicht. Ich warte auf das nächste Boot und überlege. Vermutlich sind sie an der nächsten Haltestelle ausgestiegen, um auf mich zu warten. Wenn nicht, werden sie mich an unserer Absteig-Stelle empfangen. Zur Not: welche Hotels hatten wir ins Auge gefaßt. Ich erinnere mich nur unbestimmt. Das Schiff kommt; um besseren Überblick an den Stationen zu haben, stelle ich mich an die Spitze. Mein staunendes Schauen wird unangenehm durch die Unsicherheit der Lage abgelenkt. Es dämmert und der Himmel ist bezogen. Ein breites graues Wasser am Rande links

noch große Hotels, rechts schon graue, braune gleichgiltige Häuser, von denen manchmal ein dunkles Gold leuchtet. An der nächsten Station stehen sie nicht, der Dampfer fährt stampfend ab. Die Reihe der Paläste – alles hier sind alte Paläste – bricht sich an einer Ecke. Das Wasser ist unwahrscheinlich; im Innern verstehe ich nicht das natürliche Sein der Menschen auf dem Schiff und das Wasser. Dagegen kann ich die Paläste fast ohne Verwunderung annehmen. Das Seltsamste ist, daß sie im Wasser wurzeln. Es wird dunkler und die Fahrt lang. Wie klangreiche Namen die Stationen haben: Bragora, St. Zaccaria. Ich muß Anschluß an die Reisenden suchen. Dem Gespräch einiger Deutscher höre ich zu. Ich nehme nicht ohne Absicht einen etwas hilflosen Ausdruck an. Ein alter Hoteldiener, auf der schmutzigen Mütze den Vermerk »Aurora« führt seinem Hotel ein paar Touristen zu und will mich mit nehmen. Ich frage ihn nach einigen Hotels, in denen Simon und Katz vielleicht sein konnten. Er weiß nicht recht was ich meine. Ich behalte die Deutschen im Auge. Endlich steige ich doch in der fremden Stadt mit dem Mann von der »Aurora« und seinen Touristen aus. Doch in dem Hotel sind sie nicht. Ich versichere mich, ob eventuell für die Nacht ein Zimmer zu haben ist; man verfehlt nicht, zu bejahen, noch das *letzte* sei frei; dann frage ich nach dem Markusplatz, wo das eine der Hotels war, in denen ich Simon und Katz vermutete. Es ist dunkel, die Laternen und Lichter brennen. Mit meinem Koffer gehts die Riva ⟨degli⟩ Schiavoni entlang, angerufen von Gondolieres, verfolgt von Straßenjungen; einer, dem ich mein »niente« erwidere, stößt meinen Koffer mit dem Fuß. Ich muß schnell gehen, wenn ich lange ausruhte, würden sie in Scharen kommen. Ich stolpere müde aber energisch über die Brücken. Dann biege ich zum Markusplatz ein. Zuerst frage ich nach dem Hotel einen Schutzmann, (auf französisch) er weiß nichts und fragt einen Kellner. Ich bekomme eine unbestimmte Antwort, nach der ich mich nicht zurechtfinde. Von aller Schönheit um mich sehe ich nichts und will den Platz verlassen, zur »Aurora« zurückkehren. Plötzlich höre ich hinter mir unseren Pfiff. Simon. Katz ist noch einmal zum Bahnhof gefahren, um mich dort zu suchen. Wir warten auf der leise schwankenden Anlegestelle auf ihn. Vereint gehen wir ins Hotel Sandwirth, Riva Schiavoni, wo schon Zimmer gemietet waren. Bald gehe ich zum spärlichen Abendbrot hinunter, bei dem wir Fritz Bale, dem wir schon in Basel begegnet waren, treffen. Schließlich

gingen wir glaube ich noch ein paar Schritt an der Riva am Kanal auf und ab.
Morgens durften wir niemals spät aufstehen. Unser Frühstück bekamen wir für ca 1 L in einem Café 3 Minuten vom Hotel entfernt an der Riva. Es war selten so sonnig, wie ich es mir zu einem Frühstück am Canale grande gewünscht hätte. Nach dem Frühstück begann sofort das Tagesprogramm und bei allen Kunstbetrachtungen war ein Führer von Semrau für die venezianischen Kunstdenkmäler unentbehrlich. Ich geriet zufällig in einer Buchhandlung, in der ich mir mehrere englische Bücher vorlegen ließ, auf ihn und er nützt mir noch jetzt, um mir Erinnerungen wachzurufen. Später schaffte auch Katz ihn sich an. – Nach dem Kaffee sahen wir uns auf dem Markusplatz um. Ich erstaunte, eine helle, nüchterne Realität zu finden. Ein Feriengefühl durchzuckte mich: Spaziergänger und Tauben, die nicht die unwahrscheinlich maßgebende Rolle spielen, die Reisemythen ihnen gegeben haben. Arme Venezianer stehen herum und verkaufen Tüten mit Taubenfutter, die sehr lang sind und wenig zu enthalten scheinen und müßige Damen schütten die Tüten aus, eine plumpe Bewegung. Wie anmutig dagegen die Kinder, die ihre Freude in der Bewegung mitteilen können. – Der Bogen unter dem Uhrturm geht auf eine enge dunkle Geschäftsstraße, die sehr belebt ist. Wir wollen die Frarikirche sehen und das ermüdende Laufen und Suchen, an das wir uns in Venedig zu gewöhnen hatten, beginnt. Als wir dann nach Fragen, hin- und her Irren und Sackgassen, die auf kleine Kanäle führen, die Frarikirche vor uns hatten, da war auch das für mich charakteristisch venezianisch, daß man der Kirche in ihrer verbauten Umgebung nur mit Mühe eine vernünftige Frontansicht abgewinnen kann. Als wir sie hatten, folgten wir aufmerksam den kleinen Belehrungen, die Lübke über das Portal gibt. – Keine zweite venezianische Kirche haben wir im Innern so gewissenhaft betrachtet wie diese erste, die besonders lehrreich ist. Für die Geschichte des italienischen Wandgrabes findet man gute Beispiele, desgleichen für frühe venezianische Madonnenmalerei. (Vivarini – Bellini) Ein sehr schöner geschnitzter Mönchschor. Eine bemerkenswerte Scheußlichkeit, Grabmal Tizians, stellt plastisch einige seiner Gestalten dar.
Am gleichen Vormittage besuchten wir die ersten Säle der Accademia. Im zweiten Saale, der Stätte der »Assunta« und des »Wunders des heiligen Markus« von Tintoretto hörten wir die gute Erklärung

des Leiters einer deutschen Kunst-Schule mit an, der wir noch öfters begegneten. Die Schüler saßen am Boden oder standen. Besonders fiel mir bei einer späteren Begegnung ein schrecklich schwarz-grau angezogenes Mädchen auf, das ich im Dogenpalast bei der Erklärung der Deckengemälde ausgestreckt am Boden liegen sah. Ein Streit über die Gestalt des Markus auf Tintorettos Bilde führte die ästhetischen Konflikte zwischen Simon und mir von der Poesie auf die Malerei über, wo mich seine Gedanken manchmal fast zur Raserei brachten. Da er Katz⟨'⟩ und meine Art, die Bilder sehr genau zu betrachten, nicht teilte, trennten wir uns für die Besichtigungen oft. Aus diesen Sälen Bilder zu nennen, mag nicht viel Sinn haben: immerhin nenne ich die beiden Gemälde der Accademia, die mich nach der Erinnerung am tiefsten ergriffen haben: Pitatis Gastmahl des Reichen und Tizians Pietà. Beide vor allem in ihren Farben, Pitatis glühende Sonnigkeit der Farben, während Tizians Gemälde dämmerig verschattet ist, so daß Semrau an Rembrandt erinnert.

Das Mittagessen aus den üblichen Bestandteilen wird auf dem Zimmer gegessen, dazu etwas Siphon bestellt, in den man Zitronensaft schüttet. – Mit einer Gondel fuhren wir quer über den Kanal nach der Redentore-Kirche. Krüppel und Müßige, die Centesimi haben wollen helfen bei an und ausbooten, machen die Kirchentür auf und empfangen uns wenn wir herauskommen mit vorgestreckter Hand. Die Kirche ist, soweit ich mich erinnere als Rundbau von sehr klarer Gliederung im Innern gebaut. Die Seitenschiffe werden zu Kapellen. Ich glaube, es war diese Kirche, deren Nischen anstatt durch Heiligen-Statuen durch bemalte Pappkulissen ausgefüllt waren. Der Raum schien mir würdig, doch wie so viele italienische Kirchen entspricht er nicht deutschen Begriffen von der heimlichen Stimmung eines Anbetungsortes. Durch abgelegene Gegenden, aus denen wir oft freien Blick über das Lagunenmeer hatten, kamen wir zur St Maria del Gesuita »sinnlos prächtig«, wie Semrau schreibt, überladen mit eingelegtem bunten Marmor.

Von dort gingen wir ein paar Minuten auf einem schmalen Steinpflaster dicht an einem kleinen Kanal vorbei, zum Platze des Colleoni-Denkmals. Zuerst sahen wir uns die Kunstdenkmäler der Kirche S. Giovanni e Paolo an, die an diesem Platz liegt. Leider hatten wir uns durch eine ungeschickte Einteilung des Führers täuschen lassen; in dieser Kirche, die wir nur flüchtig besuchen wollten, fan-

den wir neben der Markuskirche eine der bedeutendsten Venedigs, wie der Führer denn auch bei näherer Durchsicht angab. Die Zeit war in doppelter Beziehung ungünstig zum Besuch. Erstens brach die Dämmerung ein und zweitens waren wir durch die Eindrücke der Accademia und Frari-Kirche am Vormittag schon hinreichend beschäftigt. Dennoch mußten wir uns entschließen hineinzugehen, da wir vielleicht ohne große Opfer an Zeit in diesen entfernten Stadtteil nicht wieder gekommen wären. Die Besichtigung war neben der Beleuchtung durch Restaurationen, die den Platz der Gemälde wohl teilweise verändert hatten, erschwert. Neben Gemälden besitzt diese Kirche, wie die Frari-Kirche viele bedeutende Wandgräber. – An der Fassade der Scuola di S⟨an⟩ Marco, die wir kurz betrachteten, nachdem wir die Kirche verlassen hatten, fielen mir primitiv gebildete Löwen auf, die in flachen Nischen standen, die durch perspektivische Bemalung tief wirken sollten. Höchst naive Darstellung! – Dem Colleoni-Denkmal widmeten wir die intensivste Betrachtung. Unaufhörlich betrachteten wir es von allen Seiten, machten uns auf immer neue Leistungen der Darstellung aufmerksam. Wir bemerkten vorzüglich die Vollendung des Denkmales, Simons Fernglas ließ uns vieles sehen, was dem bloßen Auge entgangen wäre. Man sieht nicht den Platz, auf dem die Kinder spielen und vergißt die Dunkelheit. Blick und Bewegung des Colleoni haben die unvergleichlichste Realität und eine brutale Kraft. Die Geschlossenheit der Erscheinung ist von jeder Seite, sogar vom Rücken höchst ausdrucksvoll. Selten werden Fremde so lange vor dem Colleoni gestanden haben, wie wir. Vielleicht ¼ Stunde. Unser Abendbrot wird wohl im Café Bavaria eingenommen worden sein und es wird wohl in Spaghetti bestanden haben – wie fast immer. – Am gleichen Abend sah ich das große Schauspiel der Illumination des Markus-Platzes. Ich werde nicht diese erste Illumination zu schildern versuchen, sondern eine zweite, an die ich mich besser erinnere.

Der Vormittag des zweiten Tages galt dem Markus-Dom. Durch unsern Führer wurden wir befähigt, mit etwas Verständnis zu sehen. Am Markus-Dom besteht das Verständnis nicht nur im Entdecken der Schönheit, sondern auch in der Unterscheidung grellbunter, pathetischer Mosaike auf prallem Goldgrund von der steifen Mäßigung der Bewegung und den gedämpften Farben der alten Mosaike, die eben durch diese neuen stellenweise recht unglücklich

ergänzt sind. Im Innern scheiterte eine vollständige Besichtigung an dem hohen Eintrittsgeld, das man für die Besichtigung des Chors und einzelner Kapellen nimmt. – Am Nachmittag fuhren wir nach Chioggia hinaus. Auf dem Dampfer kam ich mit einem sehr geweckten italienischen Arbeiter ins Gespräch. Er hörte an unserer Unterhaltung, daß wir Deutsche waren, und da er selbst mehrere Jahre in Deutschland und in deutschen Sprachgebieten gearbeitet hatte, interessierten wir ihn. Er konnte soviel Deutsch, daß eine notdürftige, mit Mißverständnissen gewürzte, Unterhaltung zu stande kam. Ein Interviu jedoch, das ich über den Tripoliskrieg versuchte, um mich über die Stimmung »in den niederen Schichten« zu unterrichten, mißlang. Der Italiener lobte sehr die deutschen Verhältnisse, vor denen der Schweiz, Österreichs und vor allem Italiens. Er nannte die hohen Preise Venedigs für Kleider und Schuhe, die geringen Löhne und hohe Arbeitszeit. Von deutscher Sprache schien er am besten einige erotische Gassenhauer zu beherrschen, die er uns vergnügt vorsang, in der Erwartung, auf viel Verständnis zu stoßen. In einem schmutzigen Fischerdorf stieg er aus, viele Menschen, hauptsächlich Frauen standen am Landungsplatz. Von seinem Elternhaus, wo er wohnt, bis zu seiner Fabrik hat er 18 km mit dem Rad zu fahren. – Die Fahrt nach Chioggia begleiten in der Entfernung Dämme, auch Kastelle. Man sieht Lagunen, hinter denen das offene Meer liegt. Gegen Ende der Fahrt, wo wir allein auf dem Verdeck waren, gab es Balgerei, bei der ich mit dem Schiffstau gefesselt wurde. Von der Einfahrt sieht Chioggia aus, wie eine kleine Stadt. Am Ufer hat man sogleich ein kleines Hotel zur rechten Hand. Ein Mann steht davor, und ruft mit »Caffè, chioccolata« zum Besuch an ⟨sic⟩. Simon hat wieder die Ruhe unter dem »Góndola«-Geschrei der Schiffer seinen Plan im Baedeker zu studieren. Wir gehen über eine Brücke, auf der schmutzige Menschen in den widerlichsten Haltungen sitzen – manche haben verschwollene Gesichter. Die aufdringlichen Anerbietungen beginnen wieder. Die Brücke geht auf eine dunkle Gasse, durch die man mit ausgestreckten Armen wohl kaum gehen könnte. Widerlicher Geruch. Vor den Türen hocken auf dem Pflaster netzflickende Weiber. Ein paar Kinder liegen herum. Wir endigen vor einem kleinen Kanal mit Brücke. Simon glaubt sich geirrt zu haben: wir müssen noch einmal zurück durch die schauderhafte Gasse über die Brücke. Dann noch einmal, weil unser erster Weg doch richtig war. Über eine Brücke gehen wir

und werfen einen Blick in eine dunkle Kirche. Zurück und am Rande des kleinen Kanals entlang. Durch Torbogen sieht man in dunkle Gassen. Das Bild der schmutzigen Weiber und schmutzigen Kinder ist immer das selbe. Auf dem Pflaster liegt ein Mann; man muß um ihn herum gehen. Simon fragt: »Hast Du schon einen Mann hier gesehen, der vorn die Hosen geschlossen hatte?« Manche Frauen haben unaufgebundenes Haar. Man kann nur von Lappen reden die sie irgendwo angesteckt haben. Wir hatten uns vorgenommen, noch einmal durch eine der kleinen Gassen zu gehen und tun es auch. Dann haben wir die breite Hauptstraße Chioggias vor uns. Wir gehen hindurch. Der Geruch ist wegen der großen Breite nicht so schlimm. Einzelne hübsche Kinder sind zu sehen. Vor ein paar Rasenflecken mit schmutzigen Bänken steht auf einem Schild »Giardino publico«. Ein Mädchen mit Kindern ist darin. Am Ende der breiten Straße ist ein Tor mit einem verwaschenen Marienbild in einer Nische. Dahinter ein freier Platz. Es findet vielleicht Kartoffel-Markt statt. Man sieht Wagen, Menschen, sehr viel Kartoffelsäcke. Hier kehren wir um und gehen durch die Hauptstraße zum Schiff zurück. Auf dem Weg spreche ich mit Simon etwas über Literatur; mich hat mancher Anblick von Chioggia an Zeichnungen Kubins erinnert. – Auf der Rückfahrt vertiefe ich mich mit Simon ganz in ästhetische Gespräche. Den letzten Teil der Fahrt sitzen wir in der Kabine, da es schon kalt und dunkel ist. Es gelingt mir, ihm meine Ansicht vom Kunstgenuß begreiflich zu machen, ohne daß er sie annimmt. In Venedig essen wir (ausnahmsweise und zum letzten Male) in unserm Hotel schlecht und teuer. Danach (?) gehen wir noch an der Riva auf und ab, und führen unser Gespräch, an dem nun auch Katz teilnimmt, zu einem Ende. Wir erkennen eine grundlegende Zweiheit im ästhetischen Urteil: Das Urteil über das Werk, das zeitlos und über den Meister, das zeitlich bedingt ist.

Am folgenden Vormittag sahen wir den Dogenpalast. Schon im Hofe auf der Gigantentreppe sahen wir die Kunstschule von der Accademia kommen. Den Vorträgen des Führers folgten wir bei den Wandgemälden oft mit Gewinn. Seinen Schülern hatte sich auch der unangenehme Freiburger Student, Korach⟨?⟩, angeschlossen. Durch eine sehr kühle Begrüßung vermied ich alles weitere. – Unangenehm ist es, wenn man bisweilen die plapperiggelehrigen Erklärungen eines »Fremdenführers« hört, der mit allen mythologischen Namen die Bilderscenen erklärt. Der Mann sprach

manchmal in einem Raum mit dem Führer der Kunstschule unbekümmert laut. – Gegen ein besonderes Eintrittsgeld sahen wir zuletzt den Flügel des Palastes, an dem die Seufzerbrücke liegt, nachdem wir vorher, ohne es zu ahnen, in den Bleikammern gewesen waren, die jetzt zu einer Galerie von Bildnissen des Dogenpalastes und Markusplatzes geworden sind. In diesem zweiten Flügel sind die Schlafzimmer des Dogen, mit schönen Marmoröfen, alte geographische Karten und Globus, Münz⟨-⟩ und Gemmensammlungen und eine Glyptothek mit interessanten und z.T. wenig bekannten Köpfen römischer Kaiser. Kurz vor dem Aufgang zur Seufzerbrücke hängt ein unvollendeter oder schon etwas verblaßter Christophorus von Tizian, der mir den unheimlichen Eindruck vieler Darstellungen dieses Heiligen gab. Dann besichtigt man die Seufzerbrücke, d.h. man bringt seinen Körper in einen dunklen Gang, in dem viele jämmerliche und mutige Menschen gestanden haben. Bei der übrigen Aufzeichnung des Tages laufen mangels genauer Erinnerung oder Aufzeichnung vielleicht chronologische Ungenauigkeiten mit unter. Am Vormittag sahen wir vielleicht noch St. Maria Formosa mit Palmas schönem Bilde der Hl. Barbara, S. Giovanni Crisostomo und S. Salvatore, an die ich trotz Abbildungen im Semrau nicht die geringste Erinnerung mehr bewahre. – Nachmittags nahmen wir uns mit umständlichem und pünktlichem Vertrag eine Gondel. Es dauerte nicht lange, bis der Mann mit Murano begann. Simon wehrte mit Hilfe des italienischen Wörterbuches energisch ab. Nach einiger Zeit hielt die Gondel natürlich doch vor der Fabrik. Wir stiegen nicht aus, sondern riefen dem Mann, der auf die Fremden lauert, auf italienisch zu, daß wir nichts brauchten. Darauf winkte er dem Gondoliere ab, der in wüstes Schimpfen ausbrach. Er nahm Rache und fuhr uns nicht zu der Kirche, die wir gewünscht hatten, sondern durch viele schöne Nebenkanäle. Nach einer Stunde dieser, bei aller Schönheit aufreibenden Fahrt, wünschten wir auszusteigen. Doch setzte uns der Mensch trotz dringender deutlicher Bitten erst einige Minuten nach Ablauf der Stunde ab. Die Absicht war klar. Aber wir verweigerten die Mehrforderung des Mannes, der für eine Fahrzeit über eine Stunde tarifmäßig 3 L forderte, unterstützt von umstehenden Gondolieren. Er ging mit uns zum Schutzmann. (Es war in belebter Gegend am Rialto.) Der Gondoliere trägt die Sache dem Schutzmann italienisch vor, wir beklagen uns französisch. Es bildet sich ein Auflauf.

Der Schutzmann fordert uns zum zahlen auf. Wir weigern uns und beginnen von neuem. Aus der umgebenden Menschenmenge tritt ein gebildeter Herr vor, der die Sache augenscheinlich verfolgt hatte. Als er den Schutzmann zur Rede stellt, drängt sich der durch den Haufen und läuft fort. Durch heftiges Winken und Rufen holt der Herr ihn zurück. Nun klärt sich alles. Der Schutzmann hat sich geirrt; selbstverständlich. Der Gondoliere verstummt, empfängt durch Simon seine 2 Lire ohne das übliche Trinkgeld und entfernt sich fluchend. Mühsam irrten wir durch die Straßen und endigten in einer Buchhandlung, wo wir einen vorzüglichen Plan von Venedig kauften, der durch das Los später mir zufiel. – Vom Rest des Tages weiß ich nichts mehr.

Es fiel mir auf, wie schnell Venedig mich als etwas ganz Reales und ganz Selbstverständliches umgab, wie sehr ein 2 od⟨er⟩ 3tägiges Leben auch das Fremdeste und Schönste zum Angenehmen oder Unangenehmen, Praktischen oder Widrigen macht. Dabei mag der immerhin großstädtische Zug venezianischen Lebens, das dem Großstädter vertraut entgegen kommt, mitwirken.

Vielleicht fand die geschilderte Gondelfahrt, die wir mit einer Besichtigung von St. Maria ⟨della⟩ Salute unterbrachen, auch erst am folgenden Tage statt und es wäre dann anstatt dieser Fahrt einer Dampferfahrt auf dem Canale grande zu gedenken, auf der wir während der Hin- und Rückfahrt die Paläste des Canale nach dem Führer einigermaßen kennen lernten. Wir versäumten, kurz vor der Endstation auszusteigen, so daß wir die Besichtigung einiger Fresken Tiepolos in einem Palast oder e⟨iner⟩ Kirche, die wir sonst vielleicht unternommen hätten, versäumten. – Am Nachmittage fuhren wir mit einem Bekannten Simons, den wir getroffen hatten, nach dem Lido. Von der Landungsbrücke aus geht eine breite schattenlose Straße, die man in jedem deutschen Badeort finden könnte, gerade auf das Badeetablissement zu. Auch durchfährt eine Elektrische diese Villenstraße. Vor dem Restaurant-Eingang des Lido hat man Eintritt zu zahlen. Dann hat man eine Art Wintergarten vor sich, in dem Strohmöbel für die Wartenden stehen – zu beiden Seiten des Raumes öffnen sich Bazare. Hinter diesem Raum liegt das Café und weiter die Ter⟨r⟩asse mit dem Blick auf das Adriatische Meer. Nach dem Kaffeetrinken und einem kleinen Aufenthalt jenseits des Badestrandes, bekam einer nach dem anderen beim Anblick des stark bewegten Meeres und der Badenden selbst zum

Baden Lust. Ich entschloß mich als letzter, da ich sah, daß meine Weigerung die anderen nicht hinderte und ich nicht allein warten wollte. Vorher hatte ich einige Bedenken wegen meiner Gesundheit gehabt und das Bad strengte mich denn auch sehr an. Es war starker Wellenschlag, der Himmel aber bedeckt und wenn man aus dem Wasser an den Strand kam sehr kalt. Am nächsten Tage badeten Katz und ich allein – soweit ich mich entsinne. Es war etwas wärmer, bevor ich ins Wasser ging lag ich nackt im Sande, warf mich auch wieder auf den Boden, als ich aus dem Meere herauskam und wurde über und über so mit Sand bedeckt, daß ich zur Säuberung noch einmal ins Wasser mußte. Diesmal tranken wir nach dem Baden Kaffee – wobei man starken Hunger mit kleinen teuren Kuchen stillen muß. – Zum Abend hatten wir uns alle vier in einem Bierrestaurant verabredet, als aber Simon und ich nach viertelstündigem Warten (und nachdem wir eine Tüte Kirschen gegessen hatten) die anderen nicht fanden aßen wir allein in der Capello Nero. Es war an diesem Abend die zweite, zugleich, wie wir hörten, letzte Illumination des Markus-Platzes. Am Tage bemerkte man an den Fassaden Glühlampen, die die Säulen, Logen, Fenster und Gesimse umgaben. Diese Einrichtung stammt noch von der Feier der Wiedererrichtung des eingestürzten Kampanile, soll aber jetzt beseitigt werden. Als wir aus der Merceria auf den Platz hinaustraten, herrschte das Bild, das wir schon kannten. Lange irrten wir auf der Suche nach einem günstig gelegenen Tisch vor einem der beiden großen Cafés am Markusplatz. Als wir ihn endlich gefunden, trennte ich mich von Simon, aus dem Bierrestaurant die anderen zu uns zu holen. Ich fand sie. – Es war schwer über den Platz zu kommen, der voller Menschen ist. In der Mitte sitzt auf einer hölzernen Tribüne die Militärkapelle, die mit der Nationalhymne eröffnet. Darauf: die Aufforderung zum Tanz. Hundertstimmiges Johlen und Pfeifen übertönt die ersten leisen Takte. Die Kapelle beginnt von neuem ... dasselbe erfolgt. Niemand weiß, worum es sich handelt. Aber das Volk beruhigt sich nicht, bis die Nationalhymne wiederholt wird. Auch dann störte sie wieder das Webernsche Stück. Die Kapelle spielt 5 mal hintereinander die Nationalhymne und darauf ein lautes, schwerer zu störendes, anderes Stück. – Wir trinken nach einem Vorsatz, der auf der ganzen Reise uns begleitet hatte, eine Flasche Asti. Simon trinkt bescheidener mit, trotz unseres Zuspruchs, denn er ist knapp mit dem Gelde. Heute brennen

vor den drei Eingangsbogen der Markuskirche nicht 3 rote Feuer, die während der ersten Illumination einigemale aufleuchteten. Nur unter dem Dach des Kampanile glühen unsichtbare rote Birnen. Der Platz ist übertaghell, der Himmel scheint dicht über ihm in ganz tiefer Schwärze zu liegen. Man glaubt in einer Stadt zu sein, die zum Saal geworden ist. Die Leute bewegen sich in dieser Helle wie in einem Fest. Neben unserem Tisch sitzen Deutsche, Breslauer, mit denen wir ein wenig sprechen. Von Zeit zu Zeit erlöschen alle Birnen auf einige Sekunden. Ein betrübtes Murmeln durchläuft den Platz, lautes Johlen, wenn alles wieder aufleuchtet. Weiße Glühbirnen erleuchten die Fassaden bis auf den Mittelstock des Atrio, dessen Bogenöffnungen stets mit braunen Portieren verhängt sind; braun-gelbe Glühbirnen kränzen jetzt diese Bogen. An den Tischen laufen Jungen vorbei, die Karten von der Illumination verkaufen. Die Bilder geben natürlich garkeinen Eindruck von der Helligkeit des Platzes. Vor 12 Uhr erloschen die Lampen. Simon holte seinen Koffer aus dem Hotel. Katz und der andere Herr waren noch einmal zum Marktplatz gegangen, um Simons Badezeug, das er vom Lido dorthin gebracht und vergessen hatte, zu holen. Ich stand allein an der Riva und wie oft in einer plötzlichen und im Zusammenhange der letzten Tage seltenen Einsamkeit, wurde ich wieder der Ungewißheit meiner Studentenzeit und meines späteren Lebens bewußt. Die anderen kamen mit dem Badezeug, Simon mit seinem Koffer. Er ließ sich zu dem großen Dampfer übersetzen, der um 1 Uhr nach Triest abfuhr. Katz und ich kehrten ins Hotel zurück.

Am nächsten Morgen fuhren wir zur Accademia herüber, besichtigten die letzten ⟨Säle,⟩ wobei leider bei Neuordnungen unser Führer nicht immer ausreichte und trafen für kurze Zeit auch wieder Simons Freund. Da wir nach langem Suchen kein Brotgeschäft fanden, aßen wir diesen Mittag in der Kapello Nero Risotto. Am Nachmittag fuhren wir zum Lido heraus und nach der Rückkehr fuhren wir noch nach S⟨an⟩ Giorgio maggiore hinüber, um den Kampanile zu besteigen. Er gibt einen schönen Blick über Forts, die in der Nähe liegen, Stadt und Lagunen. Der Abstieg war unangenehm, da bis zur Schließung der Kirche nur noch wenige Minuten waren, und wir es nicht mit Treppen, sondern einer Art abschüssiger Hühnerleiter zu tun hatten, die in sozusagen eckige⟨n⟩ großen Spiralwindungen durch vollständige Dunkelheit führte. Am Abend wurde gepackt.

Wir waren sehr früh am nächsten Morgen am Bahnhof, tranken dort noch Kaffee und ich verständigte mich mit einem Beamten über Zuschlagfahrkarten, die wir wegen der Verbindung zwischen Venedig und Padua brauchten. Im Coupee mit uns saßen entzükkende Hochzeitsreisende, gegen die ich mich liebenswürdig erwies, indem ich meist zum Fenster hinaussah. In Padua fanden wir uns mit einiger Mühe zurecht, an einer Brücke orientierten wir uns am Stadtplan und standen bald in der Madonna dell' Arena, die ihren Namen wohl von dem Platz hat, den jetzt noch Trümmer eines alten Theaters auszeichnen. Die Kirche ist nicht⟨s⟩ als ein Tonnengewölbe, das bis hoch hinauf von Giottos Bildern bedeckt ist. Ein Mann sitzt an einem Tisch, auf dem 2 große Bücher mit den Photographien der Fresken liegen, langweilt sich, empfängt die Fremden und gibt ihnen eine Tafel, auf der der Name der Vorgänge und ihr Bildplatz an der Decke zu finden sind. Auch gibt er ihnen einen Karton, der das Suchen erleichtert, indem er Licht abhält. Man muß stets aufwärts blicken und die Betrachtung ist anstrengend. – Nach dem Plan gingen wir weiter zum Gattamelata mit einem Abstecher zur Universität, die in belebterer Gegend liegt.
Wir kauften Kirschen. Kurz vor der Universität sah ich ein Cigarrengeschäft, das ich aber im Zurückgehen, als ich mir ein paar Zigaretten kaufen wollte, nicht mehr fand. Die Universität ist von außen wohl kaum mehr als ein gleichgültiges altes Gebäude. Im Hof sind an der Steinwand die schwarzen Bretter, soweit ich mich erinnere auch ein paar alte Wappen – wir hielten uns nicht lange auf. Von dort verirrten wir uns ein wenig, fanden bald wieder und standen in greller Sonne auf einem weitläufigen, leeren Platz vor dem Gattamelata. Wir hatten diesmal kein Fernglas mit. Neben allem erschwerte der blendende Himmel sehr die Betrachtung, wir krochen an winzigen Schattenflecken herum, einmal setzte⟨?⟩ ich mich auf eine niedrige Mauer. Von einer verständigen Würdigung war keine Rede. Der Gattamelata erschien mir als feiner pfäf⟨f⟩ischer Diplomat und ich bemerkte nichts von der Wucht des Colleoni. – In unserer Tageseinteilung waren wir schwankend geworden, da die Stadtbesichtigung bis jetzt viel weniger Zeit, als veranschlagt, gekostet hatte. Wir entschlossen uns in irgendeinem Hotel oder Restaurant ein Kursbuch zu verlangen, wenn möglich einen früheren Zug als beabsichtigt zu nehmen, sonst aber noch weiter in die Stadt zu gehen, wo eine von Baedeker bezeichnete Kirche lag. Nach einem

Hotel, das in der Nähe läge, suchten wir im Baedeker vergebens. Wir gingen zurück und kamen an einer kleinen Osteria vorbei. Mutig ging ich mit Katz hinein, stöberte in einem Hof hinter dem Haus die Wirtsfrau auf, bestellte limonata gaz⟨z⟩osa und verlangte orario. Auf einem Fetzen, den die Frau mir reichte, waren nur Lokalzüge zu ersehen. Ich ging in den dunklen Küchenraum zurück und flehte: orario Milano, Padua-Milano. Ein Mann, vielleicht ihr Sohn stellte sich ein, zog einen Fahrplan aus der Tasche und gab mir Auskunft. Ein früherer brauchbarer Zug fuhr. Wir bezahlten und gingen in der Richtung des Bahnhofs um eine letzte Kirche mit Fresken Mantegnas zu besichtigen. Die Kirche im Innern der Stadt gaben wir auf; nachher ärgerte ich mich darüber, da wir bei den geringen Entfernungen Paduas auch sie noch hätten sehen können. Unsere letzte Kirche, ein öder Bau, enthält in einem Seitenraum die plastisch und mächtig gemalten Fresken, zum Teil sehr beschädigt. Besonders wuchtig die Architektur auf diesen Bildern, die Farben sind stumpf und starke Schatten heben die Bilder hervor. Im gleichen Raum ist ein altes Grabmal deutscher Studenten, die in Padua studierten. Ein lateinischer Vers, uns nur teilweise verständlich, beklagt die Dahingegangenen. Der Küster bekam sein Trinkgeld und bald waren wir wieder am Bahnhof. Wir fuhren mit dem Personenzuge nach Mailand, gleichmäßige Fruchtfelder unter bedecktem Himmel bilden die Landschaft. – Ein Italiener aus dem Volke saß neben mir und versuchte eine Unterhaltung – doch er konnte nicht deutsch, ich nicht italienisch und es kam eine stokkende Gebärdensprache heraus. Kurz vor Mailand stiegen viele Arbeiter und Frauen ein, der Wagen war überfüllt und doch ging es anständig zu. Ein Geistlicher verteilt einen kleinen violetten Zettel. Der Hausdiener vom Helvetia-Hotel, das wir von der Hinreise her kannten, war nicht am Bahnhof. Nach kurzem Zögern ließen wir das Handgepäck an der Bahn und gingen zu Fuß zum Hotel. Von hier ab rechneten wir ängstlich mit dem italienischen Gelde, um möglichst ohne nochmals zu wechseln, auszukommen. So hatte Katz ein bescheidenes Abendbrot.

Sehr schön war die Rückreise des nächsten Tages, auf einer Strecke, die uns zum großen Teil noch fremd war. Ein interessantes Gespräch, das ich über allgemeine Bildung führte, klärte mir halb unbewußte Ideen, indem ich sie aussprechen mußte. Die Fahrt war voller Zweifel. Durch einen letzten Tag am Vierwaldstättersee

wollten wir den Übergang von Italien zu Freiburg mildern und in ganz anderer Umgebung unsere Eindrücke zur Ruhe kommen lassen. Doch dachten wir nur an einen Aufenthalt bei gutem Wetter. Die Reise aber führte durch regnerische Gebiete. Immerhin war bis zum Gotthard alles ungewiß. Und als wir aus dem Tunnel herauskamen versprach wirklich die Sonne schönstes Wetter. Ich ging in den Speisesaal, um mein letztes italienisches Geld auszugeben; bekam für 35 cts. einen Sandwich, irrte mich, indem ich zuviel Trinkgeld gab und bekam vom Kellner einen wertlosen Schweizer Frc. zurück. Wutschnaubend ging ich, den letzten Bissen noch im Munde, in meinen Wagen zurück, denn Altdorf war nahe. Im Wagen erfuhren wir, daß der Zug entgegen dem Fahrplan, der uns in Venedig vorgelegen hatte, in Flüelen hielt. Unser Plan war dadurch umgestoßen: wir hatten die Möglichkeit noch an diesem Nachmittag bequem nach Brunnen zu gehen, während wir ursprünglich in Altdorf übernachten und am nächsten Morgen nach Brunnen oder bis Tellspl⟨atte⟩ gehen wollten, um am Abend in Freiburg zu sein. Nun stiegen wir in Flüelen aus und gingen die Axenstraße hinauf. Nur ganz kurze Zeit hatten wir den schönsten Blick auf Flüelen. Sehr schnell zogen schwere Wolken herauf, die die Sonne verdeckten und uns den Weg verdarben. Bei dieser Wendung des Wetters entschlossen wir uns, wenn möglich noch am gleichen Abend mit dem letzten Zug in Freiburg zu sein. Da wir einen Dampfer auf die Tellsplatte zusteuern glaubten, liefen wir hinunter. Wir hatten uns getäuscht, sahen den Fahrplan nach und stellten fest, daß vor kurzer Zeit der Dampfer abgefahren war, der uns die schnelle Rückkehr nach Freiburg noch ermöglicht hätte. Ein wenig verstimmt durch die Tücke des Wetters, das uns durch ein paar Sonnenstrahlen aus dem Zug gelockt hatte, warteten wir. Ich rauchte eine Zigarette und studierte überlegen eine gleichfalls wartende Touristenfamilie. Höhnisch langsam fuhr das Schiff an, das spitze Riel⟨Kind?⟩ sah aus, als wüßte es, daß gerade dieser Dampfer uns nichts mehr nutzen könne. Letzte Möglichkeiten wurden erwogen. Aber die direkte Fahrt nach Luzern war uns genommen, da ich meinen Handkoffer von Flüelen nur nach Brunnen aufgegeben hatte und ich ihn nicht liegenlassen wollte. In Brunnen gingen wir, soviel ich weiß in den Schweizer Hof. Ich habe mich doch sehr nach deutscher Sprache und deutschen Aufschriften und Menschen gesehnt, denen man etwas sicherer gegenüberstände. Katz aß ein wenig, wir

gingen spazieren. In einem Geschäft kaufte ich ein paar Karten (vergebens versuchte ich, den schlechten Franc los zu werden) setzte mich ans Ufer und schrieb ein paar Zeilen an Dora und Sachs. Ich kaufte Zigaretten. Wir gingen am See entlang bis zum Ende des Ortes. Es dämmerte schon. Als wir über eine Bretterbrücke gingen hatten wir die Mythen vor uns. Im Ort ging ich erst in eine kleine Bäckerei, nachher in ein größeres Geschäft und kaufte viel Chokolade, die ich schmuggelte. Im Hotel gab es ein sehr gutes Abendbrot; ein älterer Herr saß am Tisch mit uns. Nach dem Essen gingen wir noch auf eine halbe Stunde fort, die Axenstraße hinauf. Es war ganz dunkel und unterdessen war schönes warmes Wetter gekommen. Auf der Höhe über Brunnen setzten wir uns auf die Mauerbrüstung und sahen hinab. Die Lichter des Ortes lagen rechts unter uns an der Bucht, wie ein blitzender Hering schoß ein- oder zweimal ein Scheinwerfer aus den Bergen. Wir waren sehr froh, daß ein Zufall uns die Rückkehr verwehrt und hier festgehalten hatte und ich konnte mich schwer auf den Weg machen zum Hotel zurück.
Vor 8 Uhr waren wir am nächsten Morgen auf dem Schiff. Es war schlechtes Wetter, der Himmel wolkig, die Berge halb verhängt. Irgendein katholischer Festtag war, zur Feier wurden Böllerschüsse gelöst. Während der Fahrt über den See entstand ein Gespräch über Ästhetik zwischen Katz und mir, das wir auf der Fahrt von Luzern nach Basel wieder aufnahmen. In Luzern war Zeit, über die Brücke an der Promenade entlang zu gehen. Ich beobachtete fast ungläubig Reisende, die schon jetzt eintreffen. Solange man in der Schule ist, scheint alles natürliche Leben an allen Orten auf die Ferien beschränkt. Ein Menschenstrom und Gesänge machten uns auf eine Prozession aufmerksam. Wir standen und sahen eingekeilt auf einer breiten hohen Kirchentreppe viele weißgekleidete Kinder, sie werden aufgestellt. Unter Gesängen, mit frommen Fahnen kommen andere Züge. Eine Nonne führt sie herauf. Auf der Treppe steht Militair. Ein Zug Priester, wieder Kinder, dann Nonnen. Es ist nicht abzuwarten. Die Häuser zeigen Kruzifixe und Blumen vor den Fenstern, aus denen die Menschen sehen. –
Auf der Fahrt fürchte ich, mein Schmuggel würde entdeckt. Ich verabrede alles umständlich mit Katz. Schließlich in Basel kommt ein Beamter in den Wagen und fragt nur, ob ich Großgepäck habe.
Wie wir nahe bei Freiburg sind überkommt mich schon ein bißchen

Ekel und Sehnsucht nach Italien. Am frühen Nachmittag kommen wir an.

## Moskauer Tagebuch

*9 Dezember* ⟨*1926*⟩. Angekommen bin ich am 6 Dezember. Im Zuge hatte ich mir für den Fall, daß niemand am Bahnhof sein sollte, einen Hotelnamen nebst Adresse eingeprägt. (An der Grenze hatte man mich mit der Angabe, zweiter Klasse sei nicht zu haben, erster nachzahlen lassen.⟨)⟩ Es war mir angenehm, daß mich niemand aus dem Schlafwagen steigen sah. Aber auch an der Sperre war niemand. Ich war nicht allzu aufgeregt. Da tritt mir, während ich aus dem weißrussisch-baltischen Bahnhof trete, ⟨Bernhard⟩ Reich entgegen. Der Zug war ohne eine Sekunde Verspätung eingetroffen. Uns und die beiden Koffer verstauten wir in einen Schlitten. Tauwetter war an diesem Tage eingetreten, es war warm. Wir waren durch die breite schnee- und schmutzstrahlende Twerskaja erst einige Minuten gefahren, da winkte Asja ⟨Lacis⟩ vom Weg aus. Reich stieg ab und ging die paar Schritt zum Hotel zu Fuße, wir fuhren. Asja sah nicht schön, wild unter einer russischen Pelzmütze aus, das Gesicht durch das lange Liegen etwas verbreitert. Im Hotel hielten wir uns nicht auf und tranken Tee in einer der sogenannten Konditoreien in der Nähe des Sanatoriums. Ich erzählte von Brecht. Dann ging Asja, die während der Ruhepause entwichen war, um unbemerkt zu bleiben, zum Sanatorium einen Nebenaufgang hinauf, Reich und ich über die Haupttreppe. Hier zum zweiten Male Bekanntschaft mit der Sitte des Galoschenablegens. Das erste Mal im Hotel, wo übrigens nur gerade die Koffer in Empfang genommen wurden; ein Zimmer versprach man uns für den Abend. Asjas Zimmergenossin, eine breite Textilarbeiterin, sah ich erst am folgenden Tage, sie war noch abwesend. Hier blieben wir zum ersten Male unter einem Dach einige Minuten allein. Asja sah mich sehr freundlich an. Anspielung auf das entscheidende Gespräch in Riga. Dann begleitete mich Reich ins Hotel, wir aßen ein wenig auf meinem Zimmer, und gingen dann ins Theater Meyerhold. Es war erste Generalprobe des »Revisors«. Mir ein Billet zu verschaffen gelang trotz Asjas Versuch nicht. Ich ging also noch eine halbe Stunde die Twerskaja in der Richtung auf den Kreml hinauf und wieder zurück, vorsichtig an den Ladenschildern buchstabierend

und auf dem Glatteise schreitend. Dann kam ich sehr müde (und wahrscheinlich traurig) auf mein Zimmer.
Am 7ten morgens holte mich Reich ab. Gang: Petrowka (zur polizeilichen Anmeldung) Institut der Kamenewa (wegen eines 1,50 Rubel Platzes in dem gelehrten Institut; ferner mit dem dortigen deutschen Referenten, einem großen Esel, gesprochen) danach durch die ulitza Gerzena zum Kreml, vorbei an dem ganz mißglückten Leninmausoleum bis zum Blick auf die Isaakskathedrale. Zurück über die Twerskaja und in den Twerskoi-Boulevard zum Dom Gerzena, dem Sitz der proletarischen Schriftstellerorganisation Wap. Gutes Essen, von dem mich die Anstrengung, die das Gehen in der Kälte mich gekostet hatte, wenig genießen ließ. Kogan wurde mir vorgestellt und hielt mir einen Vortrag über seine rumänische Grammatik und sein russisch-rumänisches Wörterbuch. Reichs Berichte, denen ich nur während der langen Gänge aus Müdigkeit oft nur mit halbem Ohr folgen kann, sind unendlich lebendig, voll von Belegen und Anekdoten, scharf und sympathisch. Geschichten von einem fiskalischen Beamten, der Ostern Urlaub nimmt und seinem Dorfe als Pope den Gottesdienst hält. Ferner: Die Gerichtsurteile gegen die Schneiderin, die den alkoholischen Mann erschlug und den Hooligan, der auf der Straße einen Studenten und eine Studentin anfiel. Ferner: Geschichte von dem weißgardistischen Stück bei Stanislawski; wie es zur Zensur kommt und nur einer davon Notiz nimmt und mit dem Vermerk, es müßten Änderungen eintreten, es zurückgibt. Darauf Monate später, nach Vornahme dieser Änderungen schließlich Vorstellung vor der Zensur. Verbot. Stanislawski bei Stalin: er sei ruiniert, in dem Stücke stecke sein ganzes Kapital. Stalin kommt »es sei nicht gefährlich«. Premiere unter Opposition von Kommunisten, die durch Miliz entfernt werden. Geschichte von der Schlüsselnovelle, die den Fall Frunse behandelt, der angeblich gegen seinen Willen und auf Stalins Befehl sei operiert worden ... Dann die politischen Informationen: Entfernung der Opposition aus den leitenden Stellen. Damit identisch: Entfernung zahlreicher Juden zumal aus den mittleren Chargen. Antisemitismus in der Ukraine. – Nach Wap gehe ich, völlig erschöpft, zunächst allein zu Asja. Dort wird es bald sehr voll. Es kommt eine Lettin, die neben ihr auf dem Bett sitzt, Schestakoff mit seiner Frau, zwischen den beiden letzten und andererseits Asja und Reich entsteht, russisch, der heftigste Disput über Meyerholds Revisorauf-

führung. Im Mittelpunkt steht die Verwendung von Samt und Seide, vierzehn Kostüme für seine Frau; übrigens dauert die Aufführung 5½ Stunden. Nach dem Essen kommt Asja zu mir; auch Reich ist bei mir. Asja erzählt vor dem Fortgehen die Geschichte von ihrer Krankheit. Reich bringt sie ins Sanatorium zurück und kommt darauf wieder. Ich liege im Bett – er will arbeiten. Aber er unterbricht sich sehr bald und wir sprechen über die Situation des Intellektuellen – hier und in Deutschland; sowie über die Technik der augenblicklich in diesen beiden Ländern fälligen Schriftstellerei. Dazu über Reichs Bedenken, in die Partei einzutreten. Sein ständiges Thema ist die reaktionäre Wendung der Partei in kulturellen Dingen. Die linken Bewegungen, die zur Zeit des Kriegskommunismus benutzt wurden, werden gänzlich fallen gelassen. Erst ganz kürzlich sind (gegen Trotzki) die proletarischen Schriftsteller als solche staatlich anerkannt worden, doch indem man gleichzeitig ihnen zu verstehen gab, daß sie auf staatliche Unterstützung in keinem Fall rechnen können. Dann der Fall Llelewitsch – das Vorgehen gegen die linke Kulturfront. Llelewitsch hat eine Arbeit über die Methode marxistischer Literaturkritik verfaßt. – Man legt in Rußland das größte Gewicht auf die streng nüancierte politische Stellungnahme. In Deutschland wird politischer Hintergrund, vage und allgemein, ausreichend sein, der aber unerläßlich auch dort gefordert werden ⟨sollte⟩. – Methode für Rußland zu schreiben: breit Material zu exponieren und möglichst nichts weiter. Der Bildungsgrad des Publikums ist so niedrig, daß Formulierungen unverstanden bleiben müssen. Dagegen verlangt man in Deutschland nur die: Resultate. Wie man zu ihnen gekommen ist, will niemand wissen. Damit hängt zusammen, daß deutsche Zeitungen dem Referenten nur einen winzigen Raum zur Verfügung stellen; hier sind Artikel von 500 bis 600 Zeilen keine Ausnahme. Dieses Gespräch zog sich lange hin. Mein Zimmer ist gut geheizt und geräumig, der Aufenthalt darin angenehm.

*8 Dezember.* Am Vormittag war Asja bei mir. Ich gab ihr Geschenke, zeigte ihr flüchtig mein Buch mit der Widmung. Nachts hatte sie infolge von Herzerregung nicht gut geschlafen. Auch den Umschlag zum Buche, den ⟨Sascha⟩ Stone gemacht hat, zeigte (und schenkte) ich ihr. Er gefiel ihr sehr gut. Danach kam Reich. Später ging ich mit ihm zum Wechseln auf die Staatsbank. Wir sprachen kurz dort den Vater von Neumann. 10 Dezember.

Dann durch eine neuerbaute Passage in die Petrowka. In der Passage ist eine Ausstellung der Porzellanmanufaktur. Reich hält sich aber nirgends auf. In der Straße, wo das Hotel Liverpool liegt, sehe ich zum zweiten Male die Konditoreien. (Hier trage ich die Geschichte von ⟨Ernst⟩ Tollers Moskauer Aufenthalt nach, die ich am ersten Tage zu hören bekam. Er wurde mit unglaublichem Aufwand empfangen. Schilder kündigen in der ganzen Stadt sein Kommen an. Man gibt ihm einen Stab von Personal, Übersetzerinnen, Sekretärinnen, hübschen Frauen bei. Vorträge von ihm werden angekündigt. Doch zu dieser Zeit ist in Moskau eine Tagung der Komintern. Unter den deutschen Vertretern ist ⟨Paul⟩ Werner, der Todfeind von Toller. Er veranlaßt oder verfaßt in der Prawda einen Artikel: Toller habe die Revolution verraten, sei Schuld am Scheitern einer deutschen Räterepublik. Die Prawda vermerkt kurz redaktionell dahinter: Verzeihung, wir wußten das nicht. Toller ist in Moskau darauf unmöglich. Er begibt sich, um einen großangekündigten Vortrag zu halten zu einem Versammlungsort – das Gebäude ist verschlossen. Das Institut der Kamenewa benachrichtigt ihn: Verzeihung, der Saal war heute nicht zu haben. Man hat vergessen, Ihnen zu telefonieren.) Mittag wieder im Wap. Eine Flasche Mineralwasser kostet 1 Rubel. Danach gehen Reich und ich zu Asja. Zu ihrer Schonung arrangiert Reich, sehr gegen ihren Willen, und meinen, zwischen ihr und mir im Spielzimmer des Sanatoriums eine Dominopartie. Ich komme mir vor, neben ihr sitzend, wie eine Figur aus einem Roman von Jacobsen. Reich spielt mit einem berühmten alten Kommunisten Schach, einem Mann, der im Krieg oder im Bürgerkrieg ein Auge verloren hat und gänzlich zerstört und aufgebraucht ist, wie viele der besten Kommunisten aus dieser Zeit, wenn sie nicht schon tot sind. Asja und ich sind noch nicht lange in ihr Zimmer zurückgekehrt, als Reich kommt, um mich zu Granowski abzuholen. Ein Stück die Twerskaja hinunter begleitet uns Asja. In einer Konditorei kaufe ich ihr Halwa und sie kehrt um. Granowski ist ein lettischer Jude aus Riga. Seine Schöpfung ist ein chargiertes antireligiöses und dem äußeren Anschein nach gewissermaßen antisemitisches Possentheater, das aus einer Chargierung der Jargonoperette hervorgegangen ist. Er wirkt ganz westlich, steht einigermaßen skeptisch zum Bolschewismus und das Gespräch dreht sich hauptsächlich ums Theater und um Besoldungsfragen. Die Rede kommt auf Wohnungen. Sie werden hier nach ☐

m bezahlt. Der Preis des Quadratmeters richtet sich nach der Höhe der Besoldung des Mieters. Außerdem beträgt der Preis für alles was über einen Anteil von 13 □ m für den Einzelnen hinausgeht, sowohl für Miete als Heizung das Dreifache. Man hatte uns nicht mehr erwartet und statt eines großen Essens gab es ein improvisiertes kaltes Abendessen. Gespräch bei mir mit Reich über die Enzyklopädie.

*9 Dezember.* Vormittags kam wieder Asja. Ich gab ihr einige Sachen, dann gingen wir bald spazieren. Asja sprach über mich. Beim Liverpool machten wir Kehrt. Ich ging dann nach Hause, wo Reich schon war. Eine Stunde arbeiteten wir jeder – ich an der Redaktion des Goethe-Artikels. Darauf zum Kamenewa-Institut, um Hotel-Ermäßigung für mich zu erwirken. Sodann zum Essen. Diesmal nicht im Wap. Das Essen war hervorragend, besonders eine Suppe von roten Rüben. Sodann zum Liverpool mit seinem freundlichen Besitzer, einem Letten. Es war etwa 12 Grad. Nach dem Essen war ich ziemlich erschöpft und konnte nicht mehr zu Fuß, wie ich die Absicht gehabt hatte, zu Llelewitsch kommen. Wir mußten ein kleines Stück fahren. Dann geht es bald durch ein großes Garten- oder Parkgrundstück, in dem überall Häuserkomplexe liegen. Ganz hinten ein schönes schwarzweißes Holzhaus mit Llelewitschs Wohnung im ersten Stock. Wir begegnen beim Eintritt ins Haus Besmensky, der eben herauskommt. Eine steile Holzstiege und hinter einer Tür zunächst die Küche mit offnem Feuer. Sodann ein primitiver Vorplatz, der von Mänteln voll hängt, dann durch eine Stube, scheinbar mit Alkoven, in Llelewitschs Arbeitszimmer. Seine Erscheinung ist nur schwer darzustellen. Ziemlich hoch gewachsen, in blauer russischer Bluse, bewegt er sich wenig (schon das kleine Zimmer voll Menschen bannt ihn auf den Stuhl vor dem Schreibtisch.⟨)⟩ Das Merkwürdige ist sein langes scheinbar unartikuliertes Gesicht mit breiten Flächen. Das Kinn zieht sich so lang, wie ich es wohl bei keinem Menschen außer dem kranken Grommer gesehen habe, hinunter und ist nur sehr wenig eingeschnitten. Er wirkt sehr ruhig aber die ganze zehrende Schweigsamkeit des fanatischen Menschen scheint an ihm spürbar. Er erkundigt sich bei Reich mehrfach nach mir. Gegenüber auf dem Bett sitzen zwei Menschen, der eine in schwarzer Bluse ist jung und sehr schön. Hier sind nur Angehörige der literarischen Opposition versammelt um die letzte Stunde vor seinem Fortgehen bei ihm zu sein. Er wird

verschickt. Zuerst war Nowosibirsk die Order. »Sie brauchen« sagte man ihm »nicht eine Stadt mit ihrem immerhin begrenzten Wirkungskreis sondern ein ganzes Gouvernement.« Aber es gelang ihm, das abzuwenden und nun sendet man ihn »zur Verfügung der Partei« nach Saratow, vierundzwanzig Stunden von Moskau, ohne daß er noch weiß, ob er dort Redakteur, Verkäufer in einer staatlichen Produktionsgenossenschaft oder was sonst wird. Im Nebenraum hält sich die meiste Zeit über unter wieder anderen Besuchern seine Frau auf, ein Wesen mit höchst energischem aber ebenso harmonischem Ausdruck, klein, von südrussischem Typus. Sie begleitet ihn für die ersten drei Tage. Llelewitsch hat den Optimismus des Fanatikers: er bedauert, die Rede nicht hören zu können, die Trotzki am folgenden Tage vor der Komintern zu gunsten Sinowjeffs halten wird, meint, die Partei stünde vor einem Umschwung. Beim Abschied auf der Diele lasse ich ihm durch Reich ein paar freundliche Worte sagen. Dann gehen wir zu Asja. Vielleicht gab es erst jetzt die Dominopartie. Am Abend wollten Reich und Asja zu mir kommen. Aber es kam nur Asja. Ich gab ihr Geschenke: Bluse, Hose. Wir sprechen. Ich bemerke, daß sie im Grunde nichts vergißt, was uns angeht. (Nachmittag⟨s⟩ sagte sie, sie findet daß es gut mit mir steht. Es sei nicht wahr, daß ich in einer Krise bin.) Bevor sie fortgeht, lese ich ihr aus der »Einbahnstraße« die Stelle von den Runzeln. Ich helfe ihr dann in die Galoschen. Reich kam erst als ich schlief, um Mitternacht, mir Nachricht zu geben, damit ich am nächsten Morgen Asja beruhigen könnte. Er hatte die Vorbereitungen für seinen Umzug getroffen. Denn er wohnt mit einem Verrückten zusammen und die ohnehin schwierigen Wohnangelegenheiten sind dadurch unerträglich kompliziert.

*10 Dezember.* Am morgen gehen wir zu Asja. Da in der Frühe Besuche nicht erlaubt sind, sprechen wir sie im Vestibül eine Minute. Sie ist nach dem Kohlensäurebad, das sie zum ersten Male nahm und das ihr sehr gut tat⟨, ermüdet⟩. Darauf wieder zum Institut der Kamenewa. Der Schein, der mir Ermäßigung bei den Hotels erwirkt, sollte fertig sein, ist es aber nicht. Dafür gibt es im gewohnten Vorzimmer mit dem unbeschäftigten Herrn und dem Fräulein eine recht ausgedehnte Unterhaltung über Theaterfragen. Am folgenden Tage soll ich von der Kamenewa empfangen werden und für den Abend bemüht man sich um Theaterbillets. Leider sind für das Operettentheater keine zu bekommen. Reich setzt mich im Wap

ab; ich bleibe dort mit meiner russischen Grammatik zweieinhalb Stunden; dann erscheint er wieder, mit Kogan, zum Essen. Nachmittags bin ich bei Asja nur kurz. Sie hat Streit wegen der Wohnungsangelegenheiten mit Reich und schickt mich fort. Ich lese auf meinem Zimmer Proust, fresse dazu Marzipan. Abends gehe ich ins Sanatorium, begegne am Eingang Reich, der fort war, um sich Zigaretten zu holen. Im Gang warten wir einige Minuten, dann kommt Asja. Reich setzt uns in die Elektrische und wir fahren ins musikalische Studio. Der Administrator empfängt uns. Er legt uns ein, französisches, Anerkennungsschreiben von Casella vor, führt uns durch alle Räume (im Vestibül ist viel Publikum schon lange vor Anfang versammelt, Leute, die von ihren Arbeitsstätten direkt ins Theater kommen) zeigt uns auch den Konzertsaal. Im Vestibül liegt ein außerordentlich auffallender, wenig schöner Teppich. Wahrscheinlich ein kostbarer Aubusson. Echte alte Bilder hängen an den Wänden (eines ist ungerahmt). Hier, wie übrigens auch im offiziellen Empfangsraum des Institutes für die Kulturbeziehungen zum Ausland sieht man sehr wertvolle Möbel. Unsere Plätze sind in der zweiten Reihe. Man gibt die »Zarenbraut« von Rimski-Korsakoff – die erste Oper, die neuerdings von Stanislawski einstudiert wurde. Gespräch über Toller, wie Asja ihn ausführte, wie er ihr etwas schenken wollte und sie den billigsten Gürtel sich aussuchte, wie er törichte Bemerkungen machte. In einer Pause gehen wir ins Vestibül. Es gibt aber drei. Sie sind viel zu lang und ermüden Asja. Gespräch über den ockergelben italienischen Shawl, den sie trägt. Ich erkläre ihr, sie geniert sich vor mir. In der letzten Pause tritt der Administrator zu uns heran. Asja redet mit ihm. Er lädt mich zur nächsten Neueinstudierung (Eugen Onegin) ein. Am Schluß ist die Beschaffung der Garderobe sehr schwierig. Zwei Theaterdiener bilden mitten auf der Treppe einen Kordon, um den Zustrom der Leute zu den winzigen Garderoberäumen zu regeln. Nach hause sowie ins Theater in der kleinen, ungeheizten elektrischen Bahn mit vereisten Fenstern.

*11 Dezember.* Einiges zur Signatur von Moskau. Vor allem bestimmt mich in den ersten Tagen die schwierige Gewöhnung an den Gang auf völlig vereisten Straßen. Ich muß so sehr auf meine Schritte achten, daß ich wenig umherblicken kann. Das wurde besser als Asja mir gestern vormittag (ich schreibe dies am 12$^{ten}$) Galoschen einkaufte. Das war nicht so schwierig als Reich vermutet

hatte. Für die Bauweise der Stadt sind die vielen ein- und zweistökkigen Häuser charakteristisch. Sie geben ihr das Aussehen einer Sommervillenstadt, man verspürt bei ihrem Anblick doppelt die Kälte. Oft findet sich ein bunter Anstrich von schwachem Farbton: vor allem rot, aber auch blau, gelb (und, wie Reich sagt auch) grün. Der Bürgersteig ist auffallend schmal, man ist mit dem Boden ebenso geizig als verschwenderisch mit dem Luftraum. Dazu liegt an der Häuserkante das Eis so dicht, daß ein Teil von dem Trottoir unbenutzbar bleibt. Übrigens profiliert es sich selten deutlich gegen den Fahrdamm: Schnee und Eis nivellieren die verschiedenen Schichten der Straße. Man begegnet sehr häufig, vor staatlichen Läden Kordons; um Butter und andere wichtige Waren stellt man sich an. Es gibt eine Unzahl Läden und noch weit mehr Händler, die nichts als einen Waschkorb mit Äpfeln, mit Mandarinen oder mit Cacaouets vor sich stehen haben. Um die Ware vor der Kälte zu schützen liegt sie unter einem wollne⟨n⟩ Tuche, auf welchem die zwei, drei Musterexemplare zu sehen sind. Fülle von Broten und anderem Gebäck: Brötchen in allen Größen, Brezeln, und, in den Konditoreien, sehr prunkvollen Torten. Aus Zuckerguß sind phantastische Aufbauten oder Blumen gebildet. In einer Konditorei war ich gestern Nachmittag mit Asja. Es gibt in Gläsern Schlagsahne dort. Sie nahm ein Glas mit einem Baiser, ich Kaffee. Wir saßen mitten im Raum an einem Tischchen uns gegenüber. Asja erinnerte an meine Absicht, gegen die Psychologie zu schreiben und ich hatte von neuem festzustellen, wie sehr bei mir die Möglichkeit, solche Themen in Angriff zu nehmen von dem Kontakt mit ihr abhängt. Im übrigen konnten wir diese Stunde im Café nicht so ausdehnen, wie wir es gehofft hatten. Ich kam aus dem Sanatorium nicht um vier Uhr fort sondern erst um fünf. Reich wollte, daß wir ihn erwarteten, er war nicht sicher, ob er Sitzung habe. Endlich gingen wir. Auf der Petrowka sahen wir Auslagen an. Ein herrliches Holzwarengeschäft fiel mir auf. Asja kaufte mir drinnen auf meine Bitte eine ganz kleine Pfeife. Ich will dort später für Stefan und Daga Spielsachen einkaufen. Es gibt jene vielfach geschachtelten russischen Eier, Kästchen, welche sich in einanderlegen lassen, geschnitzte Tiere aus schönem weiche⟨n⟩ Holz. In einem anderen Schaufenster waren russische Spitzen zu sehen und gestickte Tücher, von denen Asja mir sagte, daß die Bauernfrauen auf ihnen die Eisblumen am Fenster nachbilden. Das war an dem Tag schon unser zweiter Spaziergang.

Vormittags war Asja zu mir gekommen, hatte erst an Daga geschrieben und dann gingen wir bei sehr schönem Wetter einige Schritte auf der Twerskaja. Im Umkehren machten wir vor einem Geschäft halt, wo Weihnachtskerzen lagen. Asja sprach davon. Später mit Reich wieder im Institut der Kamenewa. Endlich bekomme ich meine Ermäßigung fürs Hotel. Abends wollte man von dort aus mich in Cement schicken. Reich hielt später eine Vorstellung bei Granowski für besser, denn Asja wollte ins Theater gehen und »Cement« wäre für sie zu aufregend gewesen. Jedoch als endlich alles soweit war, ging es Asja nicht gut genug, so daß ich allein ging, während Reich und sie auf mein Zimmer gingen. Es gab drei Einakter, von denen die beiden ersten indiskutabel waren, der dritte, eine Rabbinerversammlung, eine Art chorischer Komödie zu jüdischen Melodien schien weit besser, doch verstand ich den Vorgang nicht und war vom Tag und von den endlosen Pausen so müde, daß ich stellenweise einschlief. – Reich schlief diese Nacht in meinem Zimmer. – Mein Haar ist hier sehr elektrisch.

*12 Dezember.* Am Morgen ging Reich mit Asja spazieren. Sie kamen dann zu mir – ich war mit Anziehen noch nicht ganz fertig. Asja saß auf dem Bett. Ich hatte große Freude davon, wie sie meine Koffer auspackte und ordnete; dabei behielt sie ein paar Krawatten für sich, die ihr gefielen. Dann erzählte sie wie sie Schundliteratur, als sie klein war, verschlungen hatte. Sie verbarg die kleinen Hefte vor ihrer Mutter unter den Schulbüchern, einmal hatte sie aber ein großes zusammenhängendes Buch »Laura« bekommen, das fiel ihrer Mutter in die Hände. Ein anderes Mal rannte sie mitten in der Nacht von Hause fort, um sich bei einer Freundin die Fortsetzung von einer Kolportagegeschichte zu holen. Deren Vater öffnete ganz verstört – er fragte, was sie denn wolle und da sie sah, was sie angerichtet habe, erwiderte sie, das wisse sie selber nicht. – Mittags mit Reich im kleinen Kellerrestaurant. Der Nachmittag im verödeten Sanatorium war quälend. Bei Asja wieder ständiger Wechsel zwischen du und Sie. Es ging ihr nicht gut. Nachher spazierte man die Twerskaja entlang. Dabei ka⟨m⟩ es dann, später, als man in einem Café saß, zwischen Reich und Asja zu einer großen Auseinandersetzung, in der Reichs Hoffnung deutlich wurde, sich ausschließlich auf russische Ziele zu konzentrieren, die deutschen Verbindungen daher fallen zu lassen. Abends mit Reich auf meinem Zimmer allein: ich studierte den Führer und er schrieb an der Vorrezension

des »Revisors«. – Es gibt keine Lastwagen in Moskau, keine Firmenwagen etc. Die kleinsten Einkäufe wie die größten Sendungen muß man auf den winzigen Schlitten durch »Istwostschik« befördern lassen.

*13 Dezember.* Am Vormittag verbesserte ich meine Orientierung in der Stadt durch einen großen Spaziergang über die inneren Boulevards zur Hauptpost und zurück über den Ljubjanka Platz zum Dom Gerzena. Ich löste das Geheimnis des Mannes mit der Schrifttafel: er verkauft Buchstaben, die man in den Galoschen befestigt, um sie vor Verwechselungen zu schützen. Hier fielen mir beim Spaziergang wieder die vielen Geschäfte im Schmuck des Weihnachtsbaums auf, wie ich sie eine Stunde vorher bei einem kurzen Gange mit Asja auch überall in der Jamskaja Twerskaja gefunden hatte. Hinter den Scheiben der Auslage sieht er manchmal noch glänzender aus als am Baum. Auf diesem Spaziergange in der Jamskaja Twerskaja begegneten wir einem Trupp Komsomolzen, die mit Musik marschierten. Diese, ähnlich wie die der Sowjettruppen, scheint aus einer Kombination des Pfeifens mit dem Gesang zu bestehen. Asja sprach von Reich. Sie trug mir auf, ihm die letzte Nummer der Prawda mitzubringen. Am Nachmittag las Reich bei Asja uns seine Vorbesprechung von Meyerholds Aufführung des Revisors vor. Sie ist sehr gut. Während er (vorher) in Asjas Zimmer auf dem Stuhle einschlief, las ich ihr einiges aus der »Einbahnstraße«. Auf meinem großen Rundgang am Vormittag bemerkte ich sonst noch: Marktweiber, Bauernfrauen, die ihren Korb mit Waren neben sich stehen haben (manchmal auch einen Schlitten, wie die, die hier im Winter als Kinderwagen dienen). In diesen Körben liegen Äpfel, Bonbons, Nüsse, Zuckerfiguren, halb unterm Tuche versteckt. Man denkt, eine zärtliche Großmama hat vor dem Weggehen im Hause Umschau gehalten nach allem, womit sie ihr Enkelkind überraschen könnte. Das hat sie zusammengepackt und bleibt nun unterwegs, um sich ein bißchen auszuruhen, auf der Straße stehen. Ich begegnete wieder den Chinesen, die künstliche Papierblumen verkaufen, wie ich sie Stefan aus Marseille mitbrachte. Hier scheinen aber noch häufiger papierne Tiere von der Form exotischer Tiefseefische zu sein. Dann gibt es Männer, die Körbe voll Holzspielzeug haben, Wagen und Spaten, gelb und rot sind die Wagen, gelb oder rot die Schaufeln der Kinder. Andere gehen mit Bündeln von bunten Windfahnen über der Schulter herum. All das ist

schlichter und solider als in Deutschland gearbeitet, sein bäuerlicher Ursprung ist deutlich sichtbar. An einer Ecke fand ich eine Frau, die Baumschmuck verkaufte. Die Glaskugeln, gelbe und rote, funkelten in der Sonne, es war wie ein verzauberter Apfelkorb, wo Rot und Gelb je in verschiedene Früchte gefahren sind. Auch gibt es hier eine unmittelbarere Beziehung von Holz und Farbe als sonst wo. Man merkt das an den primitivsten Spielsachen so gut als an den kunstvollsten Lackarbeiten. – An der Mauer von Kitai Gorod stehen Mongolen. Wahrscheinlich ist in ihrer Heimat der Winter nicht weniger rauh und sind ihre zerlumpten Pelze nicht schlechter als die der Eingeborenen. Aber doch sind das hier die einzigen, die man, des Klimas wegen, unwillkürlich bemitleidet. Sie stehen nicht mehr als fünf Schritt einer vom andern entfernt und handeln mit Ledermappen; ein jeder mit genau der gleichen Ware wie die anderen. Es muß dahinter wohl eine Organisation stecken, denn so einander die aussichtsloseste Konkurrenz zu machen, kann nicht ihr Ernst sein. Hier wie in Riga gibt es eine hübsche primitive Malerei auf Ladenschildern. Schuhe aus einem Korb fallend ⟨sic⟩, mit einer Sandale im Maul rennt ein Spitz davon. Vor einem türkischen Speisehaus sind zwei Schilder, Pendants, die Herren im halbmondgeschmückten Fez vor einem gedeckten Tische darstellen. Asja hat recht, wenn sie sagt, daß es charakteristisch ist, wie das Volk überall, auch bei den Reklamen, irgend einen wirklichen Vorgang will dargestellt sehen. – Am Abend mit Reich bei Illesch. Später kam noch der Direktor des Revolutionstheaters dazu, das am 30ten Dezember die Uraufführung von Illeschs Stück bringen soll. Dieser Direktor ist ein ehemaliger roter General, der an Wrangels Vernichtung entscheidenden Anteil hat und in Trotzkis Armeebefehl zweimal genannt wurde. Später hat er eine politische Dummheit begangen, die seine Karriere zum Stillstand brachte und da er früher einmal Literat war, gab man ihm diesen leitenden Theaterposten, auf dem er aber nicht viel leisten soll. Er scheint ziemlich dumm. Das Gespräch war nicht sonderlich belebt. Auch war ich, auf Reichs Anweisung, behutsam im Reden. Man sprach von Plechanoffs Kunsttheorie. Das Zimmer enthält nur wenige Möbel, am meisten fällt ein gebrechliches Kinderbett und eine Badewanne auf. Der Junge war als wir kamen, noch auf, wird später schreiend ins Bett gebracht, schläft aber solange wir da sind, nicht ein.
*14 Dezember* (geschrieben am 15ten). Heute werde ich Asja nicht

sehen. Im Sanatorium spitzt die Lage sich zu; gestern abend erlaubte man ihr den Ausgang erst nach langem Parlamentieren und heute früh kam sie nicht, mich, wie verabredet war, abzuholen. Wir wollten einen Stoff für ihr Kleid besorgen. Ich bin erst eine Woche hier und muß schon mit immer erhöhten Schwierigkeiten, sie zu sehen, geschweige denn allein zu sehen, rechnen. – Gestern vormittag kam sie eilig, aufgeregt mehr noch verstörend als verstört, wie so oft, als hätte sie Angst eine Minute in meinem Zimmer zu bleiben, zu mir. Ich begleitete sie zum Haus einer Kommission, zu der sie eine Vorladung hatte. Sagte ihr, was ich am Abend vorher erfahren hatte: daß Reich eine neue Stelle als Theaterkritiker bei einer höchst wichtigen Zeitschrift in Aussicht habe. Wir gingen über die Sadowaja. Im ganzen sprach ich sehr wenig, sie erzählte, sehr aufgeregt, von ihrer Arbeit mit den Kindern auf dem Kinderplatz. Zum zweiten Male hörte ich die Geschichte, wie einem Kind auf ihrem Kinderplatz von einem anderen der Schädel war eingeschlagen worden. Merkwürdigerweise verstand ich diese ganz einfache Geschichte (die für Asja böse Folgen hätte haben können; aber die Ärzte nahmen an, das Kind würde gerettet werden) erst jetzt. Es geht mir so öfter: ich höre kaum, was sie sagt, weil ich so intensiv auf sie sehe. Sie entwickelte ihren Gedanken: wie die Kinder in Gruppen geteilt werden müßten, weil es auf keinen Fall gelingen kann, die wildesten – die sie die begabtesten nennt – mit den andern zusammen zu beschäftigen. Sie fühlen sich von dem gelangweilt, was normale Kinder ganz ausfüllt. Und es ist sehr einleuchtend, daß Asja, wie sie sagt, mit den wildesten Kindern die größten Erfolge hat. Auch sprach Asja von ihrer Schriftstellerei, drei Artikeln in der lettischen kommunistischen Zeitung, die in Moskau erscheint: diese Zeitschrift kommt auf illegalen Wegen nach Riga und dort an dieser Stelle gelesen zu werden ist sehr nützlich für sie. Das Haus der Kommission stand an dem Platz, wo der Straßnoi-Boulevard auf die Petrowka stößt. Die ging ich über eine halbe Stunde wartend auf und ab. Als sie endlich herauskam gingen wir zu der Staatsbank, wo ich zu wechseln hatte. An diesem Morgen fühlte ich sehr viel Kraft und es gelang mir darum, von meinem moskauer Aufenthalt und seinen verschwindend geringen Chancen bündig und ruhig zu sprechen. Das machte Eindruck auf sie. Sie erzählte, der Arzt, der sie behandelt und gerettet habe, hätte mit allem Nachdruck ihr verboten, in der Stadt zu bleiben und ihr befohlen, in ein Waldsanatorium

zu gehen. Sie aber sei geblieben, der traurigen Waldeinsamkeit wegen, die sie fürchte und meiner Ankunft halber. Wir blieben vor einem Pelzgeschäft stehen, wo Asja schon bei unserm ersten Gange über die Petrowka halt gemacht hatte. Es hing da an der Wand ein herrliches mit bunten Perlen besetztes Pelzkostüm. Um nach dem Preise zu fragen, traten wir ein und wir erfuhren, das sei tungusische Arbeit (nicht also ein Kostüm der »Eskimossen«, wie Asja vermutet hatte). Zweihundertfünfzig Rubel sollte es kosten, Asja wollte es haben. Ich sagte: »Wenn ich es kaufe, muß ich gleich abreisen.« Aber sie ließ sich das Versprechen von mir geben, später einmal ihr ein großes Geschenk zu machen, das für das ganze Leben ihr bliebe. Zur Gosbank geht es von der Petrowka durch eine Passage, in der ein großes Kommissionsgeschäft für Antiquitäten ist. Im Schaufenster stand ein selten herrlicher Empireschrank in eingelegter Arbeit. Weiter nach dem Ende zu wurde bei hölzernen Ausstellungsgerüsten Porzellan verpackt oder ausgewickelt. Während wir zur Omnibushaltestelle zurückgingen, einige sehr gute Minuten. Darauf meine Audienz bei der Kamenewa. Nachmittags irre ich durch die Stadt; zu Asja kann ich nicht kommen, Knorrin ist bei ihr – ein sehr wichtiger lettischer Kommunist, der Mitglied von der obersten Zensurbehörde ist. (Und so auch heute; während ich dies schreibe, ist Reich allein bei ihr.) Mein Nachmittag endet im französischen Café auf Staleschnikow vor einer Tasse Kaffee. – Zur Stadt: die byzantinische Kirche scheint keine eigene Form des Kirchenfensters ausgebildet zu haben. Ein zauberischer Eindruck, der wenig anheimelt; die profanen, unscheinbaren Fenster, die aus den Türmen und Versammlungsräumen der Kirchen in byzantinischem Stil wie aus Wohnräumen auf die Straße gehen. Hier wohnt der orthodoxe Priester wie der Bonze in seiner Pagode. Der untere Teil an der Basiliuskathedrale könnte der Grundstock eines herrlichen Bojarenhauses sein. Die Kreuze über den Kuppeln aber sehen oft wie riesenhaft in den Himmel gestellte Ohrgehänge aus. – Luxus, der sich in der verarmten leidenden Stadt wie Zahnstein in einem erkrankten Munde festgesetzt hat: das Schokoladengeschäft von N. Kraft, das vornehme Modenmagazin auf der Petrowka, wo große Porzellanvasen kalt, scheußlich zwischen den Pelzen herumstehen. – Der Bettel ist nicht ag⟨g⟩ressiv wie im Süden, wo die Aufdringlichkeit des Zerlumpten noch immer einen Rest von Vitalität verrät. Hier ist er eine Korporation von Sterbenden. Die Straßenecken,

jener Viertel zumal, in denen Ausländer geschäftlich zu tun haben, sind mit Lumpenbündeln belegt wie Betten in dem großen Lazarett »Moskau«, das unter freiem Himmel daliegt. Anders organisiert ist der Bettel in den Trambahnen. Bestimmte Schleifenlinien haben auf der Strecke längeren Aufenthalt. Dann schieben sich Bettler hindurch oder in eine Waggonecke stellt sich ein Kind und fängt an zu singen. Dann sammelt es sich Kopeken ein. Sehr selten sieht man jemanden geben. Der Bettel hat seine stärkste Grundlage verloren, das schlechte gesellschaftliche Gewissen, das soviel weiter als das Mitleid die Taschen öffnet. – Passagen. Sie haben, wie es sich nirgend sonst findet, verschiedene Stockwerke, Emporen, in denen es gewöhnlich ebensoleer aussieht, wie in denen der Dome. – Das große Filzschuhwerk, in dem die Bauern und wohlhabende Damen herumgehen, läßt den enganliegenden Stiefel als intime Bekleidung mit allen Peinlichkeiten des Korsetts erscheinen. Die Wali⟨n⟩kis sind Prunkgewänder der Füße. Noch zu den Kirchen: sie stehen wohl meist ungepflegt, so leer und kalt wie ich die Basiliuskathedrale im Inneren fand. Aber die Glut, die von den Altären nur vereinzelt noch in den Schnee hinausleuchtet ist wohl bewahrt geblieben in den hölzernen Budenstädten. In ihren schneebedeckten engen Gängen ist es still, man hört nur den leisen Jargon der Kleiderjuden, die da ihren Stand neben dem Kram der Papierhändlerin haben, die versteckt hinter silbernen Kasten thront, Lametta und wattierte Weihnachtsmänner vor ihr Gesicht gezogen hat, wie eine Orientalin ihren Schleier. Am schönsten sah ich solche Buden auf der Arbatskaja Plotschtad. – Vor einigen Tagen auf meinem Zimmer Gespräch über den Journalismus mit Reich. ⟨Egon Erwin⟩ Kisch hat ihm einige goldene Regeln verraten, zu denen ich noch neue formuliere. 1) Ein Artikel muß soviel Namen enthalten als irgend möglich. 2) Der erste und der letzte Satz müssen gut sein; auf die Mitte kommt es nicht an. 3) Die Phantasievorstellung die ein Name wachruft als Hintergrund der Schilderung benutzen, welche ihn darstellt, wie er wirklich ist. Ich möchte hier mit Reich zusammen das Programm einer materialistischen Enzyklopädie schreiben, zu der er ausgezeichnete Ideen hat. – Nach sieben Uhr kam Asja. (Reich ging aber mit ins Theater.) Man gab »Die Tage der Turbin« bei Stanislawski. Dekorationen im naturalistischen Stile hervorragend gut, das Spiel ohne besondere Mängel noch Verdienste, das Drama von Bulgakoff eine durchaus revoltierende Provoka-

tion. Besonders der letzte Akt, in welchem sich die Weißgardisten zu den Bolschewiken »bekehren« ist ebenso abgeschmackt in der dramatischen Fabel als verlogen in der Idee. Der Widerstand der Kommunisten gegen die Aufführung ist begründet und einleuchtend. Ob dieser letzte Akt auf Veranlassung der Zensur hinzugefügt wurde, wie Reich vermutet oder ursprünglich da war, ist nicht belangvoll für die Einschätzung des Stücks. (Das Publikum sehr merkbar von dem unterschieden, welches ich in den beiden anderen Theatern sah. Es waren wohl so gut wie keine Kommunisten dort, nirgends war eine schwarze oder blaue Bluse zu sehen.⟨)⟩ Die Plätze lagen nicht zusammen und ich saß neben Asja nur während des ersten Bildes. Dann setzte Reich sich zu mir; er meinte, das Übersetzen sei ihr zu anstrengend.

*15 Dezember.* Reich ging nach dem Aufstehen einen Augenblick fort und ich hoffte, Asja allein begrüßen zu können. Aber sie kam überhaupt nicht. Nachmittags erfuhr Reich, es sei ihr am Morgen schlecht gegangen. Er ließ mich aber auch am Nachmittag nicht zu ihr. Vormittags blieben wir eine Zeit lang zusammen; er übersetzte mir die Rede, die Kamenew vor der Komintern gehalten hat. – Man kennt eine Gegend erst, wenn man sie in möglichst vielen Dimensionen erfahren hat. Auf einen Platz muß man von allen vier Himmelsrichtungen her getreten sein, um ihn inne zu haben, ja auch nach allen diesen Richtungen ihn verlassen haben. Sonst springt er einem drei, vier Mal ganz unvermutet in den Weg, ehe man gefaßt ist, auf ihn zu stoßen. Ein Stadium weiter und man sucht ihn auf, benutzt ihn als Orientierung. So auch die Häuser. Was in ihnen steckt, erfährt man erst, wenn man an anderen entlang sich bis zu einem ganz bestimmten durchzufinden sucht. Aus den Torbogen, an den Rahmen der Haustür springt in verschieden großen, schwarzen, blauen, gelben und roten Buchstaben, als Pfeil ⟨das⟩ Bild von Stiefeln oder frisch gebügelter Wäsche, als ausgetretene Stufe oder als solider Treppenabsatz ein stumm in sich verbissenes, streitendes Leben an. Man muß auch in der Tram die Straßen durchfahren haben, um aufzufangen, wie sich dieser Kampf durch die Etagen fortsetzt um dann endlich auf Dächern in sein entscheidendes Stadium zu treten. Bis dahin halten nur die stärksten ältesten Parolen der Firmenschilder durch und erst vom Flugzeug aus hat man die industrielle Elite der Stadt (hier einige Namen) vor Augen. – Am Vormittag in der Basiliuskathedrale. In warmen heimeligen Farben

strahlt die Außenseite über den Schnee. Der ebenmäßige Grundriß hat einen Aufbau entstehen lassen, der von keiner Richtung aus in seiner Symmetrie übersehbar ist. Immer behält er sich etwas zurück und überrumpeln könnte die Betrachtung diesen Bau nur von der Höhe des Flugzeuges aus, gegen welches ihre Erbauer sich zu salvieren vergaßen. Man hat das Innere nicht nur ausgeräumt, sondern wie ein erlegtes Wild es ausgeweidet, und der Volksbildung als »Museum« schmackhaft gemacht. Mit der Entfernung der künstlerisch z. T. wahrscheinlich zum großen Teil – nach den verbliebenen Barockaltären zu schließen – wertlosen Inneneinrichtung, ist das bunte vegetabilische Geschlinge, das durch alle Gänge und Wölbungen als Wandmalerei fortwuchert, hoffnungslos bloßgestellt; traurige⟨rweise⟩ hat es eine gewiß viel ältere Bemalung des Steins, die sparsam in den Innenräumen die Erinnerung an die farbigen Spiralen der Kuppeln wachhielt in eine Spielerei des Rokoko verzerrt. Die gewölbten Gänge sind eng, weiten sich plötzlich auf Altarnischen oder runde Kapellen, in die von oben aus den hohen Fenstern so wenig Licht dringt, daß einzelne Devotionalien, die man stehen ließ, kaum zu erkennen sind. Es gibt aber ein helles Zimmerchen, durch das ein roter Flurteppich läuft. In ihm hat man Ikonen der Schulen von Moskau und von Novgorod aufgestellt, dazu einige wahrscheinlich unschätzbare Evangeliare, Wandteppiche die Adam und den Christus unverhüllt, doch ohne Geschlechtsorgane, weißlich auf grünem Grunde erscheinen lassen. Hier wacht ein dickes Weib vom Aussehen einer Bäuerin: ich hätte gerne die Erklärungen gehört, die sie einigen Proletariern die kamen zu diesen Bildern gab. – Vorher ein kurzer Gang durch die Passagen, die die »oberen Handelsreihen« heißen. Ich versuchte ohne Erfolg aus dem Schaufenster eines Spielzeugladens sehr interessante Figuren, tönerne, bunt gefärbte Reiter einzukaufen. Zum Essen Fahrt in der Tram längs der Moskwa, vorbei an der Erlöserkathedrale, über den Arbatskajaplatz. Nachmittags nochmals in der Dunkelheit dahin zurück, in den Reihen der Holzbuden spaziert, dann durch die Frunsestraße am Kriegsministerium vorbei, das sehr elegant wirkt, endlich verirrt. Nach Hause mit der Tram. (Zu Asja wollte Reich alleine gehen.) Abends über ganz frisches Glatteis zu Panski. In der Tür seines Hauses stößt er auf uns, im Begriffe, mit seiner Frau ins Theater zu gehen. Auf Grund eines Mißverständnisses, das erst am folgenden Tage sich aufklärt, bittet er uns in den nächsten Tagen auf

sein Büro zu kommen. Darauf in das große Haus beim Straßnoiplatz, um einen Bekannten von Reich aufzusuchen. Im Fahrstuhl treffen wir dessen Frau, die uns sagt, der Mann sei in einer Versammlung. Da aber in dem gleichen Hause, einer Art riesigem Boardinghouse, die Mutter von Sophia wohnt, so entschließen wir uns, dort guten Abend zu sagen. Wie alle Zimmer, die ich bisher sah (die bei Granowski, bei Illesch) ist das ein Raum mit wenig Möbeln. Deren trostlose, kleinbürgerliche Figur wirkt noch um vieles niederschlagender, weil das Zimmer dürftig möbliert ist. Zum kleinbürgerlichen Einrichtungsstil aber gehört das Komplette: Bilder müssen die Wände bedecken, Kissen das Sofa, Decken die Kissen, Nippes die Konsolen bunte Scheiben die Fenster. Von alledem ist wahllos nur das eine oder andere erhalten. In diesen Räumen, welche aussehen wie ein Lazarett nach der letzten Musterung, halten die Menschen das Leben aus, weil sie durch ihre Lebensweise ihnen entfremdet sind. Ihr Aufenthalt ist das Büro, der Klub, die Straße. Der erste Schritt in diesem Zimmer läßt die erstaunliche Beschränktheit in Sophias resoluter Natur als Mitgift dieser Familie erkennen, von der sie sich doch, wenn nicht losgesagt, so losgelöst hat. Ich erfahre von Reich auf dem Rückwege deren Geschichte. Sophias Bruder ist eben der General Krylenko, der zuerst zu den Bolschewiken sich schlug und der Revolution ganz unschätzbare Dienste geleistet hat. Da seine politische Begabung gering war, so hat ⟨man⟩ ihm später den repräsentativen Posten eines obersten Staatsanwalts gegeben. (Er war auch der Ankläger im Prozeß Kindermann.) Vermutlich ist auch die Mutter organisiert. Sie muß um siebenzig Jahre sein und zeigt noch Spuren großer Energie. Unter der haben nun Sophias Kinder zu leiden, die zwischen Großmutter und Tante hin- und her geschoben werden und die Mutter nun schon jahrelang nicht gesehen haben. Sie stammen beide aus deren erster Ehe mit einem Adligen, der im Bürgerkriege auf Seite der Bolschewiken stand und gestorben ist. Die jüngere Tochter war da als wir kamen. Sie ist hervorragend schön, von höchster Bestimmtheit und Anmut in ihren Bewegungen. Sie scheint sehr verschlossen. Gerade war ein Brief von ihrer Mutter gekommen, und weil sie ihn geöffnet hatte, gab es Streit mit der Großmutter. Aber er war an sie adressiert. Sophia schreibt, daß man in Deutschland ihr den Aufenthalt nicht länger gestatten will. Von ihrer illegalen Arbeit ahnt die Familie; sie ist eine Kalamität und die Mutter zeigt sich sehr

beunruhigt. Vo⟨m⟩ Zimmer herrlicher Blick über den Twerskoi-Boulevard auf eine große Lichterreihe.
*16 Dezember.* Ich schrieb am Tagebuch und glaubte nicht mehr, daß Asja noch kommen würde. Da klopfte sie. Als sie hereinkam, wollte ich sie küssen. Wie meist, mißlang es. Ich holte die Karte an ⟨Ernst⟩ Bloch hervor, die ich begonnen hatte und gab sie ihr, um heranzuschreiben. Neuer vergeblicher Versuch ihr einen Kuß zu geben. Ich las, was sie geschrieben hatte. Auf ihre Frage, sagte ich ihr: »Besser, als wie Du an mich schreibst.« Und für diese »Unverschämtheit« küßte sie mich doch, umarmte mich sogar dabei. Wir nahmen einen Schlitten in die Stadt und gingen in viele Geschäfte der Petrowka, um Stoff zu ihrem Kleide, ihrer Uniform zu kaufen. So nenne ich es, weil das neue genau denselben Schnitt haben soll wie das alte, das aus Paris stammt. Zuerst in einem Staatsmagazin, gab es in der oberen Hälfte der Längswände aus Pappfiguren gestellte Bilder zu sehen, die für Vereinigung von Arbeiter- und Bauernschaft warben. Die Darstellungen in dem süßlichen Geschmack, der hier verbreitet ist: Sichel und Hammer, ein Zahnrad und anderes Handwerkszeug sind, unsagbar widersinnig, aus sammetüberzogener Pappe nachgebildet. In diesem Laden gab es nur Ware für Bauern und Proletarier. Neuerdings unter dem »Regime ökonomie« stellt man in staatlichen Fabriken keine anderen mehr her. Die Tische sind umlagert. Andere Läden, die leer sind, verkaufen Stoffe nur gegen Bezugsscheine oder – frei – zu unerschwinglichen Preisen. Ich kaufe durch Asja bei einem Straßenhändler eine kleine Puppe, Stanka-Wanka, für Daga ein, hauptsächlich um bei dieser Gelegenheit für mich selbst auch eine zu bekommen. Dann bei einem anderen eine Taube aus Glas für den Weihnachtsbaum. Gesprochen haben wir, soviel ich weiß, nicht viel. – Später mit Reich ins Büro von Panski. Er aber hatte uns in der Meinung bestellt, daß es sich um Geschäftliches handle. Weil ich einmal da war, schob er mich in den Vorführungsraum ab, wo zwei amerikanischen Journalisten Filme gezeigt wurden. Leider ging, als ich nach zahllosen Präliminarien endlich hinaufgelangte, die Aufführung des »Potemkin« gerade zu Ende; ich sah nur den letzten Akt. Es folgte »Nach dem Gesetz« – ein Film, der nach einer Erzählung von London gemacht ist. Die Premiere, die vor wenigen Tagen in Moskau stattgefunden hatte, war ein Mißerfolg gewesen. Technisch ist dieser Film gut – sein Regisseur Kulischoff hat einen sehr guten

Namen. Doch führt die Fabel durch gehäufte Gräßlichkeiten ihr Motiv ins Absurde. Angeblich sollte dieser Film eine anarchistische Tendenz gegen das Recht überhaupt haben. Gegen Ende der Vorführung kam Panski selbst in den Vorführungsraum hinauf und nahm mich schließlich noch in sein Büro mit. Das Gespräch hätte sich dort noch lange ausgedehnt, wenn ich nicht Angst gehabt hätte, Asja zu versäumen. Zum Mittagessen war es ohnehin zu spät geworden. Als ich ins Sanatorium kam, war Asja schon fort. Ich ging nach Hause und sehr bald kam Reich, kurz nach ihm auch Asja. Sie hatten für Daga Walinki u.a. eingekauft. Wir sprachen in meinem Zimmer und kamen dabei auch auf das »Klavier« als Möbel, das in der Kleinbürgerwohnung das eigentliche dynamische Zentrum der in ihr herrschenden Traurigkeit und Zentrum aller Katastrophen in der Wohnung ist. Von dem Gedanken war Asja elektrisiert; sie wollte mit mir darüber einen Artikel schreiben, Reich den Gegenstand in einem Sketch verarbeiten. Einige Minuten blieben Asja und ich allein. Ich erinnere mich nur noch, daß ich die Worte: »auf ewig, am liebsten« sagte und daß sie darauf so lachte, daß ich sah: sie hat es verstanden. Abends aß ich mit Reich in einem vegetarischen Restaurant, wo die Wände mit propagandistischen Aufschriften bedeckt waren. »Kein Gott – die Religion eine Erfindung – keine Schöpfung« etc. Vieles, was sich auf das Kapital bezog, konnte Reich mir nicht übersetzen. Nachher, zu hause, gelang es mir endlich, ⟨Joseph⟩ Roth telefonisch durch Vermittlung von Reich zu sprechen. Er erklärte am folgenden Nachmittag abzureisen und nach einigem Überlegen blieb nichts übrig, als eine Einladung zum Abendessen um ½ 12 in seinem Hotel anzunehmen. Anders hätte ich kaum mehr darauf rechnen können ihn zu sprechen. Sehr ermüdet setzte ich mich gegen viertel zwölf in den Schlitten. Reich hatte mir den Abend über aus eigenen Arbeiten vorgelesen. Sein Versuch über den Humanismus, der freilich noch in einem ersten Stadium sich befindet, beruht auf der fruchtbaren Fragestellung: wie konnte die französische Intelligenz, eine Vorkämpferin der großen Revolution so bald nach 1792 verabschiedet und zu einem Instrumente der Bourgeoisie werden? Mir kam in dem Gespräch darüber der Gedanke, die Geschichte der »Gebildeten« müsse materialistisch als Funktion und im strengen Zusammenhange mit einer »Geschichte der Unbildung« dargestellt werden. Deren Beginn liegt in der Neuzeit, da die mittelalterlichen Formen der Herrschaft

aufhören, Formen einer, wie auch immer beschaffenen (kirchlichen) Bildung der Beherrschten zu werden. Cuius regio eius religio zertrümmert die geistige Autorität der weltlichen Herrschaftsformen. Eine solche Geschichte der Unbildung würde lehren, wie in den ungebildeten Schichten ein jahrhundertelanger Prozeß die revolutionäre Energie aus deren religiöser Verpuppung herausbildet und die Intelligenz würde nicht nur immer als das von der Bourgeoisie sich scheidende Heer der Überläufer sondern als vorgeschobner Posten der »Unbildung« sich zu erkennen geben. Die Schlittenfahrt erfrischte mich sehr, Roth saß bereits im geräumigen Speisesaal. Mit lärmender Musikkapelle, zwei Riesenpalmen, die nur bis zu halber Höhe des Raumes hinaufragen, mit bunten Bars und Büfetts und farblos, vornehm angerichteten Tischen empfängt er den Besucher als weit nach dem Osten vorgeschobenes europäisches Luxushotel. Ich trank zum ersten Mal in Rußland Wodka, wir aßen Kaviar, kaltes Fleisch und Kompott. Wenn ich den ganzen Abend überschaue, macht Roth mir einen weniger guten Eindruck als in Paris. Oder – und das ist wahrscheinlicher – ich wurde in Paris derselben, damals noch verdeckten, Dinge inne, deren zu Tage liegende Erscheinung mich diesmal frappierte. Wir setzten ein bei Tisch begonnenes Gespräch intensiver auf seinem Zimmer fort. Er begann damit, mir einen großen Artikel über russisches Bildungswesen vorzulesen. Ich sah mich im Zimmer um, der Tisch war bedeckt mit den Resten eines scheinbar ausgiebigen Tees, den hier zu mindest drei Personen mußten eingenommen haben. Roth lebt scheinbar auf großem Fuße, das Hotelzimmer – ebenso europäisch wie das Restaurant eingerichtet – muß viel kosten, ebenso seine große Informationsreise, die sich bis nach Sibirien nach dem Kaukasus und der Krim ausdehnte. In dem Gespräche, das auf seine Vorlesung folgte, nötigte ich ihn schnell, Farbe zu bekennen. Was dabei sich ergab, das ist mit einem Wort: er ist als (beinah) überzeugter Bolschewik nach Rußland gekommen und verläßt es als Royalist. Wie üblich, muß das Land die Kosten für die Umfärbung der Gesinnung bei denen tragen, die als rötlich-rosa schillernde Politiker (im Zeichen einer »linken« Opposition und eines dummen Optimismus) hier einreisen. Sein Gesicht ist von vielen Falten durchzogen und hat ein unangenehmes witterndes Aussehen. Das fiel mir zwei Tage später als ich im Institut der Kamenewa ihm wiederbegegnete (er hatte seine Abreise verschieben müssen) wieder

auf. Seine Einladung zu den Schlitten nahm ich an und fuhr gegen zwei Uhr in mein Hotel zurück. Stückweise, vor den großen Hotels und vor einem Café in der Twerskaja, gibt es Nachtleben in der Straße. Die Kälte macht, daß sich an diesen Stellen Menschen rudelweise zusammenballen.

*17 Dezember.* Besuch bei Daga. Sie sieht besser aus als ich sie früher je sah. Die Disziplin des Kinderheims wirkt stark auf sie. Ihr Blick ist ruhig und beherrscht, das Gesicht viel voller und weniger nervös. Die frappante Ähnlichkeit mit Asja ist geringer geworden. Ich wurde in der Anstalt selbst herumgeführt. Sehr interessant waren die Klassenzimmer mit ihren stellenweise dicht von Zeichnungen und Pappfiguren bedeckten Wänden. Eine Art Tempelmauer, an der die Kinder als Geschenke an das Kollektivum eigene Arbeiten stiften. Rot herrscht an diesen Flecken vor. Sie sind durchsetzt mit Sowjetsternen und Leninköpfen. In den Klassen sitzen die Kinder nicht vor Schulpulten sondern an Tischen auf langen Bänken. Sie sagen »Strasstweitje« wenn man hereinkommt. Da sie nicht von der Anstalt eingekleidet werden, so sehen viele sehr ärmlich aus. In der Nähe des Sanatoriums spielen andere Kinder von den Bauernhöfen, welche daneben liegen. Hin- und Rückfahrt von Mytischtin im Schlitten gegen den Wind. Nachmittags im Sanatorium bei Asja, sehr verstimmt. Dominopartie zu sechs im Spielzimmer. Zum Abendbrot, mit Reich, in einer Konditoreja eine Tasse Kaffee und einen Kuchen. Früh zu Bett.

*18 Dezember.* Am Morgen kam Asja. Reich war schon fort. Wir gingen den Stoff einkaufen, vorher zur Gosbank wechseln. Schon im Zimmer sagte ich Asja von der Verstimmung des letzten Tages. Es wurde an diesem Morgen gut, so sehr das möglich war. Der Stoff war sehr teuer. Auf dem Rückweg gerieten wir in eine Filmaufnahme. Asja erzählte mir, wie man das schildern müsse, wie die Menschen hierbei sofort den Kopf verlieren, stundenlang mitlaufen, dann verstört ins Amt kommen und nicht sagen können, wo sie gewesen sind. Es kommt einem wahrscheinlich vor, wenn man hier beobachtet, w⟨ie⟩ oft, um endlich zustande zu kommen, hier eine Sitzung angesetzt werden muß. Daß nichts so eintrifft, wie es angesetzt war und man es erwartet, dieser banale Ausdruck für die Verwicklung des Lebens, kommt hier in jedem Einzelfall so unverbrüchlich und so intensiv zu seinem Recht, daß der russische Fatalismus sehr schnell begreiflich wird. Wenn langsam sich im Kollek-

tivum zivilisatorische Berechnung durchsetzt, so wird dies vorderhand die Einzelexistenz nur verwickelter machen. In einem Hause, wo es nur Kerzen gibt, ist man besser versehen als wo elektrisches Licht angelegt ist, aber die Kraftzentrale allstündlich gestört ist. Auch gibt es hier Leute, die sich um Worte nicht kümmern und die Dinge ruhig so nehmen wie sie sind, Kinder z. B., die auf der Straße sich Schlittschuhe anschnallen. Hasard, den eine Fahrt in der E⟨l⟩ektrischen hier bietet. Durch die vereisten Scheiben kann man nie erkennen, wo man sich befindet. Erfährt man es, so ist der Weg zum Ausgang durch eine Masse dichtgekeilter Menschen versperrt. Denn da man hinten einzusteigen hat aber vorn den Wagen verläßt, so hat man sich durch die Masse hindurchzuarbeiten und wann man damit zu stande kommt, das hängt vom Glück und von der rücksichtslosen Ausnützung der Körperkräfte ab. Demgegenüber gibt es manchen Komfort, den man in Westeuropa nicht kennt. Die staatlichen Lebensmittel-Geschäfte stehen bis abends elf Uhr offen und die Häuser bis Mitternacht oder noch länger. Es gibt zu viel Mieter und Untermieter: man kann nicht jedem Hausschlüssel geben. – Man hat bemerkt, daß die Leute auf der Straße hier »in Serpentinen« gehen. Das ist ganz einfach die Folge der Übervölkerung der engen Bürgersteige, so eng, wie man nur hier und da in Neapel sie findet. Die Trottoirs geben Moskau etwas Landstädtisches oder vielmehr den Charakter einer improvisierten Großstadt, der ihre Stellung über Nacht zufiel. – Wir kauften einen guten braunen Stoff. Darauf ging ich ins »Institut«, ließ mir einen Ausweis für Meyerhold geben und traf auch Roth. Im Dom Gerzena spielte ich nach dem Essen mit Reich Schach. Da kam Kogan mit dem Reporter heran. Ich erfand, ein Buch machen zu wollen, welches die Kunst unter der Diktatur behandeln solle ⟨wolle?⟩: die italienische unterm Regime des Facismus und die russische unter der proletarischen Diktatur. Ferner sprach ich über die Bücher von Scheerbart und Emil Ludwig. Reich war mit diesem Interview aufs höchste unzufrieden und erklärte, ich habe, durch überflüssige theoretische Auseinandersetzungen mir gefährliche Blößen gegeben. Bisher ist dieses Interview noch nicht erschienen (ich schreibe am 21$^{\text{ten}}$), man muß die Wirkung abwarten. – Asja ging es nicht gut. Eine Kranke, die infolge von Genickstarre wahnsinnig geworden ist und die sie schon aus dem Krankenhaus kannte, war in das Zimmer neben dem ihren gelegt worden. In der Nacht stiftete dann Asja unter den

andern Frauen einen Aufruhr an und das hatte den Erfolg, daß die Kranke fortgeschafft wurde. Reich brachte mich in das Theater Meyerhold, wo ich mit Fanny Jelowja zusammentraf. Aber das Institut steht mit Meyerhold schlecht: es hatte ihn daher nicht angerufen und wir bekamen keine Karten. Nach einem kurzen Aufenthalte in meinem Hotel fuhren wir in die Gegend der Krassnie worota, um einen Film zu sehen, von dem mir Panski erklärt hatte, er werde den Erfolg des »Potemkin« schlagen. Zunächst waren keine Plätze mehr frei. Wir lösten unsere Karten zur nächsten Vorstellung und gingen in das nahgelegene Zimmer der Jelowja, um Tee zu trinken. Auch dieses war kahl, wie alle, die ich bisher gesehen habe. An der grauen Wand die große Photographie, die Lenin zeigt, wie er die »Prawda« liest. Auf einer schmalen Etagere standen ein paar Bücher, an der Schmalwand, neben der Türe zwei Reisekörbe und an den beiden Längswänden ein Bett, gegenüber ein Tisch und zwei Stühle. Der Aufenthalt in diesem Zimmer bei einer Tasse Tee und einem Stück Bro⟨t⟩ war an diesem Abend das Beste. Denn der Film erwies sich als unerträgliches Machwerk und wurde noch dazu so rasend schnell abgerollt, daß man ihn weder sehen noch verstehen konnte. Wir gingen bevor er zu Ende war. Die Rückfahrt in der Straßenbahn war wie eine Episode aus der Inflationszeit. In meinem Zimmer traf ich noch Reich an, der wieder bei mir übernachtete.

*19 Dezember.* Ich erinnere mich nicht mehr genau, wie der Vormittag verlief. Ich glaube, daß ich Asja sah und dann, nachdem ich sie in das Sanatorium zurückgebracht hatte, in die Tretjakovgalerie wollte. Aber ich fand sie nicht und irrte bei schneidender Kälte am linken Ufer der Moskwa zwischen Baustellen, Exerzierplätzen und Kirchen umher. Ich sah, wie Rotarmisten exerzierten und Kinder mitten zwischen ihnen Fußball spielten. Mädchen kamen aus einer Schule. Gegenüber der Haltestelle, an der ich dann endlich eine Elektrische nahm, um zurückzufahren, stand eine leuchtende rote Kirche mit langer roter Mauer gegen die Straße, Turm und den Kuppeln. Noch matter machte mich dies Umherirren, weil ich ein unhandliches Päckchen mit drei Häuschen aus Buntpapier trug, welche ich für den riesigen Preis von je 30 Kopeken aus einem Kramladen in einer Hauptstraße des linken Ufers mir mit größter Mühe verschafft hatte. Nachmittag bei Asja. Ich ging fort, um ihr Kuchen zu holen. Als ich im Gehen in der Türe stand, fiel mir Reichs merkwürdiges Gebaren auf, er antwortete nicht auf mein

»Adieu«. Ich schob das auf eine Verstimmung. Denn während er einige Minuten das Zimmer verlassen hatte, hatte ich Asja gesagt, er hole wohl Kuchen und als er zurückkam, war sie enttäuscht. Als ich einige Minuten später mit Kuchen wiederkam, lag Reich auf dem Bett. Er hatte einen Herzanfall gehabt. Asja war sehr aufgeregt. Mir fiel auf, daß sie bei diesem Unwohlsein von Reich sich ähnlich verhielt, wie ich es früher tat, wenn Dora krank war. Sie schimpfte, suchte auf unkluge provokatorische Art zu helfen und tat wie einer, der dem andern zum Bewußtsein bringen will, welches Unrecht er hat, krank geworden zu sein. Reich erholte sich langsam. Aber zum Theater Meyerhold mußte ich infolge dieses Zwischenfalls allein gehen. Später brachte Asja Reich in mein Zimmer. Er übernachtete in meinem Bett und ich schlief auf dem Sofa, das mir Asja zurechtgemacht hatte. – Der »Revisor« dauerte trotzdem er gegen die Erstaufführung um eine Stunde verkürzt worden war, noch immer von ¾ 8 bis nach 12. Das Stück hatte drei Abteilungen von insgesamt (wenn ich nicht irre) 16 Bildern. Durch zahlreiche Äußerungen von Reich war ich in etwas auf das Gesamtbild dieser Aufführung vorbereitet. Dennoch nahm mich der ungeheure Aufwand, der getrieben wurde, wunder. Und zwar schienen mir nicht die reichen Kostüme das Bemerkenswerteste zu sein, sondern die dekorativen Aufbauten. Mit ganz wenigen Ausnahmen spielten die Szenen sich auf dem winzigen Raum einer schiefen Ebene ab, die jedesmal von einem andern Mahagoniaufbau im Empirestil und mit anderem Ameublement bestellt war. Es kamen auf diese Weise viele entzükkende Genrebilder zu stande und das entsprach der undramatischen, soziologisch analysierenden Grundrichtung dieser Aufführung. Man mißt ihr hier große Bedeutung bei, als der Adaptation eines klassischen Stücks für das revolutionäre Theater, aber zugleich sieht man den Versuch als mißglückt an. So hat auch die Partei Parole gegen die Inszenierung ausgegeben und die gemäßigte Besprechung des Theaterkritikers der »Prawda« ist von der Redaktion zurückgewiesen worden. Im Theater war der Beifall spärlich und vielleicht geht auch das mehr auf die offizielle Losung zurück als auf den ursprünglichen Eindruck des Publikums. Denn eine Augenweide war die Aufführung sicher. Aber dergleichen hängt wohl zusammen, mit de⟨r⟩ allgemeinen Vorsicht bei öffentlicher Meinungsäußerung, die hier herrscht. Fragt man eine Person, mit der man erst wenig bekannt ist, nach ihrem Eindruck von einem

sehr gleichgültigen Theaterstück oder Film so erfährt man nur: »Hier wird gesagt, das sei so und so« oder »man hat sich meistens in dem und dem Sinne ausgesprochen«. Das Regieprinzip der Aufführung, die Konzentrierung der szenischen Vorgänge auf einen sehr kleinen Raum führt zu einer höchst luxuriösen Häufung aller Werte, nicht zuletzt des Schauspielermaterials. Bei einer Festszene, die als Regieleistung ein Meisterstück war, fand dies seinen Höhepunkt. Auf dem kleinen Felde waren, zwischen papierenen, nur angedeuteten Pilastern gegen fünfzehn Menschen in gedrängter Gruppe versammelt. (Reich sprach von der Aufhebung der linearen Anordnung.) Im ganzen kommt die Wirkung eines Tortenaufbaus heraus (ein sehr moskoviter Vergleich – es gibt nur hier Torten, die ihn verständlich machen) besser noch die Gruppierung der tanzenden Püppchen auf einer Spieluhr, deren Musik der Gogolsche Text macht. Es gibt zudem viel richtige Musik im Stück und eine kleine Quadrille, die gegen Schluß vorkam, würde in jedem bürgerlichen Theater ein Attraktionsstück sein; in einem proletarischen erwartet man sie nicht. Dessen Formen treten am deutlichsten in einer Szene heraus, bei der eine langgestreckte Ballustrade die Bühne teilt; vor ihr steht der Revisor, hinter ihr die Masse, die all seinen Bewegungen folgt und ein sehr ausdrucksvolles Spiel mit seinem Mantel entwickelt – bald mit sechs oder acht Händen ihn hält, bald ihn dem an der Brüstung lehnenden Revisor überwirft. – Die Nacht auf dem harten Bette verlief ganz gut.

*20 Dezember.* Ich schreibe am $23^{ten}$ und weiß vom Vormittag nichts mehr. Anstatt ihn aufzuzeichnen, einiges über Asja und unser Verhältnis zu einander, trotzdem Reich neben mir sitzt. Ich bin vor eine fast uneinnehmbare Festung geraten. Allerdings sage ich mir, daß schon mein Erscheinen vor dieser Festung, Moskau, einen ersten Erfolg bedeutet. Aber jeder weitere, entscheidende scheint fast unüberwindlich schwierig. Reichs Position ist stark, durch die offenkundigen Erfolge, die er nach einem überaus schweren halben Jahre, in dem er, sprachunkundig, hier gefroren und vielleicht auch gehungert hat, einen nach dem andern verzeichnen kann. Heut morgen sagte ⟨er⟩ mir, nach einem halben Jahr hoffe er hier eine Stellung zu haben. Er findet sich weniger leidenschaftlich, aber leichter als Asja in die Moskauer Arbeitsverhältnisse. In der ersten Zeit nach ihrer Ankunft aus Riga wollte Asja sogar gleich nach Europa zurück, so aussichtslos schien der Versuch, hier eine Stelle

zu bekommen, ihr zu sein. Als es ihr dann gelang, wurde sie, nach einigen Wochen Arbeit auf ihrem Kinderplatz, von der Krankheit zurückgeworfen. Hätte sie nicht ein oder zwei Tage vorher die Eintragung in eine Gewerkschaft erhalten, so hätte sie ohne Pflege dargelegen und wäre vielleicht gestorben. Es ist sicher, daß sie einen Drang nach Westeuropa auch jetzt noch hat. Das ist nicht nur der Drang nach Reisen, fremden Städten, und den Annehmlichkeiten einer mondänen Boh⟨è⟩me, sondern auch der Einfluß der befreienden Durchbildung, den ihre eigenen Gedanken in Westeuropa, hauptsächlich im Umgange mit Reich und mir erfahren haben. Wie es überhaupt möglich war, daß Asja hier in Rußland so zu scharfen Einstellungen gelangt ist, wie sie sie nach Westeuropa schon mitbrachte, ist in der Tat, wie Reich neulich sagte, fast rätselhaft. Für mich ist Moskau jetzt eine Festung; das harte Klima, das mich sehr angreift, so gesund es mir ist, die Unkenntnis der Sprache, Reichs Anwesenheit, Asjas sehr eingeschränkte Lebensweise sind ebensoviele Bastionen und nur die gänzliche Unmöglichkeit, weiter vorzudringen, Asjas Kranksein, zum mindesten ihre Schwäche, die alles Persönliche, was sie betrifft, etwas in den Hintergrund schiebt, bewirkt, daß mich dies alles nicht vollständig niederdrückt. Wieweit ich den Nebenzweck meiner Reise, der tö⟨d⟩lichen Melancholie der Weihnachtstage zu entgehen, erreiche, steht noch dahin. Daß ich mich ziemlich kräftig halte, kommt auch daher, daß ich trotz allem eine Bindung Asjas an mich erkenne. Das Du zwischen uns scheint sich zu behaupten, und ihr Blick, wenn sie lange mich ansieht – ich erinnere mich nicht, daß eine Frau so lange Blicke und so lange Küsse gewährte – hat nichts von seiner Gewalt über mich verloren. Heute sagte ich ihr, daß ich jetzt ein Kind von ihr haben möchte. Seltene aber spontane Bewegungen, die bei der Beherrschung, die sie in erotischen Dingen sich jetzt auferlegt, nicht bedeutungslos sind, sagen daß sie mich gern ⟨hat⟩. So fing sie mich, als ich gestern, um einem Streit zu entgehen, ihr Zimmer verlassen wollte, gewaltsam ab und fuhr mit den Händen durchs Haar. Sie nennt auch oft meinen Namen. Einmal sagte sie mir in diesen Tagen, es sei nur meine Schuld, daß wir jetzt nicht auf einer »wüsten Insel« lebten und schon zwei Kinder hätten. Daran ist etwas Wahres. Drei oder viermal habe ich mich einer gemeinsamen Zukunft, direkter oder indirekter, entzogen: als ich in Capri nicht mit ihr »floh« – aber wie? – mich weigerte, von Rom aus sie nach Assisi und

Orvieto zu begleiten, im Sommer 1925 nicht mit nach Lettland kommen und ⟨im⟩ Winter nicht mich verpflichten wollte, in Berlin auf sie zu warten. Es waren nicht nur ökonomische Erwägungen dabei im Spiel, sogar nicht allein meine fanatische Reisesucht, die in den letzten zwei Jahren sich gemindert hat, sondern auch Furcht vor feindlichen Elementen in ihr, denen ich mich nur heute erst eher gewachsen fühle. Auch sagte ich in diesen Tagen ihr, hätten wir damals uns mit einander verbunden, ich weiß nicht, ob wir jetzt nicht schon lange entzweit wären. ⟨A⟩lles, was sich jetzt außer und in mir abspielt, wirkt zusammen, mir den Gedanken, von ihr getrennt zu leben, weniger unerträglich erscheinen zu lassen als er bisher mir war. Vor allem freilich spricht dabei die Furcht mit, später, wenn Asja einmal gesund ist und in gefestigten Verhältnissen mit Reich hier lebt, nur unter großen Leiden an die Grenze unseres Verhältnisses stoßen zu können. Ob ich aber dem werde entgehen können, weiß ich noch nicht. Denn ganz mich von ihr zu lösen, habe ich jetzt keinen genauen Anlaß, vor⟨aus⟩gesetzt auch, daß ich fähig dazu wäre. Am liebsten wäre ich mit ihr durch ein Kind verbunden. Ob ich aber, selbst heute, dem Leben mit ihr mit seiner erstaunlichen Härte und, bei all ihrer Süßigkeit, ihrer Lieblosigkeit gewachsen wäre, weiß ich nicht. – Hier ist das Leben im Winter um eine Dimension reicher: der Raum verändert sich buchstäblich, je nachdem er heiß oder kalt ist. Man lebt auf der Straße wie in einem frostigen Spiegelsaal, jedes Einhalten und Besinnen wird unglaublich schwer: es braucht schon einen halbtägigen Vorsatz, um einen Brief in den Kasten zu stecken und trotz der strengen Kälte bedeutet es eine Willensleistung, in ein Geschäft einzutreten, um etwas zu kaufen. Bis auf ein riesenhaftes Lebensmittelgeschäft an der Twerskaja, wo tafelfertige Gerichte so leuchtend dastehen, wie ich sie nur aus Abbildungen in den Kochbüchern meiner Mutter kenne, und wie sie nicht üppiger zur Zeit des Zarismus da figuriert haben können, sind auch die Läden nicht zum Aufenthalt geeignet. Zudem sind sie provinziell. Schilder, die weithin lesbar den Namen der Firma tragen, wie sie in den Hauptstraßen der westlichen Städte üblich sind, kommen sehr selten vor; meist wird allein die Warengattung angegeben und manchmal sind die Schilder, mit Uhren, Koffern, Stiefeln, Pelzen, etc. bemalt. Auch hier haben die Lederhandlungen das tradi⟨ti⟩onelle, ausgebreitete Fell, auf ein Blechschild gepinselt. Hemden sind gewöhnlich auf eine Tafel gemalt,

über der »Kitaiskaja Pratschetschnaja« steht – chinesische Wäscherei. Man sieht viele Bettler. Sie flehen in langen Reden die vorübergehenden an. Einer beginnt jedesmal, wenn ein Passant, von dem er sich etwas verspricht, vor ihm vorbeigeht, ein leises Heulen. Ich sah auch einen Bettler genau in der Haltung des Unglücklichen, dem der heilige Martin mit dem Schwert seinen Mantel durchschneidet, kniend mit einem vorgestreckten Arme. Kurz vor Weihnachten saßen an immer der gleichen Stelle in der Twerskaja zwei Kinder an der Mauer des Revolutionsmuseums im Schnee, mit einem Fetzen bedeckt, und wimmerten. Im übrigen scheint es ein Ausdruck von dem wandellosen Elend dieser Bettelnden, vielleicht aber auch ist es die Folge einer klugen Organisation, daß von allen Moskauer Institutionen sie allein verläßlich sind, und unveränderlich ihren Platz behaupten. Denn sonst steht alles hier im Zeichen der Remonte. In den kahlen Zimmern werden allwöchentlich die Möbel umgestellt – das ist der einzige Luxus, den man sich mit ihnen gestatten kann, und zugleich doch ein radikales Mittel die »Gemütlichkeit« samt der Melancholie, mit der sie bezahlt wird, aus dem Haus zu vertreiben. Die Ämter, Museen und Institute ändern fortwährend ihren Ort und auch die Straßenhändler, die anderswo ihre bestimmten Plätze haben, tauchen alltäglich anderswo auf. Alles⟨:⟩ Schuhcreme, Bilderbücher, Schreibzeug, Kuchen und Brote, selbst Handtücher werden auf offener Straße verkauft, als herrsche nicht Moskauer Winter mit 25° Grad Frost sondern ein neapolitanischer Sommer. – Nachmittags sagte ich bei Asja, ich wolle in der »Literarischen Welt« über Theater schreiben. Es gab einen kurzen Streit, aber dann bat ich sie, Domino mit mir zu spielen. Und schließlich sagte sie zu: »Wenn Du bittest. Ich bin schwach. Ich kann nichts abschlagen, worum man mich bittet.« Nachher aber als Reich kam, brachte Asja von neuem die Sprache auf jenes Thema und es kam zu einem äußerst heftigen Zank. Nur vor dem Weggehen als ich aus einer Fensternische aufstand und Reich auf die Straße nachfolgen wollte, nahm Asja dann doch meine Hand und sagte: »Es ist nicht so schlimm.« Abends noch kurze Auseinandersetzung darüber auf meinem Zimmer. Er ging dann nach Hause.

*21 Dezember.* Ich ging den ganzen Arbat entlang und kam auf den Markt am Smolensk-Boulevard. Es war an diesem Tage sehr kalt. Ich aß im Gehen Schokolade, die ich unterwegs mir gekauft hatte. Der Markt war mit Weihnachtsbuden, Spielzeug- und Papierstän-

den in seiner ersten Reihe bestanden, die an der Straße entlanglief. Dahinter Verkauf von Eisenwaren, Wirtschaftsartikeln, Schuhen u.s.w. Er ähnelte etwas dem Markte an der Arbatskaja Plotschtad, nur waren glaube ich keine Lebensmittel hier. Noch ehe man aber an die Buden gelangt ist, säumen den Weg so dicht, daß man beinahe nicht vom Fahrdamm auf das Trottoir gelangen kann, Körbe mit Eßwaren, Baumschmuck und Spielsachen. An einer Bude kaufte ich eine Kitschpostkarte ein, anderswo eine Balalaika und ein papiernes Häuschen. Auch hier begegnete ich den Straßen mit Weihnachtsrosen, Gruppen heroischer Blumen, die aus Schnee und Eis kräftig herausleuchten. Es fiel mir schwer, mit meinen Sachen bis zum Spielzeugmuseum durchzufinden. Vom Smolenskboulevard war es in die Ulitza Krapotkina verlegt und als ich es endlich gefunden hatte, war ich so erschöpft, daß ich fast an der Schwelle umgekehrt wäre: ich hielt die Tür, die nicht gleich nachgab, für verschlossen. Nachmittag bei Asja. Abends zu einem schlechten Stück (Alexander I und Iwan Kusmitsch) im Theater Korsch. Der Autor erwischte Reich in einer Pause – er bezeichnete den Helden in seinem Stück als Geistesverwandten des Hamlet –, und wir entkamen, seine Achtsamkeit betrügend, nur mit Mühe den letzten Akten. Nach dem Theater kauften wir, wie ich mich zu erinnern glaube, noch Essen. Reich schlief bei mir.

*22 Dezember.* In den Besprechungen mit Reich gerate ich auf manches Wichtige. Wir sprechen oft am Abend lange über Rußland, Theater und Materialismus. Reich ist sehr enttäuscht von Plechanoff. Ich suchte ihm zu entwickeln, welcher Gegensatz zwischen materialistischer und universalistischer Darstellungsweise besteht. Die universalistische sei immer idealistisch, weil undialektisch. Die Dialektik nämlich dringe notwendig in der Richtung vor, daß sie jede Thesis oder Antithesis, auf die sie stoße, wieder als Synthese triadischer Struktur darstelle, sie komme auf diesem Wege immer tiefer ins Innere des Gegenstandes hinein und stelle ein Universum nur in ihm selber dar. Jeder andere Begriff eines Universums sei gegenstandslos, idealistisch. Ich suchte ferner das unmaterialistische Denken von Plechanoff an der Rolle zu erweisen, welche bei ihm die Theorie spielt und berief mich auf einen Gegensatz von Theorie und Methode. Die Theorie schwebt, im Bestreben Allgemeines darzustellen, über der Wissenschaft, während für die Methode charakteristisch ist, daß jede prinzipielle allgemeine

Untersuchung sofort wieder einen ihr eigenen Gegenstand findet. (Beispiel d⟨ie⟩ Untersuchung der Beziehung der Begriffe Zeit und Raum in der Relativitätstheorie.) Ein andermal Gespräch über den Erfolg als das entscheidende Kriterium der »mittleren« Schriftsteller und über die eigentümliche Struktur der »Größe« bei den großen Schriftstellern – die »groß« seien weil ihre Wirkung historisch sei, nicht aber umgekehrt historische Wirkung durch ihre schriftstellerische Gewalt besäßen. Wie man diese »großen« Schriftsteller nur durch die Linsen der Jahrhunderte sähe, die vergrößernd und färbend auf sie ausgerichtet seien. Ferner: wie dies zu einer absolut konservativen Haltung gegenüber den Autoritäten führe und wie doch eben diese konservative Haltung einzig und allein sich materialistisch begründen lasse. Wir unterhielten uns ein anderes Mal über Proust (ich las ihm aus der Übersetzung etwas vor), dann über russische Kulturpolitik: das »Bildungsprogramm« für die Arbeiter, aus dem heraus man ihnen die ganze Weltliteratur nahe zu bringen suche, die Preisgabe der linken Schriftsteller, die in der Zeit des heroischen Kommunismus die Führung gehabt hätten, die Förderung reaktionärer Bauernkunst (die Ausstellung des Acher). Dies alles schien mir wieder einmal sehr aktuell als ich am Vormittag dieses Tages mit Reich auf dem Büro der »Enzyklopädie« war. Dieses Unternehmen soll auf dreißig bis vierzig Bände angelegt sein und ein eigener Band für Lenin reserviert werden. Es saß da (als wir zum zweiten Mal ⟨kamen⟩, unser erster Gang dahin war vergeblich) hinter seinem Schreibtisch ein sehr wohlwollender junger Mann, dem Reich mich vorstellte und meine Kenntnisse empfahl. Als ich sodann das Schema zu meinem »Goethe« ihm auseinandersetzte, zeigte sich seine intellektuelle Unsicherheit sofort. Manches an diesem Entwurf verschüchterte ihn und er kam schließlich darauf hinaus, ein soziologisch untermaltes Lebensbild zu fordern. Im Grunde aber kann man materialistisch nicht ein Dichterleben schildern sondern nur seine historische Nachwirkung. Denn dies Dasein und selbst das bloße zeitliche œuvre eines Künstlers bietet, wenn man von seinem Nachleben abstrahiert, der materialistischen Analyse gar keinen Gegenstand. Wahrscheinlich ist auch hier dieselbe unmethodische Universalität und Direktheit, die die völlig idealistischen, metaphysischen Fragestellungen in Bucharins »Einführung in den historischen Materialismus« kennzeichnet. Nachmittags bei Asja. Es liegt in ihrem Zimmer neuerdings eine jüdische Kommuni-

stin, die ihr sehr gut gefällt und mit der sie viel spricht. Mir ist deren Anwesenheit weniger angenehm, weil ich jetzt, selbst wenn Reich nicht zugegen ist, Asja kaum mehr allein spreche. Abends zu Hause.

*23 Dezember.* Ich war am Vormittag im Kustarny-Museum. Es gab wieder sehr schönes Spielzeug zu sehen; die Ausstellung ist auch hier vom Leiter des Spielzeugmuseums angeordnet. Am schönsten sind vielleicht die Pappmachéfiguren. Sie stehen oft auf einem kleinen Sockel, entweder einem winzigen Leierkasten, an dem man dreht oder auf einer schiefen Ebene, die sich zusammendrücken läßt und einen Laut von sich gibt. Es gibt auch sehr große Figuren aus dieser Masse, die leicht ins groteske spielende Typen darstellen und schon einer Verfallsperiode angehören. Im Museum war ein ärmlich gekleidetes, sympathisches Mädchen, die mit zwei kleinen Jungen, deren Gouvernante sie war, französisch über das Spielzeug sich unterhielt. Alle drei waren Russen. Das Museum hat zwei Säle. Der größere, in dem auch das Spielzeug steht, enthält sonst Muster von lackierten Holzarbeiten und Textilien, der kleinere alte Holzschnitzereien ⟨und⟩ Kästen in Form von Enten oder anderen Tieren, Handwerkszeug etc. und schmiedeeiserne Arbeiten. Mein Versuch irgendwelche Gegenstände vom Charakter der alten Spielwaren in dem Magazin aufzutreiben, das unten in einem großen Saale untergebracht und an das Museum angeschlossen ist, mißlang. Ich sah dort aber ein so großes Lager von Baumschmuck wie nirgends sonst bisher. – Danach war ich im Institut der Kamenewa, um mir Karten für »Ljeß« abzuholen und traf mit Basseches zusammen. Wir gingen ein Stück mit einander und es war halb vier als ich endlich zum Dom Gerzena kam. Reich kam noch später als ich schon fertig mit Essen war. Ich bestellte wieder Kaffee, wie schon einmal und schwor mir, ihn nicht wieder anzurühren. Nachmittags gab es eine Dominopartie zu vieren, wo ich mit Asja zum ersten Male Partei bildete. Wir gewannen sehr glänzend gegen Reich und ihre Zimmerkollegin. Mit der traf ich mich dann nachher im Theater Meyerhold, während Reich Sitzung des »Wapp« hatte. Sie sprach, um sich mit mir zu verständigen jiddisch. Bei längerer Übung wäre es schon gegangen, aber fürs erste hatte ich nicht viel davon. Der Abend ermüdete mich sehr, denn wir kamen, wohl durch eine Verfehlung oder auch durch ihre Unpünktlichkeit zu spät, mußten den ersten Akt stehend vom Rang aus ansehen. Dazu

kam das Russisch. Asja schlief nicht, bevor ihre Zimmergenossin nach Hause kam. Dann aber, so erzählte sie am nächsten Tag, hatten sie deren regelmäßige Atemzüge zum Schlafen gebracht. Die berühmte Harmonikaszene im Ljeß ist wirklich sehr schön, aber durch Asjas Erzählung war sie in meine Vorstellung schon so herrlich sentimental und romantisch getreten, daß ich mich in die Bühnenwirklichkeit der Stelle nicht gleich hineinfand. Auch sonst ist diese Aufführung voll von den herrlichsten Einfällen: das Spiel des angelnden Exzentrik-Komödianten, der die Illusion des zappelnden Fischs mit dem Spiele der zuckenden Hand wachruft, die Liebesszene, die sich am Rundlauf entwickelt, das ganze Spiel auf dem Steg, der von einem Gerüst auf die Bühne hinabführt. Ich begriff zum ersten Mal deutlicher die Funktion der konstruktivistisch eingerichteten Szene, die mir bei Tairoff in Berlin, geschweige denn etwa aus Fotographien bei weitem nicht so deutlich wurde.

*24 Dezember.* Einiges über mein Zimmer. Alle Möbel in ihm tragen eine Blechmarke: »Moskauer Gasthöfe«, dann die Inventarnummer. Die Gasthöfe stehen sämtlich unter Verwaltung des Staates (oder der Stadt?). Die Doppelfenster in meinem Zimmer sind jetzt, winters, verkittet. Man kann nur eine kleine Klappe oben öffnen. Der kleine Waschtisch ist aus Blech, das unten lackiert, oben sehr blank ist und er trägt einen Spiegel. Das Becken ist auf dem Grunde mit Abflußlöchern versehen, die man nicht schließen kann. Aus einem Hahn fließt ein dünner Wasserstrahl. Geheizt wird der Raum von außen, aber durch eine besondere Lage des Zimmers ist auch der Fußboden warm und bei mäßig kaltem Wetter herrscht sowie das Fensterchen zu ist, drückende Hitze. Morgens vor 9 Uhr, wenn geheizt ist, klopft immer ein Angestellter und fragt, ob auch die Klappe geschlossen ist. Das ist das einzige, worauf man sich hier verlassen kann. Das Hotel hat keine Küche, so daß man nicht einmal eine Tasse Tee haben kann. Und als wir einmal, am Vorabend des Tages, da wir zu Daga fuhren, darum baten, geweckt zu werden, entspann sich zwischen dem Schweizer (das ist der russische Name für den Hoteldiener) und Reich eine shakespearesche Unterhaltung über das Motiv »wecken«. Der Mann, auf die Frage, ob wir geweckt werden könnten: »Wenn wir daran denken, dann werden wir wecken. Wenn wir aber nicht daran denken, dann werden wir nicht wecken. Eigentlich, meistens denken wir ja daran, dann wekken wir eben. Aber gewiß, wir vergessen ⟨es⟩ auch manchmal,

wenn wir nicht daran denken. Dann wecken wir nicht. Verpflichtet sind wir ja nicht, aber wenn es uns noch zur rechten Zeit einfällt, dann tun wir es doch. Wann wollen Sie denn geweckt sein? – Um sieben. Dann wollen wir das aufschreiben. Sie sehen ich tue den Zettel dahin, er wird ihn doch finden? Natürlich, wenn er ihn nicht findet, wird er nicht wecken. Aber meistens wecken wir ja.« Am Ende wurden wir natürlich dann nicht geweckt und man erklärte: »Sie waren ja wach, was sollten wir da noch wecken.« Es scheint von solchen Schweizern eine ganze Menge in dem Hotel zu geben. Sie sind in einem Stübchen im Erdgeschoß. Unlängst fragte Reich, ob Post für mich da sei. Der Mann sagte »nein«, obwohl die Briefe ihm vor der Nase lagen. Als man ein andermal mich telefonisch im Hotel zu erreichen suchte, hieß es: »Er ist inzwischen ausgezogen.« Auf dem Flur ist das Telefon und ich höre im Bett oft noch nach 1 Uhr nachts laute Gespräche. Dies Bett hat in der Mitte eine große Kute und bei der leisesten Bewegung knarrt es. Da Reich oft in der Nacht so laut schnarcht, daß ich aufwache, wäre das Schlafen schwierig, wenn ich nicht immer todmüde ins Bett käme. Am Nachmittage schlafe ich hier ein. Die Rechnung muß man alltäglich zahlen, weil auf jede, die den Betrag von 5 Rubeln übersteigt, eine Steuer von 10% liegt. Welch ungeheure Zeit- und Kraftverschwendung das bedeutet, versteht sich von selbst. – Reich und Asja hatten sich auf der Straße getroffen und kamen zusammen. Asja fühlte sich schlecht und hatte der Birse für den Abend abgesagt. Man wollte bei mir sein. Sie hatte ihren Stoff bei sich, und wir gingen fort. Ich brachte sie, bevor ich ins Spielzeugmuseum ging, zu ihrer Schneiderin. Unterwegs traten wir bei einem Uhrmacher ein. Asja gab ihm meine Uhr. Es war ein Jude, der Deutsch konnte. Als ich mich dann von Asja verabschiedet hatte, nahm ich mir zum Museum einen Schlitten. Ich fürchtete, zu spät zu kommen, weil ich noch immer an russisches Zeitmaß mich nicht gewöhnt habe. Führung durchs Spielzeugmuseum. Der Leiter tow⟨aritsch⟩ Bartram schenkte mir seine Schrift »Vom Spielzeug zum Kindertheater«, die mein Weihnachtsgeschenk für Asja wurde. Danach in die Akademie; aber Kogan war abwesend. Ich hatte mich, um zurückzufahren, an einer Omnibushaltestelle postiert. Da sah ich an einer geöffneten Tür die Aufschrift »Museum« und wußte bald, daß ich die »zweite Sammlung der neuen Kunst des Westens« vor mir hatte. Dies Museum lag nicht in meinem Besichtigungsplan. Weil ich nun aber davor stand,

ging ich hinein. Vor einem außerordentlich schönen Bilde von Cézanne kam mir der Einfall, wie die Rede von »Einfühlung« sprachlich schon falsch ist. Mir schien, soweit man ein Gemälde erfaßt, dringt man durchaus nicht in seinen Raum ein, vielmehr stößt dieser Raum, zunächst an ganz bestimmten, unterschiednen Stellen, vor. Er öffnet sich uns in Winkeln und Ecken, in denen wir sehr wichtige Erfahrungen der Vergangenheit glauben lokalisieren zu können; es ist etwas unerklärlich Bekanntes an diesen Stellen. Dies Bild hing an der Mittelwand des ersten der beiden Cézanne-Säle, genau dem Fenster gegenüber im vollen Licht. Es stellte eine Chaussee dar, wo sie durch Wald läuft. An einer Seite hat sie eine Häusergruppe. Nicht ganz so außerordentlich wie die große Cézanne-Sammlung ist die Renoir-Kollektion dieses Museums. Immerhin sind sehr schöne, besonders frühe Bilder auch in ihr. In den ersten Sälen aber berührten am stärksten mich zwei Bilder von den Pariser Boulevards, die als Pendants einander gegenüber hängen. Das eine ist von Pissarro, das andere von Monet. Beide geben die breite Straße von erhöhtem Standort aus, der bei dem ersten in der Mitte, bei dem zweiten seitlich liegt. So seitlich, daß die Silhouetten zweier Herren, die sich vom Gitter eines Balkons auf die Straße hinabbeugen, seitlich, als seien sie dicht neben dem Fenster, in welchem gemalt wird, ins Bild hineinragen. Und während bei Pissarro der graue Asphalt mit den unzähligen Equipagen über den größten Teil der Bildfläche sich breitet, ist sie bei Monet zur Hälfte von einer leuchtenden Hauswand eingenommen, die halb durch herbstlich gelbe Bäume schimmert. Am Fuße dieses Hauses sind vom Laub fast ganz verborgen Stühle und Tische eines Cafés wie ländliche Möbel im sonnigen Wald zu erraten. Pissarro aber gibt den Ruhm von Paris; die Linie der schornsteinbesäten Dächer wieder. Ich fühlte eine Sehnsucht nach dieser Stadt. – In einem hinteren Kabinett neben Zeichnungen von Louis Legrand und Degas ein Bild von Odilon Redon. – Nach der Autobusfahrt begann ein langes Umherirren und eine Stunde nach der festgesetzten Zeit kam ich endlich in dem kleinen Kellerrestaurant an, in dem ich mit Reich verabredet war. Wir mußten uns, weil es schon gegen vier Uhr war, gleich trennen und gaben uns im großen Lebensmittelladen auf der Twerskaja Rendezvous. Es war nur wenige Stunden vorm Weihnachtsabend und der Laden war überfüllt. Während wir Kaviar, Lachs, Obst kauften, begegnete uns Basseches, mit Paketen, ver-

gnügter Laune. Reichs Stimmung dagegen war schlecht. Er war sehr unwillig über mein verspätetes Kommen und ein chinesischer Papierfisch, den ich vormittags auf der Straße erstanden hatte, und zu allen übrigen Sachen mit herumschleppen mußte, stimmte, als Zeugnis einer Sammelmanie ihn nicht heiterer. Endlich hatten wir noch Kuchen und Süßigkeiten, so wie ein schleifengeschmücktes Bäumchen beisammen und mit alledem fuhr ich im Schlitten nach hause. Es war längst dunkel geworden. Die Fülle von Menschen, durch die ich mit Baum und Paketen mich hatte drängen müssen, hatte mich müde gemacht. Im Zimmer legte ich mich aufs Bett, las Proust und aß von den gezuckerten Nüssen, die wir gekauft hatten, weil Asja sie gern hat. Nach sieben kam Reich, etwas später auch Asja. Sie lag den ganzen Abend über auf dem Bett und neben ihr saß Reich auf einem Stuhl. Als dann nach langem Warten endlich auch ein Samovar gekommen war – erst hatte man vergeblich darum gebeten, weil angeblich ein Gast sie sämtlich auf dem Zimmer eingeschlossen hatte und fort war – als zum ersten Male sein Summen mir ein russisches Zimmer erfüllte und ich Asja die gegenüber lag, dicht ins Gesicht sehen konnte, da hatte ich nahe bei dem Tannenbäumchen im Topf zum ersten Mal seit vielen Jahren das Gefühl, am Weihnachtsabend geborgen zu sein. Wir sprachen über die Stelle, die Asja annehmen sollte, später kamen wir auf mein Trauerspielbuch, und ich las die Vorrede vor, die gegen die Universität Frankfurt gerichtet ist. Für mich kann wichtig werden, daß Asja meinte, ich solle trotz allem ganz einfach schreiben: Abgelehnt von der Universität Frankfurt a/M. An diesem Abend waren wir uns sehr nah. Asja lachte sehr über manches was ich ihr sagte. Andere⟨s⟩, wie der Gedanke eines Artikels: Die deutsche Philosophie als Werkzeug der deutschen Innenpolitik, erregte sie zu heftiger Zustimmung. Sie wollte sich nicht zum Gehen entschließen, fühlte sich gut und müde. Schließlich war es aber noch nicht elf Uhr als sie ging. Ich legte mich gleich zu Bett, weil mein Abend erfüllt, wenn auch noch so kurz gewesen war. Ich sah, daß es für uns keine Einsamkeit gibt, wenn gleichzeitig der Mensch, welchen wir lieben, wenn auch an einem andern Ort, wo wir ihn nicht erreichen können, einsam ist. So scheint im Grunde das Gefühl von Einsamsein ein reflexives Phänomen zu sein, das uns nur trifft wenn es von uns bekannten Menschen, am meisten von dem Menschen den wir lieben, wenn sie sich ohne uns gesellig vergnügen, auf uns zurück-

strahlt. Und sogar der an sich, im Leben überhaupt, Vereinsamte, fühlt sich nur einsam im Gedanken an die, wenn auch unbekannte, Frau oder an einen Menschen, die nicht einsam sind und in deren Gemeinschaft auch er es nicht wäre.

*25 Dezember.* Ich habe mich resigniert, mit dem wenigen Russisch, das ich herstammeln kann, auszukommen und vorläufig nicht weiter zu lernen, weil ich hier meine Zeit zu nötig zu anderem brauche: zum Übersetzen und für Artikel. Falls ich wieder einmal nach Rußland komme, wird es freilich nicht möglich sein, ohne daß ich einige Sprachkenntnis mitbringe, die ich dann vorher mir erwerben müßte. Aber weil ich nun keinen Offensivplan für die Zukunft aufstelle, ist mir das nicht unbedingt gewiß geworden: es könnte in anderen Verhältnissen, die noch ungünstiger als die jetzigen sind, vielleicht allzu schwer für mich werden. Das mindeste wäre, eine zweite Reise nach Rußland, sehr fest in literarischen und finanziellen Zusammenhängen zu verankern. Die Unkenntnis des Russischen ist mir bisher nie störender und quälender gewesen, als am ersten Weihnachtsfeiertag. Wir waren bei Asjas Zimmergenossin zu Tisch – ich hatte das Geld für eine Gans gegeben und das war vor einigen Tagen Anlaß zu Streit zwischen Asja und mir gewesen. Nun kam die Gans in einzelnen Portionen auf Tellern auf den Tisch. Sie war schlecht gekocht, zähe. Gegessen wurde auf einem Schreibtisch, um welchen sechs bis acht Personen saßen. Es wurde nur russisch gesprochen. Gut war die kalte Vorspeise, ein Fisch auf jüdische Art, auch die Suppe. Ich ging nach Tisch ins Nebenzimmer und schlief ein. Danach lag ich noch, sehr traurig, eine zeitlang wach auf dem Sofa und mir erschienen, wie dann so oft, Bilder aus jener Zeit, wo ich von München als Student nach Seeshaupt herauskam. Hin und wieder versuchten dann später wohl Reich oder Asja mir vom Gespräch ein Stückchen zu übersetzen, aber dadurch wurde es doppelt anstrengend. Eine Zeit lang sprach man darüber, daß an der Kriegsakademie ein General, der früher Weißgardist gewesen sei und jeden im Bürgerkrieg gefangenen Rotarmisten habe aufhängen lassen, Professor geworden sei. Man stritt darüber wie das zu beurteilen sei. Am orthodoxesten und sehr fanatisch war im Gespräche eine junge Bulgarin. Endlich gingen wir, Reich mit der Bulgarin voran, Asja mit mir ihnen folgend. Ich war völlig erschöpft. An diesem Tage ging keine Straßenbahn. Und da wir, Reich und ich, mit dem Autobus nicht mitkommen konnten, blieb

uns nichts übrig, als die lange Strecke bis zum zweiten Michad zu Fuß zu gehen. Reich wollte, um sein Material über »Die Gegenrevolution auf der Bühne« zu vervollständigen, dort die Orestie sehen. Man gab uns Plätze in der Mitte der zweiten Reihe. Parfümgeruch empfing mich schon beim Eintritt in den Saal. Ich sah keinen einzigen Kommunisten in blauer Bluse, wohl aber einige Typen, die in jedem Album von George Grosz Platz finden könnten. Die Aufführung hatte durchweg den Stil eines völlig verstaubten Hoftheaters. Dem Regisseur fehlte nicht nur jedwedes fachliche Können, sondern der Vorrat primitivster Informationen, ohne die man an eine äschyleische Tragödie nicht herangehen kann. Ein verschossenes Salon-Griechentum scheint seine ärmliche Phantasie ganz auszufüllen. Fast ohne Unterbrechung dauerte Musik an, darunter viel Wagner: Tristan, der Feuerzauber.

*26 Dezember.* Asjas Sanatoriumsaufenthalt scheint zu Ende zu gehen. In den letzten Tagen haben Liegestunden im Freien ihr gut getan. Sie freut sich, wenn sie im Sack liegt und in der Luft die Raben schreien hört. Auch glaubt sie, daß die Vögel sich genau organisiert haben und von dem Führer über das, was sie zu tun haben, verständigt werden; bestimmte Schreie, denen eine lange Pause vorher⟨geht⟩, sind, meint sie, Befehle, die von allen befolgt werden. Ich habe Asja in den letzten Tagen kaum allein gesprochen, aber in den wenigen Worten, die wir wechseln, glaube ich ihre Nähe zu mir so deutlich zu fühlen, daß ich sehr beruhigt bin und mich gut fühle. Ich weiß kaum etwas, das heilsam, aber mit solcher Gewalt auf mich einwirkt, wie die geringsten Fragen, die sie über meine Angelegenheiten an mich stellt. Gewiß tut sie das nicht oft. An diesem Tage aber erkundigte sie sich z.B. mitten bei Tisch, während sonst russisch gesprochen wurde, bei mir, was für Post ich am Vortag erhalten habe. Vor Tische hatte man zu drei Parteien Domino gespielt. Nach dem Essen aber war es weit besser als am Vortage. Man sang kommunistische Umdichtungen (kaum als Parodien gemeinte, wie ich vermute) von jiddischen Liedern. Bis auf Asja waren wohl alle im Zimmer Juden. Es war auch ein Gewerkschaftssekretär aus Wladiwostok dabei, der zum siebten Gewerkschaftskongreß hier nach Moskau gekommen war. So war eine ganze Kollektion Juden von Berlin bis Wladiwostok am Tische versammelt. Asja brachten wir frühzeitig nach Hause. Ich lud dann Reich vor dem Nachhausegehen zu einer Tasse Kaffe ein. Und er begann: Je

mehr er sich umsähe, sähe er, Kinder seien eine große Plage. Bei der Genossin war auch ein kleiner, übrigens außerordentlich artiger Junge zu Besuch gewesen, der aber endlich, als alle beim Domino saßen, und man schon an zwei Stunden auf das Essen gewartet hatte, zu weinen begonnen hatte. In Wirklichkeit hatte aber Reich natürlich Daga im Sinne. Er sprach von Asjas chronischen Angstzuständen, die meistenteils sich mit Daga beschäftigten und er rollte noch einmal die ganze Geschichte ihres Aufenthaltes in Moskau auf. Ich hatte im Umgang mit ihr schon oft seine große Geduld bewundert. Und es kam auch jetzt nichts von Verstimmung, kein Groll nur eben die Spannung heraus, die sich in dem Gespräche mit mir löste. Daß Asjas »Egoismus« gerade jetzt, da alles für sie darauf ankomme, die Dinge ruhig gehen und sich treiben zu lassen, versage beklagte er. Die Unruhe über den nächsten Aufenthalt, der Gedanke an Übersiedlung, die möglicherweise bevorstand, quälte sie sehr. Ihre Ansprüche gehen im Grunde jetzt auf ein paar Wochen ruhiger und bequemer bürgerlicher Existenz, wie sie auch Reich in Moskau ihr natürlich nicht schaffen kann. Mir war im übrigen ihre Unruhe noch nicht aufgefallen. Ich sollte sie erst am folgenden Tage bemerken.

*27 Dezember.* Asjas Zimmer im Sanatorium. Wir sind fast täglich von vier bis sieben dort. Gewöhnlich beginnt gegen fünf für eine Stunde oder eine halbe in einem benachbarten Raume eine Patientin, mit Zitherspielen sich zu beschäftigen. Sie kommt nie über traurige Akkorde hinaus. Musik paßt zu diesen kahlen Wänden sehr schlecht. Aber Asja scheint das monotone Gezupfe nicht sehr zu stören. Sie liegt gewöhnlich, wenn wir kommen, auf dem Bett. Ihr gegenüber steht auf einem Tischchen Milch, Brot und ein Teller mit Zucker und Eiern, die Reich gewöhnlich mitbekommt. An diesem Tage gab sie ihm eines für mich mit und schrieb darauf »Benjamin«. Über dem Kleid hat Asja einen grauen wollnen Sanatoriumskittel. Im übrigen gibt es in dem ihr reservierten komfortableren Teile des Zimmers drei ungleiche Stühle, darunter den tiefen Sessel, auf dem ich meist sitze sowie den Nachttisch mit Zeitschriften, Büchern, Arzeneien, einer kleinen bunten Schale, die ihr wahrscheinlich gehört, dem Cold Cream, den ich ihr aus Berlin mitbrachte, einem Handspiegel, den ich ihr einmal geschenkt habe und lange lag da auch der Deckelentwurf der »Einbahnstraße«, den Stone für mich gemacht hatte. Asja arbeitet oft an einer Bluse, die sie sich machen

will, zieht Fäden aus einem Stoff aus. – Lichtquellen der Moskauer Straße. Das sind: der Schnee, der die Beleuchtung so stark reflektiert, daß die Straßen fast alle hell sind, die starken Karbidlampen in den Verkaufsbuden und die Blendlaternen der Autos, welche auf hunderte von Metern voraus ihren Schein durch die Straßen werfen. In andern Großstädten sind diese Autolichter verboten: hier läßt sich nichts Aufreizenderes denken als diese freche Betonung der wenigen Fahrzeuge, die im Dienste einiger Nepleute (freilich auch für die Machthaber) die allgemeine Schwierigkeit der Fortbewegung überwinden. – Für diesen Tag ist wenig wichtiges zu vermerken. Vormittag bei der Arbeit zu Hause. Nach dem Essen spielte ich Schach mit Reich, in zwei Partien wurde ich geschlagen. Asja war an diesem Tag in der schlechtesten Stimmung, es kam deutlicher als ich es je beobachten konnte, die böse Schärfe heraus, die ihr Spiel von Hedda Gabler so überzeugend machen muß. Sie duldete nicht einmal die kleinste Frage nach ihrem Ergehen. Schließlich blieb garnichts übrig als sie allein zu lassen. Aber unsere – meine und Reichs – Hoffnung, sie würde uns zum Dominospiel nachfolgen erfüllte sich nicht. Vergeblich wandten wir uns jedesmal um, wenn jemand ins Spielzimmer trat. Nach der Partie gingen wir wieder in ihr Zimmer aber bald zog ich mich mit einem Buche nochmals ins Spielzimmer zurück, um erst ganz kurz vor sieben wieder zu erscheinen. Asja entließ mich sehr unfreundlich, aber dann sandte sie mir durch Reich ein Ei nach, auf das sie »Benjamin« geschrieben hatte. Wir waren noch nicht lange auf meinem Zimmer, als sie eintrat. Es war ein Umschwung in ihrer Stimmung erfolgt, sie sah alles wieder in besserem Licht und sicher tat ihr das Verhalten vom Nachmittag leid. Aber wenn ich alles in allem die letzte Zeit überblicke, so finde ich, daß ihre Besserung, zumindest die ihres nervösen Zustands, seit meiner Ankunft kaum vorangeschritten ist. – Am Abend hatten Reich und ich ein langes Gespräch über meine Schriftstellerei und über den Weg, den sie in Zukunft einzuschlagen habe. Er meinte, ich entließe meine Sachen in einem zu späten Stadium. In dem gleichen Zusammenhange formulierte er sehr zutreffend, in der großen Schriftstellerei sei das Verhältnis der Satzanzahl überhaupt zur Menge schlagender, prägnanter, formulierter Sätze wie 1:30 – bei mir wie 1:2. Dies alles ist richtig. (Und in dem letzten liegt sogar vielleicht der Überrest von jenem starken Einfluß, den früher einmal Philipp Keller auf mich gehabt hat. ⟨)⟩ Ich mußte ihm

aber dennoch Gedanken entgegenhalten, welche seit meiner lange zurückliegenden Schrift über »Sprache überhaupt und die Sprache des Menschen« mir niemals zweifelhaft geworden sind: ich verwies ihn auf die Polarität aller sprachlichen Wesenheit: Ausdruck und Mitteilung zugleich zu sein. Hier mußte anklingen, was über »Sprachzerstörung« als eine Tendenz der gegenwärtig⟨en⟩ russischen Literatur von uns schon oft war berührt worden. Denn die rücksichtslose Ausbildung des Mitteilenden in der Sprache führt eben unbedingt auf Sprachzerstörung hinaus. Und auf anderem Wege endet dort, nämlich im mystischen Schweigen die Erhebung ihres Ausdruckscharakters ins Absolute. Die aktuellere Tendenz von beiden scheint augenblicklich die auf Mitteilung mir zu sein. Aber in irgend einer Form ist immer ein Kompromiß nötig. Die kritische Situation meiner eigenen Autorschaft aber gab ich zu. Ich sagte ihm, da nur konkrete Aufgaben und Schwierigkeiten mich wirklich weiterzubringen vermöchten, nicht aber bloße Überzeugungen noch auch abstrakte Entschließungen, so sähe ich hier keinen Ausweg vor mir. Hier aber verwies er mich auf meine Aufzeichnungen über Städte. Das war mir sehr ermutigend. Ich begann, zuversichtlicher an eine Darstellung Moskaus zu denken. Um abzuschließen las ich ihm mein Portrait von Karl Kraus vor, weil auch auf ihn die Rede gekommen war.

*28 Dezember.* Ich glaube, soviele Uhrmacher wie in Moskau gibt es in keiner Stadt. Das ist umso seltsamer, als die Leute hier nicht viel Aufhebens von der Zeit machen. Es wird aber wohl historische Gründe haben. Wenn man beachtet, wie sie sich auf der Straße bewegen, so wird man selten jemanden eilen finden, es müßte denn gerade sehr kalt sein. Aus Schlendrian geht man in Serpentinen. (Sehr bezeichnend ist, daß, wie Reich mir erzählte, irgendwo in einem Clublokal an der Wand, mahnend, ein Schild hängt, auf welchem steht: Lenin hat gesagt, daß Zeit Geld ist. Um diese Banalität auszusprechen, muß also hier die höchste Autorität herangezogen werden.⟨)⟩ Ich holte an diesem Tage meine Uhr ab, die repariert worden war. – Am Morgen schneite es und auch tagsüber fiel oft Schnee. Später trat etwas Tauwetter ein. Ich verstehe, daß Asja Schnee in Berlin vermißte und unter dem nackten Asphalt litt. Hier geht der Winter, wie ein Bauer in weißer Schafwolle, unter einem dichten Schneepelz dahin. – Morgens erwachten wir spät und gingen dann in Reichs Zimmer. Es ist ein Stück Kleinbürgerwohnung,

wie man es sich nicht schrecklicher träumen kann. Bei Anblick der hundert Decken, Konsolen, gepolsterten Möbel, Gardinen kann man vor Beklemmung kaum atmen; die Luft muß dick von Staub sein. In einer Fensterecke stand ein hoher Weihnachtsbaum. Selbst der war häßlich mit seinen mageren Ästen und einem unförmlichen Schneemann als Bekrönung. Mir nahm der ermüdende Weg von der Trambahnstation und der Schrecken dieses Raumes den Überblick über die Lage und ich stimmte Reichs Vorschlag, im Januar dies Zimmer mit ihm zu beziehen, etwas voreilig zu. Solche Kleinbürgerzimmer sind Schlachtfelder, über die der verheerende Ansturm des Warenkapitals siegreich dahingefegt ist, es kann nichts Menschliches mehr da gedeihen. Aber meine Arbeit würde ich, bei meiner Neigung zu Höhlenräumen, vielleicht nicht schlecht in diesem Raume erledigen. Nur will überlegt sein, ob ich die ausgezeichnete strategische Position meines jetzigen Zimmers aufgeben oder selbst um den Preis sie beibehalten soll, darüber den täglichen Kontakt mit Reich, der mir für meine Informationen sehr wichtig ist, zu vermindern. Sodann liefen wir lange durch Vorstadtstraßen: Ich sollte durch eine Fabrik geführt werden, in der vor allem Baumschmuck hergestellt wird. Die »Prärie der Architektur«, wie Reich Moskau genannt hat, hat in diesen Straßen noch wilderen Charakter als im Zentrum. Zu beiden Seiten der breiten Allee wechseln Bauten im Stile der bäurischen hölzernen Dorfhäuser mit Jugendstilvillen oder der nüchternen Fassade eines sechsstöckigen Hauses. Der Schnee lag hoch und entstand plötzlich eine Stille, so konnte man glauben, tief drinnen in Rußland in einem überwinternden Dorfe zu sein. Hinter einer Reihe von Bäumen stand eine Kirche mit blauen und goldenen Kuppeln, und, wie immer, vergitterten Fenstern an ihrer Straßenmauer. Übrigens tragen die Kirchen hier oft noch Heiligenbilder an ihrer Fassade, wie man es in Italien nur an den ältesten sieht. (z. B. Sto. Freginiano in Lucca ⟨recte: S. Frediano⟩). Zufällig war die Arbeiterin gerade abwesend und die Fabrik bekamen wir nicht zu Gesicht. Bald trennten wir uns. Ich ging Kusnetzki-Most hinunter und sah die Buchläden an. In dieser Straße liegt Moskaus größte Buchhandlung (dem Anscheine nach zu schließen). Ich sah auch ausländische Literatur in den Fenstern, jedoch zu unverschämten Preisen. Die russischen Bücher kommen so gut wie ausnahmslos nur ungebunden auf den Markt. Das Papier ist hier dreimal so teuer als in Deutschland, hauptsächlich Importware, und

man spart an der Ausstattung der Bücher soviel es mir ⟨erschien⟩. Ich kaufte unterwegs – nachdem ich auf der Bank gewechselt hatte – eine der warmen Pasteten, die überall auf den Straßen zu haben sind. Nach wenigen Schritten stürzte ein kleiner Junge sich auf ⟨mich⟩, dem ich ein Stück davon gab, als ich endlich verstanden hatte, daß er nicht Geld sondern Bro⟨t⟩ wolle. – Mittags gewann ich die Schachpartie gegen Reich. Nachmittags bei Asja, wo es ganz farblos, wie in den letzten Tagen war, da Asja durch Angstzustände abgestumpft ist, beging ich den großen Fehler, Reich gegen sehr törichte Vorwürfe in Schutz zu nehmen. Am folgenden Tag sagte er mir sodann, daß er allein zu Asja gehen werde. Am Abend dagegen schien er sich sehr freundlich verhalten zu wollen. Zu der Generalprobe von Illeschs Stück zu gehen, wie wir geplant hatten, war es zu spät und da Asja nicht mehr kam, gingen wir, um einer »Gerichtsverhandlung« im Krestanski-Club (?) beizuwohnen. Bis wir dorthin kamen, war es halb neun und wir erfuhren, daß man schon seit einer Stunde begonnen habe. Der Saal war überfüllt und niemand wurde mehr hereingelassen. Aber eine kluge Frau machte sich meine Anwesenheit zu nutze. Sie merkte, daß ich fremd sei, stellte Reich und mich als Ausländer vor, deren Führung sie habe und brachte so sie selber und mich unter. Wir traten in einen rot ausgeschlagenen Saal, in dem gegen dreihundert Menschen Platz hatten. Er war dicht gefüllt, viele standen. In einer Nische eine Leninbüste. Die Verhandlung fand auf der Estrade der Bühne statt, die rechts und links von gemalten Proletarierfiguren, einem Bauern und einem Industriearbeiter, eingerahmt wurde. Am oberen Bühnenrahmen die Sowjetembleme. Die Beweisaufnahme war schon beendet, als wir kamen, ein Sachverständiger hatte das Wort. Er saß mit seinem Kollegen an einem Tischchen, ihm gegenüber der Tisch des Verteidigers, beide die Schmalseite zur Bühne gewandt. Der Tisch des Richterkollegiums stand frontal zum Publikum, vor ihm saß in schwarzer Kleidung auf einem Stuhle, einen dicken Stock in Händen, die Angeklagte, eine Bäuerin. Alle Mitwirkenden waren gut gekleidet. Die Anklage lautete auf Kurpfuscherei mit tödlichem Erfolge. Die Bäuerin hatte bei einer Entbindung (oder Abtreibung) Beistand geleistet und durch einen Fehler den unglücklichen Ausgang herbeigeführt. Die Argumentation bewegte sich in äußerst primitiven Bahnen um diesen Vorfall herum. Der Sachverständige gab sein Gutachten ab: die Schuld am Tode der Frau sei allein auf

den Eingriff zurückzuführen. Der Verteidiger plädierte: kein böser Wille, auf dem Lande fehle es an sanitärer Hilfe und Aufklärung. Der Staatsanwalt beantragt die Todesstrafe. Die Bäuerin in ihrem Schlußwort: immer sterben Menschen. Danach wendet der Vorsitzende sich ans Publikum: sind Fragen vorhanden? Auf der Estrade erscheint ein Komsomolz und plädiert für äußerst strenge Bestrafung. Danach zieht das Gericht sich zur Beratung zurück – eine Pause entsteht. Die Urteilsverkündung wird von allen stehend angehört. Zwei Jahre Gefängnis unter Zubilligung mildernder Umstände. Von Einzelhaft wird daher abgesehen. Der Vorsitzende weist seinerseits auf die Notwendigkeit hygienischer Versorgungs- und Bildungszentralen auf dem Lande hin. Man ging auseinander. Ich hatte bisher niemals ein derartig einfaches Publikum in Moskau beisammen gesehen. Es waren wahrscheinlich viele Bauern darunter, denn dieser Klub dient ganz besonders den Bauern. Man führte mich durch die Räume hindurch. Im Lesesaal fiel mir, genau wie in dem Kindersanatorium, auf, daß die Wände ganz mit Anschauungsmaterial bedeckt sind. Hier waren es besonders Statistiken, die zum Teile, mit Bildchen farbig illustriert, von Bauern selber waren gestellt worden (Dorfchronik, landwirtschaftliche Entwicklung, Produktionsverhältnisse und kulturelle Institutionen waren aufgezeichnet) aber auch Werkzeugbestandteile, Maschinenstücke, Retorten mit Chemikalien etc. sind überall an den Wänden hier ausgestellt. Neugierig trat ich vor eine Konsole, von der zwei Negermasken heruntergrinsten. Aber beim Näherkommen erwiesen sie sich als Gasmasken. Endlich brachte man mich auch in die Schlafräume des Klubs. Er ist für Bauern und Bäuerinnen, einzelne und ganze Gesellschaften, bestimmt, die eine »Kommandirowka« in die Stadt bekommen. In großen Zimmern stehen meist sechs Betten; die Kleider legt ein jeder die Nacht über auf sein eigenes. Die Waschräume wieder müssen woanders ⟨g⟩elegen sein. Die Zimmer selber haben keine Waschgelegenheit. An den Wänden sind Bilder von Lenin, Kalinin, Rykow u.a. Hier geht der Kultus insbesondere mit dem Leninbilde unabsehbar weit. Man findet auf Kusnetzki-Most ein Geschäft, in dem er Spezialartikel ist und in allen Größen, Haltungen und Materialien zu haben ist. Im Unterhaltungszimmer des Klubs, wo gerade Radiokonzert zu hören war, ist ein sehr ausdrucksvolles Reliefbild, das ihn in Lebensgröße, bis zur Brust, als Redner zeigt. Aber ein bescheideneres Bildchen von ihm hängt auch

in Küchen, Wäschekammern u.s.w. der meisten öffentlichen Institute. Das Haus hat für über vierhundert Gäste Platz. Unter der zunehmend lästigen Begleitung der Führerin, die uns hineingeholfen hatte, gingen wir fort und entschlossen uns, als wir endlich allein waren, noch eine Piwnaja aufzusuchen, in der es gerade Abendunterhaltung gab. Vor der Tür bemühten sich, als wir eintraten, einige Leute um den Abtransport eines Betrunkenen. In dem nicht allzugroßen, dennoch aber nicht ganz vollbesetzten Raume saßen einzelne Personen sowie kleine Gruppen beim Bier. Wir nahmen ziemlich nahe an der brettenen Estrade Platz, die hinten von einer süßlich verschwommen⟨en⟩ Aue, mit einem Stückchen wie in Luft zergehender Ruine abgeschlossen wurde. Aber für die ganze Länge der Bühne reichte dieser Prospekt nicht aus. Nach zwei Gesangsnummern kam die Hauptattraktion des Abends, eine »Inszenirowka« – d.h. ein im Grunde anderswoher, aus Epik oder Lyrik stammender Stoff fürs Theater bearbeitet. Hier schien der dramatische Rahmen für eine Anzahl Liebes- und Bauerngesänge gegeben zu werden. Zuerst trat nur eine Frau auf und lauschte einem Vogel. Dann kam aus der Kulisse ein Mann und so ging es weiter bis die ganze Bühne voll war und alles mit einem Chorgesang unter Tanz endete. Dies alles unterschied sich nicht sehr von geselliger Familienvergnügung, aber mit dem Untergang dieser Veranstaltungen in der Wirklichkeit sind sie wahrscheinlich dem Kleinbürger auf der Bühne nur anziehender geworden. Zum Bier gibt es eine eigentümliche Zukost: winzige Stückchen getrocknetes Weißbrot, Schwarzbrot, mit einer Salzkruste überbacken und getrocknete Erbsen in Salzwasser.

*29 Dezember.* Rußland beginnt dem Mann aus dem Volke Gestalt anzunehmen. Ein großer Propagandafilm »Der sechste Teil der Welt« steht bevor. Auf der Straße, im Schnee, liegen Landkarten von SSSR, aufgestapelt von Straßenhändlern, die sie dem Publikum anbieten. Meyerhold verwendet die Landkarte in »Dajosch-Europa« – der Westen ist darauf ein kompliziertes System kleiner russischer Halbinseln. Die Landkarte ist ebenso nahe daran, ein Zentrum neuen russischen Bilderkults zu werden wie Lenins Portraits. Indessen geht der alte in den Kirchen fort. Ich trat an diesem Tage auf meinem Rundgang in die Kirche der Kasaner Muttergottes ein, von der mir Asja gesagt hatte, daß sie sie liebt. Sie liegt an einer Ecke des roten Platzes. Man tritt zuerst in ein geräumiges Vorzim-

mer mit einigen spärlichen Heiligenbildern. Hauptsächlich scheint es einer Frau zu dienen, die die Kirche überwacht. Es ist düster; sein Halbdunkel eignet zu Konspirationen. In solchen Räumen kann man sich über die bedenklichsten Geschäfte, wenn es sich trifft auch über Pogrome beraten. Daran stößt der eigentliche Andachtsraum. Im Hintergrunde hat er ein paar Treppchen, die zu der schmalen, niedrigen Estrade führen, auf der man an den Heiligenbildern sich entlangschiebt. In kurzem Abstand folgt Altar auf Altar, ein glimmendes rotes Lichtchen bezeichnet jeden. Die Seitenflächen werden von sehr großen Heiligenbildern eingenommen. Alle Teile der Wand, die so nicht von Bildern bedeckt sind, sind mit leuchtendem Gold überzogen. Von der süßlich bemalten Decke hängt ein kristallner Kronleuchter herab. Von einem der Stühle am Eingang des Raumes betrachtete ich mir die Zeremonien. Es sind die der alten Bilderverehrung. Die großen Heiligenbilder werden durch Bekreuzigen begrüßt, ein Kniefall, bei welchem die Stirne den Boden berühren muß, folgt und unter neuer Bekreuzigung wendet der Betende oder Büßende sich zu dem nächsten. Vor kleinen Heiligenbildern, die einzeln oder in Reihen auf kleinen Pulten, unter Glas liegen, bleibt der Kniefall fort; man beugt sich über sie und küßt das Glas. Ich trat hinzu und bemerkte, daß neben kostbaren alten Stükken auf ein und demselben Pult die Dutzendware wertloser Öldrucke lag. Moskau hat viel mehr Kirchen als man zu Anfang annimmt. Der Westeuropäer sucht sie in ihren Türmen, hoch oben. Man muß sich erst gewöhnt haben, die langen Mauern und Haufen niedriger Kuppeln zu breiten Komplex⟨en⟩ von Klosterkirchen oder Kapellen zusammenzufassen. Dann wird auch klar, warum an vielen Stellen Moskau so abgedichtet wie eine Festung aussieht: niedrige Türme kennzeichnen im Westen den profanen Wohnbau. Ich kam vom Postamt, hatte dann telegrafiert und endlich auf einem langen Rundgang durch das Polytechnische Museum vergebens nach der Ausstellung von Zeichnungen Geisteskranker gesucht. Ich entschädigte mich durch einen Gang längs der Buden, die an der Mauer von Kitai Gorod stehen. Hier ist das Zentrum des Antiquariatsmarkts. Nach Interessantem aus außerrussischer Literatur hier nachzuspüren wäre fruchtlos. Aber auch russische Ausgaben aus älterer Zeit kommen hier (nach den Einbänden zu schließen) nicht vor. Dennoch müssen im Laufe dieser letzten Jahre ungeheure Bibliotheken aufgelöst worden ⟨sein⟩. Aber vielleicht nur in

Leningrad? Und nicht in Moskau, wo sie seltener gewesen sein mögen? In einer der Buden auf dem Kitai-Projo kaufte ich Stefan eine Harmonika. – Weiteres zum Straßenhandel. Alle Weihnachtsartikel (Lametta, Kerzen, Kerzenhalter, Baumschmuck, auch Weihnachtsbäume) werden noch nach dem 24ten Dezember angeboten. Ich denke bis zur zweiten, kirchlichen Weihnachtsfeier. – Verhältnis der Preise in den Buden zu denen in den staatlichen Geschäften. Berliner Tageblatt vom 20 November am 8 Dezember gekauft. Auf Kusnetzki-Most ein Knabe, der Tongefäße, winzige Teller und Schüsselchen, an einander schlägt, um ihre Solidität zu beweisen. Auf Ochotni Rjad eine merkwürdige Erscheinung: Frauen, in offner Hand auf einer Lage Stroh ein einziges Stück rohes Fleisch, ein Huhn oder dergleichen⟨,⟩ stehen und bieten es den Passanten an. Das sind Verkäuferinnen ohne Konzession. Sie haben kein Geld, die Konzession für einen Stand zu bezahlen und keine Zeit, um die für einen Tag oder eine Woche sich anzustellen. Wenn ein Milizionär kommt, dann laufen sie einfach mit ihrer Ware davon. – Vom Nachmittag weiß ich nichts mehr. Abends mit Reich zu einem schlechten Film (mit Ilinski) in der Nähe meines Hotels.

*30 Dezember.* Der Weihnachtsbaum steht noch immer in meinem Zimmer. Allmählich komme ich auch zur Systematik der Geräusche, die mich hier umgeben. Die Ouvertüre setzt am frühen Morgen ein und bringt sämtliche Leitmotive: zuerst das Stampfen auf der Treppe, die meinem Zimmer gegenüber, ins Souterrain führt. Wahrscheinlich kommt von dort das Personal zur Arbeit herauf. Dann beginnt das Telefon im Flur und setzt bis gegen ein oder zwei Uhr nachts nur selten ab. Es ist in Moskau vorzüglich, besser als in Berlin oder Paris. In drei bis vier Sekunden ist jede Verbindung gelöst. Besonders viel höre ich eine laute Kinderstimme ins Telefon sprechen. Die vielen Nummern gewöhnen das Ohr, das sie hört, an die russischen Zahlen. Dann kommt gegen neun Uhr ein Mann, klopft an eine Zimmertür nach der andern und fragt, ob die Klappe geschlossen ist. Um diese Zeit wird geheizt. Reich vermutet, daß kleine Mengen von Kohlengas durch die Klappe, auch wenn sie geschlossen ist, bei mir einströmen. Nachts ist es oft so erstickend im Zimmer, daß das wohl möglich ist. Übrigens kommt auch vom Fußboden her Wärme, er hat, wie vulkanische Erde, ganz heiße Stellen. Ist man nun noch nicht aus dem Bett, so durchschüttert den Schlaf ein rhythmisches Klopfen, als würden riesenhafte Beefsteaks

bearbeitet; das ist das Holzspalten im Hofe. Und bei alledem atmet mein Zimmer Ruhe. Ich habe selten einen Raum bewohnt, in dem das Arbeiten leichter fällt. – Notizen zur Lage Rußlands. In Gesprächen mit Reich habe ich ausgeführt, wie zwiespältig zur Zeit die Lage Rußlands ist. Nach außen sucht die Regierung den Frieden, um Handelsverträge mit imperialistischen Staaten zu führen; vor allem aber sucht sie ⟨im Innern⟩, den militanten Kommunismus zu suspendieren, sie strebt einen Klassenfrieden auf Zeit einzusetzen, das bürgerliche Leben zu entpolitisieren, soweit das nur möglich ist. Andererseits wird in Pionierverbänden, im Komsomolz die Jugend »revolutionär« erzogen. Das bedeutet, das Revolutionäre kommt ihr nicht als Erfahrung, sondern als Parole zu. Man macht den Versuch, die Dynamik des revolutionären Vorgangs im Staatsleben abzustellen – man ist, ob man will oder nicht, in die Restauration eingetreten, will aber dem ungeachtet revolutionäre Energie in der Jugend wie elektrische Kraft in einer Batterie aufspeichern. Das geht nicht. Es muß daraus in jungen Menschen, oft der ersten Generation, die eine mehr als notdürftige Bildung erhält⟨,⟩ der Kommunistenhochmut entwickelt ⟨werden⟩, für den es schon ein eignes Wort in Rußland gibt. Die außerordentlichen Schwierigkeiten der Restauration treten sehr greifbar auch im Bildungsproblem heraus. Man hat, um der katastrophalen Unbildung zu begegnen, die Parole ausgegeben, Kenntnis der russischen und westeuropäischen Klassiker müsse verbreitet werden. (Nebenbei gesagt ist es vor allem darum, daß der Meyerholdschen Einstudierung des »Revisor« und ihrem Mißerfolg so große Bedeutung beigemessen worden ist.) Und wie sehr diese Parole not tut läßt sich ermessen, wenn man hört, daß vor kurze⟨m⟩, in einer Debatte Lebidinski zu Reich über Shakespeare geäußert hat: der habe vor der Erfindung der Buchdruckerkunst gelebt. Andererseits: diese bürgerlichen Kulturwerte selbst sind mit dem Verfalle der bürgerlichen Gesellschaft in ein äußerst kritisches Stadium getreten. Sie können, so wie sie heute vorliegen, in den Händen der Bourgeoisie sich während der letzten hundert Jahre gestaltet haben, nicht exproprі⟨i⟩ert werden, ohne zugleich ihren letzten, wenn auch noch so fragwürdigen, ja schlechten Belang einzubüßen. Diese Werte haben gewissermaßen, wie kostbares Glas einen weiten Transport durchzumachen, den sie unverpackt nie überstehen werden. Verpacken heißt aber unsichtbar machen und ist mithin der Gegensatz zur Popularisierung dieser

Werte, die offiziell von der Partei gefordert wird. Jetzt zeigt sich in Sowjet-Rußland, daß diese Werte genau in eben der entstellten, trostlosen Gestaltung popularisiert werden, die sie zuletzt dem Imperialismus zu danken hat. Ein Mann wie ⟨Oskar⟩ Walzel ist zum Mitglied der Akademie ernannt worden und in »Wetschernie Moskwa« schreibt Kogan, deren Vorsitzender, einen Artikel über westliche Literatur, der völlig kenntnislos Beliebiges zusammenkoppelt (Proust und Bronnen!) und an Hand einiger Namen »Informationen« über das Ausland zu geben sucht. Wahrscheinlich sind aber die einzigen Kulturverhältnisse des Westens, für welche Rußland ein so lebendiges Verständnis mitbringen ⟨kann⟩, daß die Auseinandersetzung mit ihnen verlohnt, die Amerikas. Die kulturelle Völkerverständigung als solche, d.h. ohne die Grundlage konkreter wirtschaftlicher Beziehungen ist ein Interesse der pazifistischen Spielart des Imperialismus und für Rußland Restaurationserscheinung. Übrigens wird durch Rußlands Abschnürung vom Ausland die Schwierigkeit der Information sehr erhöht. Genauer gesagt: die Fühlung mit dem Ausland geht im Wesentlichen durch die Partei und betrifft hauptsächlich politische Fragen. Die Großbourgeoisie ist vernichtet; das neu entstehende Kleinbürgertum ist materiell und geistig nicht in der Lage, Beziehungen zum Auslande zu vermitteln. Zur Zeit kostet das Visum für eine Reise ins Ausland, die nicht im staatlichen oder Partei-Auftrage unternommen wird, 200 Rubel. Unzweifelhaft weiß man in Rußland über das Ausland weit weniger als man im Ausland (etwa mit Ausnahme der romanischen Länder) von Rußland weiß. Man ist hier aber vor allem damit beschäftigt, in dem ungeheueren Territorium selbst den Kontakt der einzelnen Nationalitäten mit einander, vor allem aber den Kontakt der Arbeiter und Bauern unter sich herzustellen. Man kann sagen, mit dem wenigen, was man von fremder Kultur in Rußland weiß, ist es wie mit dem Tscherwoneff: in Rußland selbst ist er sehr teures Geld und im Ausland notiert man ihn nicht. Es ist höchst bezeichnend, daß ein sehr mäßiger russischer Filmschauspieler, Ilinski, ein skrupelloser, wenig graziöser Nachahmer Chaplins hier den Ruf eines großen Komikers ganz einfach darum hat, weil Chaplins Filme so teuer sind, daß man ⟨sie⟩ hier nicht zu sehen kriegt. Die russische Regierung nämlich legt im allgemeinen für fremde Filme nur wenig an. Sie rechnet mit dem Interesse der konkurrierenden Industrien, den russischen Markt für sich zu erobern und

kauft im Ramsch ein, läßt sich Filme gewissermaßen als Reklamemuster, Werbeproben halb geschenkt geben. Der russische Film selbst aber ist, wenn man von den Spitzenleistungen absieht, im Durchschnitt nicht allzu gut. Er kämpft um die Stoffe. Die Filmzensur nämlich ist streng; ganz im Gegensatz zur Theaterzensur, beschneidet sie, wahrscheinlich mit Rücksicht aufs Ausland, ihm den Stoffkreis. Ernsthafte Kritik an Sowjetmännern ist hier, anders als im Theater, unmöglich. Unmöglich aber ist auch Darstellung des bourgeoisen Lebens. Für die amerikanische Groteskkomödie ist hier ebensowenig Raum. Sie beruht auf einem hemmungslosen Spiele mit der Technik. Alles Technische aber hat hier Weihe, nichts wird ernster genommen als Technik. Vor allem aber weiß der russische Film nichts von Erotik. Die Bagatellisierung des Liebes- und Sexuallebens gehört bekanntlich zum kommunistischen Kredo. Tragische Liebesverwicklungen im Film oder Theater dargestellt würde als gegenrevolutionäre Propaganda angesehen. Bleibt die Möglichkeit einer satirischen Gesellschaftskomödie, deren Zielscheibe im wesentlichen das neue Bürgertum wäre. Ob auf dieser Basis der Film, eine der vorgeschobensten Maschinerien imperialistischer Massenbeherrschung expropriiert werden kann, das ist sehr die Frage. – Vormittags gearbeitet, darauf mit Reich in den Gosfilm. Panskij war aber abwesend. Wir fuhren alle zum Polytechnischen Museum. Der Eingang zu der Ausstellung von Bildern Geisteskranker war in einer Seitenstraße. Die Ausstellung selbst bot mäßiges Interesse; das Material war künstlerisch fast ohne Ausnahme uninteressant, aber gut angeordnet und wissenschaftlich sicherlich verwendbar. Eine kleine Führung fand während unserer Anwesenheit statt: man erfuhr aber nur, was schon auf kleinen Zetteln neben den ausgestellten Sachen vermerkt war. Reich fuhr von dort aus ins Dom Gerzena, ich kam nach, um vorher im Institut mir für den Abend Karten zu Tairoff geben zu lassen. Der Nachmittag bei Asja wieder eintönig. Reich verschaffte sich im Sanatorium (von dem Ukrainer) leihweise einen Pelz für den nächsten Tag. Ins Theater kamen wir noch rechtzeitig. Man gab »Lieben unter Ulmen« von O'Neill. Die Aufführung war sehr schlecht, besonders enttäuschend, völlig uninteressant die Koonen. Interessant (wie Reich aber richtig nachwies, untunlich) war die Zerstücklung in einzelne Szenen (Kinofizierung) durch Fallen des Vorhangs und Beleuchtungswechsel. Das Tempo war viel schneller als sonst hier üblich

und wurde durch die Dynamik der Dekoration noch gesteigert. Sie gab drei Räume zugleich im Querschnitt: zu ebner Erde eine große Stube mit Blick ins Freie und Ausgang. An gewissen Stellen sah man ihre Wände in einem Winkel von 180° sich aufheben und dann schien von allen Seiten das Freie herein. Zwei andere Räume waren im ersten Stock und in einem mit Latten gegens Publikum abgeschlossenen Verschlage führte die Treppe hinauf. Das Auf- und Absteigen der Figuren quer durch dies Gatter zu verfolgen war spannend. Der Asbestvorhang zeigt in sechs Rubriken den Spielplan der nächsten Tage. (Montag ist hier spielfrei). Ich schlief auf Reichs Bitte nachts auf dem Sofa und versprach ihn am nächsten Morgen zu wecken.

*31 Dezember.* An diesem Tage fuhr Reich zu Daga. Gegen zehn Uhr kam Asja (ich war noch nicht fertig) und wir gingen zu ihrer Schneiderin. Dieser ganze Ausflug war stumpf und farblos. Mit Vorwürfen begann er: daß ich Reich mit mir herumschleppe und ermüde. Später gestand sie mir, die ganze⟨n⟩ Tage habe sie gegen mich eine Wut, der Seidenbluse wegen, die ich ihr mitgebracht habe. Sie sei beim ersten Male, da sie sie übergezogen, gerissen. Dummerweise sagte ich noch, daß ich bei Wertheim sie gekauft habe. (Eine *halbe* Lüge – was immer dumm ist.) Im übrigen aber konnte ich umso weniger etwas sagen, als schon die zermürbende und ständige Erwartung einer Nachricht aus Berlin auf mich zu wirken begann. Am Ende setzten wir für wenige Minuten uns in ein Café. Aber es war so gut, als hätten wir es nicht getan. Asja dachte nur an das eine: pünktlich ins Sanatorium zurückzukehren. Woran es liegt, daß in den letzten Tagen alles Lebendige aus unserm Zusammensein und unsern Blicken aufeinander gewichen ist, weiß ich nicht. Die Unruhe, in der ich bin, macht es mir aber unmöglich das zu vertuschen. Und Asja verlangt eine so ungeteilte, beschwörende Aufmerksamkeit, wie ich sie, ohne jedwede Ermutigung und Freundlichkeit von ihr nicht aufbringen kann. Ihr selber geht es Dagas wegen schlecht, von der Reich Nachricht brachte, die zumindest sie nicht zufriedenstellte. Ich denke daran, meine Nachmittagsbesuche seltner zu machen. Denn auch das Zimmerchen, in dem jetzt nur selten noch drei, meist vier, und wenn Asjas Zimmergenossin Besuch hat, noch mehr Menschen sind, bedrückt mich: ich höre viel russisch, verstehe nichts, schlafe ein oder lese. Am Nachmittag brachte ich Asja Kuchen mit. Sie schalt nur darauf, ihre

Laune war die schlechteste. Reich war schon eine halbe Stunde vor mir zu ihr gegangen (ich hatte einen Brief an ⟨Franz⟩ Hessel fertig schreiben wollen) und was er von Daga berichtete, erregte sie sehr. Die ganze Zeit über blieb es sehr trist. Ich entfernte mich früh, um ins Theater Meyerhold zu gehen und Karten für sie und mich für »Dajosch Ewropa« zu holen, das am Abend gegeben wurde. Vorher noch einen Augenblick ins Hotel, um die Nachricht zu geben, man beginne um ¼ 8. Ich sah bei der Gelegenheit nach Post: es war nichts da. Mittags hatte mich Reich mit Meyerhold verbunden, der mir Karten bewilligt hatte. Mit großer Mühe schlug ich mich nun, um sie abzuholen, zum zweiten Direktor durch. Überraschender Weise kam Asja zur Zeit. Sie hatte ihr gelbes Tuch wieder mit. Ihr Gesicht hat in diesen Tagen eine unheimliche Glätte. Als wir vor Anfang der Vorstellung vor einem Anschlagzettel standen, sagte ich: »Eigentlich ist Reich ein fabelhafter Kerl.« »?« »Wenn ich heute Abend allein irgendwo sitzen müßte, ich würde vor Trübsal mich aufhängen.« Aber auch diese Worte belebten unser Gespräch nicht. Die Revue war sehr interessant und einmal fühlten wir – ich weiß nicht mehr an welcher Stelle das war – uns wieder einander näher. Doch – es war die Szene »Café Riche« mit der Musik und den Apachentänzen. »Fünfzehn Jahre«, so sagte ich Asja, »geht nun diese Apachenromantik durch ganz Europa, und wohin sie kommt, fallen die Leute ihr zu.« In den Pausen sprachen wir Meyerhold. Er ließ uns in der zweiten von einer Dame ins »Museum« führen, wo die Modelle seiner Dekorationen aufbewahrt werden. Dort sah ich die vorzügliche Einrichtung für den »Cocu magnifique«, die berühmte Dekoration von »Bubus« mit ihrer Bambuseinfassung (die Rohre begleiten Auftreten und Abgang der Schauspieler sowie alle wichtigen Stellen des Stücks mit lauterem oder leiserem Anschlagen), dem Schiffsvorderteil von »Rischi Kitai« mit Wasser im Vordergrunde der Bühne und anderes. Ich trug mich in ein Buch ein. Im letzten Akt störte Asja das Schießen. Auf der Treppe, als wir, während der ersten Pause Meyerhold suchten (erst ganz am Ende der Pause fanden wir ihn) ging ich auf einen Augenblick voran. Da fühlte ich an meinem Halse Asjas Hand. Mein Rockkragen hatte sich umgelegt und sie klappte ihn wieder zurecht. Mir wurde bei dieser Berührung inne, wie lange schon mich keine Hand freundlich berührt hat. Um halb zwölf waren wir wieder auf der Straße. Asja schalt, daß ich nichts besorgt hatte, sonst, sagte sie,

wäre sie noch, um Sylvester zu feiern, zu mir gekommen. Vergebens forderte ich sie auf, noch in ein Café einzutreten. Auch, daß Reich vielleicht Essen besorgt habe, ließ sie nicht gelten. Traurig und schweigsam begleitete ich sie nach Haus. Der Schnee hatte an diesem Abend Sternglanz. (Ich habe auch, ein andermal, auf ihrem Mantel, Schneekristalle gesehen, wie sie wahrscheinlich in Deutschland nie vorkommen.) Fast aus Trotz und mehr um sie zu erforschen als aus einem wahren Gefühle heraus, bat ich, vorm Hause angekommen, sie noch um einen Kuß, im alten Jahr. Aber sie gab ihn nicht. Ich kehrte um, nun, um die Jahreswende doch einsam, aber nicht traurig. Denn ich wußte auch Asja allein. Schwach läutete eine Glocke gerade als ich vor meinem Hotel stand. Ich blieb eine Weile und hörte sie an. Reich öffnete enttäuscht. Er hatte viel eingekauft: Portwein, Halwa, Lachs, Wurst. Nun verstimmte es mich von neuem, daß Asja nicht zu mir gekommen war. Aber bald brachte ein lebendiges Gespräch uns über die Stunde hinweg. Und während ich auf dem Bette lag, verzehrte ich viel und trank ein paar gute Schluck Portwein, so daß ich zuletzt die Unterhaltung nur mehr mühsam, mechanisch durchführte.

*1 Januar.* Auf den Straßen verkauft man Neujahrssträuße. Im Vorübergehen sah ich auf dem Strastnoiplatz einen, der lange Gerten in der Hand hielt, die mit grünen, weißen, blauen, roten Papierblüten bis an die Spitze beklebt waren, je an einem Zweig eine Farbe. Ich möchte über »Blumen« in Moskau schreiben und dabei nicht nur von den heroischen Weihnachtsrosen, sondern auch de⟨n⟩ riesenhaften Stockrosen der Lampenschirme sprechen, die stolz erhoben von den Händlern durch die Stadt getragen werden. Dann von den süßen Zuckerbeeten auf Torten. Es gibt aber auch Torten als Füllhörner, aus denen Knallbonbons sich drängen oder Pralines in buntem Papier. Kuchenbrote in Form einer Lyra. Der »Zuckerbäcker« aus den alten Jugendschriften scheint nur in Moskau noch zu überleben. Nur hier gibt es Gebilde aus nichts als gesponnenem Zucker, süße Zapfen an denen die Zunge für die bittere Kälte Revanche nimmt. Auch von dem, was der Frost hier eingibt, wäre zu reden, den bäurischen Tüchern, auf denen die Muster, die mit blauer Wolle ausgenäht sind, Eisblumen von den Scheiben nachbilden. Das Inventar der Straßen ist unerschöpflich. Ich bemerkte die blauen Brillen der Optiker, durch die der Abendhimmel plötzlich sich südlich färbt. Dann die breiten Schlitten mit den drei Fächern,

für Cacaoeuts, Haselnüssen und Semitschki (Sonnenblumenkörner, die nun, nach der Verordnung des Sowjets, an öffentlichen Plätzen nicht mehr gekaut werden dürfen⟨)⟩. Dann sah ich einen Händler mit kleinen Schlitten für Puppen. Endlich die Zinnbehälter – man darf auf der Straße nichts fortwerfen. Ferner noch zu den Schildern: einzelne lateinische Aufschriften: Café, Tailleur. Das Schild jeder Bierstube: Piwnaja – gemalt auf einen Hintergrund, in dem ein stumpfes Grün am oberen Rande allmählich und verwaschen in schmutziges Gelb übergeht. Sehr viele Ladenschilder treten im rechten Winkel auf die Straße heraus. – Am Neujahrsmorgen blieb ich lange zu Bett. Reich stand nicht spät auf. Wir sprachen wohl über zwei Stunden. Worüber eigentlich ist mir entfallen. Gegen Mittag gingen wir aus. Da wir das Kellerrestaurant geschlossen fanden, in dem wir an Feiertagen gewöhnlich essen, so gingen wir ins Hotel Liverpool. Es war an diesem Tage außerordentlich kalt, ich hatte Schwierigkeit, vorwärts zu kommen. Bei Tische hatte ich eine gute Ecke, rechts neben mir das Fenster auf einen Hof voller Schnee. Es ist mir jetzt gelungen, das Trinken bei Tisch nicht zu entbehren. Wir bestellten das kleine Menü. Es wurde nur leider zu rasch serviert, ich hätte gern in dem holzgetäfelten Raum mit den wenigen Tischen noch länger gesessen. Es war keine Frau im Lokal. Mir war das sehr wohltuend. Ich bemerke, wie das große Ruhebedürfnis, das jetzt mit der Lösung meiner quälenden Abhängigkeit von Asja mich überkommt, überall Quellen findet, an denen es sich befriedigt. Natürlich, bekanntermaßen, vor allem Essen und Trinken. Selbst die Vorstellung meiner langen Rückreise hat etwas Wohltätiges für mich bekommen (so lange nicht, wie in den letzten Tagen, die Unruhe um die Dinge zu Hause hineinspielte), die Vorstellung, in einem Kriminalroman zu lesen (ich tue das ja kaum mehr, aber ich spiele mit dem Gedanken) und das tägliche Dominospiel im Sanatorium, in dem sich manchmal meine Spannung gegen Asja austrägt. An diesem Tage aber spielten wir, soviel ich weiß, nicht. Ich bat Reich, für mich Mandarinen zu kaufen, die ich dann Asja schenken wollte. Das tat ich nicht so sehr, weil sie am Vorabend mich drum gebeten hatte, sie ihr am nächsten Tage zu bringen – da hatte ich ihr das sogar abgeschlagen – als um auf unserem Eilmarsch durch die Kälte Gelegenheit zum Ausruhen zu bekommen. Aber Asja nahm die Tüte (auf die ⟨ich⟩, ohne es ihr zu sagen, »Fröhliches Neujahr« geschrieben hatte) sehr mürrisch hin (und die

Aufschrift bemerkte sie nicht). Abends zu Hause, geschrieben und gesprochen. Reich begann im Barockbuch zu lesen.

*2 Januar.* Ich frühstückte sehr ausgiebig. Denn da wir auf Mittagessen nicht rechnen konnten, hatte Reich einige Einkäufe gemacht. Auf ein Uhr war die Pressevorstellung von Illeschs Stück »Attentat« im Theater der Revolution angesetzt. Aus eine⟨r⟩ schiefen Rücksicht auf das Sensationsbedürfnis des Publikums hatte man ihm den Obertitel: »Kaufen Sie einen Revolver« gegeben und so die Schlußpointe, in der ein weißgardistischer Attentäter im Augenblick da sein Anschlag von den Kommunisten entdeckt wird, wenigstens den Revolver an sie loszuschlagen sucht, von vornherein vernutzt. Das Stück hat eine wirksame Szene im Sinne des Grand-Guignol und im übrigen große politisch-theoretische Ambitionen. Denn es soll in ihm die ausweglose Lage des Kleinbürgertums geschildert werden. Die prinzipienlose, unsichere und mit hundert kleinen Effekten ins Publikum schielende Aufführung, brachte das nicht heraus. Sie gab sogar die großen Trümpfe preis, die ihr das packende Milieu eines Konzentrationslagers, eines Cafés, einer Kaserne im verfallenden, schmutzigen, trostlosen Österreich des Jahres 1919 sicherte. Die Einrichtung des Bühnenraumes war so haltlos, wie ich sie kaum je gesehen habe: Auftritte und Abgänge mußten ganz unwirksam bleiben. Man konnte sehr deutlich beobachten, was aus Meyerholds Bühne wird, wenn ein ahnungsloser Regisseur es versucht, sie zu übernehmen. Das Haus war ganz vergeben. Es gab sogar bei dieser Gelegenheit etwas wie Toiletten zu sehen. Illesch wurde herausgerufen. Es war sehr kalt. Ich hatte Reichs Mantel an, da er im Theater aus Prestigegründen anständig auftreten wollte. In der Pause machten wir die Bekanntschaft von Gorodetzki und seiner Tochter. Am Nachmittag, bei Asja, geriet ich in eine endlose politische Diskussion hinein, an der auch Reich sich etwas beteiligte. Der Ukrainer und Asjas Zimmergenossin machten die eine, sie selber und Reich die andere Partei. Es ging wieder um die Opposition in der Partei. Aber in dem Streit war keine Verständigung, geschweige denn Einigung zu erreichen; für den Verlust an ideologischem Prestige, den nach Asjas und Reichs Ansicht der Austritt der Opposition aus der Partei bedeuten mußte, hatte⟨n⟩ die anderen kein Verständnis. Worum aber dieser ganze Streit ging, erfuhr ich erst, als ich unten mi⟨t⟩ Reich eine Zigarette rauchte. Das russische Gespräch unter fünf Menschen (denn auch

eine Freundin von Asjas Zimmergenossin war da) das mich bei seite sitzen ließ, hatte mich wieder einmal deprimiert und ermüdet. Ich war entschlossen, wenn es dauern sollte, fortzugehen. Aber als wir wieder heraufkamen, entschloß man sich, Domino zu spielen. Reich und ich bildeten Partei gegen Asja und den Ukrainer. Es war Sonntag nach Neujahr, die »gute« Schwester hatte die Aufsicht und daher blieben wir denn über das Abendessen hinaus dort und spielten mehrere erbitterte Partien. Ich fühlte mich dabei sehr wohl, der Ukrainer hatte gesagt, ich gefalle ihm gut. Als wir endlich gingen, tranken wir noch etwas Warmes in einer Konditorei. Zu Hause folgte ein langes Gespräch über meine Position als freier Schriftsteller, außerhalb von Partei und Beruf. Was Reich zu mir sagte, war richtig, ich hätte jedem anderen, der mir gegenüber das vorgebracht hätte, was ich sagte, dasselbe erwidert. Und ich erklärte ihm das auch offen.

*3 Januar.* Wir gingen von Hause früh fort in die Fabrik, in der Reichs Zimmerwirtin arbeitet. Es gab da sehr viel zu sehen, wir hielten uns gegen zwei Stunden auf. Mit der Lenin-Ecke beginne ich. Ein weißgetünchter Raum ist an der Hinterwand rot ausgeschlagen, von der Decke hängt rote Borte mit vergoldeten Fransen herab. Links gegen diesen roten Hintergrund ist die Gipsbüste Lenins gestellt – sie ist so weiß wie die getünchten Wände. Aus dem Nebensaal, in dem die Lamettafabrikation untergebracht ist, ragt eine Transmission ins Zimmer hinein. Das Rad läuft um und durch ein Loch in der Wand gleiten die ledernen Riemen. An den Wänden hängen Werbeplakate und die Portraits berühmter Revolutionäre oder Bilder, die stenographisch die Geschichte des russischen Proletariats zusammenfassen. Die Zeit von 1905-1907 ist im Stile einer riesenhaften Ansichtspostkarte behandelt. Sie zeigt, einander überschneidend, Barrikadenkämpfe, Gefängniszellen, den Aufstand der Eisenbahner, den »schwarzen Sonntag« vor dem Winterpalais. Viele Anschläge richten sich gegen die Trunksucht. Auch die Wandzeitung behandelt das Thema. Programmäßig erschiene sie jeden Monat, in Wirklichkeit aber seltener. Sie hat im ganzen den Stil kindlicher bunter Witzblätter: Bilder, Prosa oder Reime dazwischen in abwechslungsreicher Verteilung. Vor allem aber gilt die Zeitung einer Chronik des Kollektivs, das in dieser Fabrik versammelt ist. Daher verzeichnet sie einzelne anstößige Vorgänge satirisch, aber auch mit statistischen Illustrationen die Bildungsarbeit,

die im letzten Zeitabschnitt geleistet worden ist. Andere Plakate an der Wand gelten der hygienischen Aufklärung: Gazetücher gegen die Fliegen werden empfohlen, die Vorteile des Milchkonsums werden dargestellt. Es arbeiten hier (in drei Schichten) insgesamt 150 Personen. Haupterzeugnisse sind: Gummibänder, gespultes Garn, Bindfaden, Silberlitzen und Christbaumschmuck. Es ist die einzige Fabrik dieser Art in Moskau. Aber ihr Aufbau ist wohl weniger Resultat einer »vertikalen« Organisation als Zeugnis des Tiefstands in der industriellen Differenzierung. Man kann hier, wenige Meter voneinander in ein- und demselben Raume, den gleichen Arbeitsvorgang maschinell und im Handbetriebe verfolgen. Rechts rollt eine Maschine lange Fäden Garn auf kleine Spulen ab, links kurbelt die Hand einer Arbeiterin ein großes Holzrad: beides der gleiche Prozeß. Der größte Teil der Angestellten sind Bäuerinnen, und unter ihnen nicht viele Parteimitglieder. Sie sind nicht uniform gekleidet, haben nicht einmal Arbeitsschürzen, sondern sitzen an ihrem Platz, als hätten sie mit häuslichen Verrichtungen zu tun. Hausmütterlich, geruhig beugen sie den ins wollene Tuch gewickelten Kopf über die Arbeit. Aber sie sind umgeben von Plakaten, die alle Schrecken des Maschinenbetriebs beschwören. Da ist ein Arbeiter dargestellt wie sein Arm zwischen die Speichen eines Triebrads gerät, ein anderer, der mit dem Knie zwischen zwei Kolben geraten ist, ein dritter, der in der Trunkenheit Kurzschluß durch falsche Bedienung seiner Schaltung verursacht. Die Herstellung des feineren Christbaumschmucks ist ganz auf Handarbeit angewiesen. In einem hellen Atelierraum sitzen drei Frauen. Die eine schneidet die versilberten Fäden zu kurzen Stückchen zurecht, ergreift ein Bündel davon und wickelt es mit einem Draht, der langsam sich von einer Rolle abspult, zusammen. Wie einen Spalt durchläuft dieser Draht ihre Zähne. Dann zupft sie glänzende Bündel zur Sternform zurecht und so kommt es an eine Kolleg⟨in⟩, die einen papiernen Schmetterling, Vogel oder Weihnachtsmann darauf klebt. In einer anderen Ecke dieses Saals sitzt eine Frau, die Kreuze aus Lametta, eines in der Minute, auf ähnliche Weise herstellt. Als ich mich, um ihr zu ⟨zu⟩ sehen, über das Rad beuge, das sie dreht, kann sie vor Lachen nicht an sich halten. Anderswo stellt man silberne Litzen her. Diese Fabrikations-Arbeit für das exotische Rußland, es sind Litzen für persische Turbans. (Unten Lamettafabrikation: der Mann, der mit dem Schleifstein den Faden bearbeitet.

Die Drahtstücke werden auf den zweihundertsten oder dreihundertsten Teil ihrer Stärke gebracht und danach versilbert oder mit andern metallischen Farben überzogen. Gleich darauf kommen sie ins Dachgeschoß des Hauses, wo sie bei starker Hitze getrocknet werden.) – Später kam ich an der Arbeitsbörse vorbei. Um Mittag postieren sich Garküchen vor ihrem Eingang, hier werden heiße Kuchen und gebratene Wurst in Scheiben verkauft. Von der Fabrik aus fuhren wir zu Gnedin. Er wirkt längst nicht mehr so jugendlich wie vor zwei Jahren auf dem Abend in der russischen Botschaft, als ich seine Bekanntschaft machte. Aber klug und sympathisch noch immer. Ich antwortete sehr vorsichtig auf seine Fragen. Nicht nur weil hier die Leute im allgemeinen empfindlich sind und Gnedin besonders an den kommunistischen Ideen hängt, sondern weil eine vorsichtige Äußerungsweise geeignet ist, einen hier als ernstzunehmenden Gesprächspartner zu beglaubigen. Gnedin ist Referent im Außenministerium für Zentraleuropa. Seine nicht unbedeutende Karriere (er hat schon eine größere Chance ausgeschlagen) soll damit zusammenhängen, daß er ein Sohn von P. ist. Vor allem billigte er sehr, daß ich betonte, wie unmöglich der Vergleich von russischen Lebensverhältnissen mit denen Westeuropas im Einzelnen sei. Auf der Petrowka kam ich um eine Aufenthaltsverlängerung von sechs Wochen ein. Nachmittags wollte Reich allein zu Asja. Ich blieb also zu Hause, aß etwas und schrieb. Gegen sieben kam Reich. Wir gingen zusammen ins Theater Meyerhold und trafen dort Asja. Der Abend stand für sie und Reich im Zeichen der Diskussionsrede, die Reich auf ihren Wunsch halten sollte. Es kam aber nicht dazu. Immerhin mußte er über zwei Stunden im Kreis der übrigen, die sich zur Diskussion gemeldet hatten, auf dem Podium aushalten. An einer langen grünen Tafel saßen Lunatscharski, Pelsche, der Leiter der künstlerischen Abteilung im Glaw-Polit-Proswet, Diskussionsleiter, Majakowski, Andre Bjely, Levidoff und viele andere. In der ersten Parkettreihe Meyerhold selber. Asja ging in der Pause und ich begleitete sie noch ein Stück, da ich allein den Reden ja doch nicht folgen konnte. Als ich zurückkam, sprach mit demagogischer Heftigkeit ein Redner der Opposition. Aber trotzdem im Saale Meyerholds Gegner die Mehrheit hatten, konnte er das Publikum doch nicht gewinnen. Und als endlich Meyerhold selber auftrat, begrüßte ihn ein stürmischer Beifall. Zu seinem Unglück aber verließ er sich dann ganz auf sein rednerisches Tem-

perament. Dabei kam eine Ranküne zum Vorschein, die alle abstieß. Als er dann endlich einen der Kritiker verdächtigte, nur darum ihn angegriffen zu haben, weil er als ehemaliger Angestellter Meyerholds mit seinem Chef Differenzen gehabt habe, war jeder Kontakt mit der Masse verloren. Die Flucht auf sein Dossier und eine Anzahl sachlicher Rechtfertigungen angefochtener Momente aus der Vorstellung halfen ihm nicht mehr. Schon während seiner Rede gingen viele und auch Reich sah die Unmöglichkeit, jetzt noch einzugreifen, ein und kam noch ehe Meyerhold geendet hatte, zu mir. Als er endlich schloß, gab es ganz dürftigen Beifall. Wir warteten den weiteren Verlauf, der nicht viel und nichts Neues mehr bringen konnte, nicht ab sondern gingen.

*4 Januar.* Mein Besuch bei Kogan fällig. Aber am Morgen telefonierte Niemen mich an und teilte mir mit, um halb zwei solle ich mich im Institute einfinden, es sei Kremlbesichtigung. Vormittags blieb ich zu Hause. Im Institut versammelten sich fünf oder sechs Personen, außer mir scheinbar sämtlich Engländer. Es ging dann unter Führung eines wenig sympathischen Herrn zu Fuß in den Kreml. Man ging rasch, es machte mir die größte Mühe zu folgen; schließlich mußte am Kremleingang die Gesellschaft auf mich warten. Das erste was innerhalb der Mauer frappiert, ist das übermäßig gepflegte Äußere der Regierungsgebäude. Ich kann es einzig mit ⟨dem⟩ Eindruck vergleichen, den man von allen Bauten in der kleinen Musterstadt Monaco erhält, eine privilegierte Siedlung in der nächsten Nähe der Regierenden. Sogar der helle weiße oder cremegelbe Anstrich der Fronten ist ähnlich. Während dort aber im scharfen Spiele von Licht und Schatten alles Partei nimmt, herrscht hier die ausgeglichene Helle des Schneefelds, aus der die Farben gelaßner heraustreten. Als es dann später allmählich dunkler wurde, schien dies Feld sich weiter und weiter zu dehnen. Nahe den strahlenden Fenster⟨n⟩ der Amtsgebäude hoben sich Türme und Kuppeln gegen den Nachthimmel: überwundene Denkmäler, die Posten stehen vor den Toren der Sieger. Lichtbündel aus den übermäßig hellen Autolampen jagen auch hier durch Dunkel. In ihrem Schein scheuen die Pferde der Kavalleristen, die hier im Kreml ein großes Übungsfeld haben. Fußgänger schlagen sich mühsam zwischen Autos und ungeberdigen Gäulen durch. Lange Folgen von Schlitten, auf denen man Schnee abtransportiert, einzelne Reiter. Stumme Rabenschwärme haben im Schnee sich niedergelassen.

Vorm Kremltore stehen in blenden⟨dem⟩ Licht die Posten in den frechen ockergelben Pelzen. Über ihnen funkelt das rote Licht, das den Verkehr in der Durchfahrt regelt. Alle Farben Moskaus schießen hier, im Zentrum der russischen Macht, prismatisch zusammen. Der Klub der Rotarmisten sieht auf dies Feld hinaus. Wir gingen hinein bevor wir den Kreml verließen. Die Räume sind hell und sauber, sie scheinen etwas einfacher und strenger als die anderer Klubs gehalten. Im Lesesaal stehen viele Schachtische. Durch Lenin, welcher selber spielte, ist in Rußland das Schach sanktioniert. An der Wand hängt ein hölzneres Relief: die Karte Europas in vereinfacht schematisiertem Umriß. Dreht man an einer Kurbel, die daneben angebracht ist, so erleuchten sich, einer nach dem anderen in Rußland und im übrigen Europa in chronologischer Folge die Punkte, an denen Lenin gelebt hat. Aber der Apparat funktionierte schlecht, es leuchteten immer viele Orte zugleich auf. Der Klub hat eine Leihbibliothek. Mir machte ein Anschlag Freude, der in Text und hübschen bunten Zeichnungen verdeutlichte, auf wieviel Arten nicht ein Buch sich verderben läßt. Im übrigen war die Führung schlecht organisiert. Es war gegen halb drei, als man endlich im Kreml ankam und als dann nach der Besichtigung der Oruschejnaja Palata endlich die Kirchen betreten wurden, war es so dunkel, daß man innen nichts mehr erkennen konnte. Allerdings bleiben sie durch die winzigen hoch angebrachten Fenster in jedem Fall auf die Beleuchtung im Inneren angewiesen. Zwei Kathedralen wurden betreten: die Archangels- und die Uspenski-Kathedrale. Diese letzte ist Krönungskirche der Zaren gewesen. In ihren zahlreichen aber sehr kleinen Räumen, mußte die Macht in der höchsten Enthaltung sich repräsentieren. Die Spannung, die dadurch in diese Zeremonien gekommen sein muß, ist heute schwerlich mehr vorstellbar. Hier in den Kirchen trat der lästige Manager der Besichtigung zurück und sympathische alte Kustoden leuchteten langsam, mit Kerzen, die Wände ab. Zu erkennen war trotzdem wenig. Auch kann das Vielerlei der äußerlich wahrscheinlich gleichförmigen Bilder dem Ungeschulten nichts sagen. Immerhin war es noch hell genug, die herrlichen Kirchen von außen zu sehen. Besonders erinnere ich eine Galerie am großen Kreml-Palais, die dicht mit kleinen farbig glänzenden Kuppeln bestanden war; ich glaube, daß sie die Gemächer der Prinzessinnen enthielt. Der Kreml ist einmal ein Wald gewesen – die Kirche des Erlösers im Walde heißt die älteste

seiner Kapellen. Er ist dann später ein Wald von Kirchen geworden und wie die letzten Zaren auch gerodet haben, um Platz für neue belanglose Bauten zu schaffen – es ist noch immer genug geblieben, um ein Labyrinth von Kirchen zu schaffen. Auch hier haben viele Heiligenbilder außen an der Fassade Posten bezogen und blicken von den obersten Gesimsen unter dem blechernen Wetterdach wie geflüchtete Vögel hinunter. Aus ihren geneigten Retorten-Köpfen spricht Trübsal. Leider wurde die meiste Zeit an diesem Nachmittag den großen Sammlungen des Oruschejnaja-Palata zugewandt. Ihre Pracht ist verwirrend, aber sie zerstreuen nur, wo man alle Kraft auf die großartige Topographie und die Architektur des Kreml selbst richten möchte. Leicht übersieht man eine Grundbedingung seiner Schönheit: keiner der weiten Plätze trägt ein Denkmal. Dagegen gibt es in Europa beinahe keinen Platz, dem nicht im Lauf des 19ten Jahrhunderts die geheime Struktur durch ein Denkmal profaniert und verletzt worden wäre. Besonders fiel mir in den Sammlungen eine Kalesche auf, die ein Fürst Rasumofski einer Tochter Peters des Großen zum Geschenk gegeben hat. Ihre ausladende, wogende Ornamentik könnte auf festem Lande einen schwindeln machen, ehe man sich vorstellt, wie sie über Landstraße⟨n⟩ schaukeln mag; erfährt man aber, daß sie aus Frankreich zur See kam, so ist das Mißbehagen vollkommen. All dieser Reichtum ist auf eine Art erworben, die keine Zukunft hat – nicht nur ihr Stil sondern ihre Erwerbsform selber ist tot. Sie müssen auf den letzten Besitzern gelastet haben, und es ⟨ist⟩ vorstellbar, daß das Gefühl, darüber zu verfügen, sie beinahe um den Verstand bringen konnte. Jetzt aber hängt am Eingang dieser Sammlungen ein Lenin-Bild, wie an einem Orte, wo früher den Göttern geopfert wurde, von bekehrten Heiden ein Kreuz erstellt wurde. – Der Rest des Tages war ziemlich verfehlt. Zum Essen kam es nicht mehr, ⟨es⟩ war gegen vier als ich den Kreml verließ. Dennoch war Asja als ich zu ihr kam, von der Schneiderin noch nicht zurück. Ich fand nur Reich und die ganz unvermeidliche Genossin vor. Reich aber konnte nicht länger warten und gleich danach erschien Asja. Leider kam später die Rede auf das Barockbuch, sie brachte das übliche vor. Dann las ich etwas aus der »Einbahnstraße«. Am Abend waren wir bei Gorodinski (?) eingeladen. Aber auch hier, wie damals bei Granowski kamen wir um das Abendessen. Denn ehe wir gingen, kam Asja, um Reich noch zu sprechen und als wir mit einer Stunde Verspätung an

Ort und Stelle erschienen, trafen wir nur seine Tochter. Mit Reich war an diesem Abend nichts anzufangen. Wir irrten lange nach einem Restaurant umher, in dem ich noch ein wenig hätte essen können, gerieten dabei in ein äußerst primitives Séparé mit rohen Holzverschlägen und kamen endlich in einer unsympathischen Piwnaja bei der Lubjanka zu schlechtem Essen. Dann eine halbe Stunde bei Illesch – er selber war fort und seine Frau machte uns vorzüglichen Tee – und dann nach Hause. Ich hätte gerne noch in Reichs Begleitung den »sechsten Teil der Erde« im Kino gesehen, aber er war zu müde.

*5 Januar.* Moskau ist die stillste von allen Großstädten und im Schnee ist sie es doppelt. Das Hauptinstrument im Orchester der Straße, die Autohupe, ist hier schwach besetzt; es gibt wenig Autos. Ebenso gibt es, im Vergleich zu anderen Zentren, sehr wenig Zeitungen, im Grunde nur ein Boulevardblatt, die einzige Abendzeitung, die täglich gegen drei Uhr erscheint. Endlich aber sind hier auch die Ausrufe der Verkäufer sehr leise. Der Straßenhandel ist zum großen Teile illegal und lenkt die Aufmerksamkeit nicht gerne auf sich. Auch wendet er an die Passanten sich weniger mit Ausrufen als mit Reden, gesetzten, wenn nicht geflüsterten, in denen etwas vom bittenden Tone der Bettler liegt. Nur eine Kaste zieht hier laut durch die Straßen: das sind die Lumpenhändler mit dem Sack auf dem Rücken; ihr melancholischer Ruf durchzieht ein oder mehrmals wöchentlich jede Moskauer Straße. Mit diesen Straßen ist eins sonderbar: das russische Dorf spielt in ihnen Versteck. Tritt man durch irgend eine der großen Torfahrten – oft sind sie durch schmiedeeiserne Gitter verschließbar, aber ich habe nie eines versperrt gefunden – dann steht man a⟨m⟩ Beginn einer geräumigen Siedlung, die oft so breit und ausladend angelegt ist, als ob der Raum in dieser Stadt nichts kostet. So öffnet sich ein Gutshof oder ein Dorf. Der Grund ist uneben, Kinder fahren in Schlitten, schaufeln den Schnee, Schuppen für Holz, Gerät oder Kohlen füllen die Winkel, Bäume stehen herum, primitive Holzstiegen oder Anbauten geben der Seitenfront oder Rückfront von Häusern, die nach der Straße sich sehr städtisch präsentieren, das Äußere eines russischen Bauernhauses. So wächst die Straße um die Dimension der Landschaft. – Moskau sieht freilich überall nicht recht wie die Stadt selbst aus sondern eher wie ihr Weichbild. Der aufgeweichte Grund, die Bretterbuden, lange Transporte von Rohmaterialien,

Vieh, das zum Schlächter getrieben wird, dürftige Schenken trifft man in den zentralsten Teilen der Stadt an. Das wurde mir sehr deutlich als ich an diesem Tage die Sucharewskaja entlang ging. Ich wollte den berühmten Sucharewspark sehen. Der ist mit seinen mehr als hundert Buden wie der Nachfahre einer großen Messe. Vom Viertel der Alteisenhändler geriet ich hinein. Es liegt als nächstes an der Kirche (Nikolasjewsk-Kathedrale) deren blaue Kuppeln sich über den Markt heben. Die Leute haben hier ihre Ware einfach im Schnee liegen. Man findet alte Schlösser, Meterstäbe, Handwerkszeug, Küchengerät, elektrotechnisches Material u. a. m. An Ort und Stelle führt man auch Reparaturen aus; ich sah über einer Stichflamme löten. Sitze gibt es hier nirgends, alles steht aufrecht, schwatzt oder handelt. Der Markt zieht sich bis zur Sucharewskaja hinunter. Beim Schreiten über die vielen Plätze, Alleen aus Buden, wurde mir klar, wie diese Anordnung von Markt und Messe, die hier herrschte, auch große Teile der Moskauer Straße bestimmte. Es gibt Uhrmachergegend und Konfektionsviertel, Zentren für den elektrotechnischen Bedarf und den Maschinenhandel und dann wieder Straßenzüge, in denen nicht ein Laden sich findet. Hier auf dem Markt läßt die architektonische Funktion der Waren sich erkennen: Tücher und Stoffe bilden Pilaster und Säulen, Schuhe, Walinki, die an Schnüren gereiht überm Verkaufstische hängen werden zu Dächern der Bude, große Garmoschkas bilden tönende Mauern, Memnonsgemäuer gewissermaßen. Hier fand ich, in der Gegend der Spielzeugbuden, endlich auch meinen Samowar als Weihnachtsbaumschmuck. Zum ersten Male sah ich in Moskau Stände mit Heiligenbildern. Die meisten sind nach alter Weise mit Silberblech überzogen, in das die Falten des Madonnenmantels gestanzt sind. Nur Kopf und Hände allein sind farbige Flächen. Es gibt auch kleine Glaskästen, in denen das Haupt des heiligen Joseph(?) mit leuchtenden Papierblumen garniert zu sehen ist. Dann diese Blumen, große Sträuße, in Freiheit. Sie leuchten mehr als bunte Decken oder rohes Fleisch über den Schnee. Weil aber diese⟨r⟩ ganze Verkaufszweig zum Papier- und Bilderhandel gehört, kommen diese Buden mit Heiligenbildern neben die Stände mit Papierwaren zu stehen, so daß sie überall von Leninbildern flankiert werden, wie ein Verhafteter von Gendarmen. Weihnachtsrosen auch hier. Sie allein haben keinen bestimmten Platz und tauchen bald zwischen Lebensmittel⟨n⟩, bald zwischen Webwaren oder

Geschirrbuden auf. Aber sie überstrahlen alles, rohes Fleisch, bunte Decken und glänzende Schüsseln. Gegen die Sucharewskaja verengt der Markt sich zu einem schmalen Gang zwischen Mauern. Da stehen Kinder; sie verkaufen hauswirtschaftlichen Bedarf, kleine Bestecke, Tücher u. dgl., zwei sah ich an der Mauer stehen und singen. Hier traf ich auch zum ersten Male seit Neapel auf einen Zauberverkäufer. Er hatte eine kleine Flasche vor sich in der ein großer Affe aus Stoff saß. Man begriff nicht, wie er hineingefunden hatte. In Wirklichkeit hatte man nur ein kleines Stofftier, wie dieser Mann es zum Verkaufe anbot, in die Flasche zu setzen. Das Wasser ließ es aufschwellen. Ein Neapolitaner verkaufte Blumensträuße von der gleichen Art. Ich spazierte noch ein wenig über die Sadowaja und fuhr dann gegen halb eins zu Basseches. Er erzählt viel, manches Instruktives, dabei aber dauernde Wiederholungen und Mitteilungen ohne Interesse, aus denen nur sein Wunsch nach Anerkennung spricht. Aber er ist gefällig und mir durch Informationen, Verleihung von deutschen Zeitschriften und Nachweis einer Sekretärin nützlich. – Nachmittags ging ich nicht sogleich zu Asja: Reich wollte sie allein sprechen und bat mich um halb sechs zu kommen. Ich kann zu Asja in der letzten Zeit fast nichts mehr reden. Erstens war ihre Gesundheit von neuem sehr angegriffen. Sie hat Temperaturen. Aber das würde sie zu einem ruhigen Gespräche vielleicht nur geneigter machen, wäre nicht, neben der weit diskreteren von Reich die lähmende Gegenwart ihrer Zimmergenossin, die laut und leidenschaftlich spricht, jedem Gespräche die Richtung gibt und zudem soviel Deutsch versteht, daß sie, was etwa mir von Energie noch übrig bleibt, still legt. In einer der seltenen Minuten als wir allein waren, fragte mich Asja, ob ich nochmals nach Rußland kommen würde. Ich sagte, nicht ohne etwas Russisch. Und auch dann hinge es von manchem anderem noch ab, vom Geld, von meinem Ergehen, von ihren Briefen. Die hingen wieder, sagte sie ausweichend – aber ich weiß ja, daß sie fast immer ausweicht, von ihrer Gesundheit ab. Ich ging und brachte auf ihre Bitte noch Mandarinen und Halwa, die ich unten im Sanatorium der Schwester ablieferte. Für den Abend wollte Reich mein Zimmer, um dort mit seiner Übersetzerin zu arbeiten. Allein zu »Dentsch y Notsch« bei Tairoff zu gehen, vermochte ich mich nicht entschließen. Ich sah mir den »sechsten Teil der Erde« an (in dem Kinotheater am Arbat.) Aber mir entging vieles.

*6 Januar*. Zu Doras Geburtstag hatte ich am Nachmittag des Vortags ein Telegramm abgesandt. Dann war ich noch die ganze Mjassitzkaja bis an das rote Tor hinauf gegangen und hatte danach eine der breiten Seitenstraßen eingeschlagen, die von dort ausgehen. Auf diesem Gang entdeckte ich, schon in der Finsternis, die Moskauer Hoflandschaft. Ich war nun einen Monat in Moskau. Dieser Tag verlief so farblos, daß fast nichts einzutragen. Morgens beim Kaffeetrinken in der sympathischen kleinen Konditorei, an die ich mich wahrscheinlich noch oft erinnern werde, setzte mir Reich den Inhalt des Kinoprogramms auseinander, das ich am Vorabend erstanden hatte. Dann ging ich zum Diktieren zu Basseches. Er hatte eine hübsche sympathische Daktylographin zu meiner Verfügung, die hervorragend arbeitet. Aber sie kostet drei Rubel die Stunde. Ob ich das werde durchführen können, weiß ich noch nicht. Nach dem Diktat begleitete er mich ins Dom Gerzena. Wir aßen zu dreien. Sofort nach dem Essen ging Reich zu Asja. Ich mußte noch etwas bei Basseches zurückbleiben, und mir gelang auch, für den nächsten Abend mir ein Rendezvous zum »Storm« mit ihm zu geben. Endlich begleitete er mich noch bis zum Sanatorium. Oben war es trostlos. Alles stürzte sich auf die deutschen Zeitschriften, die ich unvorsichtigerweise mit herauf genommen hatte. Zuguterletzt erklärte Asja, zur Schneiderin gehen zu wollen und Reich, daß er sie dorthin begleiten werde. Ich sagte Asja durch die Tür »Auf Wiedersehen« und trollte mich nach Hause. Meine Hoffnung, sie am Abend noch bei mir eintreten zu sehen, ging nicht in Erfüllung.

*7 Januar*. In Rußland hat der Staatskapitalismus viele Züge der Inflation konserviert. Vor allem Rechtsunsicherheit im Innern. Der Nep ist auf der einen Seite konzessioniert, auf der andern doch nur im Staatsinteresse zugelassen. Einem Umschwung in der Finanzpolitik, ja auch nur einer vorübergehenden offiziellen Demonstration, kann jeder Nep-Mann fristlos zum Opfer fallen. Dennoch sammeln sich in manchen Händen – vom russischen Standpunkt gesehen: ungeheure – Vermögen. Ich hörte von Leuten, die mehr als 300 000 Rubeln Steuern zahlen. Solche Bürger stellen das Gegenstück zum heroischen Kriegskommunismus, den heroischen Nepp. Sie kommen in den meisten Fällen ganz unabhängig von den eigenen Dispositionen in diese Bahn. Denn eben das Charakteristische der Neppzeit ist Beschränkung der staatlichen Voranlagen für Innenhandel

auf die strikten Bedarfsgegenstände. Das schafft für die Operationen des Nepp-Manns eine sehr günstige Konjunktur. Zum Gesicht der Inflation gehören auch die Bezugsscheine, mit den⟨en⟩ allein viele Warengattungen in den Staatsgeschäften beziehbar sind, daher das Anstellen. Die Währung ist fest, aber in der Gestalt dieser Scheine, der Preistafeln in vielen Auslagen, nimmt das Papier im Wirtschaftsleben immer noch großen Raum ein. Selbst die Achtlosigkeit in der Kleidung ist Westeuropa nur im Zeichen der Inflation bekannt geworden. Freilich beginnt die Konvention des lässigen Anzugs erschüttert zu werden. Aus einer Uniform der herrschenden Klasse droht er zum Zeichen des im Existenzkampf Schwächeren zu werden. In den Theatern wagen sich schüchtern wie Noahs Taube nach dem wochenlangen Regen die ersten Toiletten heraus. Aber noch immer gibt es viel Uniformes, Proletarisches im Auftreten: die westeuropäische Form der Kopfbedeckung, der weiche oder steife Hut, sind scheinbar gänzlich verschwunden. Es herrscht die russische Pelzkappe oder die Sportmütze, die auch sehr viel von Mädchen in kleidsamen, aber provozierenden Varianten (mit weit vorstoßenden Schirmen) getragen wird. Im allgemeinen nimmt man sie in öffentlichen Lokalen nicht ab, auch sonst ist der Gruß lockerer geworden. In der übrigen Kleidung herrscht bereits orientalische Vielfältigkeit. Pelzjoppen, Samtjacketts und Lederjacken, städtische Eleganz und dörfliche Tracht gehen bei Männern und Frauen durch einander. Hier und da, wie in andern Großstädten auch – trifft man (bei Frauen) noch bäurische Nationaltracht an. – Vormittags blieb ich an diesem Tage lange zu Hause. Sodann zu Kogan, dem Vorsitzenden der Akademie. Ich war von seiner Belanglosigkeit nicht betroffen; man hatte mich allerseits darauf vorbereitet. Im Büro der Kamenewa nahm ich Theaterkarten. Während der nicht enden wollenden Wartezeit durchblätterte ich ein Werk über das russische Revolutionsplakat, mit vielen vorzüglichen, teilweise farbigen Abbildungen. Mir fiel dabei auf, daß – so wirksam viele dieser Plakate sind – unter ihnen nichts ist, was nicht sehr zwanglos aus den Stilelementen eines, zum Teil noch nicht einmal sehr vorgeschobenen, bürgerlichen Kunstgewerbes sich erklären ließe. Im Dom Gerzina traf ich Reich nicht an. Bei Asja war ich anfangs allein, sie war sehr matt, tat vielleicht auch nur so, so daß wir nicht ins Gespräch kamen. Dann erschien Reich. Ich ging, um mit Basseches den Theaterbesuch am Abend zu vereinbaren und da

ich ihn telefonisch nicht zu erreichen vermochte, mußte ich hingehen. Den ganzen Nachmittag Kopfschmerzen. Später gingen wir dann mit seiner Freundin, einer Operettensängerin, zu »Storm«. Die Freundin schien sehr schüchtern, außerdem nicht auf dem Posten und fuhr gleich nach dem Theater nach Hause. »Storm« stellt Vorgänge aus dem Kriegskommunismus dar, die um eine Typhuseped⟨e⟩mie auf dem Lande gruppiert sind. Basseches übersetzte hingebend und es wurde besser als sonst gespielt, so daß ich viel von dem Abend hatte. Dem Stück fehlt, wie den russischen (nach Reich) immer, eine Handlung. Es schien mir nur das informatorische Interesse einer guten Chronik zu haben und dieses Interesse ist kein dramatisches. Gegen 12 Uhr aß ich mit Basseches im »Krujock« auf der Twerskaja. Da aber erster Weihnachtsfeiertag (nach alter Rechnung) war, ging es im Klub nicht allzu lebhaft zu. Das Essen war vorzüglich; der Wodka mit einer Kräuteressenz versetzt, die ihn gelb färbte und leichter trinkbar machte. Plan einer Berichterstattung über französische Kunst und Kultur für russische Blätter besprochen.

*8 Januar.* Vormittags Geld gewechselt und danach diktiert. Ein Referat über die Diskussion bei Meyerhold ist vielleicht einigermaßen geglückt, dagegen kam ich mit einem Moskauer Bericht fürs »Tagebuch« nicht weiter. In der Frühe gab es eine Auseinandersetzung mit Reich, weil ich ⟨mit⟩ Basseches (etwas gedankenloser Weise) in das Dom Gerzena gekommen war. Neue Belehrung, wie groß die Vorsicht ist, die man hier anwenden muß. Sie ist eines der sinnfälligsten Symptome für die durchdringende Politisierung des Lebens. Ich war sehr froh, in der Gesandtschaft, beim Diktieren, Basseches nicht zu sehen, der noch im Bett war. Um nicht ins Dom Gerzena zu müssen, kaufte ich mir Caviar und Schinken ein und aß zu Hause. Als ich gegen halb fünf zu Asja kam war Reich noch nicht da. Er blieb noch über eine Stunde aus und sagte mir später, daß er, auf dem Wege zu Asja, von neuem einen Herzanfall gehabt habe. Asja ging es schlechter und sie war so mit sich selber beschäftigt, daß Reichs Verspätung ihr nicht sehr auffiel. Sie hat wieder Temperaturen. Fast ununterbrochen war die nachgerade unausstehliche Genossin im Zimmer und erhielt später selbst noch Besuch. Ihr Verhalten ist übrigens ständig freundlich – wäre nicht ihre Anwesenheit um Asja. Ich las Asja den Entwurf für das »Tagebuch« vor und sie machte dazu einige sehr zutreffende Bemerkungen. Es klang

sogar zuletzt aus dem Gespräche eine gewisse Freundlichkeit heraus. Dann spielten wir, im Zimmer, Domino. Reich kam. Darauf zu vieren. Abends hatte Reich Sitzung. Gegen sieben trank ich in unserer gewohnten Conditorei mit ihm Kaffee, dann ging ich nach Hause. Mir wird immer mehr klar, daß ich für die nächste Zeit ein festes Gerüst meiner Arbeit brauche. Als solches kommt natürlich Übersetzen nicht in Frage. Vorbedingung für dessen Konstruktion ist wiederum Stellungnahme. Was mich vom Eintritt in die K.P.D. zurückhält sind ausschließlich äußerliche Bedenken. Es wäre jetzt der richtige Zeitpunkt, den zu verpassen vielleicht gefährlich ist. Denn gerade weil möglicherweise die Zugehörigkeit zur Partei für mich nur eine Episode ist, ist es nicht geraten sie zu verschieben. Sind und bleiben die äußerlichen Bedenken, unter deren Druck ich mich frage, ob nicht eine linke Außenseiterstellung durch intensive Arbeit sachlich und ökonomisch so zu lasieren wäre, daß sie mir weiter die Möglichkeit umfassender Produktion in meinem bisherigen Arbeitskreis sichert. Aber ob diese Produktion ohne Bruch in ein neues Stadium überzuführen ist, das ist eben die Frage. Und selbst dann müßte das »Gerüst« noch durch äußere Umstände, etwa einer Redakteursstelle, gestützt sein. Jedenfalls scheint die kommende Epoche für mich von den vorhergehenden sich darin zu unterscheiden, daß die Bestimmung durch Erotisches nachläßt. Daran, mir das bewußt zu machen, hat die Beobachtung von Reichs und Asjas Verhältnis einen gewissen Anteil. Ich bemerke, daß Reich allen Schwankungen Asjas gegenüber fest und von Verhaltungsweisen, die mich krank machen würden, wenig beeinflußt ist oder scheint. Und selbst das letzte ist schon sehr viel. Dies liegt an dem »Gerüst«, das er für seine Arbeit hier gefunden hat. Zu den realen Beziehungen, in die sie ihn versetzt, kommt freilich hinzu, daß er hier Angehöriger der herrschenden Klasse ist. Diese Neuformung einer ganzen Herrschaftsgewalt macht ja das Leben hier so außerordentlich inhaltsreich. Es ⟨ist⟩ so in sich abgeschlossen und ereignisreich, arm und im gleichen Atem voller Perspektiven, wie das Goldgräberleben in Klondyke. Es wird von früh bis spät nach Macht gegraben. Die ganze Kombinatorik der westeuropäischen Existenz einer Intelligenz ist überaus ärmlich im Vergleich mit den zahllosen Konstellationen, die hier im Laufe eines Monats an den Einzelnen herantreten. Freilich kann ein gewisser Rauschzustand die Folge sein, so daß ein Leben ohne Sitzungen und Kommissio-

nen, Debatten, Resolutionen und Abstimmungen (und das alles sind Kriege oder zumindest Manöver des Machtwillens) sich gar nicht mehr denken läßt. Aber es ist ⟨x⟩ mit der dies das Schrifttum, das so ganz unbedingt auf Stellungnahme dringt, das die Frage stellt, ob man im feindlichen und exponierten, unwirtlichen und zugigen Zuschauerraume aushalten oder so oder so seine Rolle auf der dröhnenden Bühne hinnehmen will.

*9 Januar.* Weitere Erwägung: in die Partei gehen? Entscheidende Vorzüge: feste Position, ein, wenn auch nur virtuelles Mandat. Organisierter, garantierter Kontakt mit Menschen. Dagegen steht: Kommunist in einem Staate zu sein, wo das Proletariat herrscht, bedeutet die völlige Preisgabe der privaten Unabhängigkeit. Man tritt die Aufgabe, das eigene Leben zu organisieren sozusagen an die Partei ab. Wo aber das Proletariat unterdrückt wird, heißt es, zur unterdrückten Klasse sich schlagen mit allen Konsequenzen, die das früher oder später haben kann. Das Verführerische der Schrittmacher-Position – wenn man in ihr keine Kollegen hätte, deren Wirken bei jeder Gelegenheit einem selber das Zweifelhafte dieser Stellung demonstriert. In der Partei: der gewaltige Vorzug, die eigenen Gedanken gleichsam in ein vorgegebnes Kraftfeld proj⟨i⟩zieren können. Über das Außenstehen aber und seine Zulässigkeit entscheidet schließlich die Frage, ob man sich außerhalb mit nachweisbarem eigenem und sachlichem Nutzen postieren könne, ohne zum Bürgertum überzugehen, bezw. die Arbeit zu schädigen. Ob eine konkrete Rechenschaft für meine fernere Arbeit, besonders die wissenschaftliche, mit ihren formalen und metaphysischen Grundlagen sich geben läßt. Was »Revolutionäres« in ihrer Form sei und ob es in ihr sei. Ob mein illegales Incognito unter den bürgerlichen Autoren einen Sinn hat. Und ob es entscheidend förderlich für meine Arbeit, gewissen Extremen des »Materialismus« aus dem Wege zu gehen, oder ob ich die Auseinandersetzung mit ihnen in der Partei suchen muß. Der Kampf geht hier um all die Vorbehalte, die in der spezialisierten Arbeit stecken, die ich bisher leistete. Und er muß mit dem Eintritt in die Partei – zumindest einem experimentellen – enden, wenn auf dieser schmalen Basis diese Arbeit nicht dem Rhythmus meiner Überzeugungen folgen und meine Existenz organisieren kann. Solange ich reise, ist der Eintritt in die Partei freilich kaum zu erwägen. – Es war Sonntag. Vormittags übersetzt. Mittags im kleinen Restaurant in der Bolschaja Dimitrowka. Nach-

mittags bei Asja, die sich sehr schlecht fühlte. Abends allein im Zimmer, übersetzt.

*10 Januar.* Es gab am Morgen eine höchst unangenehme Auseinandersetzung mit Reich. Er kam nämlich auf meine Anregung zurück, das Referat über die Diskussion bei Meyerhold ihm vorzulesen. Ich hatte jetzt schon nicht mehr das Bedürfnis dazu, tat es mit instinktivem Widerstreben aber doch. Nach den vorangegangenen Unterhaltungen über die Referate an die »Literarische Welt« konnte ja auch nichts Gutes dabei heraus kommen. Ich las also rasch. Aber ich war, auf meinem Stuhl, der mich ins Licht sehen ⟨ließ,⟩ derart unglücklich postiert, daß ich den Erfolg aus dem allein schon vorausgewußt hätte. Reich hörte in krampfhaft gelassener Haltung zu und es bedurfte als ich geendet hatte, nur weniger Worte. Der Ton in dem er sie sprach, entfachte augenblicklich den Streit, der um so auswegloser war, als das, was ihm eigentlich zu Grunde lag, nicht mehr berührt werden konnte. Mitten in dem Wortwechsel klopfte es – Asja kam. Sie ging bald wieder. Während ihrer Anwesenheit sprach ich wenig; ich übersetzte. In der schlechtesten Verfassung ging ich, um bei Basseches Briefe und einen Artikel zu diktieren, die Sekretärin ist mir ganz sympathisch, wenn auch ziemlich damenhaft. Als ich hörte, sie wolle wieder nach Berlin zurück, gab ich ihr meine Karte. Mir lag nicht daran, Mittags mit Reich zusammenzutreffen. Ich kaufte also einiges ein und aß auf dem Zimmer. Auf dem Wege zu Asja trank ich Kaffee und später als ich von ihr nach Hause ging, tat ich's noch einmal. Asja fühlte sich schlecht, wurde früh müde, so daß ich sie allein ließ, damit sie schlafen könne. Aber es gab ein paar Minuten, in denen wir allein im Zimmer waren (oder in denen sie so tat, als ob wir es wären). Da sagte sie, wenn ich nochmals nach Moskau käme und sie würde gesund sein, dann brauchte ich ja nicht so einsam herum zu gehen. Aber wenn sie hier nicht gesund würde, dann würde sie nach Berlin kommen, ich müßte ihr eine Ecke in meinem Zimmer geben mit einem Wandschirm, und sie würde sich bei deutschen Ärzten behandeln lassen. Am Abend war ich allein zu Hause. Reich kam spät und erzählte noch einiges. Soviel aber stand infolge des Zwischenfalls am Morgen mir fest, daß ich auf Reich nichts mehr von meiner Anwesenheit bauen woll⟨te⟩ und wenn sie sich ohne ihn nicht nutzbringend organisieren ließe, Abfahrt das einzig Vernünftige sei.

*11 Januar.* Asja soll von neuem Einspritzungen bekommen. Sie

wollte sich an diesem Tag in die Klinik begeben und am Vortag war abgemacht worden, sie werde mich abholen, damit ich sie im Schlitten hinbrächte. Aber sie kam erst gegen zwölf Uhr. Die Einspritzung hatte man ihr schon im Sanatorium gemacht. Sie war davon in etwas erregtem Zustand und als wir auf dem Korridor allein waren (ich hatte zu telefonieren und sie auch) umschlang sie meinen Arm in einer Anwandlung des alten Übermuts. Reich hatte im Zimmer Post gefaßt und machte nicht Miene zu gehen. Selbst also als nun Asja wieder einmal vormittags zu mir ins Zimmer kam, war es vollständig zwecklos. Es half nichts, daß ich mein Fortgehen um einige Minuten verzögerte. Sie erklärte nicht, mitgehen zu wollen. Ich ließ also Reich und sie allein, ging auf die Petrowka (konnte jedoch meinen Paß noch nicht erhalten) und dann ins Museum für Malkultur. Dieser kleine Vorfall bestimmte mich, endgültig die Abreise, zu der ohnehin die Zeit heranrückt, zu beschließen. Im Museum gab es recht wenig zu sehen. Später hörte ich, Larionoff, Gontscharowa seien berühmte Namen. Mit ihren Sachen ist nichts los. Sie scheinen ebenso wie die meisten andern Sachen, die in den drei Sälen hängen, vollständig beeinflußt von gleichzeitigen pariser und berliner Bildern und kopieren sie ohne Geschick. – Mittags hielt ich mich stundenlang im Kulturbüro auf, um für das Malaia Theater Karten für Basseches, seine Freundin und mich zu holen. Da es aber nicht gelang, gleichzeitig das Theater telefonisch zu avisieren, so wurde dann am Abend der Ausweis nicht anerkannt. Basseches war ohne die Freundin gekommen. Ich wäre gern mit ihm in ein Kino gegangen, aber er wollte essen und so begleitete ich ihn in das Savoy. Es ist viel bescheidener als die Bolschaia Moskowskaja. Übrigens war es mit ihm recht langweilig. Er ist nicht imstande, von anderen Angelegenheiten als seinen privatesten zu reden; tut er es doch, so mit dem sichtlichen Bewußtsein, wie informiert er sei und wie vorzüglich er andere zu informieren wisse. Er blätterte und las immerzu in der »Roten Fahne«. Ein Stück begleitete ich ihn nachher im Auto und fuhr direkt nach Hause, wo ich noch übersetzte. – Am Vormittag dieses Tages kaufte ich den ersten Lackkasten (auf der Petrowka) ein. Es kamen nun ein paar Tage, wo ich, wie das öfter mir geht, bei⟨m⟩ Gehen durch die Straßen nur auf eines achtete: nämlich in diesem Falle auf die Lackkästen. Eine kurze, leidenschaftliche Verliebtheit. Ich möchte drei kaufen – bin mir über die Verteilung der beiden, die ich inzwischen habe, noch nicht ganz einig. An diesem

Tage kaufte ich das Kästchen mit den beiden Mädchen, welche am Samowar sitzen. Es ist sehr schön – nur tritt nirgends das reine Schwarz, das oft an diesen Arbeiten das schönste ist, ⟨hervor⟩.
*12 Januar.* An diesem Tage kaufte ich im Kustarny-Museum einen größeren Kasten, auf dessen Deckel vor dem schwarzen Grund, eine Zigarettenverkäuferin gemalt war. Neben ihr steht ein dünnes Bäumchen und daneben ein Junge. Es ist eine Winterszene, denn am Boden liegt Schnee. Zwar kann man an Schneeluft auch bei den beiden Mädchen denken, denn die Stube, in der sie sitzen, hat ein Fenster, in dem frostblaue Luft zu stehen scheint. Aber das ist nicht sicher. Dieser neue Kasten war viel teurer. Ich suchte ihn unter einer großen Auswahl heraus; es war viel unschönes dabei: sklavische Kopien alter Meister. Besonders teuer scheinen Kästen zu sein, die Gold in der Bemalung haben (und auch das geht wohl auf ältere Vorbilder zurück), mir aber gefallen die nicht. Das Sujet auf dem größeren Kästchen ist wohl ganz neu; wenigstens steht »Mosselprom« auf der Schürze der Händlerin. Ich weiß, daß ich schon einmal sehr lange in der Rue du faubourg Saint-Honoré im Schaufenster eines vornehmen Geschäft⟨es⟩ solche Kästen sah und lang davor stand. Damals wies ich aber die Versuchung, mir eines zu kaufen, mit dem Gedanken zurück, ich müsse es von Asja bekommen – oder vielleicht auch nur aus Moskau. Die Leidenschaft geht auf den starken Eindruck zurück, den in Blochs Wohnung, die er mit Else in Interlaken hatte, ein solcher Kasten immer ausgeübt hatte; ich kann von da aus ermessen, wie unvergeßlich solche Bilder auf dem schwarzlackierten Grunde sich Kindern einprägen müssen. Aber das Sujet auf Blochs Kasten habe ich vergessen. – Am gleichen Tage fand ich tolle Postkarten, wie ich sie lange gesucht hatte, alte Ladenhüter aus der zaristischen Zeit, hauptsächlich Bilder in farbiger Kartonpressung, dann Ansichten aus Sibirien (mit deren einer ich Ernst zu mystifizieren suche) u.s.w. Es war in einem Geschäft auf der Twerskaja, da der Besitzer deutsch konnte, fiel die Anstrengung fort, mit der ich sonst hier einkaufe und ich nahm mir Zeit. Übrigens war ich an diesem Tage früh auf und von Hause fortgegangen. Denn gegen 10 Uhr war Asja erschienen. Sie hatte Reich noch zu Bett gefunden. Eine halbe Stunde war sie geblieben und hatte uns Schauspieler karikiert und den Sänger nachgemacht, der das Cabaret-Lied von »San-Francisco« gedichtet hatte und von dem sie es, wahrscheinlich öfter, gehört hatte. Ich kannte das Lied schon

aus Capri, dort sang sie es manchmal. Anfänglich hatte ich gehofft, sie am Vormittag begleiten und dann mit ihr noch in einem Café sitzen zu können. Aber es wurde zu spät. Ich ging mit ihr fort, setz⟨t⟩e sie in die Bahn und ging dann allein. Dieser Morgenbesuch wirkte wohltätig auf den ganzen Tag. Zuerst freilich war ich in der Tretjakoff-Galerie etwas unzufrieden. Denn die beiden Säle, auf die ich mich am meisten gefreut hatte, waren geschlossen. Dagegen brachten die anderen Säle eine herrliche Überraschung: ich konnte durch dieses Museum gehen, wie sonst noch nie durch eine unbekannte Sammlung; ganz entspannt und einer Lust an kindischer Betrachtung dessen hingegeben, was die Bilder erzählten. Denn das Museum besteht zur Hälfte aus Bildern russischer Genremalerei; der Gründer hat gegen 1830 (?) mit Ankäufen begonnen, und fast nur Zeitgenössisches berücksichtigt. Später ist der Kreis seiner Sammlung bis gegen 1900 erweitert worden. Und da – von den Ikonen abgesehen – die frühesten Sachen aus der zweiten Hälfte des XVIII Jahrhunderts zu sein scheinen, so gibt dieses Museum im ganzen die Geschichte der russischen Malerei im XIX Jahrhundert. Das war eine Epoche, in der Genrebild und Landschaftsmalerei herrschten. Was ich sah, läßt mich annehmen, daß die Russen unter den europäischen Völker⟨n⟩ die Genremalerei am intensivsten ausgebildet haben. Und diese Wände voll erzählender Bilder, Darstellungen von Szenen aus dem Leben der verschiedensten Stände, machen die Galerie zu einem großen Bilderbuch. Es waren denn auch hier noch viel mehr Besucher, als in allen andern Sammlungen, die ich sah. Man braucht nur zu sehen, wie sie sich ⟨durch⟩ die Räume bewegen, in Gruppen, manchmal um einen Führer, oder allein stehen, ⟨um⟩ die große Unbefangenheit zu erkennen in der nichts von der trostlosen Gedrücktheit der seltenen Proletarier zu merken ist, die man in westlichen Museen finden kann, um zu gewahren: einmal daß hier das Proletariat wirklich Besitz von den bürgerlichen Kulturgütern zu nehmen begonnen hat, zweitens, daß gerade diese Sammlung ihm höchst vertraut und ansprechend entgegenkommt. Er findet in ihr Sujets aus seiner Geschichte⟨:⟩ »Arme Gouvernante trifft in dem Haus des reichen Kaufmanns ein« »Ein Konspirator von Gendarmen überrascht«, und daß dergleichen Szenen ganz im Geist der bürgerlichen Malerei gegeben sind, das schadet nicht nur nicht – es macht sie für ihn selber viel besser zugänglich. Kunsterziehung wird ja (wie Proust bisweilen sehr gut

zu verstehen gibt) nicht gerade durch Betrachtung der »Meisterwerke« gefördert. Vielmehr das Kind oder der Proletarier, der sich eben bildet, erkennt, mit Recht, ganz anderes als Meisterwerke, denn der Sammler an. Solche Bilder haben für ihn eine sehr vorübergehende aber solide Bedeutung und der strengste Maßstab ist nur der aktuellen Kunst gegenüber im Recht, die sich auf ihn, seine Klasse und seine Arbeit bezieht. – In einem der ersten Säle stand ich lange vor zwei Bildern von Schtschedrin, dem Hafen von Sorrent und einem anderen Gemälde aus der Gegend; beide zeigten die unaussprechliche Silhouette von Capri, die mir immer mit Asja ⟨ver⟩bunden sein wird. Ich wollte ihr eine Zeile schreiben, aber ich hatte den Bleistift vergessen. Und diese Versenkung in das Sujet gleich zu Anfang meines Gangs durch die Sammlung bestimmte auch den Geist meiner ferneren Betrachtung. Ich sah gute Portraits von Gogol, Dostojewski, Ostrowski, Tolstoi. In einem unteren Geschoß, zu dem Treppen hinunterführten, gab es viel von Wereschtschagin zu sehen. Aber ich hatte dafür kein Interesse. – Sehr froh gestimmt trat ich aus dem Museum. Im Grunde war ich in dieser Stimmung schon eingetreten und daran hatte am meisten die ziegelrot angestrichene Kirche schuld, die an der Haltestelle der Trambahn stand. Es war ein kalter Tag, nur vielleicht nicht so kalt wie damals als ich zum ersten Male hier nach dem Museum umhergeirrt war und, zwei Schritt nur von ihm entfernt, es doch nicht auffinden konnte. Endlich gab dann dieser Tag zuletzt noch eine gute Minute bei Asja. Reich war kurz vor sieben gegangen, sie hatte ihn hinunterbegleitet, war lange geblieben und als sie endlich wieder eintrat, war ich zwar noch allein aber es blieben uns nur wenige Minuten. Was dann vorfiel, weiß ich nicht mehr: plötzlich konnte ich Asja sehr freundlich ansehen und empfand, wie sie sich zu mir hingezogen fühlte. Einen Augenblick erzählte ich ihr von dem, was ich tagsüber getan hatte. Aber ich mußte fort. Ich gab ihr die Hand und sie hielt sie mit ihren beiden Händen. Sie hätte jetzt gern weiter mit mir gesprochen und wenn wir uns fest bei mir verabreden könnten wollte ich, sagte ich ihr, die Vorstellung bei Tairoff nicht sehen, zu der ich zu gehen vorgehabt hatte. Zuletzt aber war sie doch zweifelhaft, ob der Arzt sie auch fortgehen ließe. Wir besprachen, daß Asja mich an einem der folgenden Abende besuchen solle. – Bei Tairoff gab es »Tag und Nacht« nach einer Operette von Lecocq. Ich traf den Amerikaner, mit dem ich mich verabredet hatte. Aber

von seiner Übersetzerin hatte ich wenig, sie wandte sich nur an ihn. Und ⟨da⟩ die Handlung einigermaßen kompliziert war, so mußte ich mich an die hübschen Ballettszenen halten.

*13 Januar.* Der Tag war bis auf den Abend verfehlt. Außerdem beginnt es jetzt, sehr kalt zu werden: Durchschnittstemperatur um 26° Reaumur. Ich fror entsetzlich. Selbst meine Handschuhe helfen mir nichts, denn sie haben Löcher. Zu Anfang des Vormittags ging es noch: ich fand das Reisebüro in der Petrowka, als ⟨ich⟩ die Hoffnung darauf schon aufgegeben hatte und ich erfuhr auch die Fahrpreise. Sodann wollte ich mit Autobus 9 zum Spielzeugmuseum fahren. Da aber beim Arbat der Wagen einen Defekt bekam, und ich (irrigerweise) glaubte, er werde dort lange stehen bleiben, so stieg ich aus. Gerade hatte ich im Vorüberfahren mit Sehnsucht den Arbatskaja-Markt betrachtet, auf dem ich zuerst die schönen Weihnachtsbuden Moskaus kennengelernt hatte. Diesmal war mir das Glück auf andere Weise hier günstig. Als ich am Vorabend nämlich müde und abgespannt in der Hoffnung, vor Reich in meinem Zimmer zu sein, nach Hause gekommen war, war doch Reich schon da. Ich war verstimmt, auch jetzt nicht allein zu sein (seit der Auseinandersetzung über meinen Meyerhold-Artikel reizte Reichs Anwesenheit mich oft) und machte mich sofort über die Lampe her, um sie auf einen Stuhl neben meinem Bett zu stellen, wie mir das öfter schon gelungen war. Die provisorische ⟨Verbindung⟩ mit der elektrischen Leitung löste sich wieder einmal; ungeduldig beugte ich mich über den Tisch, um in so unbequemer Lage zu versuchen, den Kontakt wiederherzustellen und nach längerem Basteln brachte ich Kurzschluß zustande. – An eine Reparatur war in diesem Hotel nicht zu denken. Bei dem Licht von der Decke her zu arbeiten, war unmöglich und damit die Frage der ersten Tage wieder aktuell. Als ich im Bett lag, fiel mir ein »Kerzen«. Aber auch das war sehr schwierig. Reich um Besorgungen zu bitten, wurde immer untunlicher; er hatte selbst eine Unzahl von Dingen zu erledigen und seine Laune war schlecht. Blieb, mit einer Vokabel bewaffnet, sich allein auf den Weg zu machen. Aber selbst diese Vokabel hätte ich erst von Asja mir holen müssen. Daher war es wirklich ein Glücksfall, daß ich hier, in der Auslage einer Bude, unverhofft Kerzen fand, auf die ich einfach zeigen konnte. Damit aber war die glückliche Seite des Tags schon erledigt. Ich fror sehr. Ich wollte die Graphik-Ausstellung im Dom Petschat ansehen: geschlossen. Ebenso das

Museum für Ikonographie. Jetzt begriff ich: es war Sylvester nach dem alten Kalender. Schon als ich aus dem Schlitten stieg, den ich mir nach dem ikonographischen Museum genommen hatte, da es weit, in einer Gegend, die ich nicht kannte, lag und ich vor Kälte kaum mehr weiterkonnte, sah ich, daß es geschlossen war. In solchen Fällen, da man nur wegen sprachlicher Ohnmacht etwas Sinnloses tun muß, wird einem der ungeheure Kraft- und Zeitverlust, den dieser Zustand mit sich bringt, doppelt bewußt. Ich fand, in einer anderen Richtung die Trambahn näher als ich geglaubt hatte und fuhr nach Hause. – Im Dom Gerzena war ich früher als Reich. Als er dann kam, begrüßte er mich mit den Worten: »Sie haben Pech!« Er war nämlich in dem Büro der Enzyklopädie gewesen und hatte mein Exposé über Goethe dort abgegeben. Zufällig war gerade Radek dazugekommen, hatte das Manuscript am Tische liegen sehen und es aufgegriffen. Mißtrauisch hatte er sich erkundigt, von wem es sei. »Da kommt ja auf jeder Seite zehnmal ›Klassenkampf‹ vor.⟨«⟩ Reich wies ihm nach, das sei nicht richtig und sagte, man könne übrigens Goethes Wirken, welches in eine Zeit von großen Klassenkämpfen falle, nicht entwickeln, ohne dies Wort zu gebrauchen. Radek: »Es kommt nur darauf an, daß es an der richtigen Stelle geschieht.« Die Aussichten für die Annahme dieses Exposés sind hiernach äußerst gering. Denn die armseligen Leiter dieses Unternehmens sind viel zu unsicher, um auch dem schlechtesten Witz irgendeiner Autorität gegenüber die Möglichkeit eigner Meinung sich zu behaupten. Reich war der Zwischenfall unangenehmer als mir. Mir wurde er es vielmehr erst am Nachmittag, als ich mit Asja darüber sprach. Sie begann nämlich gleich, etwas müsse an dem, was Radek sage, schon richtig sein, gewiß, ich werde etwas schon falsch gemacht haben, wisse nicht, wie man hier etwas angreifen müsse und dergleichen mehr. Nun sagte ich ihr auf den Kopf zu, aus ihren Worten spreche nur die Feigheit und ein Bedürfnis unbedingt, um jeden Preis, den Mantel nach dem Winde zu hängen. Ich ging als Reich gekommen war, bald aus dem Zimmer. Denn da ich wußte, er werde darüber berichten, wollte ich machen, daß ers nicht in meinem Beisein täte. Für diesen Abend erhoffte ich Asjas Besuch. So sagte ich denn in der Türe, trotz Gegenwart von Reich, noch ein Wort davon. Ich kaufte allerhand ein: Caviar, Kuchen, Süßigkeiten, auch für Daga, zu der Reich am folgenden Tage hinausfahren sollte. Dann setzte ich mich in mein Zimmer und aß

Abendbrot und schrieb. Kurz nach acht hatte ich schon die Hoffnung auf das Kommen von Asja aufgegeben. Ich hatte sie aber lange nicht mehr so erwartet (auch, den Umständen nach, sie ja gar nicht erwarten können.) Und gerade hatte ich begonnen, diese Erwartung in einem schematischen Bild für sie aufzuzeichnen, da klopfte es. Sie war es, und ihre erste Mitteilung, man habe sie nicht herlassen wollen. Zuerst verstand ich das von meinem Hotel. Hier ist nämlich ein neuer Sowjetduschi eingezogen, der es streng nehmen soll. Aber es galt von Iwan Petrowitsch. So war auch dieser Abend, vielmehr diese knappe Stunde, von allen Seiten beschnitten und ich lag im Gefecht mit der Zeit. Im ersten Gang war ich allerdings siegreich. Schnell zeichnete ich das Schema, das mir im Kopf lag und als ich es ihr erklärte, drückte sie ihre Stirn fest gegen meine. Dann las ich das Exposé vor; und auch das ging sehr gut, es gefiel ihr, sie fand es sogar außerordentlich klar und sachlich. Ich sprach mit ihr von dem, was eigentlich für mich das Interessante an dem Thema »Goethe« ausmacht: wie so ein Mann, der so durchaus in Kompromissen existiert habe wie Goethe, dennoch so Außerordentliches habe leisten können. Hier erwidere ich, daß bei einem proletarischen Dichter das entsprechende ganz undenkbar sei. Aber der Klassenkampf der Bourgeoisie sei grundverschieden von dem proletarischen gewesen. »Untreue« »Kompromiß« in diesen beiden Bewegungen könne man nicht schematisch einander gleichsetzen. Ich erwähnte auch Lukács' These, der historische Materialismus sei im Grunde nur auf die Geschichte der Arbeiterbewegung selber anwendbar. Asja wurde aber schnell müde. Da griff ich auf das »Moskauer Tagebuch« zurück und las ihr auf gut Glück vor, worauf mein Blick gerade fiel. Das ging aber weniger gut aus. Ich war gerade auf die Ausführungen über kommunistische Erziehung geraten. »Das ist ja alles Unsinn« sagte Asja. Sie war unzufrieden und sagte, daß ich Rußland garnicht kennte. Natürlich bestritt ich das nicht. Nun fing sie selbst zu sprechen an; was sie sagte, war wichtig, aber das Sprechen erregte sie sehr. Sie redete davon, wie sie anfangs selbst Rußland garnicht begriffen habe, in den ersten Wochen nach ihrer Ankunft nach Europa habe zurückkehren wollen und gemeint habe, in Rußland sei alles aus, die Opposition habe ganz und gar recht. Allmählich sei ihr aufgegangen, was hier vor sich gehe: die Umstellung der revolutionären Arbeit in die technische. Jetzt werde jedem Kommunisten begreiflich gemacht, die revolutionäre

Arbeit dieser Stunde sei nicht der Kampf, der Bürgerkrieg, sondern Elektrifizierung, Kanalbau, Fabrikeinrichtung. Und diesmal erwähnte nun ich selber Scheerbart, wegen dessen ich von ihr und von Reich hier bereits soviel auszustehen hatte: kein anderer Autor habe so den revolutionären Charakter der technischen Arbeit herauszustellen gewußt. (Es tut mir nur leid, daß ich diese gute Formel nicht in dem Interview zum Ausdruck brachte). Mit alledem hielt ich sie einige Minuten über ihre Zeit hinaus fest. Dann ging sie und, wie es manchmal geschieht, wenn sie sich mir nah fühlt, forderte sie mich nicht auf, sie zu begleiten. Ich blieb im Zimmer. Die ganze Zeit hatten die beiden Kerzen auf dem Tisch gestanden, die seit dem Kurzschluß abends immer bei mir brennen. Später, als ich schon zu Bett lag, kam Reich.

*14 Januar.* Dieser Tag und der folgende wurden unangenehm. Die Uhr steht auf »Abfahrt«. Es wird immer kälter (bleibt zum mindesten ständig über zwanzig Grad) und die Erledigung der noch verbleibenden Obliegenheiten wird schwieriger. Auch wurden die Vorzeichen von Reichs Krankheit, die inzwischen ausgebrochen ist (was ihm fehlt, weiß ich noch nicht) deutlicher, so daß er immer weniger für mich tun kann. An diesem Tage war er, gut verpackt, zu Daga hinausgefahren. Ich benutzte den Vormittag, um die drei Bahnhöfe, die am Kalantschewskaja-Platz liegen, mir anzusehen: den Kursker Bahnhof, den Oktoberbahnhof, von dem die Züge nach Leningrad abgehen und den Jaroslawski-Bahnhof, von diesem aus gehen die Züge nach Sibirien ab. Der Speisesaal des Bahnhofs ist dicht mit Palmen bestellt und von ihm aus geht der Blick auf einen blaugetünchten Warteraum. So kommt man sich wie in dem Antilopenhaus im Zoo vor. Ich trank dort Tee und dachte an die Abreise. Vor mir hatte ich einen schönen roten Beutel mit herrlichem Krimtabak, den ich in einer der Buden vor dem Bahnhof gekauft hatte. Später trieb ich neue Spielsachen auf. Am Ochotny Rjad stand ein Händler mit hölzernen Spielwaren. Mir fällt auf, daß gewisse Waren schubweise hier im Straßenhandel erscheinen. So sah ich hier zum ersten Male Holzäxte für Kinder mit Brandmalerei, von denen ich dann anderswo an einem der folgenden Tage einen ganzen Korb voll bemerkte. Ich kaufte das possierliche Holzmodell einer Nähmaschine, deren »Nadel« durch Drehen einer Kurbel in Bewegung gesetzt wird, und eine Schaukelpuppe aus Papiermaché auf Musikkasten, ein schwaches Exemplar einer Spiel-

zeuggattung, die ich in den Museen gefunden hatte. Danach konnte ich es vor Kälte nicht mehr aushalten und wankte in eine Kaffeestube. Das schien ein Lokal von besonderem Gepräge zu sein: in dem kleinen Raum standen einige Rohrmöbel; durch eine verschließbare Lücke der Wand schob man die Speisen aus der Küche herein und auf einem großen Ladentisch prangten Sakuskas: Aufschnitt, Gurken, Fische. Auch eine Auslage gab es, wie in den französischen und italienischen Restaurants. Ich wußte keine der Speisen zu bezeichnen, die mich gelockt hätten und wärmte mich bei einer Tasse Kaffee. Dann ging ich hinaus und sah mich in den oberen Handelsreihen nach der Auslage des Geschäfts um, in dem die Tonpuppe⟨n⟩ mir an einem der ersten Tage aufgefallen waren. Sie standen noch drin. Beim Passieren des Durchgangs, der von dem Revolutionsplatz auf den Roten Platz führt sah ich mich nach den Straßenhändler⟨n⟩ genauer um, suchte mir Einiges zu merken, was mir bisher entgangen war: Verkauf von Damenwäsche (Miedern), von Krawatten, Shawls, von Kleiderbügeln. – Ich erreichte endlich, gänzlich erschöpft, gegen zwei Uhr, das Dom Gerzena, wo es aber Essen erst gegen halb drei gibt. Um das Paket mit Spielsachen loszuwerden fuhr ich nach dem Essen nach Hause. Gegen halb fünf war ich im Sanatorium. Als ich eben die innere Treppe heraufkam, begegnete mir Asja, fertig zum Ausgehen. Sie wollte zur Schneiderin. Ich sagte ihr unterwegs, was ich inzwischen von Reich (der gleich nach mir mein Zimmer betreten hatte) über Dagas Ergehen gehört hatte. Das lautete günstig. So gingen wir neben einander als plötzlich Asja die Frage stellte, ob ich ihr nicht Geld geben könne. Aber ich hatte erst am Vortage mit Reich besprochen, mir 150 M zur Rückreise von ihm zu borgen, sagte ihr also, ich hätte keines, ohne noch zu wissen, wozu sie es nötig hatte. Sie erwiderte, wenn man Geld von mir nötig habe, so könne man es nie haben, ging auf Vorwürfe über, sprach von dem Zimmer in Riga, das ich ihr hätte nehmen sollen u.s.w. Ich war an diesem Tage sehr erschöpft, zudem durch das Gespräch, das sie sehr ungeschickt begonnen hatte äußerst aufgebracht. Es ergab sich, daß sie Geld wollte, um eine Wohnung zu nehmen, von der sie gehört hatte, daß sie zu haben sei. Ich wollte schon einen andern Weg einschlagen, aber sie hielt mich, klammerte sich an mich, wie sie es kaum je getan hat, sprach aber dabei stets im gleichen Sinne weiter. Ich sagte schließlich, außer mir vor Zorn, sie habe mich belogen. Denn brieflich

habe sie mir zugesagt, gleich mir das Geld für meine berliner Auslagen zu ersetzen, und bisher hätten weder sie noch Reich mit einem Sterbenswort davon ⟨g⟩esprochen. Das machte sie sehr betroffen. Ich wurde heftiger, verfolgte meinen Angriff weiter und schließlich ging sie mitten darin fort, schneller die Straße entlang. Ich folgte ihr nicht, bog vielmehr senkrecht ab und ging nach Hause. – Für den Abend war ich mit Gnedin verabredet. Er sollte mich abholen und zu sich nach Hause nehmen. Zwar kam er, aber wir blieben auf meinem Zimmer. Er bat mich um Verzeihung, daß er mich nicht zu sich nahm: seine Frau stehe vor einem Examen, so daß sie keine Zeit habe. Unser Gespräch dauerte bis gegen elf, ungefähr drei Stunden. Ich begann mit der Erklärung meiner Betrübnis und Verstimmung, noch weniger von Rußland kennen gelernt zu haben, als ich erwartet hatte. Und wir einigten uns bald, daß nur, sehr viele Menschen zu sprechen, von den Verhältnissen ein Bild geben könne. Er war übrigens bemüht, mir vor meiner Abreise noch dies oder jenes zugänglich zu machen. So traf er für den übernächsten Mittag – einen Sonntag – mit mir für das Theater des Proletkult eine Verabredung. Aber als ich dann kam, fand ich ihn nicht da und ging wieder nach Hause. Auch versprach er mir, zu einer Klubvorstellung mich einzuladen, die aber noch nicht anberaumt war. Das geplante Programm bestand in einigen sozusagen experimentellen Vorführungen neuer Zeremonien für Namengebung, Eheschließung u.s.w. Hier will ich einfügen, daß ich vor einiger Zeit von Reich d⟨ie⟩ Namen der Babys in der kommunistischen Hierarchie erfuhr. Sie heißen von der Zeit ab, wo sie schon auf das Leninbildnis zeigen können »Oktjabrs«. Noch eine seltsame Vokabel lernte ich am gleichen Abend kennen. Das ist der Ausdruck »gewesene Leute« für die von der Revolution depossedierten Bürgerkreise, die sich den neuen Verhältnissen nicht haben anpassen können. Weiter sprach Gnedin von dem unaufhörlichen Organisationswandel, der noch auf Jahre hinaus bestehen bleiben werde. Jede Woche treten organisatorische Veränderungen ein und man bemüht sich, die besten Methoden herauszufinden. Auch über das Eingehen des Privatlebens wurde gesprochen. Es bleibt eben keine Zeit. Gnedin erzählte, daß er in der Woche keinen Menschen bis auf die sieht, mit denen er in der Arbeit zu tun hat und seine Frau und sein Kind. Und Umgang, der für den Sonntag dann verbleibt, ist labil, denn wenn man nur drei Wochen außer Kontakt mit Bekannten gekommen ist,

kann man schon ganz überzeugt sein, sehr lange nichts mehr von ihnen zu hören, weil inzwischen bei ihnen neue Bekanntschaften sich an die Stelle der alten gesetzt haben. Später begleitete ich Gnedin zur Bahn und wir sprachen auf der Straße noch von Zollangelegenheiten.

*15 Januar.* Vergeblicher Weg ins Spielzeugmuseum. Es war geschlossen, trotzdem, nach dem Führer, es Sonnabend geöffnet ist. Am Morgen kam endlich die »Literarische Welt« – durch Hessel –, auf die ich schon so ungeduldig gewartet hatte, daß ich jeden Tag telegrafisch in Berlin um ihre Zusendung bitten wollte. Asja verstand den »Wandkalender« nicht, Reich schien er nicht sonderlich zu gefallen. Vormittags irrte ich wieder herum, suchte zum zweiten Male vergeblich in die graphische Ausstellung einzudringen und schlug mich endlich, wiederum halb erfroren, in die Schtschukin-Galerie durch. Der Gründer war ebenso wie sein Bruder, Textilindustrieller und vielfacher Millionär. Beide waren Mäzene. Von einem stammt der Bau des Historischen Museums (sowie ein Teil von dessen Sammlungen) von dem anderen diese großartige Galerie neuer französischer Kunst. Wenn man durchfroren die Treppe hinaufsteigt, erblickt man oben, im Stiegenhaus die berühmten Wandbilder von Matisse, nackte Gestalten in rhythmischer Anordnung auf einem Hintergrund von gesättigtem rot, so warm und strahlend, wie man ihn bei russischen Ikonen findet. Matisse, Gauguin und Picasso waren die großen Passionen dieses Sammlers. Von Gauguin sind in einem Saal 29 Gemälde an die Wände gepfercht. (Ich machte übrigens von neuem die Erfahrung – soweit das flüchtige Durchstreifen dieser großen Sammlung diese Bezeichnung gestattet – daß Gauguins Bilder mich feindlich anmuten, und daß alles Gehässige aus ihnen mir entgegenschlägt, was der Nichtjude gegen Juden fühlen kann.⟨)⟩ – Picassos Werden kann man wahrscheinlich nirgends entfernt so von den frühen Bildern des Zwanzigjährigen bis 1914 verfolgen, wie hier. Er muß oft monatelang, z.B. während der »gelben Periode« nur für Schtschukin gemalt haben. Seine Bilder füllen drei aneinanderstoßende Kabinette. Im ersten die Frühzeit, und unter diesen frühen Bildern zumal zwei, die mir auffielen: ein pierrotartig gekleideter Mann, der mit der rechten Hand etwas wie einen Becher umspannt und ein Bild »Absinthtrinkerin«. Dann die kubistische Periode um 1911 als Montparnasse im Werden war und endlich die gelbe Periode, u.a. mit der Amitié und Studien dazu.

Unweit davon hat Derain ein ganzes Zimmer. Neben sehr schönen Bildern seiner gewohnten Art sah ich ein ganz und gar befremdliches »le samedi«. Das große düstere Bild zeigt um einen Tisch Frauen in flämischer Tracht bei häuslicher Beschäftigung versammelt. Figuren und Ausdruck erinnern aufs stärkste an Memling. Bis auf das kleine Zimmer mit den Rousseaubildern sind die Säle sehr hell. Fenster mit großen ungeteilten Scheiben gehen auf die Straße und auf den Hof des Hauses hinaus. Hier gewann ich zum ersten Male eine flüchtige Vorstellung von Malern wie Van Dongen oder Le Fauconnier. Auf einem Bildchen von Marie Laurencin – ein Frauenkopf mit der zugehörigen, ins Bild hineinragenden Frauenhand, aus der sich eine Blume entwickelt, erinnerte mich in der physiologischen Bildung an ⟨Thankmar von⟩ Münchhausen und machte mir seine verflossene Liebe zu Marie Laurencin evident. – Mittags erfuhr ich von Niemen, mein Interview sei erschienen. So ging ich mit der »Wetschernie Moskwa« und der »Literarischen Welt« versehen zu Asja. Aber der Nachmittag fiel dennoch nicht gut aus. Reich kam erst sehr viel später. Asja übersetzte für mich das Interview. Ich hatte inzwischen eingesehen – nicht zwar daß es »gefährlich« erscheinen könne, wie Reich es vermutet hatte, wohl aber – daß es in seinem Abschluß weniger durch die Erwähnung von Scheerbart als durch die unsichere und unpräzise Art dieser Erwähnung schwach sei. Leider kam diese Schwäche denn auch zum Vorschein, während der Anfang, die Konfrontation mit der italienischen Kunst, gut herauskam. Ich denke, es bleibt im ganzen doch nützlich, daß es erschienen ist. Vom Anfang war Asja gefesselt, aber das Ende war ihr mit Recht ärgerlich. Das beste ist, daß es sehr groß aufgemacht wurde. Ich hatte, des Streites am Vortage wegen, unterwegs Kuchen für Asja gekauft. Sie nahm sie. Später erklärte sie, gestern, nachdem wir uns getrennt hätten, habe sie nichts mehr von mir wissen wollen, gemeint wir würden uns nicht mehr (oder lange nicht mehr) sehen. Aber am Abend war sie, zu ihrer eigenen Verwunderung, anders gestimmt, und hat gefunden, daß sie überhaupt nicht lange auf mich böse sein kann. Wenn etwas vorgefallen sei, dann ende es immer so, daß sie zuletzt nicht frage, ob nicht sie mich beleidigt habe. Leider, wie, weiß ich nicht mehr kam es dann später, dieser Worte ungeachtet, doch zum Streit.

*15. Januar* (Fortsetzung). Kurz: nachdem ich Asja die Zeitung und die Zeitschrift gezeigt hatte, fiel das Gespräch wohl wieder auf das

Mißlungene an meinem Hiersein zurück und als dann gar nochmals auf meine berliner Besorgungen die Rede kam und Asja eines daran ausstellte, verlor ich die Selbstbeherrschung und rannte wie verzweifelt zum Zimmer hinaus. Noch im Gang aber besann ich mich – besser gesagt, fühlte ich, nicht die Kraft zum Weggehn zu haben und kam wieder zurück mit den Worten: »Ich möchte hier noch ein wenig ganz ruhig sitzen.« Dann fanden wir uns sogar langsam ins Gespräch zurück und als Reich kam, waren wir zwar beide erschöpft aber ruhig. Hiernach nahm ich mir vor, es unter keinen Umständen mehr zu solchem Streit kommen zu lassen. Reich sagte, er fühle sich nicht wohl. In der Tat hatte der Krampf im Kinnbacken angehalten oder war schlimmer geworden. Er konnte nicht mehr kauen. Das Zahnfleisch war geschwollen und bald bildete sich ein Geschwür. Trotzdem, so sagte er, müsse er diesen Abend in den deutschen Klub gehen. Er war nämlich zum Mittler zwischen der deutschen Gruppe des Mapp und den moskauer Kulturdelegierten der Wolga-Deutschen gemacht worden. Als wir dann allein im Vestibül waren, sagte er mir, er habe auch Fieber. Ich fühle es an seiner Stirn und erklärte, keinesfalls könne er in den Klub gehen. Er schickte also mich hin, um für ihn abzusagen. Das Haus lag nicht weit ab, aber ich hatte es mit so schneidendem Winde zu tun, daß ⟨es⟩ mir kaum gelang, vorwärts zu kommen. Und endlich fand ich das Haus nicht. Erschöpft kam ich zurück und blieb zu Hause.

*16 Januar.* Meine Abreise hatte ich auf Freitag, den 21$^{ten}$ festgesetzt. Die Nähe des Termines machte meine Tage sehr anstrengend. Es waren viele Dinge kurz nach einander zu erledigen. Für den Sonntag hatte ich mir zweierlei vorgenommen. Nämlich nicht nur gegen 1 Uhr im Proletkulttheater Gnedin zu treffen, sondern vorher in das Museum für Malerei und Ikonographie (Astrauchoff) zu gehen. Das erste Vorhaben gelang schließlich, das zweite nicht. Wieder war es sehr kalt, die Scheiben der Trambahn durch eine dicke Eisschicht ganz undurchsichtig. Ich fuhr zunächst weit über die Haltestelle hinaus, an der ich aussteigen mußte. Dann wieder zurück. Im Museum traf es sich glücklich, daß ein Kustode, der anwesend war, Deutsch sprach und mit mir die Sammlung durchging. Dem unteren Stockwerk, in dem russische Bilder vom Ende des vorigen und vom Anfang dieses Jahrhunderts hängen, widmete ich nur zum Schluß ein paar Minuten. Ich tat gut, gleich anfangs in die Ikonensammlung hinaufzugehen. Sie ist im ersten Stock des

niedrigen Hauses in schönen hellen Räumen untergebracht. Der Besitzer der Sammlung lebt noch. Die Revolution hat nichts an seinem Museum geändert, ihn zwar enteignet, als Direktor der Sammlung ⟨aber⟩ belassen. Dieser Astrauchoff ist Maler und hat vor vierzig Jahren die ersten Ankäufe gemacht. Er war vielfacher Millionär, reiste überall herum und wollte endlich auch zum Sammeln früher russischer Holzplastik übergehen, als der Krieg ausbrach. Das älteste Stück seiner Sammlung, ein byzantinisches Heiligenportrait, mit Wachsfarben auf eine Holztafel gemalt, geht ins sechste Jahrhundert zurück. Der größte Teil der Bilder stammt aus dem fünfzehnten und sechzehnten. Ich lernte unter Anweisung meines Führers die Hauptunterschiede der Stroganoffschen und der Novgoroder Schule kennen und bekam manche ikonographische Erklärung. Zum ersten Male bemerkte ich die Allegorie des besiegten Todes am Fuße des Kreuzes, die auf den hiesigen Ikonen so häufig ist. Auf schwarzem Grunde (wie gespiegelt in einer schlammigen Pfütze) ein Totenkopf. Andere ikonographisch sehr merkwürdige Darstellungen sah ich einige Tage darauf in der Ikonensammlung des historischen Museums. So ein Stilleben der Marterwerkzeuge, auf dem Altar, um den sie gruppiert sind, spaziert der heilige Geist als Taube auf einem in herrlichem Rosa gemalten Tuche. Dann zwei schreckliche Fratzen mit der Gloriole zu Christi Seiten: offenbar die Schächer, die so als eingegangen in das Paradies bezeichnet werden. Eine andere Darstellung – Mahlzeit dreier Engel, die öfter auftritt und im Vordergrunde immer die Schlachtung eines Lamms verkleinert und gleichsam emblematisch enthüllt, war mir unklar. Ganz unzugänglich sind mir natürlich im Stofflichen die gemalten Legenden. Als ich dann aus dem ziemlich kühlen Geschoß wieder herunterkam, war im Kamin inzwischen ein Feuer gemacht worden und das wenige Personal saß ringsherum und vertrieb sich den Sonntagvormittag. Gern wäre ich geblieben, mußte aber hinaus in die Kälte. Die letzte Wegstrecke vom Telegraphenamt – dort war ich ausgestiegen – bis zum Theater des Proletkult war fürchterlich. Dann stand ich eine Stunde lang im Vorraum postiert. Mein Warten war aber ganz umsonst. Einige Tage später hörte ich dann, in genau demselben Raume sei auch Gnedin ⟨gewesen⟩ und habe auf mich gewartet. Es ist fast unerklärlich, wie das zugegangen sein kann. Daß ich, erschöpft wie ich war und bei meinem schlechten Gedächtnis für Physiognomien ihn, in Mantel und Mütze, nicht

wiedererkannte, ist denkbar, aber daß es ihm ebenso gegangen sei, klingt unglaublich. Nun fuhr ich zurück, wollte ursprünglich in unserem Sonntagskeller essen, fuhr aber über die rechte Station hinaus und fühlte mich endlich so matt, daß ich lieber als ein Stück zu Fuß zu gehen ganz auf das Mittagessen verzichten wollte. Dann aber nahm ich am Triumfalnaja-Platz meinen Mut zusammen und öffnete die Tür einer Stalowaja, die ich nicht kannte. Es sah sehr wirtlich aus und das Essen, das ich mir geben ließ, war nicht schlecht; der Borschtsch freilich nicht zu vergleichen mit dem, den wir sonst sonntäglich gewohnt waren. So hatte ich Zeit gewonnen, mich lange auszuruhen, bevor ich bei Asja erschien. Als sie mir dann beim Eintritt ins Zimmer gleich sagte, Reich sei krank, kam das mir nicht überraschend. Er hatte schon am Vorabend sich nicht mehr zu mir begeben sondern in das Zimmer von Asjas Genossin im Sanatorium. Nun lag er fest und bald ging Asja mit Manja zu ihm. Ich trennte mich von ihnen vor der Tür des Sanatoriums. Da fragte Asja, was ich am Abend vorhabe. 〈»〉Nichts, sagte ich, ich bleibe zu Hause.« Sie erwiderte nichts. Ich ging zu Basseches. Er war nicht da; es lag ein Zettel da, in dem er mich bat zu warten. Mir war es so eben recht; ich saß im Sessel mit dem Rücken dem nahen Ofen zugewandt, ließ mir Tee geben und sah deutsche Zeitschriften durch. Es dauerte eine Stunde bis er kam. Dann aber bat er mich, über den Abend zu bleiben. Ich kombinierte, sehr unruhig. Einerseits wollte ich gern wissen, wie dieser Abend, zu dem ein weiterer Gast erwartet wurde, sich entwickeln werde. Auch war Basseches dabei, mir ein paar nützliche Informationen über den russischen Film zu geben. Endlich erwartete ich auch ein Abendbrot. (Diese Erwartung wurde später betrogen.) Asja telefonisch zu bestellen, daß ich bei Basseches bliebe, war unmöglich; es meldete sich niemand im Sanatorium. Endlich wurde ein Bote dorthin abggefertigt: Ich hatte Angst, er möchte zu spät kommen, ohne daß ich freilich gewußt hätte, ob schließlich Asja würde zu mir kommen wollen. Am nächsten Tage sagte sie mir, das habe sie vorgehabt. Aber auf alle Fälle bekam sie den Brief zur Zeit. Er lautete: »Liebe Asja ich bin abends bei Basseches. Morgen komme ich um 4 Uhr. Walter«. »Abends« und »bei« hatte ich erst in einem Worte geschrieben, dann einen schrägen trennenden Strich dazwischen gezogen. Und so kam es, daß Asja im ersten Augenblick »Ich bin abends frei« las. – Es erschien später ein Dr. Kroneker, der in einer großen russisch-

oesterreichischen Gesellschaft als österreichischer Angestellter hier arbeitet. Von Basseches hörte ich, er sei Sozialdemokrat. Er machte aber einen klugen Eindruck, ist sehr weit gereist, und sprach sachlich. Die Unterhaltung kam auf den Gaskrieg. Ich sprach darüber und es machte auf beide Eindruck.

*17 Januar.* An meinem Besuche bei Basseches an dem Vortage war das Wichtigste, daß mir gelang, ihn zu veranlassen, mir bei den Abreiseformalitäten behilflich zu sein. Also hatte er mich gebeten, am Montag (den 16ten) früh ihn abzuholen. Ich kam und er lag noch im Bett. Es war sehr schwer, ihn herauszuholen. Und es war viertel eins als wir schließlich auf dem Triumfalnaja-Platz standen; schon um elf war ich bei ihm erschienen. Vorher hatte ich in der gewohnten kleinen Konditorei Kaffee getrunken und einen Kuchen gegessen. Das war gut, denn durch die Menge der Besorgungen kam ich an diesem Tage um das Mittagessen. Zuerst gingen wir auf eine Bank in der Petrowka, weil Basseches Geld abheben mußte. Ich selber wechselte und behielt nur noch 50 Mark zurück. Danach zog Basseches mich mit sich in ein kleines Kabinett, um einem Bankdirektor, den er kannte, mich vorzustellen. Es war ein Dr. Schick, Direktor der Außenabteilung. Dieser Mann hatte sehr lange in Deutschland gelebt, dort studiert, stammt zweifellos aus sehr reichem Hause und hat neben der Ausbildung im Fach immer künstlerische Interessen gepflegt. Er hatte mein Interview in der »Wetschernie Moskva« gelesen. Zufällig kannte er von seiner deutschen Studienzeit her Scheerbart persönlich. Der Kontakt war also sofort hergestellt und die kurze Besprechung endete mit einer Einladung zum Essen für den 20ten. Danach in der Petrowka, ich erhielt meinen Paß. Sodann, im Schlitten, zum Narkomproß, wo ich zum Grenzübertritt meine Papiere mir versiegeln ließ. Endlich glückte an diesem Tage mein wichtiger Anschlag: ich konnte Basseches veranlassen, sich nochmals in einen Schlitten zu setzen und mit mir in das staatliche Warenhaus »Gum« in den oberen Handelsreihen zu fahren, wo die begehrten Puppen und Reiter waren. Wir kauften mit einander alles was noch davon vorhanden war und die zehn besten Stücke suchte ich mir heraus. Jedes kostete nur 10 Kopeken. Meine scharfe Beobachtung hatte mich nicht betrogen: im Laden sagte man uns, diese Waren, die in Wjatka gemacht werden, kommen nicht mehr nach Moskau herein: sie haben hier keinen Markt mehr. Was wir aufkauften waren also die letzten Stücke. Dazu

kaufte Basseches noch Bauernstoff. Er ging mit seinen Paketen zum Essen ins Savoy, während ich nur eben Zeit hatte, zu Hause alles abzustellen. Dann war es vier Uhr und ich mußte zu Asja. Man blieb nicht lange auf ihrem Zimmer, sondern ging zu Reich. Manja war schon dort. Aber es waren doch wieder ein paar Minuten, die wir auf diese Weise allein für uns hatten. Ich bat Asja, am Abend zu mir zu kommen – bis halb elf sei ich frei – und sie versprach, nach Möglichkeit es zu tun. Reich ging es viel besser. An das, was bei ihm gesprochen wurde, erinnere ich mich nicht mehr. Gegen sieben gingen wir fort. Nach dem Abendessen wartete ich auf Asja vergeblich und gegen viertel elf fuhr ich zu Basseches. Aber auch dort war niemand. Es hieß, er sei den ganzen Tag nicht zurückgekommen. Die Zeitschriften dort kannte ich oder sie widerten mich an. Ich war gerade im Begriff, nach halbstündigem Warten die Treppe herunterzugehen, als mir seine Freundin begegnete und – warum weiß ich nicht genau: vielleicht weil sie im Klub nicht allein mit ihm sein wollte – mich dringend aufforderte, noch zu warten. Ich tat es. Basseches kam dann auch; er hatte der Rede beiwohnen müssen, die Rykow auf dem Kongresse der Aviachim gehalten hatte. Ich ließ ihn meinen Fragebogen zum Gesuch um das Ausreisevisum ausfüllen und damit gingen wir. Schon in der Elektrischen wurde ich einem Dramatiker, Komödienschreiber, vorgestellt, der auch in den Klub ging. Kaum hatten wir im überfüllten Raum einen Tisch gefunden und uns zu dreien daran plaziert, als, zum Zeichen, es beginne das Konzert, das Licht ausging. Man mußte aufstehen. Ich nahm mit Basseches im Vorzimmer Platz. Nach einigen Minuten erschien – im Smoking, eben von einem Diner kommend, das eine große englische Gesellschaft in der Bolschaia Moskowskaja gegeben hatte – der deutsche Generalkonsul. Er war gekommen, um sich mit zwei Damen, welche er dort getroffen hatte, Rendezvous ⟨zu geben⟩, hielt sich aber, da sie nicht kamen, an uns. Eine Dame – angeblich eine ehemalige Prinzessin – sang mit sehr schöner Stimme Volkslieder. Ich stand bald im dunklen Speisesaal, vor dem Durchgang zum erhellten Musiksaal, bald saß ich im Vorzimmer. Einiges sprach ich mit dem Generalkonsul, der sich durchaus zuvorkommend benahm. Aber sein Gesicht war roh, von Intelligenz nur sehr oberflächlich angeschliffen und er paßte durchaus zu dem Bild, das ich seit meiner Seereise und den Zwillingsgestalten Frank und Zorn mir vom deutschen Auslandsvertreter mache. Beim Essen waren

wir nun vier, denn auch der Botschaftssekretär nahm mit uns am Tische Platz und hier konnte ich ihn sehr bequem beobachten. Das Essen war gut, es gab wieder den gewürzten Wodka, Vorspeisen, zwei Gänge und Eis. Das Publikum war das Schlechteste. Wenig Künstler – von welcher Art immer – desto mehr Nep-Bourgeoisie. Es ist auffallend, wie diese neue Bourgeoisie durchaus verfehmt sogar bei den Vertretern der ausländischen ist – nach den Worten des Generalkonsuls über sie zu schließen, die mir in diesem Fall ehrlich gemeint zu sein scheinen. Die ganze povere Natur dieser Klasse zeigte sich bei dem nachfolgenden Tanz, der einem unappetitlichen kleinstädtischen Schwof glich. Getanzt wurde sehr schlecht. Leider dehnte sich durch die Tanzlust der Freundin von Basseches das Vergnügen bis vier aus. Mich hatte der Wodka to⟨d⟩müde gemacht, der Kaffee nicht ermuntert und dazu hatte ich Leibschmerzen. Ich war froh, als ich endlich im Schlitten saß und ins Hotel fuhr; gegen halb fünf kam ich zu Bett.
*18 Januar.* Am Vormittag besuchte ich in Manjas Zimmer Reich. Ich hatte ihm einiges zu bringen. Daneben aber kam ich in der Absicht, durch Freundlichkeit die Reibungen der letzten Tage vor seiner Erkrankung beizulegen. Indem ich aufmerksam dem Exposé, das er für ein Buch über Politik und Theater, das er in einem russischen Verlag erscheinen lassen will, folgte, gewann ich ihn. Wir besprachen daneben den Plan eines Buches über Theaterbauten, wie er mit Poelzig es hätte schreiben können und wie es jetzt, nach den mehrfachen theaterwissenschaftlichen Untersuchungen über Szenenbild und Kostüm bestimmt auf großes Interesse stoßen würde. Bevor ich ging, holte ich ihm von der Straße noch Zigaretten herauf und nahm einen Auftrag für das Dom Gerzena entgegen. Dann ging ich ins Historische Museum. Hier blieb ich länger als eine Stunde in der außerordentlich reichen Ikonensammlung, wo ich in großer Menge auch spätere Werke des XVII und XVIII Jahrhunderts fand. Wie lange aber das Christuskind braucht, um die Bewegungsfreiheit auf dem Arm der Mutter zu gewinnen, die es in jenen Epochen ausübt. Und ebenso dauert es Jahrhundertelang, bis sich die Hand des Kindes und die Hand der Gottesmutter finden: die Maler von Byzanz stellen sie nur einander gegenüber. Flüchtig durchschritt ich nachher die archäologische Abteilung und verweilte nur noch vor einigen Tafeln vom Athos. Beim Verlassen des Museums kam ich dem Geheimnis der erstaun-

lichen Wirkung der Blagoweschtschenski-Kathedrale ein wenig näher, die mein erster großer einzeln zu bezeichnender Eindruck in Moskau gewesen war. Es ist an dem, daß der rote Platz wenn man vom Revolutionsplatz her ihn betritt, ein wenig ansteigt und die Kuppeln der Kathedrale allmählich so wie hinter einem Berg auftauchen. Es war an diesem Tage sonnig und schön und ich erblickte sie wieder mit großer Freude. Im Dom Gerzena bekam ich kein Geld für Reich. Als ich um viertel fünf vor Asjas Zimmertüre stand, war drinnen al⟨le⟩s dunkel. Zweimal klopfte ich leise und da mir drinnen niemand Antwort gab, ging ich ins Spielzimmer, um zu warten. Ich las die Nouvelles Littéraires. Als aber auch eine Viertelstunde später keine Antwort kam, öffnete ich und fand niemanden vor. Verstimmt – daß Asja schon so früh, ohne auf mich zu warten, fortgegangen war, ging ich zu Reich, um dennoch den Versuch zu machen, für den Abend mich mit ihr zu verabreden. Mit ihr ins Malaia Theater zu gehen, wie ich es vorgehabt hatte, hatte Reich mir unmöglich gemacht, indem er sich, am Morgen, dagegen geäußert hatte. (Als ich dann später wirklich die Billetts für diesen Abend erhielt, konnte ich keinen Gebrauch davon machen.) Oben legte ich meine Sachen gar nicht ab und blieb sehr schweigsam. Manja erklärte wieder irgend etwas, höchst eifrig und mit schrecklich lauter Stimme. Sie zeigte Reich einen statistischen Atlas. Plötzlich wandte sich Asja an mich und sagte mir unvermittelt, am letzten Abend sei sie nicht gekommen, sie hätte große Kopfschmerzen gehabt. Ich lag im Paletot auf dem Sofa und rauchte die kleine Pfeife, die ich in Moskau ganz ausschließlich benutzte. Schließlich gelang mir, ⟨bei⟩ Asja irgendwie anzubringen, sie solle nach dem Abendbrot zu mir kommen, wir würden fortgehen oder ich würde ihr die lesbische Szene vorlesen. Und darauf nahm ich mir vor nur noch wenige Minuten ⟨zu bleiben⟩, damit es nicht den Anschein hätte, ich sei nur gekommen, um das zu sagen. Also stand ich bald auf, sagte, ich wolle gehen. »Wohin?« »Nach Hause.« »Ich dachte, Du kommst noch mit in das Sanatorium.« »Bleibt Ihr nicht bis sieben hier?« fragte ich etwas scheinheilig. Ich hatte ja am Vormittag gehört, daß bald Reichs Sekretärin kommen solle. Schließlich blieb ich wohl, ging aber nicht mit Asja ins Sanatorium. Ich hielt ihr Kommen abends für wahrscheinlicher, wenn ich ihr jetzt die Zeit gab, sich auszuruhen. Indessen kaufte ich Caviar, Mandarinen, Konfekt, Kuchen für sie ein. Auch hatte ich zwei Tonpuppen auf

dem Fensterbrett, wo ich die Spielsachen verstaue, stehen, von denen sie eine sich aussuchen sollte. Und wirklich kam sie – erst mit der Erklärung: »Ich kann nur fünf Minuten bleiben und muß gleich wieder zurück sein.« Aber diesmal war es nur Scherz. Gewiß hatte ich gefühlt, daß sie in den letzten Tagen – unmittelbar nach den heftigen Streitigkeiten – sich stärker zu mir hingezogen gefühlt hatte. Aber ich wußte nicht, in welchem Grad. Ich war guter Laune als sie kam, denn ich hatte eben viel Post mit einigen angenehmen Nachrichten von ⟨Willy⟩ Wiegand, ⟨Arthur⟩ Müller-Lehning, Else Heinle erhalten. Die Briefe lagen noch auf dem Bette, wo ich sie gelesen hatte. Dann schrieb mir Dora, es gehe Geld ab und so beschloß ich, meinen Aufenthalt noch etwas zu verlängern. Das sagte ich ihr, und darauf fiel sie mir um den Hals. Ich war durch eine wochenlange sehr schwierige Konstellation der Dinge von der Erwartung solcher Geste so meilenweit entfernt, daß es Zeit brauchte, bis sie mich glücklich machte. Ich war wie ein Gefäß mit engem Halse, in das man Flüssigkeit aus einem Eimer schüttet. So hatte ich mich willentlich allmählich verengt, daß ich für volle starke Eindrücke von außen kaum mehr zugänglich war. Aber das wich dann im Laufe des Abends von mir. Erst bat ich Asja noch unter den herkömmlichen Beteuerungen um einen Kuß. Dann aber war es auf einmal, als kehre man eine elektrische Schaltung um, und nun forderte sie, während ich sprach oder vorlesen wollte, immer von neuem, daß ich sie küsse. Wir holten Zärtlichkeiten, die beinah vergessen waren, herauf. Unterdessen gab ich ihr, was ich zu ⟨e⟩ssen gebracht hatte und die Puppen; sie wählte eine und jetzt steht sie gegenüber von ihrem Bett im Sanatorium. Auch kam ich noch einmal auf den Aufenthalt in Moskau zu sprechen. Und da sie am Vortage, als wir zu Reich auf dem Wege waren, wirklich mir die entscheidenden Worte gesagt hatte, so brauchte ich sie nur zu wiederholen: »In meinem Leben ist Moskau nun einmal so angelegt, daß ich es nur durch Dich erfahren kann – das ist wahr, ganz abgesehen von Liebesgeschichten, Sentimentalität etc.« Dann aber, und auch das hatte sie mir zuerst ausgesprochen, sind ja sechs Wochen nur eben die Zeit, in einer Stadt sich ein wenig heimisch zu machen, zumal wenn man die Sprache nicht kennt und Widerstand durch diese auf Schritt und Tritt erfährt. Asja ließ mich die Briefe wegräumen und legte sich aufs Bett. Wir küßten uns viel. Aber die tiefste Erregung ging mir von der Berührung ihrer Hände aus, von denen

sie mir ja auch früher schon sagte, wie alle, die an sie gebunden seien, die stärksten Kräfte von ihnen ausstrahlen fühlten. Ich legte die rechte Innenhand ganz dicht an ihre linke und so blieben wir lange. Asja erinnerte an den schönen ganz winzigen Brief, den ich ihr einmal nachts in der via Depretis in Neapel gegeben hatte, als wir vor einem kleinen Café auf der fast menschenleeren Straße am Tische saßen. Ich will in Berlin nachsehen, daß ich ihn finde. Dann las ich die lesbische Szene aus Proust vor. Asja begriff den wilden Nihilismus darin: wie Proust gewissermaßen in das wohlgeordnete Kabinett im Inneren des Spießers dringt, das die Aufschrift »Sadismus« trägt und erbarmungslos alles zu Stücken haut, so daß von der blitzblanken, arrangierten Konzeption der Lasterhaftigkeit nichts bleibt, vielmehr an allen Bruchstellen das Böse überdeutlich »Menschlichkeit«, ja »Güte«, seine wahre Substanz zeigt. Und während ich das Asja auseinandersetzte, wurde mir klar, wie sehr das mit der Tendenz meines Barockbuches übereingeht. Ganz wie mir am Abend vorher, als ich einsam im Zimmer las und auf die außerordentliche Darlegung über die Caritas des Giotto geriet, mir klar wurde, daß Proust an ihr eine Auffassung entwickelt, die sich mit allem dem deckt, was unter dem Begriff der Allegorie ich selbst zu erfassen suchte.

*19 Januar.* Zu diesem Tag ist fast nichts zu bemerken. Da die Abreise hinausgerückt war, erholte ich mich etwas von den Besorgungen und den Besichtigungen der letzten Tage. Reich hatte zum ersten Mal wieder bei mir geschlafen. Morgens kam Asja. Sie mußte aber bald weiter, zu einer Besprechung die auf ihre Anstellung sich bezog. In der kurzen Zeit ihrer Anwesenheit gab es ein Gespräch über den Gaskrieg. Erst widersprach sie mir dabei heftig; aber Reich griff ein. Am Ende sagte sie, ich solle das schreiben, was ich gesagt habe und ich nahm mir vor, einen Artikel über die Frage für die »Weltbühne« zu verfassen. Kurze Zeit nach Asja ging auch ich. Ich traf Gnedin an. Unser Gespräch war flüchtig; wir stellten das Mißgeschick vom Sonntag mit einander fest, er lud mich für den nächsten Sonntag abend zu Wachtangoff ein und gab mir dann noch einige Weisungen für die Gepäckverzollung. Auf dem Hin- und Rückweg zu Gnedin passierte ich das Tscheka-Gebäude. Davor geht immerzu ein Soldat mit aufgepflanztem Bajonette auf und ab. Sodann zur Post; ich telegrafierte um Geld. Mittag aß ich in unserm sonntäglichen Keller, fuhr dann nach Hause und ruhte mich aus. Im

Vestibül des Sanatoriums begegnete mir von der einen Seite Asja und gleich darauf, von der anderen, Reich. Asja mußte baden. Ich spielte solange mit Reich auf ihrem Zimmer Domino. Dann kam Asja und erzählte von den Aussichten, die ihr der Vormittag eröffnet hatte, der Möglichkeit, die Stelle einer Hilfsregisseurin in einem Theater auf der Twerskaja zu bekommen, in welchem zweimal in der Woche für proletarische Kinder gespielt wird. Abends war Reich bei Illesch. Ich ging nicht mit. Gegen elf erschien er auf meinem Zimmer; nun war aber nicht mehr Zeit, wie wir es geplant hatten, in ein Kino zu gehen. Kurzes, ziemlich ergebnisloses Gespräch über die Leiche im vorshakespeareschen Theater.
*20 Januar.* Vormittags schrieb ich längere Zeit auf meinem Zimmer. Da Reich um ein Uhr auf der Enzyklopädie zu tun hatte, so wollte auch ich bei dieser Gelegenheit hingehen, weniger um mein Goethe-Exposé durchzudrücken (darauf machte ich mir durchaus keine Hoffnung) als um einem Vorschlag Reich⟨s⟩ nachzukommen und in seinen Augen nicht indolent zu erscheinen. Auch hätte er andernfalls bei der Ablehnung des Goethe-Exposés mangelndem Eifer bei mir die Schuld geben können. Ich konnte mir schwer das Lachen verbeißen, als ich dann endlich dem betreffenden Professor gegenübersaß. Kaum hatte er meinen Namen erfahren, so sprang er auf, holte mein Exposé heran sowie zu seiner Unterstützung einen Sekretär. Der begann, mir Artikel über Barock anzubieten. Ich machte die Übertragung des Schlagwortes »Goethe« zu der Bedingung jeder anderen Mitarbeit. Dann zählte ich meine erschienenen Schriften auf, stellte, wie Reich mich angewiesen hatte, mein Vermögen ins Licht und als ich gerade dabei war, trat Reich ein. Er nahm aber entfernt von mir Platz und sprach mit einem anderen Beamten. Mir sagte man Bescheid in wenigen Tagen zu. Im Vorzimmer hatte ich dann noch lange auf Reich zu warten. Wir gingen endlich; er erzählte mir, daß man erwäge, Walzel den Artikel »Goethe« anzutragen. Wir gingen zu Pansky. Es ist unglaubhaft – aber dennoch möglich – daß er, wie Reich mir später sagte, siebenundzwanzig Jahre alt ist. Die Generation, die in der Revolutionszeit aktiv war, wird alt. Es ist als hätte die Stabilisierung der staatlichen Verhältnisse in ihr eigenes Leben eine Ruhe, ja Gleichgültigkeit einziehen lassen, wie man gewöhnlich sie erst im Alter gewinnt. Übrigens ist Pansky durchaus nicht liebenswürdig und die Moskauer sollen es überhaupt nicht sein. Für den kommenden Montag stellte

er mir die Vorführung einiger Filme in Aussicht, die ich vor Abfassung eines Artikels gegen Schmitz, um den die »Literarische Welt« mich gebeten hatte, sehen wollte. Wir gingen essen. Nach dem Essen ging ich nach Hause, weil Reich zunächst allein mit Asja sprechen wollte. Später kam ich noch auf eine Stunde herauf und ging dann zu Basseches. Der Abend bei dem Bankdirektor Maximilian Schick brachte die eine große Enttäuschung, daß es kein Abendbrot gab. Ich hatte mittags fast nichts gegessen und war ausgehungert. So fraß ich denn ganz unverschämt von dem Gebäck, als endlich der Tee serviert wurde. Schick ist aus sehr reicher Familie, hat in München, Berlin und Paris studiert und bei der russischen Garde gedient. Jetzt bewohnt er mit Frau und einem Kind ein Zimmer, aus welchem freilich durch Portieren und Verschläge drei gemacht sind. Er ist wahrscheinlich ein recht gutes Muster von dem, was man hier einen »gewesenen Menschen« nennt. Er ist das nicht nur in soziologischer Beziehung (in der ist er es nicht einmal durchaus, denn er hat eine sicherlich nicht unansehnliche Stellung). »Gewesen« ist seine produktive Periode. Er schrieb Gedichte etwa in der Zukunft und Artikel in heute längst verschollenen Zeitschriften. Aber er hält an seinen alten Passionen fest und hat in seinem Arbeitszimmerchen eine nicht allzu große aber erlesene Bibliothek französischer und deutscher Werke aus dem XIX Jahrhundert stehen. Von manchen, sehr wertvollen dieser Bücher erzählte er Einkaufspreise, die beweisen, daß sie vom Händler für Makulatur gehalten wurden. Beim Tee versuchte ich, Informationen über die neue russische Literatur von ihm zu erhalten. Diese Mühe war ganz vergeblich. Er geht in seinem Verständnis kaum über Brjussoff hinaus. Dabei saß immer eine kleine ganz niedliche Frau, der man es ansieht, daß sie nicht arbeitet. Sie interessiert sich aber auch für Bücher nicht und es traf sich gut, daß Basseches sich etwas mit ihr beschäftigte. Für einige Gefälligkeiten, die er in Deutschland sich von mir erhofft, überhäufte er mich mit wertlosen, uninteressanten Kinderbüchern, die ich nicht alle ablehnen konnte. Nur eines nahm ich gern mit, das zwar auch kaum Wert besitzt, aber hübsch ist. Beim Fortgehen lockte mich Basseches mit dem Versprechen, mir ein Hurencafé zeigen zu wollen, glücklich noch bis in die Twerskaja. Ich sah zwar im Café nichts Bemerkenswertes, kam aber jedenfalls dazu noch etwas kalten Fisch und einen Krebs zu essen. In einem Galaschlitten fuhr er mich bis an die Kreuzung der Sadowaja und der Twerskaja zurück.

*21 Januar.* Das ist der Todestag Lenins. Alle Vergnügungslokale bleiben geschlossen. Der Feiertag für Läden und Büros ist aber, aus Rücksicht auf das »Regime ökonomie« erst am folgenden Tag einem Sonnabend, der ohnehin nur halber Arbeitstag ist. Früh fuhr ich zu Schick auf die Bank und dort erfuhr ich, daß für Sonnabend der Besuch bei Muksin festgesetzt wurde, bei dem ich eine Kinderbüchersammlung ansehen sollte. Gewechselt und ins Spielzeugmuseum gefahren. Diesmal kam ich endlich einen Schritt weiter. Für Dienstag versprach man mir Auskunft über die Photographien, die ich anfertigen lassen wollte. Dann aber bekam ich Bilder zu sehen, zu denen Negative vorhanden sind. Da sie sehr viel weniger kosten, so bestellte ich ungefähr zwanzig davon. Auch diesmal studierte ich besonders die Tonwaren aus Wjatka. – Mich hatte am Vorabend, als ich gerade am Fortgehen war, Asja aufgefordert, um zwei Uhr Mittags mit ihr in das Kindertheater zu kommen, das in der Twerskaja, im Hause des Kino »Ars« spielt. Aber als ich hinkam, war das Theater verlassen; ich sah, daß man an diesem Tage schwerlich spielen werde. Endlich verwies mich auch mit der Bemerkung, daß das Theater geschlossen sei, der Aufseher aus einem Vestibül, in dem ich mich wärmen wollte. Nachdem ich draußen eine Weile gestanden hatte, kam Manja mit einem Zettel von Asja. Darauf stand, sie habe sich geirrt und die Aufführung sei Sonnabend, nicht Freitag. Hierauf kaufte ich mit Manjas Unterstützung Kerzen ein. Meine Augen waren schon ganz entzündet vom Kerzenlicht. Weil ich für die Arbeit Zeit sparen wollte, ging ich nicht in das Dom Gerzena (das übrigens an diesem Tage vermutlich geschlossen hatte) sondern in d⟨ie⟩ Stolowaja in meine⟨r⟩ Nähe. Das Essen war teuer aber nicht schlecht. Auf dem Zimmer aber schrieb ich nicht am Proust, wie ich mir das vorgesetzt hatte, sondern an einer Entgegnung auf den schlechten und frechen Nekrolog, den Franz Blei über Rilke verfaßt hatte. Später las ich ihn bei Asja vor und was Asja darüber sagte, veranlaßte mich, noch am gleichen Abend und am folgenden Tage ihn umzuarbeiten. Übrigens ging es ihr nicht gut. – Später aß ich mit Reich im gleichen Restaurant, in dem ich mittags gewesen war. Er ging zum ersten Male dort hinein. Dann kauften wir etwas ein. Am Abend war er bis gegen halb zwölf bei mir und wir gerieten in ein Gespräch, in dem wir einander ausführlich alles berichteten, was wir von unserer Knabenlektüre behalten hatten. Er saß im Sessel, ich lag auf dem Bett. Ich kam in diesem Gespräch der merkwür-

digen Tatsache auf die Spur, daß ich als Junge schon mich in der Lektüre abseits von dem hielt, was allgemeiner Lesestoff war. Der »Neue deutsche Jugendfreund« von Hoffmann ist fast die einzige damals typische Jugendlektüre, die ich auch las. Daneben natürlich die ausgezeichneten Hoffmann-Bände, Lederstrumpf, Schwabs Sagen des klassischen Altertums. Aber weder habe ich von Karl May mehr als einen Band gelesen noch kenne ich den »Kampf um Rom«, noch die Seeromane von Wörishöffer. Auch von Gerstäcker las ich nur einen Band und der muß eine etwas schwüle Liebesgeschichte enthalten haben (oder las ich ihn nur, weil ich das von einem Buch des Verfassers gehört hatte?) nämlich, die Regulatoren von Arkansas. Auch entdeckte ich, daß meine ganze Kenntnis der klassischen dramatischen Literatur auf das Lesekränzchen zurückgeht.

*22 Januar.* Ich war noch nicht gewaschen, saß aber schreibend am Tisch als Reich kam. An diesem Morgen war ich zur Geselligkeit noch weniger als an anderen aufgelegt. Ich ließ mich auch in der Arbeit nur wenig stören. Als ich aber gegen halb zwei fortgehen wollte und Reich mich fragte »wohin« erfuhr ich, daß auch er in das Kindertheater ging, zu dem Asja mich eingeladen hatte. Mein ganzer Vorzug also war, schon einen Tag früher eine halbe Stunde vergeblich vor dem Portal gestanden zu haben. Nichtsdestoweniger ging ich voraus, um in dem gewohnten Café etwas Warmes zu trinken. Aber auch Cafés waren an diesem Tage geschlossen und dieses noch dazu in der »Remonte« begriffen. So ging ich also langsam die Twerskaja bis zum Theater entlang. Später kam Reich, dann auch Asja mit Manja. Da wir eine Gesellschaft zu vieren geworden waren, war mein Interesse an der Sache nur noch sehr gering. Bis zum Ende konnte ich sowieso nicht bleiben, weil ich um halb vier bei Schick sein mußte. Ich forcierte auch nicht, in der Bahn Platz neben Asja zu nehmen, sondern saß zwischen Reich und Manja. Asja hielt Reich an, mir zu übersetzen, was gesagt wurde. Das Stück schien von der Gründung einer Conservenfabrik zu handeln und einen stark chauvinistischen Einschlag gegen England zu haben. In der Pause ging ich. Nun bot mir Asja sogar, um mich zum Bleiben zu veranlassen, den Platz neben sich an, aber ich wollte nicht zu spät und vor allem nicht erschöpft bei Schick ankommen. Er selber war noch garnicht ganz fertig. Im Omnibus sprach er von seiner Pariser Zeit, wie Gide ihn einmal besucht hatte u.s.w. Der Besuch bei

Mußkin war lohnend. Ich sah zwar nur ein wirklich bedeutendes Kinderbuch, einen Schweizer Kinderkalender auf 1837, ein schmales Bändchen mit drei sehr schönen kolorierten Tafeln, aber von russischen Kinderbüchern sah ich so viel, daß ich mir einen Begriff vom Stande der Illustration in ihnen machen konnte. Sie hängt im allerstärksten Maß von der deutschen ab. Zu vielen Büchern wurden die Illustrationen in lithographischen Anstalten Deutschlands hergestellt. Viele deutsche Bücher wurden kopiert. Die russischen Ausgaben des Struwwelpeter, die ich dort sah, sind sehr roh und unschön. Muskin legte Zettel in die einzelnen Bücher und vermerkte darauf die Angaben, die ich ihm machte. Er ist Leiter der Abteilung des Gosverlages, die sich mit Kinderbüchern beschäftigt. Einige Stücke seiner Produktion zeigte er mir, es waren Bücher dabei, zu denen er selber den Text gemacht hatte. Ich setzte ihm meinen großen Plan über das Dokumentarwerk »Die Phantasie« auseinander. Er schien nicht viel davon zu begreifen und überhaupt machte er einen mittelmäßigen Eindruck. Zu sehen, wie seine Bibliothek gehalten war, war ein Jammer. Er hatte keinen Platz, die Bücher aufzustellen, wie es nötig ist, und alles stand und lag auf Regalen im Korridor durcheinander. Der Teetisch war ziemlich reich bestellt und ohne daß man mich ermuntert hätte, aß ich sehr viel, da ich an diesem Tage weder Mittag- noch Abendessen hatte. Wir blieben gegen zweieinhalb Stunden. Zum Schluß gab er mir noch zwei Bücher des Verlages mit, die ich im Stillen Daga versprach. Abends zu Hause am Rilke und am Tagebuche gearbeitet. Aber – wie auch jetzt eben – mit so schlechtem Schreibmaterial, daß mir nichts einfällt.

*23 Januar.* (Ich habe lange nicht am Tagebuch geschrieben und muß zusammenfassend berichten.) An diesem Tage bereitete Asja alles zum Verlassen des Sanatoriums vor. Sie kam zur Rachlin; und damit endlich in ein angenehmes Milieu. Ich konnte in den folgenden Tagen ermessen, welche Möglichkeiten sich mir in Moskau geboten hätten, wenn ein solches Haus sich früher für mich geöffnet hätte. Jetzt war es zu spät, um irgendwelche dieser Möglichkeiten auszunutzen. Die Rachlin wohnt im Hause des Zentralarchivs, in einer großen sehr sauberen Stube. Sie lebt mit einem Studenten, der aber sehr arm sein und aus Stolż nicht bei ihr wohnen soll. Am zweiten Tage unserer Bekanntschaft, das war am Mittwoch, machte sie mir schon einen kaukasischen Dolch zum Geschenk, eine sehr

schöne Silberarbeit, wenn auch nicht kostbar und für Kinder bestimmt. Asja behauptete, dieses Geschenk hätte ich ihr zuzurechnen. Für meine Begegnungen mit Asja waren die Tage ihres Aufenthalts bei der Rachlin übrigens kaum günstiger als die im Sanatorium. Denn es war da immer ein roter General, der erst zwei Monate verheiratet war, aber Asja auf alle erdenkliche Art den Hof machte und sie bat, mit ihm nach Wladiwostok zu fahren. Dorthin war er nämlich kommandiert. Seine Frau, so sagte er, wolle er hier in Moskau lassen. In diesen Tagen, genau gesagt am Montag, erhielt Asja einen Brief von Astachoff aus Tokio von Elvira aus Riga nachgesandt. Sie sagte mir am Donnerstag, als wir gemeinsam Reich verließen, ganz genau seinen Inhalt, sprach auch am Abend dieses Tages noch mit mir davon. Astachoff scheint sehr an sie zu denken und da sie einen Schal mit Kirschblüten von ihm wollte, so hat er – sagte ich ihr – wahrscheinlich ein halbes Jahr lang in Tokio nichts in den Auslagen beachtet als Shawls mit Kirschblüten. Am Vormittag dieses Tages diktierte ich die Notiz gegen Blei und einige Briefe. Nachmittags war ich sehr gut gestimmt, sprach mit Asja, erinnere mich aber nur noch, daß Asja, als ich eben ihr Zimmer verlassen hatte, um mit ihrem Koffer zu mir nach Hause zu gehen, noch einmal aus der Tür trat und mir die Hand gab. Ich weiß nicht, was sie von mir erwartete, vielleicht garnichts. Ich begriff erst am nächsten Tage, daß Reich eine ganze Intrigue angezettelt hatte, um mich den Koffer tragen zu lassen, weil er sich unwohl fühlte. Am übernächsten Tage, nach der Übersiedlung von Asja, legte er sich in Manjas Zimmer zu Bett. Aber der grippeartige Zustand besserte sich schnell. Ich blieb in den Geschäften meiner Abreise also weiter ganz auf Basseches angewiesen. Eine Viertelstunde nach meinem Fortgang aus dem Sanatorium trafen wir uns an der Omnibushaltestelle. Ich war am Abend mit Gnedin im Theater Wachtangoff verabredet, mußte aber vorher mit Reich noch zu dessen Übersetzerin herangehen, um wenn möglich sie für den nächsten Vormittag zu gewinnen, wo ich im Goskino Filme zu sehen bekommen sollte. Das gelang auch. Darauf setzte mich Reich in einen Schlitten und ich fuhr zu Wachtangoff. Eine Viertelstunde nach Beginn der Vorstellung kamen Gnedin und seine Frau. Ich war gerade dabei, mich endgültig zum Aufbrechen zu entschließen und hatte mich in Erinnerung an den letzten Sonntag im Proletkulttheater schon gefragt, ob Gnedin verrückt sei. Nun gab es auch keine Karten mehr.

Schließlich gelang es ihm doch, noch welche aufzutreiben; wir saßen aber nicht zusammen und es traten während der verschiedenen Akte alle möglichen Permutationen unter uns ein, denn zwei Sitze lagen beieinander, einer für sich. Gnedins Frau war breit, freundlich und still und hat trotz sehr ausgeglichener Züge einigen Charme. Beide begleiteten mich nach dem Theater noch zum Smolensk-Plotschad, wo ich die Bahn nahm.

*24 Januar.* Dieser Tag war überaus anstrengend und wenn ich auch zuletzt fast überall zu meinen Zwecken kam, verdrießlich. Es begann mit einem endlosen Antichambrieren im Goskino. Nach zwei Stunden begann die Vorführung. Ich sah »Matj«, »Potemkin« und einen Teil vom »Prozeß um drei Millionen«. Diese Sache kostete mich einen Tscherwonez, weil ich aus Rücksicht auf Reich der Frau, die er mir vermittelt hatte, etwas geben wollte, sie aber keine Summe nannte und ich sie schließlich fünf Stunden hatte beanspruchen müssen. Es war sehr anstrengend, so lange in dem kleinen Raume, in dem wir meist die einzigen Zuschauer waren ohne Musikbegleitung soviel Film vor sich abrollen zu sehen. Im Dom Gerzena traf ich Reich. Er ging nach dem Essen zu Asja, ich erwartete die beiden bei mir, um dann mit ihnen gemeinsam zur Rachlin zu fahren. Aber zunächst kam nur Reich. Da ging ich weg, um meinen Geldbrief von der Post, die in der Nähe lag, abzuholen. Das dauerte gegen eine Stunde. Die Szene wäre eine Beschreibung wert. Die Beamtin stellte sich mit diesem Briefe an, als ob ich ihr leibliches Kind ihr wegnehmen wolle und wäre nicht nach einiger Zeit eine Frau an den Schalter getreten, die ein wenig französisch sprechen konnte, so wäre ich unverrichteter Dinge wieder abgezogen. Erschöpft kam ich im Hotel an. Nach einigen Minuten brachen wir mit Koffer, Mänteln und Decke beladen zur Rachlin auf. Asja war unterdessen direkt hingefahren. Dort fand sich also eine große Gesellschaft zusammen, außer dem roten General war eine Freundin der Rachlin da, die mir eine Bestellung an eine pariser Freundin, eine Malerin mitgeben wollte. Es blieb weiterhin anstrengend. Denn die Rachlin – ein nicht unsympathisches Wesen – redete sehr viel auf mich ein; indessen fühlte ich unbestimmt, wie sehr der General sich für Asja interessiere und war dauernd bestrebt auf das, was zwischen den beiden vorging, zu achten. Dazu kam dann noch Reichs Anwesenheit. Ich mußte die Hoffnung, ein Wort mit Asja allein reden zu können, aufgeben; die wenigen, die ich im Fortge-

hen wechselte, waren bedeutungslos. Darauf ging ich noch einen Augenblick zu Basseches heran, um Abreisetechnisches zu besprechen, und dann nach Hause. Reich schlief in Manjas Zimmer.
*25 Januar.* Die Wohnungsnot bringt hier einen sonderbaren Effekt hervor: geht man abends durch die Straßen so sieht man, anders als in anderen Städten, in großen und kleinen Häusern fast jedes Fenster erleuchtet. Wäre der Lichtschein, der aus diesen Fenstern dringt, nicht so ungleichmäßig, so könnte man an eine Illumination sich erinnert fühlen. Noch eines habe ich in den letzten Tagen bemerkt: es ist nicht nur der Schnee, der einem Sehnsucht nach Moskau würde machen können, sondern auch der Himmel. In keiner andern Großstadt hat man soviel Himmel über sich. Das machen die oft sehr niedrigen Häuser. Der weite Horizont der russischen Ebene ist in dieser Stadt immer zu fühlen. Neu und erfreulich war auf der Straße ein Knabe, der ein Brett mit ausgestopften Vögeln vor sich her trug. Also auch solche Vögel verkauft man hier auf der Straße. Noch viel merkwürdiger war mir, dieser Tage einem »roten« Leichenzug auf der Straße zu begegnen. Sarg, Wagen, Aufzäumung der Pferde waren rot. Ein anderesmal sah ich einen Wagon der Elektrischen, der mit politischen Propagandabildern bemalt war, leider fuhr er schnell vorbei, so daß ich Einzelheiten nicht erkennen konnte. Es bleibt immer erstaunlich, wieviel Exotisches aus der Stadt herausspringt. Mongolische Gesichter sehe ich jeden Tag soviel ich will in meinem Hotel. Aber neulich standen davor auf der Straße Figuren in roten und gelben Mänteln, buddhistische Priester, wie mir Basseches sagte, die augenblicklich in Moskau einen Kongreß abhalten. Die Schaffnerinnen in der Elektrischen dagegen erinnern mich an primitive Völker im Norden. Sie stehen angepelzt auf ihrem Platz in der Elektrischen, wie Samojedenfrauen auf ihrem Schlitten. – An diesem Tag konnte verschiedenes positiv erledigt werden. Der Vormittag ging über Reisevorbereitungen hin. Ich hatte törichterweise meine Paßbilder versiegeln lassen, und ließ mich nun von einem Schnellphotographen am Straßnoi-Boulevard aufnehmen. Dann andere Gänge. Am Vorabend hatte ich, von der Rachlin aus, mich mit Illesch in Verbindung gesetzt und verabredet, ihn gegen zwei Uhr aus dem Narkomproß abzuholen. Nach einiger Mühe fand ich ihn auf. Wir verloren viel Zeit, indem wir zu Fuß vom Ministerium zum Goskino gingen, wo Illesch mit Panski zu sprechen hatte. Ich war kurz vorher

unglückseligerweise auf den Gedanken gekommen, durch das Goskino mir Bilder vom »Sechsten Teil der Welt« zu verschaffen und trug diesen Wunsch Panski vor. Da bekam ich nun die abstrusesten Dinge zu hören: der Film solle im Ausland garnicht genannt werden; es seien Ausschnitte fremdländischer Filme hineinmontiert worden, man wisse nicht einmal aus welchen eigentlich, müsse Unannehmlichkeiten befürchten – kurz er machte ein furchtbares Aufhebens. Weiter kam noch dazu, daß er mit aller Gewalt Illesch veranlassen wollte, in der Angelegenheit der Verfilmung von »Attentat« sich sogleich mit ihm auf den Weg zu machen. Anständigerweise blieb aber Illesch bei seiner Ablehnung, so daß in einem nahegelegenen Café (Lux) mein Gespräch mit ihm schließlich zu stande kam. Es brachte den erwarteten Ertrag; ich erhielt von ihm ein sehr interessantes Schema der gegenwärtigen literarischen Gruppierung in Rußland auf Grund der politischen Orientierung der verschiedenen Autoren. Danach ging ich sofort zu Reich. Abends war ich wieder bei der Rachlin, Asja hatte mich gebeten zu kommen. Ich war äußerst erschöpft und nahm einen Schlitten. Oben fand ich den unvermeidlichen Iljuscha vor, der einen Berg von Süßigkeiten eingekauft hatte. Ich selber brachte zwar nicht Wodka mit, wie Asja mich gebeten, denn den bekam ich nicht mehr, aber Portwein. An diesem Tage wie vor allem am folgenden hatten wir lange Telefongespräche, die sehr unseren berlinischen ähnelten. Asja liebt sehr, ins Telefon wichtige Dinge zu sagen. Sie sprach davon, im Grunewald bei mir wohnen zu wollen und war sehr unzufrieden, daß ich sagte, das werde nicht gehen. Von der Rachlin also bekam ich an diesem Abend den kaukasischen Säbel geschenkt. Ich blieb, bis auch Iljuscha ging; ganz zufrieden war ich wohl nicht; später am meisten, als Asja den Platz neben mir auf einem Sessel mit zwei Sitzen einnahm, wo die, welche dort Platz genommen haben, einander den Rücken zukehren. Aber sie kniete auf ihrem Sitz und hatte meinen seidenen pariser Kragenschoner umgenommen. Leider hatte ich schon zu Hause Abendbrot gegessen, so daß ich von den vielen Süßigkeiten, die auf dem Tisch standen, nicht viel nehmen konnte.

*26 Januar.* An all diesen Tagen herrschte herrliches warmes Wetter. Moskau rückt mir wieder viel näher. Ich bekomme, wie in den ersten Tagen meines Aufenthaltes, Lust russisch zu lernen. Da es so warm ist und auch die Sonne nicht blendet, so sehe ich mich besser

auf den Straßen um und betrachte jeden Tag als doppelt und dreifach geschenkt, weil er so schön ist, weil Asja mir jetzt öfter nahe ist und weil ich selbst ihn über die geplante Dauer meines Aufenthalts hinaus mir gegönnt habe. Ich sehe also auch vieles neue. Vor allem wieder andere Verkäufer: einen Mann, der Kinderpistolen in einem Bündel vorn die Schulter herunterhängen hat, hin und wieder aus einer, die er in der Hand hält, knallt, daß es durch die klare Luft die Straße entlang schallt. Auch viele Korbverkäufer mit allerhand Korbarten, bunten, die denen etwas ähnlich sehen, welche man überall auf Capri kaufen kann, doppelte Henkelkörbe mit einem strengen Quadratmuster, auf denen vier bunte Tupfen in der Mitte der Quadrate sitzen. Ich sah auch einen Mann mit einem großen Reisekorb, durch dessen Geflecht sich grün und rot gefärbte Strohbänder zogen; aber das war kein Verkäufer. – An diesem Morgen versuchte ich vergeblich, auf dem Zollamte meinen Koffer abfertigen zu lassen. Da ich den Paß nicht hatte (er war zur Erteilung des Ausreisevisums abgeliefert) so nahm man den Koffer zwar an, fertigte ihn jedoch nicht ab. Im übrigen konnte ich vormittags nichts erledigen, aß in dem kleinen Kellerrestaurant und ging nachmittags zu Reich, dem ich auf Asjas Wunsch Äpfel mitbrachte. Ich sah Asja an diesem Tage nicht, hatte aber, nachmittags und abends, zwei lange Telefongespräche mit ihr. Abends an der Erwiderung auf den Potemkin-Aufsatz von Schmitz geschrieben.

*27 Januar.* Ich trage immer den Mantel von Basseches. – Das war ein wichtiger Tag. Vormittags war ich nochmals im Spielzeugmuseum und es besteht nun eine Chance, daß die Sache mit den Photographien in Ordnung kommt. Ich sah die Gegenstände, die Bartram in seinem Arbeitszimmer hat. Sehr auffallend war eine rechteckige Wandkarte, schmal aber lang, die die Geschichte als eine Reihe von Strömen, verschiedenfarbigen kurvenreichen Bändern allegorisch vorstellte. Ins Strombette waren jeweilen die Daten und Namen in chronologischer Folge eingetragen. Die Karte stammte aus dem Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, ich hätte sie einhundertfünfzig Jahre früher angesetzt. Daneben gab es ein interessantes Spielwerk, eine Landschaft, welche an der Wand in einem gläsernen Kasten hing. Das Werk war entzwei, auch die Uhr ausgebrochen, bei deren Schlägen früher Windmühlen, Brunnenzüge, Fensterläden und Personen sich bewegt hatten. Rechts und links hingen daneben, auch unter Glas, ähnliche Reliefkompositionen, der

Brand von Troja und Moses, wie er Wasser aus dem Felsen schlägt. Sie waren jedoch nicht beweglich. Sonst noch Kinderbücher, eine Spielkartensammlung und vieles andere mehr. Das Museum war an diesem Tage (Donnerstag) nicht geöffnet und ich gelangte zu Bartram durch einen Hof. Man hat neben sich eine besonders schöne alte Kirche. Es gibt im Stil der Kirchtürme hier eine ganz erstaunliche Verschiedenheit. Ich vermute, die schmalen, zierlichen, die von der Form eines Obelisken sind, mögen aus dem achtzehnten Jahrhundert stammen. Diese Kirchen stehen auf den Höfen nicht anders als Dorfkirchen in der Mitte einer architektonisch nur spärlich bestellten Landschaft. Sofort darauf ging ich nach Hause, um einer riesigen Tafel mich zu entledigen – eines seltenen aber beschädigten und leider auf Karton geklebten Einblattdruckes, den Bartram mir als Duplikat aus seiner Sammlung zum Geschenk gegeben hatte. Darauf zu Reich. Dort traf ich Asja und Manja, die gerade gekommen waren. (Die Bekanntschaft der reizenden Dascha, einer ukrainischen Jüdin, die in diesen Tagen für Reich kocht, machte ich erst beim folgenden Besuch.) Ich kam in eine gereizte Atmosphäre und vermied nur mit Mühe, daß sie sich nicht schon über mir entlud. Die Ansätze bekam ich zu fühlen aber die Gegenstände waren zu belanglos, als daß ich Lust hätte, sie zu erinnern. So kam es denn gleich nachher zwischen Reich und Asja zu einem Ausbruch, als Asja ihm, maulend und ärgerlich, das Bett machte. Endlich gingen wir. Asja war innerlich mit den verschiedenen Bemühungen beschäftigt, welche sie gerade unternahm, um zu einer Stelle zu kommen und davon sprach sie unterwegs. Übrigens gingen wir zusammen nur bis zu der nächsten Haltestelle der Elektrischen. Eine gewisse Hoffnung bestand, sie am Abend zu sehen, ein Telefongespräch sollte jedoch erst entscheiden, ob sie nicht Knorrin aufzusuchen hätte. Ich hatte mich gewöhnt, so wenig Hoffnung wie möglich auf solche Verabredungen zu setzen. Und als sie mich dann am Abend anrief, daß sie Knorrin wegen zu großer Müdigkeit abgesagt hatte, nun aber unerwartet von der Schneiderin die Nachricht erhalten hatte, sie müsse noch an diesem Abend kommen, ihr Kleid abzuholen, denn am nächsten sei niemand mehr in der Wohnung – die Schneiderin sollte ins Krankenhaus kommen – da machte ich mir garkeine Hoffnung mehr, sie am Abend zu sehen. Es kam aber anders: Asja bat mich, vorm Hause der Schneiderin sie zu treffen, und versprach, nachher mit mir noch irgendwo hin zu gehen. Wir

dachten an eines der Lokale am Arbat. Beinahe gleichzeitig kamen wir beim Hause der Schneiderin an, das neben dem Theater revoluzie liegt. Davor mußte ich dann fast eine Stunde warten – und glaubte zuletzt bestimmt, Asja durch eine ganz kurze Abwesenheit bei der Besichtigung eines Hofes an diesem Hause, das deren nicht weniger als drei hatte, verfehlt zu haben. Seit zehn Minuten hatte ich mir wiederholt, mein Warten sei ohne alle Vernunft, als sie endlich doch kam. Zum Arbat fuhren wir. Und dort gingen wir nach kurzem Schwanken in ein Gasthaus namens »Prag«. Wir stiegen die breite Treppe hinauf, die im Bogen von unten in den ersten Stock führte und kamen in einen sehr hellen Saal, mit vielen Tischen, die zumeist unbesetzt waren. Am rechten Ende erhob sich eine Estrade und von da kam mit großen Zwischenpausen Orchestermusik oder die Stimme eines Konferenziers oder Lieder eines ukrainischen Chores. Wir wechselten gleich zu Anfang den Platz, es zog Asja am Fenster. Sie schämte sich, weil sie mit zerrissenen Schuhen in ein so »feines« Lokal gekommen war. Bei der Schneiderin hatte sie das neue Kleid angezogen, das aus altem schwarzen von Motten bereits angefressenen Stoffe gemacht worden war. Es stand ihr sehr gut, im ganzen ähnelte es dem blauen. Anfangs sprachen wir von Astachoff. Asja bestellte Schaschlik und ich ein Glas Bier. So saßen wir uns gegenüber, dachten manchmal an meine Abreise, sprachen davon und sahen uns an. Hier sagte es mir nun Asja, vielleicht zum ersten Male rund heraus, daß sie eine Zeitlang sehr gerne mich hätte heiraten wollen. Und wenn es nicht geschehen sei, so hätte, wie sie denke, nicht sie verspielt sondern ich. (Vielleicht sagte sie nicht gerade so ein scharfes Wort »verspielt«; ich weiß es nicht mehr.) Ich sagte, mich heiraten zu wollen – bei diesem Willen seien auch ihre Dämonen im Spiel gewesen. – Ja, sie habe daran gedacht, wie unglaublich komisch das sei, wenn sie als meine Frau zu meinen Bekannten gekommen wäre. Nun aber, nach der Krankheit, habe sie keine Dämonen mehr. Sie sei ganz passiv. Jetzt werde aber nichts mehr aus uns werden. Ich: Aber ich halte an Dir fest, ich werde auch, wenn Du in Wladiwostok bist, nach Wladiwostok kommen. – Willst Du da auch beim roten General den Hausfreund spielen? Wenn er so dumm ist wie Reich, und Dich nicht herausschmeißt. Ich habe nichts dagegen. Und wenn er Dich herausschmeißt habe ich auch nichts dagegen. – Ein anderes Mal sagte sie: »Ich habe Dich schon sehr gewöhnt ⟨sic⟩.« Ich sagte ihr aber zuletzt: »Als ich her-

kam, habe ich Dir in den ersten Tagen gesagt, jetzt würde ich Dich sofort heiraten. Ich weiß aber doch nicht, ob ich es tun würde. Ich glaube, ich würde es nicht aushalten.⟨«⟩ Und nun sagte sie etwas sehr Schönes: Warum nicht? Ich bin ein treuer Hund. Ich habe so eine barbarische Stellung, wenn ich mit einem Mann lebe – es ist ja falsch, aber da kann ich nichts machen. Wenn Du mit mir zusammen wärest, dann würdest Du das alles nicht kennen, die Angst, oder Traurigkeit, was Du so oft hast. – So sprachen wir vieles. Ob ich nur immer den Mond ansehen und dabei an die Asja denken wolle. Ich sagte, daß ich hoffe, es werde, wenn wir das nächste Mal uns sehen, besser werden. – Daß Du dann wieder vierundzwanzig Stunden auf mir liegen kannst? – Ich sagte, daran hätte ich gerade jetzt nicht gedacht, sondern ihr näher zu sein, mit ihr zu reden. Wenn ich ihr näher sei, dann werde erst dieser andere Wunsch wiederkommen. »Ganz angenehm« sagte sie. – Mich machte das Gespräch den folgenden Tag, ja schon die Nacht durch, sehr unruhig. Mein Wille zu reisen war aber doch eben stärker als der Trieb zu ihr gewesen, wenn auch wahrscheinlich nur, wegen der vielen Hemmungen, auf die dieser letzte traf. So wie er noch jetzt auf sie trifft. Das Leben in Rußland ist mir zu schwer innerhalb der Partei und außerhalb ihrer viel chancenloser aber kaum weniger schwer. Sie aber wurzelt doch mit sehr viele⟨m⟩ hier in Rußland. Freilich, dann gibt es wieder ihre Sehnsucht nach Europa, die sehr mit dem zusammenhängt, was ihr an mir anziehend scheinen könnte. Und in Europa mit ihr zu leben, das könnte, wenn sie dafür zu gewinnen wäre, eines Tages mir das Wichtigste, Nächstliegende werden. In Rußland – das glaube ich nicht. Wir fuhren im Schlitten bis zu ihrer Wohnung, dicht aneinander gedrängt. Es war dunkel. Das war das einzige Dunkel, das wir in Moskau gehabt hatten – auf offener Straße und auf dem schmalen Sitz eines Schlittens.

*28 Januar.* Bei herrlichem Tauwetter früh ausgegangen, um die Straßen rechts vom Arbat kennenzulernen, wie ich es längst schon vorhatte. Ich kam also auf den Platz, wo früher der Hundezwinger der Zaren gestanden hatte. Er wird von niedrigen Häusern gebildet, die teilweise säulengetragne Portale haben. Dazwischen stehen aber auf einer Seite häßliche hohe Häuser, die neuer sind. Hier ist das »Museum der Lebensweise der vierziger Jahre« – kurz ein niedriges dreistöckiges Haus dessen Räume sehr geschmackvoll im Stile der Wohnung eines reichen Bürgers aus der Zeit gehalten sind. Es gibt

schöne Möbel, mit vielen Anklängen an den Stil Louis Philippe, Kästchen, Leuchter, Trumeaus, Wandschirme (einen sehr eigentümlichen, der dickes Glas zwischen hölzernem Fachwerk hat). All diese Räume hat man so eingerichtet, als seien sie noch eben bewohnt gewesen, Papier, Zettel, Schlafröcke, Shawls liegen auf Tischen oder hängen über den Stühlen. Immerhin hat man dies alles sehr schnell durchschritten. Ich fand zu meinem Erstaunen kein eigentliches Kinderzimmer (daher auch kein Spielzeug), vielleicht hat⟨te⟩ man damals keine besonderen Spielzimmer? Oder fehlte es? Oder war es im abgesperrten obersten Geschoß? Danach spazierte ich weiter durch Seitenstraßen. Endlich kam ich wieder auf den Arbat, blieb an einem Bücherstand stehen und fand ein Buch von Victor Tissot aus dem Jahre 1882 »La Russie et les Russes«. Ich kaufte es für 25 Kopeken, es bot immerhin eine Chance, einige Tatsachen und Namen kennen zu lernen, die mir für meine Auffassung von Moskau und den geplanten Artikel über die Stadt von Nutzen sein konnten. Ich legte dieses Buch zu Hause ab, dann ging ich zu Reich. Diesmal ging es besser mit unserm Gespräch; ich hatte mir fest vorgenommen, es zu keiner Spannung kommen zu lassen. Wir sprachen über »Metropolis« und die Ablehnung, die der Film in Berlin, wenigstens bei den Intellektuellen, gefunden hatte. Reich wollte alle Schuld an dem mißglückten Experiment den überspannten Forderungen der Intellektuellen zuschieben, die zu solchen Wagnissen antreiben. Ich bestritt das. Asja kam nicht – sie sollte erst am Abend kommen. Aber eine Zeit lang war Manja dort. Dann war auch Dascha im Zimmer, eine kleine ukrainische Jüdin, die dort wohnt und jetzt für Reich kocht. Sie gefiel mir sehr gut. Die Mädchen sprachen jiddisch, ich verstand aber nicht, was sie sagten. Zu Hause wieder angelangt, rief ich Asja an und bat sie, zu mir zu kommen, nachdem sie Reich verlassen habe. Sie kam auch später wirklich. Sie war sehr müde und legte sich gleich auf das Bett. Ich war zuerst sehr befangen, konnte kaum ein Wort aus der Kehle bringen vor Furcht, sie sogleich wieder fortgehen zu sehen. Ich holte mein großes Mäuseblatt vor, das Bartram mir zum Geschenk gemacht hatte und zeigte es ihr. Dann sprachen wir auch vom Sonntag: ich versprach, doch zu Daga sie zu begleiten. Wir küßten uns wieder und sprachen davon, in Berlin zusammen zu leben, zu heirat⟨en⟩, mit einander wenigstens einmal zu fahren. Asja sagte, es sei ihr noch von keiner Stadt der Abschied so schwer geworden wie

von Berlin, ob das mit mir zusammenhänge? Zusammen nahmen wir zur Rachlin einen Schlitten. Es lag nicht einmal genug Schnee in der Twerskaja, um dem Schlitten schnelle Fahrt zu erlauben. Desto besser ging es in den Seitenstraßen: er nahm einen Weg, den ich nicht kannte, wir kamen an einem Bad vorbei und sahen einen wundervollen abgelegnen Winkel Moskaus. Asja erzählte mir von den russischen Badestuben; daß es die eigentlichen Zentren der Prostitution sind, wie sie in Deutschland es im Mittelalter waren, hatte ich schon erfahren. Ich erzählte ihr von Marseilles. Niemand war bei der Rachlin zu Besuch als wir kurz vor zehn dort hinkamen. Es war ein schöner ruhiger Abend. Sie erzählte allerlei Einzelheiten aus dem Archiv. Unter anderm, daß man in den chiffrierten Stellen aus dem Briefwechsel einiger Mitglieder der Zarenfamilie die unbeschreiblichste Pornographie gefunden hätte. Gespräch, ob man das zu veröffentlichen habe oder nicht. Ich kam auf die Wahrheit der klugen Bemerkung von Reich, der die Rachlin und Manja unter die Kategorie der »moralischen« Kommunisten begriffen hatte, die immer in mittleren Stellungen bleiben werden und niemals die Möglichkeit der eigentlich »politischen« vor sich haben. Ich saß auf dem großen Diwan dicht neben Asja. Es gab Grütze mit Milch und Tee. Ich ging gegen dreiviertelzwölf. Auch nachts war das Wetter wundervoll warm.

*29 Januar.* Der Tag war fast in jeder Einzelheit verfehlt. Morgens erschien ich gegen elf Uhr bei Basseches und fand ihn wider Erwarten schon wach, bei der Arbeit. Darum kam ich aber ums Antichambrieren doch nicht herum. Diesmal gab es eine Verzögerung dadurch, daß seine Post verlegt worden war; und bis man sie entdeckte, verging zumindest eine halbe Stunde. Darauf wurde noch auf die Fertigstellung einer Maschinenabschrift gewartet und in der Zwischenzeit bekam ich wie gewöhnlich irgendwelche frisch entstandenen Leitartikel im Manuscript zu lesen. Kurz, die ohnehin schwierigen Formalitäten der Abreise wurden durch diesen Weg, sie zu erledigen, noch mühseliger. Es stellte sich im Laufe dieser Tage heraus, wie gänzlich verkehrt der Rat von Gnedin, in Moskau mein Gepäck verzollen zu lassen, gewesen war. Und wenn ich dann mitten in den unausdenklichen Schwierigkeiten und in den Chikanen, denen ich durch ihn ausgesetzt wurde, an ihn dachte, prägte sich mir fester als je meine alte Reisemaxime ein: Niemals auf den Rat eines Menschen zu achten, der ihn ungefragt abgibt. Dazu

gehört natürlich komplementär die Praxis, wenn man schon seine Angelegenheiten (so wie ich das tat) in die Hand eines anderen legt, sich strikt nach dessen Ratschlägen zu richten. So aber sprang mir denn schließlich, am letzten entscheidenden Tage der Abreise Basseches ab und ich hatte eine unausdenkliche Mühe, am 1 Februar, wenige Stunden vor meiner Abfahrt, mit dem Diener, den er mir mitgegeben hatte, die Aufgabe des Koffers zu bewerkstelligen. An diesem Vormittag konnte fast garnichts ausgerichtet werden. Wir holten aus der Miliz den Paß mit dem Ausreisevisum. Viel zu spät kam mir der Gedanke, es sei Sonnabend und kaum Aussicht, daß das Zollamt länger als ein Uhr geöffnet sei. Als wir endlich am Narkomindel standen war es nach zwei. Denn wir waren in aller Ruhe zu Fuß die Petrowka hinunterspaziert, dann noch in das Verwaltungsgebäude des Bolschoi Theater, wo ich durch Basseches Vermittlung Karten für das Ballett am Sonntag zugesichert bekam, endlich in die Staatsbank gegangen. Als wir endlich gegen halb drei am Kalantschewskajaplatz waren, hieß es denn auch, soeben seien die Beamten fortgegangen. Ich nahm mit Basseches in einem Auto Platz und ließ mich, um zur Rachlin zu fahren, an einer Haltestelle der Tram absetzen. Es war verabredet worden, daß ich um halb drei sie abhole, um mit ihr zu den Leninbergen hinauszufahren. Sie und Asja waren zu Hause. Die Nachricht, daß ich Karten zum Ballett erhalten werde, nahm Asja nicht so vergnügt auf, wie ich erwartet hatte. Wichtiger sei es, zum Montag Billetts zu bekommen. Im »Großen Theater« werde man den »Revisor« geben. Ich war durch die Fehlschläge des Vormittags so sehr erschöpft und gereizt, daß ich nichts zu erwidern vermochte. Indessen lud die Rachlin mich ein, nach der Rückkehr von unserem Gange bei ihr zu essen. Ich sagte zu und vergewisserte mich, daß Asja noch da sein werde. Mit diesem Spaziergang ging es nun aber so: In der Nähe des Hauses fuhr die Elektrische uns gerade vor der Nase fort. Wir gingen in der Richtung des Revolutionsplatzes weiter – wahrscheinlich gedachte die Rachlin dort zu warten, weil wir mehr Linien zur Verfügung hätten. Ich weiß es aber nicht. Die paar Schritt strengte mich zwar nicht das Gehen, wohl aber die Unterhaltung mit ihren Halb- oder Mißverständnissen so an, daß ich aus lauter Schwäche »ja« sagte, als sie mich fragte, ob wir auf einen vorüberkommenden Straßenbahnwagen, der in Fahrt war, aufspringen wollten. Mein Fehler war schon, ihre Aufmerksamkeit durch meinen Blick auf diesen Wagen

gelenkt zu haben, der ihr sonst sicher entgangen wäre. Als sie dann auf der Plattform stand und gleich darauf die Bahn etwas schneller lief, rannte ich zwar noch ein paar Schritte neben ihr her, sprang aber nicht auf. Sie rief mir zu »Ich warte ⟨auf⟩ Sie da« und ich ging langsam über den Roten Platz auf die Haltestelle der Trambahn zu, welche in seiner Mitte liegt. Sie mußte mich dort wohl einen Augenblick früher erwartet haben, denn als ich kam war sie bereits nicht mehr zu finden. Sie hatte sich, wie später herauskam, in der Nähe nach mir umgesehen. Ich stand indessen dort und begriff nicht, wo sie sich aufhalten könne. Endlich erklärte ich mir ihren Zuruf so: Sie wolle an der Endstation der Trambahn auf mich warten, bestieg den nächsten Wagen der betreffenden Linie und fuhr ungefähr eine halbe Stunde lang in ziemlich gerader Linie durch die jenseits der Moskwa gelegene Stadt bis an die Endstation. Vielleicht hatte ich es auf solche einsame Fahrt im Grunde auch angelegt. Tatsache ist, daß eine gemeinsame mit ihr mir wahrscheinlich, wohin immer sie mich geführt haben mochte, weit weniger genußreich gewesen wäre. Dafür war ich zu müde. Nun aber war ich bei dieser aufgedrungenen und beinah ziellosen Fahrt durch einen mir ganz fremden Teil der Stadt sehr glücklich. Jetzt erst ermaß ich die volle Ähnlichkeit gewisser Vorstadtteile mit napolitaner Hafenstraßen. Ich sah auch den großen moskauer Sender, der anders als alle, die ich sonst sah, geformt ist. Die Chaussee, die die Bahn entlangfuhr, hatte zur Rechten ab und zu Herrenhäuser, zur Linken einzelne Schuppen oder Häuschen, meist freies Feld. Was vom Dorfe in Moskau steckt, das tritt in den Vorstadtstraßen plötzlich ganz unverkleidet, deutlich und unbedingt heraus. Es gibt auch vielleicht keine Stadt, in der die riesenhaften Plätze so dörflich gestaltlos und immer wie vom schlechten Wetter, tauendem Schnee oder Regen aufgelöst daliegen. An einem solchen Platze, allerdings keinem städtischen, ja kaum mehr einem dorfartigen, vor einer Wirtschaft endete die Strecke, natürlich war die Rachlin nicht dort. Ich fuhr sogleich zurück und hatte noch gerade die Energie, nach Hause zurückzukehren, anstatt der Einladung zum Essen, die sie mir gegeben hatte, zu folgen. Anstelle eines Mittagessens aß ich ein paar von den staatlichen Waffeln. Kaum war ich zu Hause, so rief die Rachlin an. Ich war grundlos gereizt gegen sie, hielt mich gewissermaßen in Defensivstellung und wurde also doppelt angenehm durch ihre freundlichen, einlenkenden Worte überrascht. Vor allem

ersah ich aus ihnen, daß sie den Vorfall nicht in allzu lächerlicher Form vor Asja würde kommen lassen. Aber sogleich zum Essen zu ihr zu kommen, schlug ich doch ab; dazu war ich zu müde. Wir verblieben, ich solle um sieben Uhr kommen. Zu meiner angenehmsten Überraschung war ich mit Asja und ihr allein. Ich weiß nicht mehr, wovon die Rede war. Nur daran entsinne ich mich, daß als ich ging – die Rachlin war, mir voraus, aus dem Zimmer gegangen – Asja mir eine Kußhand nachwarf. Dann ein vergeblicher Versuch, in einem Restaurant am Arbat etwas Warmes zu essen. Ich wollte Suppe bestellen und man brachte zwei kleine Scheiben Käse.

*30 Januar.* Ich trage einiges über Moskau nach, das mir erst hier in Berlin aufging (wo ich seit dem 5[ten] Februar diese Eintragungen, beginnend mit dem 29 Januar zu Ende führe). Berlin ist für den, der aus Moskau kommt, eine tote Stadt. Die Menschen auf der Straße erscheinen einem ganz trostlos vereinzelt, jeder hat es sehr weit zum andern und ist inmitten eines großen Stücks Straße vereinsamt. Weiterhin: mir kam, wie ich vom Bahnhof Zoo in den Grunewald fuhr, die Gegend, durch die ich mußte, geputzt und gescheuert, unmäßig gereinigt, unmäßig komfortabel vor. Es ist mit dem Bilde der Stadt und der Menschen dasselbe wie mit dem Bilde der geistigen Zustände: die neue Optik, die man auf sie gewinnt, ist der unzweifelhafteste Ertrag eines russischen Aufenthalts. Mag man auch Rußland noch so wenig kennen lernen – was man lernt, ist Europa mit dem bewußten Wissen von dem, was sich in Rußland abspielt, zu beobachten und zu beurteilen. Das fällt dem einsichtsvollen Europäer als erstes in Rußland zu. Darum ist andererseits auch der russische Aufenthalt für die ausländischen Besucher ein so sehr genauer Prüfstein. Es wird jeden nötigen, seinen Standpunkt zu wählen und genau zu präzisieren. Der wird im allgemeinen an schnellfertigen Theorien um so fruchtbarer sein, je mehr er abseitig und privat, und dem Format des russischen Geschehens unangemessen ist. Wer tiefer in die russischen Zustände eindringt, wird sich sobald zu Abstraktionen, wie sie dem Europäer ohne Mühe eingehen, nicht gedrungen fühlen. – In den letzten Tagen von meinem Aufenthalt schienen mir die mongolischen Verkäufer mit den bunten Papierwaren wieder häufiger aufzutreten. Ich sah einen Mann – keinen Mongolen zwar sondern einen Russen – neben Korbwaren kleine Käfige feilhalten, die aus Glanzpapier gemacht

waren und im Innern papierne Vögelchen enthielten. Aber auch ein wirklicher Papagei, ein weißer Aron, begegnete mir: auf der Mjaßnitzkaja saß er auf einem Korbe, in dem eine Frau Weißwaren zum Verkaufe an Passanten aufbewahrte. – Anderswo sah ich Kinderschaukeln im Straßenhandel. Moskau ist so gut wie befreit vom Glockengeläute, das eine so unwiderstehliche Traurigkeit in den Großstädten zu verbreiten pflegt. Auch das ist etwas, was man erst nach der Rückkehr erkennen und lieben lernt. – Als ich am Jaroslawski-Bahnhof ankam, war Asja schon dort. Ich hatte mich verspätet, weil ich auf die Tram eine Viertelstunde hatte warten müssen und am Sonntag morgen kein Autobus ging. Zum Frühstücken war keine Zeit mehr. Der Tag, zumindest der Vormittag ging unter Beklemmungsanfällen dahin. Erst auf der Rückfahrt vom Sanatorium kam ich ganz zum Genuß der herrlichen Schlittenfahrt. Das Wetter war ganz milde, und die Sonne lag uns im Rücken, ich konnte, als ich die Hand auf Asjas Rücken legte, sogar fühlen, sie wärmte. Unser Istwosschik war ein Sohn des Mannes, der Reich immer fuhr. Diesmal erfuhr ich, die entzückenden kleinen Häuschen, an denen man anfangs entlangfuhr seien nicht Datschen sondern Häuser wohlhabender Bauern. Asja war während der Fahrt sehr glücklich, um so schmerzhafter war der Rückschlag bei ihrer Ankunft. Daga war nicht draußen unter den Kindern, die in der warmen Sonne im tauenden Schnee spielten. Drinnen rief man nach ihr. Mit verweintem Gesicht, zerrissenen Schuhen und Strümpfen, so gut wie barfuß, kam sie die steinerne Treppe hinunter ins Vestibül. Es stellte sich heraus, daß das Paket mit Strümpfen, das ihr zugesandt worden war, sie nicht erreicht hatte und daß im Laufe der vergangenen vierzehn Tage man sich überhaupt kaum um sie bekümmert hatte. Asja war so erregt, daß sie kaum ein Wort herausbringen, auch gegen die Ärztin nicht auftreten konnte, wie sie es gewollt hätte. Sie saß beinahe die ganze Zeit neben Daga auf einer hölzernen Bank im Vorraum und nähte verzweifelt an Schuhen und Strümpfen. Aber auch das warf sie später sich vor: daß sie die Schuhe zu flicken gesucht habe. Es waren völlig zerrissene Hausschuhe, die das Kind nicht mehr wärmen konnten. Und sie befürchtete, man möchte sie ihr nun wieder überziehen anstatt sie in Schuhen oder in Walinki laufen zu lassen. Wir hatten uns vorgenommen, fünf Minuten in unserm Schlitten mit Daga spazieren zu fahren; aber das war nicht möglich. Wir waren schon längst von allen

Gästen die letzten als Asja immer noch saß und nähte und Daga zum Essen gerufen wurde. Wir gingen; Asja in der trostlosesten Verfassung. Da wir gerade einige wenige Minuten nach Abgang eines Zuges am Bahnhof ankamen, hatten wir beinah eine volle Stunde lang zu warten. Wir spielten erst lange: wo sitzen? Asja beharrte auf einem Platze, an welchem ich durchaus nicht sitzen wollte. Als sie aber dann schließlich nachgab, blieb ich eigensinnig und beharrte beim einmal gewählten Platze. Wir ließen uns Eier, Schinken und Tee geben. Auf der Rückfahrt sprach ich von dem Dramenstoff, auf welchen mich das Stück von Illesch gebracht hatte: die Geschichte von einem Waren-Transport in der Revolutionszeit (etwa einer für die Gefangenen bestimmten Lebensmittelsendung) auf die Bühne zu bringen. Wir fuhren von der Bahn im Schlitten zu Reich, der inzwischen das neue Quartier bezogen hatte. Am nächsten Tage zog dann auch Asja ein. Wir blieben sehr lange oben und warteten auf das Essen. Reich befragte mich wieder wegen des Aufsatzes über Humanismus und ich erklärte ihm, wie man nach meiner Meinung ganz besonders darauf achten müsse, daß mit dem eigentlichen Siege der Bourgeoisie und dem Verfall der Stellung der Literaten zusammenfällt das Auseinandertreten der beiden ehemals geeinten (zumindest in der Gestalt des Gelehrten vereinigten) Typen von Literat und Gelehrtem. Es ist festzuhalten, daß im Zeitalter der sich vorbereitenden Revolution die einflußreichsten Literaten mindestens zu gleichen Teilen Gelehrte wie Dichter gewesen seien. Ja, wahrscheinlich hätten sogar Gelehrte das Übergewicht gehabt. Ich begann die Schmerzen im Rücken zu fühlen, die mir in den letzten Moskauer Tagen noch zusetzten. Endlich kam das Essen, das die Nachbarin brachte. Es war sehr gut. Wir gingen danach, Asja und ich, um jeder noch nach Hause zu gehen und abends uns im Ballett zu treffen. Vorbei an einem, der betrunken auf der Straße lag und eine Zigarette rauchte. Ich setzte Asja in die Bahn und fuhr dann selber ins Hotel. Hier fand ich die Theaterkarten vor. Man gab am Abend »Petruschka« von Strawinski, »Die Sylven« – ein Ballett von einem unbedeutenden Komponisten, und »Spanisches Caprichio« von Rimski-Korsakoff. Ich war früh da und während ich im Vestibül auf Asja wartete: mit dem Bewußtsein, dieses ist der letzte Abend jetzt in Moskau, an dem wir uns allein sprechen werden, hatte ich nur den einen Wunsch, einmal ganz früh mit ihr im Theater zu sitzen und lange auf das Hochgehen des Vorhangs zu warten.

Asja kam spät, immerhin nahmen wir unsere Plätze noch eben gerade zur rechten Zeit ein. Hinter uns saßen Deutsche; in der gleichen Reihe wie wir war ein japanisches Ehepaar mit zwei Töchter⟨n⟩ zu sehen, die ihr blendendschwarzes Haar auf japanische Art trugen. Wir saßen in der siebenten Reihe von der Bühne. Im zweiten Ballett trat die berühmte, nun schon alte Balletteuse Gelzer auf, die Asja in Orel gekannt hatte. Die »Sylven« sind ein vielfach läppisches Ballett, aber sie geben eine vorzügliche Vorstellung von dem Stil, den dies Theater früher hatte. Vielleicht stammt dieses Stück aus der Zeit von Nikolaus I. Es gibt ein Vergnügen, das dem der Paraden äußerst ähnelt. Zum Schluß das herrlich einstudierte, windschnell vorübereilende Ballet von Rimski-Korsakoff. Es gab zwei Pausen. Ich hatte mich in der ersten von Asja getrennt und versucht, vor dem Theater noch ein Programm zu bekommen. Als ich zurückkam, sah ich sie mit einem Manne im Gespräch an der Wand stehen. Mit Schrecken sagte ich mir, wie unverschämt ich ihn fixiert habe, als ich von Asja erfuhr, das sei Knorrin gewesen. Er duzt sie immer – mit Gewalt und ihr bleibt nichts übrig, als auch ihn zu duzen. Auf seine Frage, ob sie allein im Theater sei, hatte sie ihm erwidert: »Nein«⟨,⟩ sie sei mit einem Journalisten aus Berlin hier. Sie hatte ihm schon früher mich erwähnt. Asja hatte an diesem Abend das neue Kleid an, zu welchem ich den Stoff ihr geschenkt hatte. Über den Schultern trug ⟨sie⟩ das gelbe Umschlagetuch, das ich aus Rom ihr nach Riga mitgebracht hatte. Da auch die Farbe ihres Gesichtes teils von Natur teils von Krankheit und der Aufregung dieses Tages ein Gelb war, in das kein Schimmer von Rot sich mischte, so bildete ihre ganze Erscheinung die Grenze dreier eng benachbarter Farbtöne. Mir blieb nach dem Theater nur eben noch Zeit, für den folgenden Abend mich mit ihr zu besprechen. Da ich den ganzen Tag abwesend sein mußte, wenn ich den Ausflug nach Troitza wirklich durchführen wollte, blieb nur der Abend. Sie aber wollte ihre Wohnung nicht verlassen, weil sie am übernächsten Tage in der Frühe wieder zu Daga hinauszufahren vorhatte. So wurde denn besprochen, daß ich bestimmt am Abend kommen sollte und sogar das ward nur mit knapper Not vereinbart. Mitten im Gespräche wollte Asja auf einen Trambahnwagen springen – ließ aber davon ab. Wir standen im Getriebe auf dem großen Theaterplatz. Unwillen über sie und Liebe zu ihr sprangen windschnell in mir um; schließlich grüßten wir uns⟨,⟩ sie von der Plattform ihrer

Tram herab – ich zurückbleibend, vielmehr erwägend, ob ich nicht ihr nach, noch zu ihr aufspringen solle.

*31 Januar*. Meine Abreise war durch Bestellung des Platzes, die ich am 30$^{ten}$ veranlaßt hatte, nun auf den 1$^{ten}$ unwiderruflich festgesetzt. Es galt aber endlich, den Koffer zu verzollen. Wie vereinbart war ich also um ¾ 8 bei Basseches, um dann so zeitig mit ihm auf dem Zollamt zu sein, daß der Zug, der um zehn ⟨fuhr⟩, noch zu erreichen sei. In Wirklichkeit ging der Zug erst um halb elf. Das erfuhren wir aber nicht zeitig genug, um diese halbe Stunde mehr noch ausnützen zu können. Nur hatten wir es ihr zu verdanken, daß unser Ausflug nach Troitza überhaupt noch zustande kam. Denn wenn der Zug um 10 Uhr wirklich abgegangen wäre, so hätten wir ihn überhaupt nicht mehr erreicht. Die Formalitäten im Zollamt zogen sich qualvoll in die Länge und wir wurden an diesem Tage nicht fertig. Natürlich hatte ich wieder ein Auto zu zahlen. Die ganze Veranstaltung war umsonst, denn von den Spielwaren nahm man nicht einmal Notiz und hätte es sicher an der Grenze ebensowenig getan als hier. Der Diener war mit um hier am Zollamt meinen Paß in Empfang zu nehmen und sogleich zum polnischen Konsulat zu fahren um dort das Visum für mich einzuholen. Also: wir erreichten nicht nur den Zug sondern hatten zwanzig Minuten im Waggon auf den Abgang zu warten. Ich aber sagte mir, nicht ohne Ärger, indessen hätten wir die Verzollung erledigen können. Da aber Basseches schon verstimmt genug war, so ließ ich mir nicht viel merken. Die Fahrt war eintönig. Ich hatte vergessen, mir Lektüre mitzunehmen und schlief während eines Teiles der Reise. Nach zwei Stunden langten wir an. Noch hatte ich von meiner Absicht, hier Spielsachen zu kaufen, nicht gesprochen. Ich fürchtete, ihm möchte die Geduld reißen. Da ergab es sich, daß gleich die ersten Schritte uns an einem Spielwarenlager vorbeiführten. Nun rückte ich also mit der Sprache heraus. Aber gleich mit mir in das Magazin hineinzugehen, dazu vermochte ich ihn nicht zu veranlassen. Vor uns lag etwas erhöht der große festungsartige Komplex der Klostergebäude. Weit großartiger war dieser Anblick als ich ihn vermutet hatte. In seiner städtisch wehrhaften Geschlossenheit konnte er an Assisi erinnern; mir aber fiel merkwürdigerweise zuerst Dachau ein; dort hebt sich der Berg mit der Kirche ganz ähnlich als Stadtkrone aus der Stadt wie hier die langgestreckten Wohnbauten mit der großen Kirche in ihrer Mitte. An diesem Tage war es ziemlich

tot: die zahlreichen Buden der Schneider, Uhrmacher, Bäcker, Schuster, die unten an dem Fuß des Klosterhügels sich entlangziehen waren alle geschlossen. Auch hier war das schönste, wärmste Winterwetter; die Sonne kam freilich nicht zum Vorschein. Der Anblick des Spielwarenmagazins hatte den Wunsch, neues Spielzeug hier aufzutreiben, in den Vordergrund treten lassen und machte mich bei der Besichtigung der Klosterschätze ungeduldig; ich hatte die Allüren eines Typs von Reisenden, den sonst niemand mehr hassen kann als ich. Desto liebenswürdiger war unser Führer, der Verwalter des Museums, das aus dem Kloster war gemacht worden. Mein Drängen hatte freilich noch andere Gründe. In den meisten der Räume, wo die unschätzbaren Webereien, Silber- und Goldgeräte, Manuscripte, Devotionalien in gläsernen Schreinen aufbewahrt wurden, von denen ein Diener, welcher uns voranging, die Vorhänge und Tücher fortzog, war es schneidend kalt und auf diesem einstündigen Rundgang holte ich mir wahrscheinlich die Keime einer schweren Erkältung, die in Berlin, nach meiner Rückkehr, zum Ausbruch kam. Endlich hat die unabsehbare Menge der Kostbarkeiten, deren eigentlicher Kunstwert dazu sich meist nur sehr speziellen Kennern erschließen kann, durchaus etwas Abstumpfendes, ja sie fordert zu einer Art von Brutalität in der Besichtigung geradezu heraus. Basseches hatte dazu den Drang nach »kompletter« Durchmusterung von allem, was es zu sehen gab und ließ sich sogar in die Gruft hinabführen, in der unter Glas die Gebeine des heiligen Sergius liegen, der dieses Kloster gegründet hat. Mir ist nicht möglich, noch so unvollkommen aufzuzählen, was alles zu sehen war. Gegen eine Mauer gelehnt stand das berühmte Bild von Rubloff, das zum Wahrzeichen dieses Klosters geworden ist. Später sahen wir in der Kathedrale selbst den leeren Platz an der Ikonostase, wo es gehangen hatte und von dem es zu Zwecken der Konservierung entfernt worden war. Die Wandbilder der Kathedrale sind ernstlich gefährdet. Denn da die Zentralheizung nicht benutzt wird, im Frühling also eine jähe Erwärmung der Mauern stattfindet, so entstehen in der Wand Sprünge und Risse, durch die Feuchtigkeit eindringt. In einem Wandschrank sah ich die riesige goldene mit Edelsteinen über und über ausgelegte Metallverkleidung, die für das Bild Rubloffs später gestiftet wurde. Sie läßt am Körper der Engel nichts frei als die unbekleideten Stellen: Gesicht und Hände. Über alles andere legt sich die massive Gold-

schicht und Hals und Arme müssen, wenn sich die Schablone übers Bild legt, wie eingepreßt in schwere metallische Ketten den Engeln etwas von chinesischen Verbrechern geben, die in Halseisen ihre Untaten büßen. Im Zimmer unseres Führers endete der Rundgang. Der alte Mann war verheiratet, denn im Zimmer zeigte er die Ölbilder seiner Frau und seiner Tochter an der Wand. Jetzt lebt er in diesem großen hellen mönchischen Raume allein, nicht ganz von der Welt abgeschnitten, denn es besuchen viele Ausländer das Kloster. Auf einem kleinen Tisch lag eine eben ausgepackte Sendung von wissenschaftlichen Büchern, die aus England gekommen waren. Auch hier Eintragung in ein Gästebuch. Die Sitte scheint in Rußland auch unter der Bourgeoisie sich weit länger gehalten zu haben als hier, zumindest, wenn ich daraus einen Schluß ziehen darf, daß auch bei Schick mir so ein Album vorgelegt wurde, in das ich mich eintragen mußte. – Aber war nicht weit großartiger als alles im Innern die Anlage des Klosters selber. Wir hatten ehe wir den weiten Raum mit seiner wehrhaften Umfassung betreten hatten, vor dem Portal Halt gemacht. Rechts und links war auf zwei Bronzetafeln eingetragen, was man an unentbehrlichen Daten zur Geschichte des Klosters kennt. Schöner und schlichter als die gelbrosa getönte Kirche im Rokokostil, die in der Hofmitte sich erhebt, umgeben von kleineren älteren Bauten – darunter dem Mausoleum des Boris Godunoff – schlichter sind die langen Wirtschafts- und Wohngebäude, die sich im Rechteck um den riesigen Freiplatz herumziehen. Am schönsten das große bunte Refektorium. Der Blick aus den Fenstern des Innern führt bald auf diesen Freiplatz, bald auf Schächte, Gänge zwischen den Mauern, ein Labyrinth festungsartiger Steinwälle. Es hat auch einen unterirdischen Gang hier gegeben, den zwei Mönche mit Preisgabe ihres Lebens, um während einer Belagerung das Kloster zu retten, in die Luft sprengten. Wir aßen in einer Stolowaja, die schräg dem Eingang in den Klosterhof gegenüberliegt. Sakuska, Wodka, Suppe und Fleisch. Mehrere große Stuben waren mit Menschen angefüllt. Es gab wirkliche Typen aus dem russischen Dorf, bezw. der Kleinstadt – Sergejevo ist vor kurzem zur Stadt erklärt worden. Während wir aßen kam ein Hausierer, der Drahtgestelle zu verkaufen hatte, welche im Handumdrehn sich von einem Lampenschirm in einen Teller oder einen Aufsatz für Obst verwandeln ließen. Basseches meinte, dies Gewerbe stamme aus Kroatien. Ich selber fand eine sehr alte Erin-

nerung beim Anblick dieser eher unschönen Spielerei in mir sich regen. Mein Vater muß wohl wie ich klein war bei einem Aufenthalt in der Sommerfrische (in Freudenstadt?) so etwas einmal gekauft haben. Vom Kellner ließ sich Basseches unterm Essen Adressen von Spielzeughändlern angeben und sodann machten wir uns auf den Weg. Wir hatten aber noch nicht zehn Minuten marschiert als eine kurze Auskunft, die Basseches einholte, uns veranlaßte umzukehren und uns in einen Schlitten zu setzen, der gerade leer dort entlangfuhr. Das Gehen nach dem Essen hatte mich angestrengt, so daß ich nicht einmal fragen mochte, was eigentlich unser Umkehren veranlaßt hatte. Soviel schien sicher, daß wir dort in den Magazinen nahe der Bahn die größte Chance hatten, meinen Wunsch zu erfüllen. Sie lagen beide dicht neben einander. Das erste enthielt Holzwaren. Man machte Licht, als wir es betraten, es dunkelte schon. Wie ich es erwartet hatte, konnte ein Lager hölzerner Spielsachen mir nicht sehr viel Unbekanntes zeigen. Ich kaufte einige Stücke mehr auf Drängen von Basseches als mit eigner Entschließung, freue mich aber nun, es getan zu haben. Auch hier verloren wir Zeit, ich mußte lange warten, bis ein Tscherwonez in der Nähe war gewechselt worden. Nun brannte ich vor Unruhe, das Lager der Papiermachéspielzeuge zu sehen; ich fürchtete, man möchte dort schon geschlossen haben. Das war nun nicht der Fall. Wohl aber war es, als wir glücklich dort waren, innen im Hause schon ganz finster und hier gab es im Lagerraum keinerlei Beleuchtung. Wir mußten auf gut Glück auf den Gestellen herumtasten. Ab und zu schlug ich ein Streichholz an. So fiel mir einiges sehr Schöne in die Hände, das mir wohl anders nicht geworden wäre, denn dem Mann konnten wir natürlich nicht begreiflich machen, was ich suchte. Als wir endlich im Schlitten saßen, hatten wir jeder zwei große Pakete – Basseches dazu noch einen Haufen Broschüren, die er im Kloster gekauft hatte, um sich mit Material für einen Artikel zu versehen. Die lange Wartezeit in der trübselig erhellten Bahnhofsrestauration kürzten wir uns noch einmal mit Tee und Sakuska. Ich war müde, begann auch, mich etwas unwohl zu fühlen. Nicht ohne Zusammenhang damit stand die Angst, mit der ich an das Viele dachte, was in Moskau noch zu erledigen war. Die Rückfahrt war pittoresk. Im Waggon brannte eine Laterne, aus der unterwegs das Stearinlicht gestohlen wurde. Unweit von unsern Plätzen stand ein eiserner Ofen. Unter den Bänken lagen, aufs Geratewohl verstreut, große

Holzklötze. Ab und zu aber ging jemand vom Personal auf einen Sitz zu, hob ihn auf und entnahm dem so geöffneten truhenartigen Behälter weiteren Brennstoff. Es war 8 Uhr als wir in Moskau ankamen. Das war mein letzter Abend, Basseches nahm ein Auto. Vor meinem Hotel ließ ich halten, um zuvörderst einmal die gekauften Spielwaren abzustellen und in aller Eile die Manuscripte an mich zu nehmen, die ich nach einer Stunde Reich heraufzubringen hatte. Bei Basseches langwierige Instruktion seines Dieners, den ich gegen halb zwölf abzuholen versprach. Sodann setzte ich mich auf die Bahn, erriet mit Glück die Haltestelle, an der ich auszusteigen hatte, um zu Reich zu gehen und war eher dort als ich gehofft hatte. Sehr gern hätte ich freilich einen Schlitten benutzt, aber das war unmöglich: ich kannte weder den Namen der Straße, in welcher Reich wohnte noch fand ich auf dem Stadtplan den des nahegelegenen Platzes. Asja lag schon im Bett. Sie sagte, daß sie lange auf mich gewartet habe, nun aber garnicht mehr auf mich gezählt habe. So hätte ⟨sie⟩ sogleich mit mir fortgehen wollen, um mir ganz in der Nähe eine Kaschemme zu zeigen, in die sie durch Zufall geraten war. Auch ein Bad war unweit von hier. Sie war auf das alles gestoßen, als sie vom Wege abgekommen war und durch Höfe und Nebengassen sich hierher durchgeschlagen hatte. Reich war auch im Zimmer, es wuchs ihm allmählich ein Bart. Ich war sehr erschöpft, so sehr daß ich auf einige der gewohnten ängstlichen Erkundigungen von Asja (nach ihrem Schwämmchen etc.) unter ausdrücklicher Betonung meiner großen Abspannung ziemlich grob wurde. Aber es gab sich alles sehr schnell. Ich berichtete von meinem Ausfluge so gut es eben in der Kürze gehen wollte. Dann kamen die Aufträge für Berlin: Anrufe an die allerverschiedensten Bekannten. Später ging Reich hinaus, ließ mich eine Weile mit Asja allein und hörte im Radio die Übertragung der Aufführung des »Revisors« mit Tschechow im großen Theater. Am nächsten Morgen sollte Asja zu Daga fahren und ich mußte mit der Möglichkeit rechnen, vor meiner Abreise sie nicht mehr zu sehen. Ich küßte sie. Als Reich hereinkam, ging Asja ins Nebenzimmer, um Radio zu hören. Ich blieb nicht mehr sehr lange. Bevor ich ging aber zeigte ich noch die Ansichtskarten, die ich vom Kloster mir nach Hause mitgenommen hatte.

*1 Februar.* Morgens ging ich noch einmal in meine gewohnte Conditorei, bestellte Kaffee und aß dazu eine Pastete. Dann ins Spiel-

zeugmuseum. Nicht alle Photos, die ich bestellt hatte, waren angefertigt worden. Ich nahm es nicht schwer, denn auf diese Weise gelangte ich in dem Augenblick, da ich Geld am allernotwendigsten hatte, in den Besitz von 10 Tscherwonjez. (Die Photographien nämlich hatte ich vorher bezahlt.⟨)⟩ Ich hielt mich im Spielzeugmuseum nicht lange auf, fuhr vielmehr schleunigst in das Institut der Kamenewa, wo ich von Dr. Njemen mich verabschiedete. Von dort im Schlitten zu Basseches. Von dort mit dem Diener ins Fahrkartenbüro und dann im Auto weiter zum Zollamt. Was von neuem dort durchzumachen war, ist nicht zu beschreiben. Vor einem Kassenschalter, ⟨an dem⟩ gerade Tausende durchgezählt wurden, hatte man zwanzig Minuten zu warten. Im ganzen Hause wollte niemand fünf Rubel wechseln. Es war sehr nötig, daß dieser Koffer, in dem nicht nur die schönen Spielsachen sondern auch all meine Manuscripte waren, den Zug erreichte, zu dem ich selbst das Billett hatte. Denn da man ihn nicht weiter als bis zur Grenze aufgeben konnte, so war meine Anwesenheit an der Grenze zur Zeit seines Eintreffens unerläßlich. Endlich gelang das. Aber von neuem hatte ich die Erfahrung zu machen, wie den Leuten das Knechtstum noch in den Knochen steckt. So wehrlos war dieser Diener aller Schikane und Indolenz der Zollbeamten gegenüber. Ich atmete auf, als ich mit einem Tscherwonez ihn entlassen konnte. Selber hatte die Aufregung meine Schmerzen im Rücken wieder geweckt. Ich war froh, einige ruhige Stunden vor mir zu haben. Langsam schlenderte ich an der schönen Budenreihe des Platzes vorbei, kaufte mir wieder einen roten Beutel mit Krimtabak und bestellte mir dann im Restaurant des Jaroslawski-Bahnhofs ein Mittagessen. Auch besaß ich noch Geld genug, um Dora zu telegraphieren und ein Dominospiel für Asja zu kaufen. Mit aller gesammelten Aufmerksamkeit machte ich diese letzten Wege in der Stadt; und sie machten mir Freude, weil ich mehr, als es zu Zeiten meines Aufenthaltes meist der Fall gewesen war, mich gehen lassen konnte. Kurz vor drei Uhr war ich wieder im Hotel. Der Schweizer sagte mir, daß eine Dame dagewesen sei. Sie habe gesagt, sie werde wiederkommen. Ich ging in mein Zimmer, sodann gleich ins Contor hinauf, um zu zahlen. Erst als ich wieder herunterkam, bemerkte ich auf dem Schreibtisch einen Zettel von Asja. Sie habe lange auf mich gewartet, noch nichts gegessen und sei in der Stolowaja nebenan. Ich solle sie holen. Ich eilte auf die Straße und sah sie mir entgegenkommen. Sie hatte

nichts als ein Stück Fleisch gegessen, war noch hungrig und ehe ich sie noch in mein Zimmer geführt hatte, lief ich wieder zum Platz hinaus, holte ihr Mandarinen und Näschereien. In der Eile hatte ich meine Zimmerschlüssel mitgenommen; Asja saß im Vorraum. Ich sagte: »Warum bist Du nicht reingegangen? Der Schlüssel steckt doch!« Und mir fiel die seltene Freundschaft in ihrem Lächeln auf, als sie »nein« sagte. Diesmal war Daga in guter Verfassung gewesen, mit der Ärztin hatte Asja eine sehr scharfe erfolgreiche Aussprache gehabt. Nun lag sie bei mir im Zimmer auf dem Bette, ermüdet aber es ging ihr gut. Ich saß bald bei ihr, bald am Tische, wo ich ihr Kuverts mit meiner Adresse schrieb, bald trat ich zum Koffer und packte das Spielzeug, meine Einkäufe vom vergangenen Tage aus und zeigte sie ihr. Sie hatte große Freude daran. Unterdessen aber – nicht unverursacht auch durch meine große Erschöpfung – kamen die Tränen mir immer näher. Noch besprachen wir einiges. Wie ich ihr schreiben könne und wie nicht. Ich bat sie, mir einen Tabakbeutel zu machen. Zu schreiben. Endlich, wie nur noch Minuten blieben, begann meine Stimme unsicher zu werden und Asja sah, daß ich weinte. Zuletzt sagte sie: Weine nicht, sonst muß ich zuletzt auch weinen und wenn ich einmal zu weinen anfange, höre ich nicht so schnell auf wie Du. Wir umarmten uns fest. Dann ging es hinauf ins Comptoir, wo es nichts zu tun gab (aber auf den Sowjeduschi wollte ich nicht warten), das Zimmermädchen erschien – ich schlich mich ohne Trinkgeld zu geben davon, mit meinem Koffer zur Hoteltür hinaus und Asja, mit Reichs Mantel unterm Arme, folgte mir. Gleich ließ ich sie einen Schlitten anrufen. Aber als ich einsteigen wollte und schon nochmals Abschied genommen hatte, hieß ich sie bis zur Ecke der Twerskaja mitfahren. Da stieg sie aus, ich riß während der Schlitten schon anzog, noch einmal hier auf offner Straße ihre Hand an meine Lippen. Sie stand noch lange und winkte. Ich winkte aus dem Schlitten zurück. Erst schien sie abgewandt zu gehen, dann sah ich sie nicht mehr. Mit dem großen Koffer auf meinem Schoße fuhr ich weinend durch die dämmernden Straßen zum Bahnhof.

## Tagebuch meiner Loire-Reise

*12 August 1927* Ich werde mich mit Stichworten begnügen. Die bekannte Qual der Einsamkeit, die mich besonders auf Reisen über-

kommt, nimmt zum ersten Male die Züge des Alt-Seins an. L. ist nicht mitgekommen. Die Chancen für ein Mißverständnis sind nicht mehr als 10%. 90% Chancen bestehen dafür, daß ich auf die banale Art genasführt bin. Freilich habe ich absichtlich die Möglichkeit dazu gegeben. Das erscheint jetzt als Fehler. Wäre sie gekommen, so wäre es die Grundlage des Vergnügens an dieser Reise gewesen.

Ich kann überzeugt sein, daß ich jetzt, einsam, alle Plätze finde, an denen es mit ihr reizend gewesen wäre. So sitze ich nun in einer kleinen ganz stillen und sehr guten Wirtschaft, Hotel St Catherine in Orléans. Der Tisch hat genau die Breite, an dem es gut ist, einander gegenüberzusitzen. Die elektrischen Birnen im Raum sind so schwach, daß ich kaum schreiben kann.

Bis mittags habe ich geschwankt, ob ich überhaupt, nun, allein, fahre. Wenn nicht Scholem heute ankäme, hätte ich es wahrscheinlich nicht getan. Aber ich bin geflohen. Ich könnte jetzt seine manchmal etwas ostentative Selbstsicherheit einfach nicht ertragen.

Heute nachmittag sah ich die Kathedrale von Orléans und notiere: moderne farbige Scheiben, die garnichts bedeuten. Dagegen oben in den Emporen weiße Scheiben. Auch die Rose über dem Portal ist weiß: eine Polarsonne. Hinter den weißen Scheiben der Seitenschiffe sieht man verdämmernd die Strebepfeiler wie Gestade von Brockennebel. Im Querschiff haben Fensterrosen grelle barbarische Farben in Rot und Gelb. – Eine unglaubliche Schönheit der Außenseite: der Chor hat außen eine Basis aus Stein aus der heraus sich die Pilaster und Schäfte heben. Sie wurzeln gleichsam im Mauerstein.

Während ich durch die Kathedrale ging, probte der Organist.

Ich könnte über alles und gerade das Unwichtigste, weinen: daß ich nicht französisch auf dieser Reise spreche. (Überhaupt nichts!) Weinen, wenn ich an Rue de Reuilly denke, eine für mich zauberhafte Vokabel, die ich nicht mehr handhaben kann.

*13 August.* Auf dem Bahnhof in Orléans, im Zug nach Blois. Ich schlief besser als ich dachte. Vom Hotel aus ging ich nochmals zur Kathedrale. Diesmal näherte ich mich ihr von der Seite des Hôtel de Ville, dem gegenüber sich ältere Häuser auf einer schönen Rampe erheben. In der Kathedrale erfuhr ich, welche Bewandtnis es mit dem roten Hut hat, der von der Decke herabhängt. Es ist der Hut

eines Kardinals (wahrscheinlich des zu Füßen der Statue der Jeanne ruhenden Kardinals Touchet) der dort hängt und hängen bleibt, bis er von selber herunterfällt. – Von weitem, vo⟨m⟩ Boulevard St Vincent aus gesehen sind die Strebepfeiler gebrochene Stücke aus der Dornenkrone Christi. Nirgends sah ich eine so dornige Kathedrale wie diese mit ihrer eiskalten Rose.

Beim Gang durch die Stadt, in der ich alle Kirchen aufsuchte, die im Führer stehen, fiel mir ein, L. kann sehr gut wirklich fort gewesen sein, nämlich eine Reise mit ihrem Freund gemacht haben. Möglichkeit erwogen, kurz vor der Abreise nach Berlin nochmals in ihrer Wohnung vorzusprechen oder das Hotel in der Rue de la Chapelle, wenn möglich beobachten.

Orléans ist ein Zentrum des Angelsports. Ein sehr verführerisches Geschäft mit sämtliche⟨m⟩ Bedarf dazu »Le Pêcheur Moderne« in der Rue de Bourgogne.

In Blois. Hier auf der Terrasse hinter der Kathedrale St Louis muß man sitzen, um die berühmte französische clarté, die französische limpidité, die Ordnung in vollendeter Einstimmigkeit von Landschaft, Gartenkunst, Architektur vor sich zu haben. Gottseidank ist der Himmel ganz voller Regenwolken, die Sonne ist verschwunden. In mir habe ich noch immer die Bitterkeit, ein aufgerührter Grund, der sich nicht wieder setzen will. Es war ein ganz untrüglicher Instinkt in mir, der mich hieß, gerade diese Reise mit L., mit einer Pariserin zu machen. Als Landschaft entzieht sich die Abwesende mir zum zweiten Male und in jeder Minute von neuem. Landschaften, Höfe stelle ich als Rahmen um sie herum, die alle leer bleiben. Und die winzige Einflüsterung meiner Eigenliebe, das alles sei Verfehlung, nicht Arrangement, macht die Sache noch schlimmer. Immerhin will ⟨ich⟩ nach der Rückkehr, meine Bemühung, sie wiederzufinden, nicht zu weit gehen lassen. In Paris kann ich auf sie verzichten, kann sie sogar, wie die Dinge nun liegen, kaum brauchen. Am meisten habe ich während der Führung im Schloß von Blois gelitten. Hier hätte ihr Erstaunen alles erträglich wenn nicht freundlich gemacht. So sah ich in den leeren Räumen, an deren Wänden Bemalung die ehemalige Bespannung mit Gobelins oder korduansischem Leder nachahmt, nur, daß ich fast der einzige war, der allein war. Ich bin garnicht weit ab vom Weinen; wozu das alles, nicht nur diese Vorbereitungen sondern dies Sich-Verändert-Haben, wenn nicht einmal der einfältigste kleine Reiseplan, den

jeder Commis durchführen kann, mir glückt. Soll ich nie wieder mit einer Frau, die ich begehre, reisen?

*15 August* Ich beobachte mit Erstaunen den Einfluß des Komforts auf meine trübe Stimmung. Da ich ...

Am gleichen Tag, abends. Kurz, ich habe ein luxuriöses, ausgezeichnetes Zimmer, das mir, so gut es geht, L's Stelle vertreten muß. Ich werde sie vermutlich nicht wiedersehen und ich werde auch nur sehr moderierte Anstrengungen in dieser Hinsicht machen. Aber ich habe mich dabei überrascht, daß ich mir ihr Gesicht hervorzurufen suche, und zwar um das darin zu finden (jenes Kalte, jedem Kontakt mit mir sich Versagende) in dem ich den Ursprung der augenblicklichen Lage zu sehen habe. Diese Bemühung war heute nachmittag unter den Bäumen vorm Café Universel, im Rücken der großen Balzac-Statue, die den Meister im Schlafrock zeigt.

Nur der Anblick der Bauwerke gibt wirklich das Gefühl, angekommen zu sein: hier (in Tours, oder sonstwo, und nirgend anders) zu sein. Ich stand hinterm Chore von Saint-Gatien. Mein Blick ging auf die ganz tote graue und unscheinbare Außenseite der berühmten Glasfenster, wie ich vorher die Fassade sitzend, von einer Bank aus betrachten konnte, so nun die Rückseite an eine Mauer lehnend. Es gab mir einen Chock. Gegen diese Ruhe, diese Gegenwart, die im Anblick großer Architekturen eingelöst wird, ist all unser tägliches Treiben Eisenbahnfahren, das nun plötzlich, mit einem Ruck einhält. Da sind wir: nichts bringt uns weiter. Tours hat die heitersten kindlichste⟨n⟩ Rosen, die ich je sah, zumal die lachende überm Portal. Danach durch kleine, untersetzte Straßen hinterm Dom. Aber welche Namen: Rue Racine, Rue Montaigne. Und jener Platz ist der des Gregor von Tours. Eine Frau trug Zeitungen aus und sie stößt ins Horn: ein letzter Überrest des mittelalterlichen Ausrufers – wahrscheinlich. Die Häuser sind zweistöckig, aber viel niedriger noch sind die Mauern der Höfe, in denen die Türen sind.

In der Kathedrale wurde ich plötzlich heiter, mir fiel ein, heute vor einem Monat war ich in Chartres – noch nicht ein Monat seit ich L. kenne – zwischen diesen beiden Kathedralen war sie (diese rose parisienne) wunderbar eingepflanzt. Und damit gut. Sie hatte ihren Ort.

*16 August* Ich bin nochmals in St Gatien gewesen. Die Scheiben müssen von Anfang an verschossenen Sammetgewändern so ähn-

lich gesehen haben wie jetzt. Übrigens ist diese Rose ein unübertreffliches Symbol der kirchlichen Denkungsweise: außen verschiefert, schuppig, beinahe aussätzig, innen blühend, rauschhaft und golden. Wenn man ans andere Ufer der Loire hinüberkommt, sieht St Gatien nicht gotisch, wie es sich gebührte, über Giebel hinüber sondern erhebt sich über dem Laubwerk der Bäume auf den Loire-Inseln und auf der Uferpromenade. – Gestern sah ich auf einem Dach zwei Kaminhauben hoch über die Stadt sich heben: ein neues Paradies, das Vergil mit pathetischer Geberde einem frostig in sich zurückschauernden Dante zeigt. – Die Kathedrale geht vorn auf die place du quatorze juillet hinten auf die place St Grégoire de Tours hinaus; ruht mit dem Haupt gewissermaßen auf einem Kissen und mit den Füßen im Wasser. Zu den Straßennamen: auf dem Schilde der Rue Auguste Comte steht neben der Jahreszahl die Angabe »Positiviste«. Was müssen die ausgezeichneten Leute sich darunter denken. – (Hinter der Kathedrale: Rue du petit coupidon)
Ich hätte auf dieser Reise ein Photo von L. machen lassen. Im übrigen habe ich meinen nicht allzu zerstörten Gleichmut mir mit der Annahme wiederverschafft, ihr Fortbleiben sei Einfluß eines Dritten. Denn, meine Eigenliebe, auch die Wahrscheinlichkeit, läßt nicht zu, daß sie mich von Anfang bis zu Ende betrogen habe. Und anzunehmen, daß eine fehlerhafte Verabredung schuld sei, würde mich rasend machen.
Ich habe nie eine Stadt wie Tours gesehen (es sei denn Heidelberg) die der Landschaft so sehr das Ihre läßt. Kaum daß in die Loire-Ufer ein leichtes Grau ⟨sich⟩ mischt, wo sie die Stadt durchziehen. Und ins Land hinein zieht der Boulevard Grammont sich wie durch festlich bebaute, besiedelte Wiesen. Die große steiner⟨n⟩e Brücke schwingt niedrig wie eine Hand, die ihn streichelt, sich über den Fluß. Alles ist niedrig außer ein paar hohen Türmen. Es ist eine Stadt à la portée des enfants; mir macht es Vergnügen, daran zu denken, daß der große katholische Jugendschriftenverlag Mame in Tours ist.

## Notizen von der Reise nach Frankfurt 30 Mai 1928

Zur Beisetzung von Onkel Arthur ⟨Schoenflies⟩. Plötzlich bei der Trauerfeier fiel mir ein, daß er als »Goldonkel« eine meiner frühesten Erinnerungen ist – die Erinnerung freilich besteht eben in

nichts als dem Namen. Ich setze mir fest vor, mir von Mama einen Stammbaum der Schoenflies darstellen zu lassen. Ist Albert der letzte? Wichtig wäre, geschichtlich und biologisch dem stark zum Deutsch-Christlichen neigenden Judentypus dem Onkel Arthur angehörte, nachzugehen. Allerdings habe ich diesen Typus bei niemandem im Entferntesten ähnlich gewinnend gefunden.

Der »Verlust«, der einen so viel jüngeren – der Altersunterschied war vierzig Jahre – mit dem Tode eines Mannes wie Arthur Schoenflies betrifft, hat – natürlich für den Fall, daß überhaupt irgend ein Verhältnis bestand – etwas ganz Eigentümliches. Man verliert einen Unterredner, vor dem ⟨man⟩ gewiß das Allermeiste, das Allerwichtigste, was einen betrifft, nicht berühren konnte, der aber den Gesprächen mit einem Jüngeren jenen Frieden des Alters mitteilte, der von zweierlei Umständen ausgeht. Einmal ist in seinem, wenn auch aufs Allgemeine eingeschränkten Gesprächsbereiche, jede Bestätigung über die Kluft der Generationen weg unendlich viel belangvoller, zwingender als die durch Menschen unserer Generation. (Und dazu kommt, daß wir in solchen Begegnungen Revanche für die Gewalttätigkeiten nehmen, die die zwischen diesen beiden Generationen liegende unserer Eltern an uns beging⟨en⟩.) Vor allem ist dies das Kostbare, mit vorrückenden Jahren, da die älteren Generationen uns verlassen⟨,⟩ immer Seltnere: das Gespräch, dem aller Kalkül des Wettbewerbs, alle Strategie der Beziehungen fern bleibt, weil der Anteil des Älteren, wenn er wirklich besteht, auf fast nichts sonst als auf Wohlwollen gegründet sein kann. Mir kam dieser Gedanke, als ich dem Gefühl der Erfrischung und Friedlichkeit nachhing, das in den Gesprächen mit Onkel Arthur in den letzten Jahren über mich kam.

Unter den Schriftstellern gibt es zwei Typen: der eine hat von Haus aus einen gewissen Kontakt mit dem Publikum; er kommt von selbst dazu, immer das zu behandeln, was in engem, einsichtigen Zusammenhang mit dem steht, was jeweils die Leser beschäftigt. Der andere löst sich nicht von einer engen umschriebnen, nur ihn betreffenden Innenwelt los, einem Reiche, das, so wie es ist, mit ihm entsteht und vergeht, entwickelt die verschiedensten Themen immer nur als Chronik oder als Gesetzesbuch dieser Innenwelt und kann auf eine Anteilnahme des Publikums nicht eher zählen, als bis es ihm gelungen ist, dem von dieser seiner Denk- und Erfahrungswelt einen Begriff zu geben. Dann kommt ein Punkt, an dem die

Leute beginnen sich für jede Äußerung des Mannes zu interessieren, nicht, wie das bei den »Prominenten« der Fall ist, weil sie von *ihm* kommt, sondern weil sie einen neuen Schlüssel zu einem anderen Tore dieser Innenwelt ihm an die Hand gibt. Dieses objektive Interesse, nicht an dem Manne sondern an seiner Welt in einem Publikum zu erwecken, ist vielleicht schwerer als alles andere. Es erringen zu wollen, ist unzeitgemäß. Im Grenzfall der genialen Autorschaft aber stoßen diese beiden idealen Typen zusammen: der große Autor – ein deutliches Beispiel dafür ist Goethe – macht seine Innenwelt von Anfang zur öffentlichen Angelegenheit, die Zeitfragen ohne Rest zu Fragen seiner persönlichen Erfahrungs- und Denkwelt.

Die Kurve eines Lebens unter diesem Gesichtspunkt zu zeichnen: in welchem Verhältnis steht die Zahl der Lebenden, die er kennt zu den Toten, die er gekannt hat? Definiert ⟨wird dies Verhältnis⟩ durch Überwiegen der letztern.

## ⟨Verstreute Notizen Juni bis Oktober 1928⟩

*1 Juni 1928* Ich habe eben das »Panorame de la littérature allemande« von ⟨Félix⟩ Bertaux bekommen. Sitze im Café und schlage das Buch bei »Kafka« auf. Während ich die ersten Worte lese ruft die Garderobière, die hinter mir steht, dem Kellner zu: »Haben Sie ein paar Sechser?« »Nicht einen.« »Können Sie behalten.« Und geht mit undurchdring⟨lichem Gesicht⟩ vorüber. Ist das nicht wie eine Stelle von Kafka? Wie würde der sich an die Brust dieser banalen Situation legen, um den Herzschlag darin zu hören.

*19 September.* Ich blieb abends zu hause, trotz einer Verabredung mit ⟨Gustav⟩ Glück, Doris ⟨von Schönthan⟩ etc. Ich ging früh schlafen und nahm mir die »Exotischen Novellen« von ⟨Johannes V.⟩ Jensen ins Bett, die schon monatelang auf meinem Schreibtisch lagen. Bald während ich las, mußte ich an die besondere Intensität denken, mit der Doris mir das Buch genannt hatte. Ich kam auf den Gedanken, daß es wohl in ihrer Liebe zu Thankmar ⟨von Münchhausen⟩ eine Rolle gespielt haben könnte und bekam Lust, es zu stehlen. »Arabella« heißt die Geschichte, um die es sich handelt. Sie ist wirklich sehr gut und hat das Zeug, mehr als einen Menschen zu betreffen. Es ist eine Geschichte voller Falltüren, in denen mancher

in die Tiefe früherer Erlebnisse hinabsteigen kann. Ich notierte mir, in Erinnerung an die »Stehbierhalle« dieses Fragment: »Richard war ein junger Mann, der Sinn für alles Gleichartige in der Welt hatte ...« Aber etwas anderes betraf mich so, daß ich einen Impuls fühlte, gleich an Asja ⟨Lacis⟩ zu schreiben. Nur kann ich ja den Brief nicht absenden und das lähmte mich. »Und doch gab es einen einzigen Augenblick, während dessen sie zögerten, eine von jenen lautlosen Schicksalspausen, denen man erst später anmerkt, daß sie den Keim zu einem ganz anderen Lebensverlauf enthalten haben als dem, der uns zuteil geworden ist.« Daß so das Schicksal aussetzt wie ein Herz und Raum für etwas ganz anderes freigibt, kann manchmal die Gestalt eines Traumbildes annehmen, das den Erwachenden mit jenem lenauschen Weh zurückläßt und auch von ihm erst – also »später« – als Keim eines ganz andern Schicksalverlaufes begriffen wird. So ging es mir vor einigen Monaten als ich im Traum entschlossen, neben einem Wegweiser, mich wandernd nach »Persien« aufzubrechen entschloß, ich weiß nicht, ob auf Asjas Geheiß oder in der Gewißheit, dort Asja zu finden. »Persien« – dahin ging es durch eine Ebene, die niemand absieht, und dies Ziel war russisches Rußland. Noch ins Erwachen ragte dieser Wegweiser als Wegscheide des Schicksals hinein.

*10 Oktober 1928* Es hilft nichts; mir entgeht zu viel. Ich muß doch eine Art von Tagebuch schreiben, in das ich die wichtigsten Gesprächsmotive dieser Tage eintrage. Da war eben ein Abend mit ⟨Ernst⟩ Joël. Soweit die Rede vom Haschisch war – er nannte meine marseiller Notiz das Schönste, was es darüber gibt, notiere ich nichts. Wichtig sind Fragmente eines Gesprächs, das wir über seine Ausstellung im Gesundheitshaus hatten. Technik dieser Ausstellungen. Die Veranschaulichung, die neben ihren gewaltigen Chancen auch ein Risiko läuft: das der Verdummung. Verdummend wirkt nämlich jede Veranschaulichung, in der das Moment der Überraschung fehlt. Was zu sehen ist, darf nie dasselbe oder einfach mehr, oder weniger sein, als was die Beschriftung sagt, sondern es muß etwas Neues, einen Trick der Evidenz mit sich führen, den man mit Worten grundsätzlich nicht erzielen kann. Unterm Begriff der Vergegenwärtigung läßt sich die gleiche Forderung von einer andern Seite erheben: nicht Abbildung sondern Aktualisierung des Raumes oder der Zeit, in der das Ding funktioniert. Her-

anzuziehen: die Parodie oder Variante des Volksbuchs z. B. Struw⟨w⟩elpeter – das fait divers, die Spiele, die Reklame etc. Entscheidend ist hier die Erkenntnis, daß alte und neue Volksbildung einander entgegenstehen. Der frühere Begriff beruhte auf dem Schlagwort: Popularisierung. Man ging von der Gelehrsamkeit irgendeines angesehenen Professors aus und glaubte mit den Händen zu greifen, wie in solchem Falle die Qualität in Quantität umschlage. Die neue Volksbildung geht von der Tatsache des Massenbesuches aus und läßt die Quantität in Qualität umschlagen, d.h. man erwartet von der Gestalt der Dinge, in der sie sich am anschaulichsten für uns darstellen lassen, auf die Wissenschaft anregend und belebend zu wirken.

*12 Oktober* Nochmals das Veranschaulichungsproblem. Diesmal mit ⟨Ernst⟩ Bloch und ⟨Alfred Sohn-⟩Rethel. Das Schema des Geburtstagstisches. Einsichten, Zusammenhänge als *Geschenke* darstellen. Das heißt: sie so darstellen, daß sie jenen Weg vom Gabentisch durch den Geber auf den Beschenkten zu nehmen. Nun ist bei Ausstellungen scheinbar der Geber nicht da. Die Dinge müssen diesen Kreis eben so blitzschnell und blitzhell durchschießen, daß der Geber überblendet wird. Lenin als Geber. Der Aufsatz in »Europe« ⟨scil. Ephime Zozoulia, Découverte de Lénine, in: Europe, No 66, 15 juin 1928, S. 178-187⟩. – Die Technik der Veranschaulichung als *wissenschaftliches* Experiment, als heuristisches Prinzip. Ferner: die demonstratio ad hominem: ein politisches Prinzip. Die Metapher aus den Dingen entbinden heißt, ihren anthropologischen Kern entdecken und das ist wiederum identisch mit der Darstellung ihrer politischen Bedeutung. Dieser anthropologische Kern *betrifft* die Masse als den Beschenkten. Und diese Betroffenheit ist gebunden an die überraschende Bindung der gerade in Frage stehenden, entdeckten Metapher an die gerade gegebene Ausdrucksform (Bild, Sprache und so in immer engeren Kategorien⟨)⟩; die Metapher wird schließlich, genau gesehen, die einzig mögliche Erscheinungsform des Dinges. Der Weg zu ihr vorzudringen: *leidenschaftliches Spiel* mit den Dingen. Auf demselben Wege dringen die Kinder zum Herzen vor.
Das Großmütterliche an Lenin: die Mutter zeigt ihr Gefühl dem Kind durch Lebensfürsorge; die Großmutter durch Geschenke.
Abgrenzung der Geschenkwelt von dem Essen. Bewirtung ist kein

Geschenk. Geschenk u.a. an den Besitz, in irgend einem Sinne, gebunden.

## Notiz über ein Gespräch mit Ballasz (Ende 1929)

Es fing ganz harmlos an. Irgend eine sprachphilosophische Frage. Mich agazierte nur sofort, daß er die Tatsache, daß Worte von gleichem Begriffswert in den verschiedenen Sprachen auf verschiedene Art meinen (das ist natürlich nicht seine Formulierung gewesen) wie eine außerordentliche Entdeckung vortrug. Ich fühlte sofort, dieser Mann kann nur Falsches vorbringen. Nun meine alte Taktik in solchen Fällen: *Entweder* Widerspruch um jeden Preis. Und so entwickle ich nachher eine ganze Theorie der Dichtung im sprachphilosophischen Sinne, die nur darum so fruchtbar wurde, weil der Mann die Gemeinplätze der mystischen Sprachphilosophie vorbrachte, zu denen mich in Gegensatz zu setzen für mich ebenso schwierig wie nützlich war. *Oder* die Meinungen eines solchen Mannes, falls sie nämlich richtig sind, ihm entführen, ihm ausspannen wie eine Geliebte. So begann es. Er brachte eine sehr richtige Beobachtung über das Fremdwort vor: daß es nämlich als solches immer aus seiner natürlichen Sprachbewegung herausgerissen und ein starres Gebilde sei. Ich dachte, nicht gerade genau, aber vage, an Polgars Wort, daß ich sogar die deutschen Worte so anwende als seien es Fremdwörter (eine erstaunliche Intuition, die vom Stil ausgehend in meine Tiefe dringt) und bejahte die Feststellung von ⟨Béla⟩ Ballasz ganz übertrieben und enthusiastisch, machte mir das derart erzeugte Gesprächsgedränge zu nutze und entführte mir jenen Gedanken unter der völlig undurchsichtigen, ihn mir zu eigen machenden Verhüllung: Fremdwörter sind kleine linguistische Grabkammern. – Die Theorie der Dichtung, die ich seiner banalen Sprachmystik entgegenstellte, drehte sich um den Gegensatz der magisch-metaphorisch-kosmischen Sphäre der ursprünglichen Wortwerdung aus dem Bilde und der einverleibend-intentionalen-anthropologischen Dichtung, die ich als die Bezwingerin, die befriedende, pazifizierende Siegesmacht dem Mythos und der Magie gegenüberstellte. Die Entdeckung des intentionalen Charakters des Wortes geschieht viel später als die seiner magischen Exekutive, die die älteste Praxis ist. Und diese intentionale Natur des Wortes entfaltet sich erst im Satze, und in der Dichtung vielleicht am frühesten.

## Reisenotizen ⟨1930⟩

Traurigkeit der Leute in Rörwik. Musik am Strande, vielmehr am Quai. Weiter nördlich von Rörwik sind die Baumpflanzungen, welche man in den Dörfern antrifft, schon eingefriedet. Diese Leute, die so sehr fremd anmuten, machen, daß sich die Phantasie zu Erinnerungen aus nordischen Büchern flüchtet. Vielleicht bin ich auch in ihnen nie einem Mann wie dem Blonden begegnet, der gestern in Rörwik die Münzen einsammelte, einer Mischung von Intellektuellem und Clown. Eine Geige und eine Ziehharmonika waren die Instrumente. Auch das Lustige klang traurig. Und abenteuerlich war eine Tanzmusik, die von schrillen, provozierenden Worten des Blonden (der selbst nicht spielte) angekündigt wurde. Als die aus war, und der Dampfer abzufahren begann, stieg der Blonde eine Art Sturmlauf hinauf, der hart am Rande des Wassers steil in die Höhe führte und nahm traurig die beiden Fahnen ab, die rechts und links an seinem Ende aufgesteckt waren. Das sah danach au⟨s,⟩ als ⟨ob⟩ diese Festvorbereitungen – denn es waren mehr Vorbereitungen als ein Fest oder eigentlich etwas wie eine triste Frühgeburt von Fest – dem Schiff mit seinen Touristen galten. Aber dann war es wieder erstaunlich, wie der Blonde beim Sammeln kaum auf die zahlungsfähigen Passagiere zu rechnen schien sondern mit seiner Mütze in die Reihen der Armen eindrang, welche sich am Quai versammelt hatten. Was da vorging war ungewiß und überbestimmt zugleich, wie hier alle Dinge erscheinen, wenn die weiße Dämmerung sie gewinnt. Übrigens war es in der Tat um die Dämmerung, gegen halb elf Uhr abends.

Bergen. Überall gibt es Gebälk und Knacken darin und in den Fenstern sieht es nach Bratäpfeln aus. Alle Dinge sind blank, Holz ist Holz, Messing ist Messing, Spiegel Spiegel; sie sind da und heben alle den Finger wie zuverlässige leise Kinder, die alles gelernt haben. Alles ist vertreppt und verwinkelt und wo noch ein bißchen Himmel zu sehen wäre, sind gerade zwei Fahnenstangen von jeder Seite der Straße im Begriff, sich zu senken. »Halt, wenn das Nahen der Wolke bemerkbar wird.« Sonst ist der Himmel durch Sakramentshäuschen gut vertreten, hölzerne Zellchen, gotische, rote, in denen ein Klingelzug hängt, mit dem man die Feuerwehr herbeirufen kann. In den belebteren Teilen der Stadt sind sie schon durch andere Apparate ersetzt, aber im Norden begegnet man ihnen wieder. Für

vor dem Hause ist nirgends was ⟨sic⟩ vorgesehen (außer natürlich bei den vornehmeren Häusern der Villenvorstadt). Wo Bürgerhäuser vorn einen Garten haben ist er so dicht bestellt, daß die Menschen nicht in Versuchung kommen, darin müßig zu gehen. Vielleicht kommt es daher, daß die Mädchen hier so auf der Schwelle zu stehen, in der Türe zu lehnen wissen, wie man es im Süden nicht sieht. Das Haus hat noch strenge Grenzen. Ich sah eine Frau, die wollte wohl vor der Tür sitzen, aber ihren Stuhl hatte sie nicht etwa rechtwinklig sondern parallel zur Hausfront in die Nische der Tür gestellt. Und das hätte mich nicht mehr gewundert, wenn ich schon früher die mittelalterlichen Schlafgelegenheiten der Stadt im Hanseatischen Museum gesehen hätte. Das sind nämlich Schränke, bald mit drehbaren Türen und bald mit Schiebladen, bis zu vier Menschen konnten in den verschiednen Fächern ein und derselben Truhe so untergebracht werden. Für die Liebe war vielleicht schlecht gesorgt, für die glückliche nämlich. Aber desto besser kann ein unglücklicher Liebhaber auf seine Kosten gekommen sein, wenn es nämlich einer war, an dessen Bettstatt ich die Innenseite der Tür mit einem großen Frauenbildnis ausgefüllt sah. Eine Frau trennte ihn von der Welt; mehr hat noch kein Glücklicher auf der Höhe des Daseins behaupten können. Wenn das Meer die Campagna ist liegt Bergen im Sabiner Gebirge. Und so ist es, denn das Meer liegt im tiefen Fjord immer glatt und die Berge haben die Formen der römischen. Die Stadt freilich ist nordisch.

Königsporträt im Hanseatischen Museum: Ein Kopf, der wie eine Zwiebel aus einer Krone scheint hervorgezogen zu sein, der vielleicht an dieser Krone nur ein Geschwulst ist. Zauberhafteste Harmonie zwischen der Unfähigkeit eines Malers und der Königstreue eines Untertanen.

Während das Schiff Bodö verläßt. Dort überraschte mich dies: während der Baum und die Bäume im Norden schüchtern werden, kann man in Blumen einer ungeahnte⟨n⟩ Härte begegnen. Sie sind gewiß nicht heftiger als im gemäßigten Klima gefärbt, eher blasser. Aber wieviel entschiedner hebt sich ihre Farbe von allem Umgebenden ab. Die kleinen: Stiefmütterchen und Reseden sind wilder, die großen, und vor allem die Rosen, bedeutungsvoller. In den Fenstern stehen sehr viel ⟨mehr⟩ Töpfe als bei uns. Sie stehen gegen die Scheiben gedrängt, weniger ein Gruß als ein Wall gegens Außen.

Wenn die Sonne durchbricht, hört alle Gemütlichkeit auf. Ich glaube nicht, daß man auf Norwegisch sagen kann, daß sie es gut meint. Sie nutzt die Augenblicke ihrer wolkenlosen Herrschaft despotisch. Alles gehört ja hier zehn Monate des Jahres dem Dunkel. Kommt sie, so herrscht sie die Dinge an, entreißt sie als ihr Eigentum der Macht und sie stehen atemlos, zitternd in ihrem harten Lichte. Es ist wohl so, daß der Mensch in den Visionen des Rausches nichts zu sehen bekommt, worauf er nicht unter irgend einem Breitengrade, zu irgend einer Tageszeit, an irgend einer Stelle in der Natur stoßen könnte. Blumen, wie sie hier vorkommen, stehen vielleicht im Haschisch- oder Meskalinrausch vor den Augen des Abwesenden. Und das ist Bodö? Ja, denn das Fiskermuseum war geschlossen und ich sah nur durch hohe blanke Scheiben in einen schwarzen, von Netzen durchquerten Raum. Die steinerne Kirche aus dem dreizehnten Jahrhundert liegt weit ab. Und ich habe nicht einmal ein Reiseandenken gekauft, das ich mir wie kein anderes gewünscht hätte: das kleine porzellanene Rauchservi⟨ce⟩, dessen drei Teile auf einem Grunde, wo sich Sepia langsam gegen das Kobalt des oberen Randes verlor⟨,⟩ schwarze Palmen in Wüstensand zeigten.

Svolvær. Die Straßen sind leer und hinter den Fenstern sind die Papierrouleaux heruntergezogen. Schlafen die Menschen? Es ist nach Mitternacht; aus einer Wohnung kommt das klappernde Geräusch einer Mahlzeit, aus einer andern Grammophonmusik. Jedes laute Wort, das über die Straße hallt, macht diese Nacht in einen Tag umschlagen, der nicht im Kalender steht. Du bist unbefugt in die Magazine der Zeit gedrungen, und blickst auf Stapel unbenutzter Tage, die sich die Erde vor Jahrtausenden auf dies Eis legte. Der Mensch verbraucht in vierundzwanzig Stunden seinen Tag, diese den ihre⟨n⟩ nur alle Halbjahr. Darum blieben die Dinge so unvernutzt. Weder Zeit noch Hände haben die Blumen in den windstillen Gärten und die Boote im glatten Wasser berührt. Zwei Dämmerungen begegnen sich über dir, teilen sich in ihren Besitz wie in den der Wolken und schicken dich mit leeren Händen nach Hause.

## Mai-Juni 1931

*Juan les Pins 4 Mai morgens ¼ 1*

Die Bogen, die mir von diesem Papier noch bleiben, will ich einem Tagebuch vorbehalten. In der Annahme, daß das Bevorstehende nicht vielen Aufhebens wert sei, soll es sich dem Vergangnen zuwenden. Der Anlaß, der mich bestimmt, ist vielfacher Art. Das Wichtigste aber: ich bin müde. Müde vor allem den Kampf⟨,⟩ den Kampf um das Geld, von dem ich nun noch einmal einige Reserven gesammelt habe, um hier sein zu können. Müde aber auch der⟨?⟩ Aspekte meines persönlichen Lebens, mit dem ich streng genommen gerade jetzt – wenn ich von meiner wirtschaftlichen Lage einmal absehe – nicht Grund habe, unzufrieden zu sein. Aber gerade der Friede, den ich innerlich in einem Grade habe, der bei mir immer selten gewesen ist, führt mich dazu, die Sonde tiefer in das Dasein zu senken, das ich jetzt führe. Sodann diese Müdigkeit: sie läßt nicht nur manches Vergangene auftauchen; es ist vor allem, daß in solchen Dingen meiner Vergangenheit, die mir jetzt hin und wieder vor Augen stehen, das, was sie zu Momenten gerade meines Lebens machte, sie mir zueignete, deutlich wird, während gerade darauf früher mein Blick nie fiel. Endlich verbindet sich diese Müdigkeit auf seltsame Weise mit dem, was mir die Unzufriedenheit mit meinem Dasein hervorruft. Es ist eine wachsende Abneigung, auch Mangel an Vertrauen hinsichtlich der Wege, die ich die Menschen meiner Stellung und meiner Art in Deutschland einschlagen sehe, um der trostlosen geistespolitischen Lage Herr zu werden. Was mich quält ist die Undeutlichkeit und die Unexaktheit der Parteiungen unter den wenigen mir nahe stehenden Leuten, was meinen innern Frieden, der auch Friedfertigkeit ist, verletzt ist das Mißverhältnis zwischen der Schärfe, mit welcher solche Meinungsverschiedenheiten vor mir – wenn auch längst nicht immer an sich – ausgefochten werden und den oft sehr geringen sachlichen Differenzen. Gerade die durchgehenden Charaktere in der Lage der Schriftsteller sind ja die trostlosen, die aber werden im Interesse der Standesehre fast niemals ganz zum Vorschein gebracht. Oft habe ich mich gefragt, ob diese besondere Friedfertigkeit nicht mit dem Geiste der Betrachtung zusammenhängt, in den der Gebrauch von Rauschgiften einführt. Der universale Vorbehalt de⟨r⟩ eignen Lebensweise gegenüber, zu dem die Betrachtung der Dinge in

Westeuropa jeden Schriftsteller – ohne Ausnahme wie mir scheint – nötigt ist auf bittre Art demjenigen verwandt, den das Gift dem Berauschten seinen Mitmenschen gegenüber eingibt. Und um nur den Kreis der Gedanken und Bewegungen, unter deren Herrschaft ich dieses Tagebuch beginne ganz abzuschreiten, ist nur noch die Andeutung der wachsenden Bereitschaft nötig, mir das Leben zu nehmen. Einer Bereitschaft, die von keiner akuten Panik eingegeben ist sondern so tief sie mit meiner Kampfmüdigkeit an der ökonomischen Front zusammenhängt, doch so nicht möglich wäre, ohne das Gefühl, ein Leben gelebt zu haben, dem seine höchsten Wünsche erfüllt wurden, welche ich freilich jetzt erst, gewissermaßen als den ursprünglichen Text einer späterhin mit den Schriftzügen meines Schicksals bedeckten Seite, erkannt habe.
Morgens am gleichen Tage. Da stehe ich bei den Wünschen. Die Leute würden den Satz, daß jedem seine tiefsten Wünsche in Erfüllung gehen, weniger anzweifeln, wenn sie sich sagten, daß diese Wünsche beinahe immer unbewußt, mit andern Worten andere sind als von denen sie wissen und von denen sie dann mit Recht beklagen mögen, deren Erfüllung sei ihnen versagt worden. Das Märchen bringt das mit dem Motiv der drei Wünsche sehr klar zum Ausdruck. Wir haben keinen Anlaß über die Torheit, den kurzen Atem dessen, der von dieser Wundergabe Gebrauch macht, zu staunen. Der sind wir selber. Nur daß uns unsere tiefsten Wünsche nie gegenwärtig wie dem Begnadeten im Märchen, dem sie erfüllt werden, sondern nur als vergangen in der Erinnerung und oft als dem Genarrten, dem sie leider erfüllt worden sind, gegenübertreten. Das eigentliche Kennzeichen dieser Wünsche war aber, daß für das Begehrte kein Preis zu hoch war: auch erkennt man die tiefsten Wünsche rückblickend daran⟨?⟩ vielleicht am besten, wie gut sie von dieser schrankenlosen Bereitschaft Gebrauch machten, wie teuer ihre Erfüllung erkauft wurde. Von den drei größten Wünschen meines Lebens habe ich den nach weiten, vor allem aber langen Reisen zuerst erkannt. Auch ist er mir am ehesten vor der Erfüllung bewußt gewesen, sei es auch nur durch einen ungeheuerlichen Rückstoß. Am Anfang war das vielleicht nur der gebieterische Impuls aus Deutschland zu fliehen, der während der Kriegsjahre viele Menschen so ergriff wie in der Inflation und im Wiederaufbau der nach dem Auto. Dann kam der Augenblick, daß ich soviel beisammen hatte, um zur Not einige Zeit im Ausland verbringen zu

können: ich war mit mehreren Freunden für Capri verabredet. Sehr genau ist mir der Chok noch in Erinnerung, mit dem ich auf einem Achtuhrabendblatt in der Hand einer Zeitungsfrau Ecke Friedrichstraße-Unter den Linden die Aufschrift las: Sperre der Auslandsreisen. Es war da eine Verordnung herausgekommen, die Auslandsreisen nur noch unter Hinterlegung einer Summe, die vielleicht das Zehnfache meiner Reisekasse betrug, gestatteten. In zwei bis drei Tagen sollte die Verordnung in Kraft treten. Mir war es ausgemacht, daß unter diesen Umständen der mit den Freunden vereinbarte Abreisetermin, der an sich zufällig ganz kurz vor dem Ablauf der Frist lag, für mich nicht mehr in Frage kommen könne. Erst als ich in Capri oder Neapel meinen Koffer auspackte, bemerkte ich, in was für einer sinnlosen Bestürzung ich Hals über Kopf, was mir an Dingen gerade in die Hand fiel, verstaut hatte: viel Notwendiges fehlte, hundertfach Überflüssiges war vorhanden. Die eigentliche Entscheidung über diese Fahrt aber brachte nicht mein schneller Entschluß, Berlin zu verlassen – denn das gelang schließlich auch meinen Freunden, die sich erst einige Tage später aufmachten – sondern fünf oder sechs Wochen später, als meine Mittel erschöpft waren, die Bereitschaft, alles ohne Ausnahme auf mich zu nehmen, nur um die Insel nicht verlassen zu müssen. Sehr ernstlich habe ich damals den Gedanken, in einer der großen Höhlen zu wohnen, in Frage gezogen und die Bilder, die mir dabei vorschwebten, waren so lebhaft, daß ich heute garnicht mehr genau weiß, ob sie auf bloßen Phantasien beruhten oder eine der Abenteuergeschichten, von denen die Insel ja voll ist, Ähnliches von jemandem aus der Kriegszeit berichtete. So ging dieser Wunsch in Erfüllung, mit dem Aufenthalt auf der Insel und später durch ihn. Denn ich glaube, lange auf Capri gelebt zu haben, ist eine Anwartschaft auf weite Reisen, so sehr glaubt wer dort lange gelebt hat, daß alle Fäden durch seine Hand laufen und daß ihm zu seiner Zeit alles Nötige zufallen wird.

*Juan les Pins 5 Mai morgens*

Ehe ich mit den drei Wünschen fortfahre, will ich eine Bemerkung über Hemingway aufzeichnen. Das ganz Glückliche, ganz Bedeutende kann man sich oft nicht besser einsichtig machen als indem man es ganz nah ans ganz Mißlungne, ganz Banale heranhält. So Hemingway an den schlechten Schriftsteller. Der schlechte Schriftsteller ist der Schriftsteller, der immer mehr sagt als er denkt. Der gute Schriftsteller – hier hat man sehr vorsichtig vorzugehen, wenn

man zu wirklichen Ergebnissen kommen will – ist der Schriftsteller, der nicht mehr sagt als man ⟨sic⟩ denkt. Diese Definition wird man gern im Sinn ⟨der⟩ Vertreter des »Klaren und Einfachen« lesen und meinen, der gute Schriftsteller sei eben, der genau sagt, was er denkt. Eben diesen höchst naheliegenden Abweg aber gilt es zu meiden. Es ist die Grundlage aller Einsicht in Dinge des Stiles, daß es dies: Sagen was man denkt überhaupt nicht gibt. Das Sagen ist nämlich nicht nur ein Ausdruck sondern vor allem eine Realisierung des Denkens, die es den tiefsten Modifikationen unterwirft genau so wie das Gehen auf ein Ziel zu nicht nur der Ausdruck eines Wunsches es zu erreichen sondern seine Realisierung ist und ihn den tiefsten Modifikationen aussetzt. Wie aber diese Modifikationen ausfallen, ob sie den Wunsch veredeln, präzisieren oder ihn unscharf und allgemein werden lassen, das hängt vom Training des Schreibenden ab. Je mehr er seinen Körper in Zucht hat, je genauer er seinen Körper aufs Gehen beschränkt, die überflüssigen ausfahrenden und schlenkernden Bewegungen meidet, desto mehr wird sein Gang selber zu einem Kriterium des Wunschziels, wird es veredeln oder es fallen lassen, wenn es der Mühe nicht wert ist. Es ist der Zauber von Hemingway diese Erscheinungen, die sonst nur das geübte Auge an einem streng und geistvoll trainierten Körper erkennt, im Stil sichtbar zu machen. Man träte ihm zu nahe, wenn man in diesem das Hauptgewicht auf einzelne bestimmte Leistungen im technischen Sinn – etwa seine Kunst des Fortlassens oder seine Dialogtechnik – legte: seine Prosa gibt das große Schauspiel der Erziehung zu richtigen Gedanken durch richtiges Schreiben: er sagt nicht mehr als er denkt und so kommt die ganze Kraft seines Schreibens dem was er wirklich denkt zugute.

Wie ich am 5ten Mai nachts todmüde im Autobus vom Casino de la Lotée in Nizza nach Juan-les-Pins zurückfuhr, kam mir eine aufschlußreiche etymologische Betrachtung in den Sinn. Die Franzosen sagen allure, wir: Haltung. Beide Worte sind aus dem »Gehen« genommen. Um aber das gleiche – in wie begrenztem Sinn es das gleiche ist, sagt aber diese Bemerkung, zu bezeichnen, spricht der Franzose vom Gange selbst – allure –, der Deutsche von seiner Unterbrechung – Haltung.

Auf der Herreise übernachtete ich mit Egon ⟨Wissing⟩ in Basel. Wir hatten ein gemeinsames Zimmer und obwohl es nach zwei, wenn nicht nach drei war, als wir zu Bett gingen, auch unser Zug am

nächsten Morgen um sieben fuhr, sprachen wir noch von dem und jenem. Es kam, daß ich dabei zum ersten Mal aussprach, was mir gerade in den letzten Wochen hin und wieder aufgefallen war. Egon machte eine Bemerkung, die sich im gleich ablehnenden Sinne wie meine eignen frühern Äußerungen mit dem Bauhausstile beschäftigte. Daß seine Kritik dabei von ästhetischen Bedenken gegen die Formensprache des Bauhausmobiliars ausging, gab mir das Stichwort, anzudeuten wie er mir – ohne daß meine Anschauungsweise sich schon gänzlich bestimmt hätte – einen merkwürdigen Durchblick auf das berühmte hochherrschaftliche Wohnen gegeben hatte. In der Tat erschließen sich die Absichten der Bauhausleute und ähnliche viel weniger aus den Theorien, die sie proklamieren als aus den verborgenen Gesetzlichkeiten, die das Wohngebaren der unmittelbar vorhergehenden Generationen bestimmten. Betritt einer das bürgerliche Zimmer der achtziger Jahre so ist bei aller »Gemütlichkeit«, die es vielleicht ausstrahlt, der Eindruck »hier hast du nichts zu suchen« der stärkste. Hier hast du nichts zu suchen, denn hier ist kein Fleck, auf dem nicht der Bewohner seine Spur schon hinterlassen hätte. Was das bedeutet, wird durch ein schönes Wort von Brecht deutlich genug beleuchtet. »Verwische die Spuren« heißt der Refrain im ersten Gedichte aus dem »Lesebuch für Städtebewohner«. Hier im bürgerlichen Zimmer ist das entgegengesetzte Verhalten zu einem Ethos im strengsten Sinne, das heißt zu einer Gewohnheit geworden. Ja dieses Spuren hinterlassen ist nicht nur Gewohnheit sondern das Urphänomen der Gewohnheiten insgesamt, das eben im Wohnen beschlossen ist. Wirklich ist, was zwischen den Möbeln des Bauhauses möglich ist, nur ein Hausen verglichen mit dem Dasein in der bürgerlichen Wohnung, deren Interieur den Bewohner nötigt das Maximum von Gewohnheiten anzunehmen, ja, mit diesen Gewohnheiten mehr das Interieur in welchem er lebt zu zelebrieren als sich selber gerecht zu werden. Das versteht jeder, der die absurde Verfassung noch kennt, in die die Angehörigen jenes Zeitalters gerieten, wenn im Haushalt etwas entzwei ging. Selbst ihre Art sich zu ärgern – und diesen Affekt, der allmählich rudimentär zu werden beginnt, konnten sie förmlich virtuos spielen lassen – war vor allem die Reaktion des aus seinen Gewohnheiten Exmittierten. Da hat nun die moderne Bauart, was auch sonst von ihr zu sagen sein möge, dies⟨e⟩ Räume zu Wege gebracht, in denen es schwer ist Spuren zu hinterlassen (daher sind Glas und Metall so

wichtig geworden) die es fast unmöglich machen, Gewohnheiten anzunehmen (daher sind die Räume leer und oft schon verschiebbar.)

*6 Mai abends.* Gestern mit Gert ⟨Wissing⟩ und Egon zusammengelegen. Man sprach über Erfahrungen in der Liebe und mir wurde es zum ersten Male im Laufe dieses Gespräches deutlich, daß ich mich jedesmal, wenn eine große Liebe Gewalt über mich bekam, von Grund auf und so sehr verändert habe, daß ich sehr erstaunt war mir sagen zu müssen: der Mann, der so ganz unvermutbare Dinge sagte und ein so unvorhergesehenes Verhalten annahm, der sei ich. Das beruht aber darauf, daß eine wirkliche Liebe mich der geliebten Frau ähnlich macht und ich freute mich, wie nachdrücklich Gert das bestätigte, freilich indem sie es als das eigentlich Kennzeichnende der weiblichen Liebe darstellte. Am gewaltigsten war diese Verwandlung ins Ähnliche – die so unerläßlich ist, daß sie in der kirchlichen Auffassung durch das Sakrament der Ehe eigentlich gewährleistet wird, denn nichts macht Menschen einander ähnlicher als miteinander in der Ehe leben – kurz am Gewaltigsten war diese Erfahrung in meiner Verbindung mit Asja ⟨Lacis⟩, so daß ich vieles in mir erstmals entdeckte. Im ganzen aber bestimmen die drei großen Liebeserlebnisse meines Lebens dieses nicht nur nach der Seite seines Ablaufs, seiner Periodisierung sondern auch nach der Seite des Erlebenden. Ich habe drei verschiedene Frauen im Leben kennen gelernt und drei verschiedene Männer in mir. Meine Lebensgeschichte schreiben, hieße Aufbau und Verfall dieser drei Männer darstellen und den Kompromiß zwischen ihnen – man könnte auch sagen: das Triumvirat, das mein Leben jetzt darstellt.

*Sanary 13 Mai 1931* Ob sich nicht das Gefallen an der Bilderwelt aus einem düstern Trotz gegen das Wissen nährt? Ich sehe in die Landschaft hinaus: da liegt das Meer in seiner Bucht spiegelglatt; Wälder ziehen als unbewegliche stumme Masse an der Kuppe des Berges herauf; droben verfallene Schloßmauern wie sie schon vor Jahrhunderten standen; der Himmel strahlt wolkenlos, in »ewiger Bläue«, wie man es nennt. So will der Träumer es, der sich in diese Landschaft vertieft: daß dieses Meer in milliarden und abermilliarden Wellen in jedem Augenblick sich hebt und senkt, die Wälder von den Wurzeln bis ins letzte Blatt jeden Augenblick von neuem erzittern, in den Steinen der Schloßruine ein ununterbrochnes Stürzen und Rieseln waltet, im Himmel Gase, eh sie sich zu Wolken ballen

unsichtbar streitend durcheinander wallen, daß und wie die Wissenschaft diese Bewegung bis ins Innerste der Materie verfolgt; in den Atomen nur Elektronenstürme sehen will, all das muß er vergessen, will er leugnen: um sich den Bildern zu überlassen, an denen ⟨er⟩ Frieden haben will, Ewigkeit, Ruhe, Dauer. Jede Mücke, die ihm ums Ohr summt, jeder Windstoß, der ihn durchschauert, jede Nähe die ihn trifft, straft ihn Lügen aber jede Ferne baut seinen Traum wieder auf, an jedem verdämmernden Berggrat reckt er sich hoch, an jedem erleuchteten Fenster entglimmt er von neuem. Und am vollkommensten scheint er, wenn ihm gelingt, der Bewegung selber ihren Stachel zu nehmen, das Zittern der Blätter über ihn in den Wipfel, das Huschen der Vögel zu seinen Häupten in den Vogelzug zu verwandeln. So der Natur im Namen abgeblaßter Bilder Einhalt zu gebieten – das ist die schwarze Magie der Sentimentalität. Sie unter neuem Anruf erstarren zu machen aber die Gabe der Dichter.

Abends mit ⟨Wilhelm⟩ Speyer ein kleines Gespräch am Kaminfeuer. Wie ich die ⟨?⟩ Flamme um die Holzscheite züngeln sah und wir gerade über einen Roman sprachen, gingen mir beide Gegenstände der Betrachtung in eins zusammen. Auf einmal schien mir, als stelle die Schichtung der Hölzer das wahre Vorbild der Komposition in Romanen dar: so locker muß die Handlung, so ganz und gar auf Verzehrbarkeit eingerichtet, so sehr das Gegenteil aller architektonischen, geschweige denn monumentalen Konstruktion sein. Die Deutschen freilich haben in ihren Romanen von der Idee der Architektur sich niemals frei machen können. Selbst Gottfried Keller fehlt die kunstgerechte Hand seine Fabelkloben wie Balzac oder Dostojewski zu schichten. Der eigentliche Widerpart dieser Romantechnik – aus welcher dann auch Bücher hervorgehen, die den Leser wie ein Kaminfeuer wärmen – ist der große Konstrukteur Flaubert, an dessen Werken dem Leser nicht anders wird, wie vor dem herrlichsten Delfter Ofen, in dem kein Feuer brennt.

*Juan-les-Pins 17 Mai 1931* Versuch einiges von dem festzuhalten, was in Gesprächen, teils mit Wilhelm teils mit Maria Speyer, soweit sie sich um Eva Hermann drehten, berührt wurde.

*21 Mai.* Mit Speyer im Wagen nach Saint-Paul ⟨de Vence⟩. Man müßte einmal zehn Tage an diesem außerordentlichen Platz leben. Leider kann ein Ort heute so vergraben und in sich verschlossen aussehen wie er will, von irgend einer Seite her stellt sich seine Preis-

gegebenheit doch sehr bald heraus. So hatte ich noch kaum zu Speyer – wir waren eine Weile allein, Wissings und Speyers Frau vor uns – gesagt: Quel bonheur que ça ne soit pas encore découvert par les cinéastes, da erschienen auf dem Marktplatz Willi Fritsch und die Lilian Harvey in größerer Gesellschaft. Im übrigen ist dieser Ort ja wirklich in genauem Sinne nicht für unentdeckt zu halten, wie käme er sonst zu einem berühmten Tea-Room, den zwei junge Mädchen, Freundinnen, Lesbierinnen, unterhalten und in dem Kerzen den Innenraum erhellen und altmodische Kupferkessel, Schöpflöffel und ähnliche Gerätschaften der Sache »cachet« geben. Immerhin ein sehr liebenswertes und geschmackvolles. Auch geht dieser Teesalon mit einem Ansichtskartenverkauf und einem Antiquitätengeschäft zusammen. Daneben gibt es außerhalb des Ortes, vor dem Stadttor noch zwei Gasthäuser; von denen sehen wir die Colombe d'or, eine wunderbar gepflegte Herberge, die ihren Garten in Ter⟨r⟩assen gegen den Talboden zu senkt und Tische unter blühenden Orangenbäumen mitten in Blumenplantagen für die Gäste bereitstehen hat. Die berliner Filmgesellschaft polterte ohne etwas zu sehen um den Marktplatz, der allein durch die unüberbietbare Ökonomie eines winzigen Arkadenganges und eines einzelnen Empirebrunnens allen Notwendigkeiten der Repräsentation genügt und die winzigen Dimensionen der Stadt gerade in seiner Bescheidung zu den allergrößten Ehren bringt. Freilich nimmt er unbemerkt seine Revanche, auf dem schmalen Raum nämlich hat er, wie ich mit einem Mal entdeckte, Platz für zwei Sonnenuhren. Eine Inschrift hat keine von beiden. – Einiges erinnert an San Gimignano, aber die Autorität der Festung ist in dieser Stadt stärker. Sie hat nirgends Platz für die Entfaltung irgendwelchen Prunkes, ja auch nur der Gemächlichkeit gelassen. Schon der Marktplatz ist winzig. Im übrigen ist im Geflecht der einander kreuzenden Straßen eigentlich – sieht man von einer Stelle vor der Kirche und den Gegenden an der Umwallung ab, überhaupt kein Fleck, der mehr als ein anderer zum Verweilen einlüde. Der strenge ungebrochene Gegensatz von Haus und Straße beherrscht die Architektur vollkommen, alle Vermittlungen sind vermieden, sogar die scheinbar unentbehrliche der Läden ist eigentlich unsichtbar geworden. So einhellig schließen sich die Fassaden der Häuser aneinander, denen man kaum ansieht, daß sie bewohnt werden, geschweige denn Arbeits- oder Verkaufsstätten. Allenfalls erblickt man auf dem

Boden einer Stube Mann und Frau mit dem Sortieren von Orangenblüten oder ihrem Trocknen beschäftigt. Gewiß hätte man jene zehn Tage, die ich mir für Saint-Paul wünschte, nötig um den Ort kennen zu lernen. Es gibt in solcher Stadt fast nichts, was sich nicht versteckt und was zu entdecken nicht wert wäre: von den schmalen Schächten zwischen den Häusern, die wie ein Kamin die grüne Tiefe des Landes draußen einfassen und von den Sonnenuhren, deren gleich zwei rechtwinklig an zwei Giebelwänden des Marktplatzes aneinanderstoßen bis zu den Blicken durch die grandiose Wölbung der Torfahrten und das gefranste Trümmerprofil der Stadtmauer. In einem Hof, der im Vorüberschreiten uns stutzen machte und über dem wir den Himmel nicht sehen – wir standen schräg und die Häuser waren hier hoch – hatte man an die Rückwand ein Plakat mit dem einzigen Wort »Cinema« angeschlagen. Der Maler hatte die Buchstaben vielleicht auf einer Schablone gepinselt, vielleicht aber auch eigens entworfen: auf keine Weise hätte eine andere Schrift besser als diese klobige, rustikale sich in dem stumpfen Braun und Grau dieses schattigen Gevierts sehen lassen können. Wäre dies ein Lyonischer ⟨?⟩ Klosterhof gewesen, die Mönche hätten einen Weihspruch über dem Portal nicht unerbittlicher stilisieren können. Lange standen wir auf der alten Stadtmauer und sahen ins Land, das unter bedeckte⟨m⟩ Himmel dalag. In der eintönigen Beleuchtung traten alle Linien die die Arbeit in die Landschaft gegraben hatte, stärker heraus. Hecken und Ackerfurchen zogen eigensinnig ihre Striche und Winkel. Aber man hätte diese Gewächse alle beim Namen kennen müssen, um ihre Geometrie zu enträtseln. Ja vor dieser im höchsten Sinn kultivierten Landschaft steht der unkundige Städter wie der Europäer vor einer chinesischen Schriftseite. Und wenn man denkt, daß solche Unkenntnis die einzig gemeinsame Grundlage der meisten Beschreibungen ist. Je weiter diese provenzalischen Gehöfte auseinanderliegen, desto bewundernswerter sind sie zumeist gebaut, desto mehr fällt aber auch ins Auge, wie bestimmt und gefügig sie sich der Landschaft einbetten und wie sehr ihre Formen natürlich verglichen mit den unerbittlich regelrechten der Baumpflanzungen, Beete und Äcker sind. Die Stadt hat die Grandezza, die die Landarbeit den Dörfern verleiht: vor Feierabend ist fast niemand auf ihren Straßen zu sehen.

*3 Juni 1931.* Vor der Potinière in Le Lavandou. Es weht ein recht

kalter Wind. Ich bin am Orte mit Brecht, ⟨Emil⟩ Hesse-Burri, der ⟨Elisabeth⟩ Hauptmann, Brentanos und Marie Großmann zusammen. Natürlich ließe sich allerlei über die Gespräche mit Brecht aufzeichnen. Es wurden die verschiedensten Gegenstände gestreift: die internationale Gesellschaft materialistischer Freunde der hegelschen Dialektik; die Idee zu einem Kriminaldrama; der Prozeß gegen Friedrich Schiller; am Ende sogar – gestern – in einem einstündigen Gespräch, dem Marie Großmann beiwohnte, Proust. Ich ziehe aber vor eine andere Szene zu beschreiben, weil mir das Verhalten von mir, das in ihr herausgestellt wurde, recht undurchschaubar ist. Ich hatte einen einsamen Spaziergang nach St Clair gemacht. Es war der erste seit langer Zeit, der erste Spaziergang, nicht nur der erste einsame, seit langem. Unterwegs waren mir Heckenrosen in die Augen gefallen. Ich brach eine ab; sie enttäuschte mich nicht, denn sie duftete wunderbar. Ich entfernte am untern Ende die Dornen und trug sie so in der Hand. Auf dem Rückweg kam ich an einem Busch Pfingstrosen vorbei. Sie erinnerten mich sehr an den Strauß, den mir vor vielen Jahren Jula ⟨Cohn⟩ einmal zum Geburtstag geschenkt hatte: er hatte aus nichts als nur Pfingstrosen bestanden. Ich brach mit Mühe einen kleinen Ast ab und tat ihn, mit der Heckenrose zusammen, zwischen die Seiten von Jouhandeaus »Journal du coiffeur«, das ich mit mir hatte. Unterwegs als ich an der Villa Mar-belo vorbeikam, wo Brecht und die andern wohnten, fiel mir ein hinaufzugehen. Obwohl ich mir sagte, man müsse dort noch bei Tisch sein, tat ich's; und in der etwas labilen Verfassung, in die mich dieser erste einsame Spaziergang, nach so langer Zeit, gebracht hatte, geschah es wohl nicht zum wenigsten, weil ich es müde war, einem hübschen Mädchen in roter Strandjacke und blauen Hosen zu folgen, die vor mir in der Dämmerung auf der großen Straße ging. Das Schlimmste war, daß sie mit einemmal bei einem Manne, der ihr begegnet war, stehen blieb und daß ich an ihr hätte vorbei müssen. Ich schlug also den Seitenweg zur Villa ein und betrat den Vorraum. Man hatte mich kommen sehen und in der Tür zum Speisezimmer kam mir Brecht entgegen. Trotz meiner Bitte nahm er nicht mehr am Tisch Platz sondern ging gleich mit mir in den Nebenraum. Hier blieben wir, teils allein, teils in Gesellschaft der andern, meist freilich nur der Frau Großmann, ungefähr zwei Stunden in Gesprächen, bis es mir Zeit schien zu gehen. Wie ich nun mein Buch wieder nahm, schau-

ten daraus die Blumen hervor und als man nun scherzhaft auf sie hinwies, wurde meine Verlegenheit um so größer als ich mich vor dem Betreten des Hauses gefragt hatte, was das Erscheinen mit Blumen denn solle und ob ich sie nicht lieber fortwerfen solle. Ich hatte es aber, weiß Gott warum, nicht getan; bestimmt war ein Gefühl von Trotz dabei gewesen. Natürlich sah ich, daß keine Möglichkeit bestehen würde, der Hauptmann meine Rose zu schenken, so wollte ich sie denn aber wenigstens aufziehen wie eine Fahne. Nun mußte dieses Vorhaben recht gründlich mißglücken. Ironisch machte ich, unter seinen ironischen Scherzen, die Pfingstrose Brecht zum Geschenk, die Heckenrose immer noch zurückhaltend. Aber natürlich nahm der sie nicht an. Ich ließ sie schließlich neben mir in einem großen Topf voll blauer Blumen verschwinden. Die Heckenrose aber warf ich von oben her unter die andern, wo sie wie eine botanische Kuriosität sich vom Stamm einer der blauen abzuzweigen schien. Und da blieb sie recht deutlich sichtbar. Das Blumenbüschel hatte endlich doch meine Fahne gehißt und mußte für die einspringen, der sie bestimmt war.

Am Abend vorher Gespräch mit Brecht, ⟨Bernard von⟩ Brentano, Hesse im Café du Centre. Die Rede kommt auf Trotzki; Brecht meint, es ließe sich mit gutem Grund behaupten, daß Trotzki der größte lebende Schriftsteller von Europa wäre. Man erzählt Episoden aus seinen Büchern. Brecht gibt folgende Anekdote dazu: Es handelt sich da um einen bestimmten Bericht aus Lenins ersten Leningrader Tagen in Trotzkis Buch. Trotzki erzählt, wie gänzlich isoliert Lenin unmittelbar nach seiner Ankunft in der Partei gestanden habe und wie es schließlich bei einer besonders wichtigen Abstimmung dahin gekommen sei, daß Lenin erklärt habe, er werde gehen, wenn man ihn überstimme. Davon sprach Brecht mit ⟨Ossip M.⟩ Brick und fragte ihn mit einiger Unruhe, wie er denn zu dieser monströsen Überlieferung sich stelle; was er zu diesen undisziplinierten Worten Lenins sage. Und nun Bricks Antwort – Brecht zitierte sie mit großer Bewunderung: »Das war so wie wenn der Stamm den Blättern erklären wollte: ich gehe.«

*6 Juni.* Brecht sieht in Kafka einen prophetischen Schriftsteller. Er erklärt von ihm, er verstehe ihn wie seine eigne Tasche. Wie er das aber meint, ist nicht so leicht zu ermitteln. Fest steht ihm jedenfalls, daß Kafka nur ein einziges Thema hat, daß der Reichtum des Schriftstellers Kafka genau der Variantenreichtum von seinem

Thema sei. Dies Thema ist, im Sinne Brechts, aufs allgemeinste als das Staunen zu bezeichnen. Das Staunen von einem Menschen, der ungeheure Verschiebungen in allen Verhältnissen sich anbahnen fühlt ohne den neuen Ordnungen sich selber einfügen zu können. Denn diese neuen Ordnungen – so glaube ich Brecht richtig verstanden zu haben – sind durch die dialektischen Gesetze bestimmt, die das Dasein der Massen sich selber und dem einzelnen diktiert. Der Einzelne aber, als solcher, muß mit.einem Staunen, in das sich freilich panisches Entsetzen mischt, auf die fast unverständlichen Entstellungen des Daseins antworten, die das Heraufkommen dieser Gesetze verrät. – Kafka, scheint mir, ist davon so beherrscht, daß er überhaupt keinen Vorgang in unserm Sinn unentstellt darstellen kann. Mit andern Worten, alles, was er beschreibt, macht Aussagen über etwas anderes als sich selber. Der dauernden visionären Gegenwart der entstellten Dinge erwidert der untröstliche Ernst, die Verzweiflung im Blick des Schriftstellers selbst. Dieser Haltung wegen will Brecht ihn als den einzig echten bolschewistischen Schriftsteller gelten lassen. Die Fixierung Kafkas an sein eines und einziges Thema kann beim Leser den Eindruck der Verstocktheit hervorrufen. Im Grunde ist dieser Eindruck aber nur ein Anzeichen davon, daß Kafka mit einer rein erzählenden Prosa gebrochen hat. Vielleicht beweist seine Prosa nichts; auf jeden Fall ist sie so beschaffen, daß sie in beweisende Zusammenhänge jederzeit eingestellt werden kann. Man könnte an die Form der Hagada erinnern: so nennen die Juden Geschichten und Anekdoten des Talmud, die der Erklärung und Bestätigung der Lehre – der Halacha, dienen. Die Lehre als solche ist freilich bei Kafka nirgends ausgesprochen. Man kann nur versuchen, sie aus dem erstaunlichen, aus Furcht gebornen oder furchterweckenden Verhalten der Leute abzulesen.

Es könnte über Kafka einigen Aufschluß geben, daß er die ihn am meisten interessierenden Verhaltungsweisen oft Tieren beilegt. Solche Tiergeschichten kann man dann eine gute Weile lesen ohne überhaupt wahrzunehmen, daß es sich hier garnicht um Menschen handelt. Stößt man dann erstmals auf den Namen des Tiers – die Maus oder den Maulwurf – so wacht man, wie mit einem Chock mit einmal auf und sieht: daß man vom Kontinent des Menschen schon weit entfernt ist. So weit, wie eine künftige Gesellschaft von ihm entfernt sein wird. Übrigens ist die Welt der Tiere, in deren Gedan-

ken Kafka die seinigen einhüllt, beziehungsvoll. Es sind immer solche die im Erdinnern, wie Ratten und Maulwürfe, oder wenigstens, wie der Käfer in der »Verwandlung« Tiere, die auf dem Boden, verkrochen in seine Spalten und Ritzen leben. Solche Verkrochenheit scheint dem Schriftsteller für die isolierten, gesetzunkundigen Angehörigen seiner Generation und seiner Umwelt allein angemessen.

Brecht stellt den Kafka – die Figur des K. – dem Schweyk gegenüber: der, welchen alles und der, den nichts wundert. Schweyk macht die Probe auf die Ungeheuerlichkeit des Daseins, in welches er gestellt ist, indem ihm garnichts unmöglich scheint. Er hat die Zustände als derart gesetzlos kennen gelernt, daß er ihnen längst nirgends mehr mit der Erwartung von Gesetzen entgegentritt. Kafka dagegen stößt schon allenthalben auf das Gesetz; ja man kann sagen, daß er sich die Stirn an ihm blutig stößt (s. den Maulwurf vgl. auch ⟨Kafka, Beim Bau der Chinesischen Mauer, Berlin 1931⟩ p 213) aber es ist nirgends mehr das Gesetz der Dingwelt, in der er lebt, und überhaupt keiner Dingwelt. Es ist das Gesetz einer neuen Ordnung, zu der alle Dinge, in denen es sich ausprägt, windschief stehen, das alle Dinge, alle Menschen entstellt, an denen es in Erscheinung tritt.

*7 Juni.* Im Gespräch mit Brentano machte Brecht vor einigen Tagen eine Bemerkung, die mir des Festhaltens wert scheint. Brentano suchte gerade wieder eine seiner Rodomontaden über die Revolutionierung der geistigen Arbeiter, die Situation der Intelligenz u.s.w. an den Mann zu bringen, als Brecht ziemlich heftig einfiel. Wo denn die Lage der Intelligenz eigentlich schlecht sei und was die Revolution ihnen denn eigentlich in Aussicht zu stellen habe. »Die Intelligenz, sagte er, die überarbeitet sich keinesfalls. Und wenn es schon einige Ärzte oder Anwälte gibt, die schuften, was ist dabei. Das ist eine Arbeit, die ihnen liegt, sie ist mit der des Proletariers unter keinen Umständen zu vergleichen. Und schließlich, daß die Leute sich fragen, was sie mit sechzig Jahren machen, wenn sie sich nichts zurückgelegt haben – ja, rief er ganz aufgebracht, das ist wirklich zu viel verlangt. In Gottes Namen, dann krepieren sie eben. Viel zu spät. Täten sies lieber jetzt schon.« Wir streiften ein oder zwei Tage später den gleichen Gedanken als ich von der Anspruchslosigkeit der Surrealisten sprach, die in Frankreich eine Gruppierung erleichtert, die die weitgehenden Forderungen deut-

scher Schriftsteller ausschließen. Allerdings ist es eben nur für ein Kollektiv richtig, seine Ansprüche niedrig zu halten; für den Einzelnen, meistens, falsch.

*8 Juni.* Ein wirklich merkwürdiger Nachmittag mit Brecht. Ein Diskurs über die »Sätze« wie er jetzt beinahe täglich von Brecht zu hören ist, nahm durch einen Einwand, den ich ihm machte, eine sonderbare Wendung. Ich trat seiner Suche nach den »Vorstellungen« entgegen und verlangte an dessen Stelle, ich weiß selbst nicht mehr wie, die Untersuchung von Verhaltungsweisen. Mein Vorschlag ging auf meinen Lieblingsgegenstand, das Wohnen. Darauf ging Brecht sehr lebhaft ein und kam zu einer außergewöhnlichen Darstellung seiner Art zu wohnen, dem ich dann eine andere – ohne mich gerade privat auf sie festzulegen – gegenüberstellte. Übrigens wurden die Gedankengänge im ganzen aufgezeichnet. Ich wiederhole sie auswendig. Beide Verhaltungsweisen wurden als dialektisch erkannt und in ihrer Polarität dargestellt. Brecht ging vom »mitahmenden« Wohnen aus. Das ist ein Wohnen, das seine Umwelt »gestaltet«, sie passend, gefügig und gefügt anordnet; eine Welt, in der der Wohnende auf seine Weise zu Haus ist. Dem stellte er die andere Art seines Wohnens entgegen, die Haltung, sich überall nur als Gast zu fühlen; dann lehnt er ab, Verantwortung für das zu tragen, was ihm dient; er fühlt sich von dem Sessel, auf dem er Platz nimmt eingeladen und, im gegebnen Augenblicke, auch wieder ausgeladen. Ich komme nun dazu, das Wohnen in der Dialektik eines ganz anderen Aspekts zu zeigen. Es gelingt mir auch, Brecht den Eindruck zu nehmen, meine Darstellung sei nur eine Umschreibung seiner eignen Bemerkungen. Ich unterscheide das Wohnen das dem Wohnenden das Maximum und dasjenige, das ihm das Minimum von Gewohnheiten mitgibt. Beide Extreme sind pathologisch. Wahrscheinlich unterscheiden sie von den von Brecht bezeichneten sich schon dadurch, daß sie auseinanderzutreten streben, während die andern eine Neigung haben, zusammenzukommen. Das Wohnen, das dem Wohnenden das Maximum von Gewohnheiten mitgibt, ist das, wie die Vermieterinnen möblierter Zimmer sichs vorstellen. Der Mensch wird eine Funktion der Verrichtungen, die die Requisiten von ihm verlangen. Hier waltet ein ganz anderes Verhältnis des Wohnenden zur Dingwelt als im mitahmenden Wohnen. Hier werden die Dinge (ob sie Eigentum im juristischen Sinne sein mögen oder nicht) ernst genommen, für das mit-

ahmende Wohnen leisten sie ungefähr was eine Bühneneinrichtung leistet. Man könnte auch sagen: das eine findet in einer Einrichtung statt, das andere in einem Interieur. Schwerer ist es, den Faktor der Gewohnheit im mitahmenden Wohnen zu bestimmen, während er für das Gastwohnen vollkommen in einem Wort von Nietzsche definiert ist: »Ich liebe die kurzen Gewohnheiten.« Die vierte Art des Wohnens endlich, das Wohnen, das dem Wohnenden das Minimum von Gewohnheiten mitgibt, ist das Hausen. Auch diese Vorstellung findet sich im Gemüt der Zimmervermieterin am vollkommensten ausgebildet. In ihrer Mitte steht der schlechte Zimmerherr und die Abnutzung. Denn das Hausen ist das zerstörende Wohnen, ein Wohnen, das gewiß keine Gewohnheiten aufkommen läßt, weil es die Dinge, ihre Stützpunkte, fortschreitend wegräumt.
*10 Juni.* Vor einigen Tagen ein Gespräch mit Speyers Frau, die von Eva Hermann aus den Tagen ihrer tiefsten Niedergeschlagenheit dieses erstaunliche Wort berichtet: »Wenn ich schon unglücklich bin, habe ich darum doch nicht nötig mit einem Gesicht voll Runzeln herumzulaufen.« Mir wurde mit diesem Satz manches klar; vor allem, daß die peripherische Berührung, die ich zu der Welt dieser Geschöpfe – Gert, Eva Hermann u.s.w. – in der letzten Zeit gewonnen habe, nur ein später und schwacher Nachklang von einem Grunderlebnis meines Daseins: dem des Scheins ist. Ich sprach das gestern in einer Unterhaltung mit Speyer aus, der seinerseits auch viel über diese Menschen nachzudenken begonnen hat und die erstaunliche Bemerkung machte, sie hätten eigentlich keine Ehre im Leib oder vielmehr: ihr Ehrenkodex sei, alles auszusprechen. Das ist sehr zutreffend und im Grunde auch nur ein Beweis, wie tief die Verpflichtung ist, die sie gegenüber dem Schein fühlen. Denn dieses Aussprechen ist zunächst gewiß dazu geschaffen, das Ausgesprochene zu vernichten oder vielmehr, vernichtet es zum Gegenstand zu machen; erst scheinhaft wird es ihnen assimilierbar. Auch sprachen wir davon, wie sehr die Haltung dieses Kreises das Komplement von jener der falsch Gefestigten, der falsch Wissenden, der Menschen, die sich ihren Vers auf alles machen können sei. Der Mikrokosmos einer falschen Kindheit, in welchem diese Menschen sich von dem Dasein abkapseln entspricht den falschen Riesenmaßen, in denen jene andern (die am sinnfälligsten vielleicht von Lawrence verkörpert werden) das Dasein erfahren. Speyers Freund Max Mohr muß so ein Typ sein. Alles, was nach Mykene kam, ist

ihm Verfall und heutzutage scheint ihm die Hochtouristik noch am meisten Gewähr für Gesundung zu geben.

*12 Juni.* Gestern abend mit Speyers oben in Mar belo. Es war die erste eigentliche Berührung von Brecht und Speyer und für mich sehr angenehm, daß sie gut verlief. Gefürchtet hatte ich freilich nach Brechts Verhalten an den vorangehenden Tagen ohnehin nichts. Aber es war ein besonderer Glücksfall, daß Brecht auf seine Knabenjahre zu sprechen kam und damit auf Dinge, denen Speyer besonderes Verständnis entgegenbringt. Vor allem erzählte er von der strategischen Schule, durch die er gegangen war: die Schlachten zwischen den Schulklassen auf der Bleich am Lech und die Zinnsoldatenschlachten im Garten. Was er dabei nebenher von seinem Dasein in der Schule erzählte, erinnert ganz auffallend an die Haltung, die Kraus der Schule gegenüber eingenommen hat. »Wir haben« sagte er »alles gelernt, was wir später gebraucht haben. Der Lehrer war für uns der Mensch schlechtweg: wachsam, böse, unberechenbar, ungerecht. Und die Durchstechereien, die Schwindeleien, die Ausflüchte ihm gegenüber – das wollte alles gelernt sein. Wir mußten die englischen Aufgaben in der Mathematikstunde und die deutschen in der englischen Stunde machen – das wollte alles gelernt sein.⟨«⟩ Vor allem aber erzählte er wie gesagt von den Schlachten mit Zinnsoldaten. ⟨»⟩Es gab da Treffen, in denen vier- bis fünftausend solcher Soldaten engagiert war⟨en⟩. Gekämpft wurde nach festen Regeln: Fußvolk durfte mit jeder Bewegung um die eigene Länge, Reiterei um das Doppelte ihrer eignen Länge vorrücken. Brauchbar waren natürlich nur Soldaten im Angriff, andere Zinnsoldaten hätten dem Kampf jede Illusion genommen.« Brecht erzählte von einem Marsch, der historische Berühmtheit bekommen hat: da war es einem seiner Freunde gelungen, einen Truppenkörper von 300 Mann ganz ohne Deckung so über eine Wiese zu bringen, daß zuletzt noch 180 das Ziel erreichten. Indessen wurden die Truppen aus Kanonen, mit kleinen Pulverladungen – Krackern – beschossen, wobei es darauf ankam, der Soldaten von der Breitseite habhaft zu werden, weil sie andernfalls ja nicht umfielen. Wenn man bedenkt, daß die bloße Handarbeit jenes Marsches eigentlich Stunden hätte beanspruchen müssen, eine ganz große Leistung. Bei diesen Kämpfen wurden mit Pappstreifen Dörfer markiert, Flüsse auf Pontons überschritten, Baumwurzeln stellten Gebirge dar. Übrigens versichert Brecht, er habe zu jener Zeit eine ganze Anzahl

der größten Schlachten der Weltgeschichte auswendig gekannt, den bellum gallicum durchgearbeitet, alle Schlachten Friedrichs des Großen studiert, und Waterloo, glaubt er, bekäme er heut noch zusammen.
Heute morgen erschien er bei mir schon um neun und der Zufall gab es, daß er mit der Erzählung seiner Jugendgeschichten gewissermaßen fortfuhr. Freilich ging es um spätere Jahre. Er kam »sehr aufgekratzt« wie er selber sagte, weil nämlich die politischen Nachrichten aus Berlin ihn in seiner Überzeugung, in Deutschland werde man auf eine revolutionäre Situation noch jahrelang zu warten haben, erschüttert hatten. Es könne ein sehr plötzlicher Umschlag eintreten. Und diese Prognose stützte er auf einige sehr interessante Thesen über Massen, die ich hier einfach aufführe. Die Intelligenz der Kapitalisten wächst im Verhältnis zu ihrer Absonderung, die der Massen im Verhältnis zu ihrem Zusammenschluß. Der Wirklichkeitssinn der Proletarier ist unbestechlich. Man könne den Proletariern Zusicherungen machen soviel man wolle, wenn sie zu dem Ergebnis kommen, der Betreffende könne sie nicht halten auch wenn er's wolle, so gehen sie darüber zur Tagesordnung über, sehr im Gegensatz zu den Intellektuellen. Im übrigen sei der Kapitalismus jetzt an einem Punkt angekommen, wo vielleicht auch seine gutgemeinten Versprechungen bei den Massen keinen Kredit mehr finden. – Die Masse wolle privat behandelt werden, das sei im Umgang mit ihr der dialektische Hauptsatz. Für all diese Erfahrungen berief Brecht sich aber auf die Zeit, da er, zu Beginn der Revolution in München eine Lazarettstation für Geschlechtskranke unter seiner effektiven Leitung gehabt habe, obwohl er der Form nach nur Unterarzt gewesen sei. Von allen Stationen sei diese die einzige gewesen, deren Kranke in der Tat aus den Baracken nicht herausgekommen seien – eine Vorschrift, die man sonst nirgends habe durchführen können. Sehr spaßig erzählte Brecht von den verschiedenen Methoden, mittels deren er es soweit gebracht habe. Zunächst suchte er die Masse aus sich selbst zu organisieren und die klügsten und kräftigsten als Obmänner auf seine Seite zu bringen. Des weiteren stellte er mit dieser Masse sich in eine Einheitsfront der Illegalität: er verschaffte den Leuten Decken durch Betrug, Kohlen durch Einbruch etc. Vor allem kam ihm aber zu statten, daß er die Einspritzungen geschickter als andere Ärzte zu verabfolgen wußte. »Ich konnte sie geschickt machen – ich konnte sie aber auch

ungeschickt machen.« Und da spielte er mir eine herrliche Soloszene, wie er während der Vorbereitungen zur Einspritzung bei einem, der etwas auf dem Kerbholz hatte, sich langsam in einen Erregungszustand hineinspielte, so daß der Betreffende schon während des Auswaschens der Spritze sich eine Vorstellung von der Unannehmlichkeit der Prozedur durch den aufs tiefste erregten Arzt machen konnte. Bisweilen ist er auch zu Kollektiv-Maßnahmen geschritten; hat einem ganzen Schlafsaal eine Nacht die Dekken einziehen lassen u.s.w. – Kollektivmaßnahmen bringt er, mit einer sehr merkwürdigen Begründung, auch während unserer Unterhaltung über die deutsche Situation in Vorschlag. Wenn er in einem berliner Exekutivkomitee säße: er würde einen Fünftageplan ausarbeiten, auf Grund dessen in der genannten Frist wenigstens 200000 Berliner zu beseitigen seien. Sei es auch nur, weil man damit »Leute hineinzieht«. »Wenn das durchgeführt ist, so weiß ich, da sind mindestens 50000 Proletarier, als Ausführende, beteiligt.«

*17 Juni 1931* Aus mehreren Unterhaltungen mit Brecht, die das epische Theater betrafen und teils in Gegenwart von Speyer, teils von Carola Neher stattfanden, halte ich fest: Unter den Neueren scheint Brecht neben Strindberg für den größten Techniker Georg Kaiser zu halten und besonders den »Geretteten Alkibiades« für ein Haupt- und Schulstück des epischen Theaters. Kaiser charakterisiert er als den letzten idealistischen Dramatiker, bei dem die theatralische Technik aber bereits einen Standar⟨d⟩ erreicht hat, der sie für die Zwecke des Idealismus unbrauchbar macht. Er ist der Dramatiker vor dem Umschlag. Andere Beispiele des epischen Theaters aus Calderon und Shakespeare. Ich wies besonders auf »Die große Zenobia« und »Eifersucht das größte Scheusal« hin und Brecht bat mich, gelegentlich Inhaltsangaben dieser Stücke zur Publikation herzustellen, dann aber Shakespeare. Wieder kam er auf seine Lieblingsstelle, die große Ansprache der Mutter an den Sohn; die Rede, die Coriolan bewegen soll, von Rom abzuziehen und diesen Zweck erreicht, trotzdem sie elender und brüchiger garnicht hätte ausfallen können. »Es ist ein Wunder, sagt Brecht von Shakespeare, wo er diese Rede hat auftreiben können; er muß weiß Gott lange danach gesucht haben.« Und doch ist es eben diese Rede, die die Mutter zum Ziel führt und wie das möglich ist, spricht Coriolan mit dem Satz aus, mit dem er aus der Situation das Fazit zieht. »Ich saß zu lang« sagt er und sonst nichts. Andere Beispiele aus Shakespeare.

Ich spreche von Glosters Sprung von der Klippe, die keine ist, weil mir an dieser Stelle zuerst die Ahnung von andern Möglichkeiten der Bühne, als Freytag sie in seiner »Technik des Dramas« kennt, aufdämmerte. Vielleicht wäre es garnicht das Schlechteste, einmal die Gesetze des epischen Theaters an der Auseinandersetzung mit diesem Buch zu entwickeln. Auch ein sehr wichtiges entnahm ich de⟨m⟩ Hinweis aus einem Gespräch von Brecht mit der Neher auf der Fahrt von Le Lavandou nach Marseille. Brecht entwickelte einen Wunsch, kleine Aufzeichnungen von Leuten zu bekommen, die über das »Verhalten« der Menschen auf Grund von Beobachtungen berichteten. Es scheint, daß die Neher seit einiger Zeit dergleichen Versuche gemacht hat. Brecht ermunterte sie sehr, fortzufahren. Sie solle einfach schreiben, was sie habe feststellen können. »Und vor allen Dingen: keine Pointen. Sonst sind die Sachen gleich wertlos.« Ich glaube, hieraus ließe sich nicht nur viel über das epische Theater sondern auch manches über Brecht entwickeln: er scheint nichts so zu meiden und in Acht zu tun als alle Unternehmungen und Verhaltungsweisen, die ihren Lohn dahin haben. – Sehr kurios ist, was Brecht zu Ehren des epischen Theaters über »Romeo und Julia« zu sagen hat. Wir gingen von einer Bemerkung aus, die Speyer mir vor Jahren über das Stück gemacht hatte: wie höchst bezeichnend und unglaublich kühn zugleich es sei, daß Shakespeare den Romeo als heißesten Liebhaber der Rosaline einführe, um ihn für Julia entflammt zu zeigen. Brecht variierte das nun gleich erstaunlich: der Romeo erscheine eben nicht nur als heißester sondern auch als glücklichster Liebhaber, nämlich total erschöpft, ganz ohne im Besitz seiner männlichen Kräfte zu sein. Und wollte man Brecht glauben so schien das wirklich das »epische« Thema dieses Stückes zu sein, nämlich daß die beiden nicht zueinander finden und zwar eben vor allem ganz physiologisch; wie ja der Akt »bekanntlich« nicht zustande komme, wo die Partner nur sexuelle Absichten hätten, so scheitere die Sache für Romeo und Julia daran, daß sie zu sehr dahinter her, zu erpicht darauf seien.

*21 Juni.* Am letzten Tag unserer Fahrt von Marseille nach Paris machten wir im Freien Station. Brentanos blieben an der Straße; ich ging etwas höher, eine Böschung hinauf und legte mich unter einen Baum. Es ging gerade ein Wind; der Baum war eine Weide oder eine Pappel, jedenfalls ein Gewächs mit sehr biegsamen, leicht bewegten Ästen. Während ich in das Laubwerk sah und seine Bewegung ver-

folgte, kam mir mit einem Mal der Gedanke, wieviel Bilder, Metaphern der Sprache allein in einem einzigen Baume nisten. Diese Äste, und mit ihnen der Wipfel, wiegen sich erwägend und biegen sich ablehnend, die Äste zeigen, je nachdem der Wind weht, sich zuneigend oder hochfahrend, die Blättermasse sträubt sich gegen die Zumutungen des Windes, erschauert vor ihnen oder kommt ihnen entgegen, der Stamm hat seinen guten Grund, auf dem er fußt und ein Blatt wirft seinen Schatten aufs andere.
Nachtrag zu Brechts Untersuchungen über das Wohnen und die Vorstellungen im allgemeinen: Wohnen im Hotel. – Vorstellung, das Leben sei ein Roman.

## Tagebuch vom siebenten August neunzehnhunderteinunddreissig bis zum Todestag

Sehr lang verspricht dieses Tagebuch nicht zu werden. Heute kam die ablehnende Antwort von ⟨Anton⟩ Kippenberg und damit gewinnt mein Plan die ganze Aktualität, die ihm die Ausweglosigkeit nur geben kann. »Ein Mittel, ebenso bequem aber etwas weniger endgültig« müßte ich finden – sagte ich heute zu I. Die Hoffnung darauf ist sehr klein geworden. Wenn aber etwas die Entschlossenheit, ja den Frieden, mit denen ich an mein Vorhaben denke, noch steigern kann, so ist es kluge, menschenwürdige Verwendung der letzten Tage oder Wochen. Die eben zurückliegenden ließen in dieser Hinsicht manches vermissen. Unfähig, etwas zu unternehmen lag ich auf dem Sofa und las. Oft verfiel ich, am Ende der Seiten, in so tiefe Abwesenheit, daß ich umzublättern vergaß; meist mit meinem Plan beschäftigt, ob er unumgänglich sei, ob besser hier im Atelier oder im Hotel ins Werk zu setzen u.s.w.
Ich las »Friedensfest« und »Einsame Menschen«. Ungesittet benehmen die Leute sich in diesem Friedrichshagner Milieu. Aber so kindisch scheinen sich die Menschen in dieser »Neuen Gemeinschaft« Bruno Willes oder Bölsches eben benommen zu haben. Der heutige Leser fragt sich, ob er einer Generation von Spartiaten angehöre, soviel mehr Zucht und vor allem so viel mehr Gabe von sich selber ab-, über sich selbst hinwegzusehen besitzt er. Was für ein roher Patron ist nicht dieser Johannes Vockerath, den Hauptmann mit sichtlicher Sympathie darstellt; die Unerzogenheit und Indiskretion scheint eine Voraussetzung dieses dramatischen Heldentums.

Zugleich aber kann man an diesen Figuren ablesen, wie hinfällig dramatische Figuren werden, denen der Autor zu gerne zuhört. Wer sich nach vierzig Jahren ihnen zuwendet, um sich in sie hineinzuversetzen, der findet garkein Unterkommen, dem starrt aus jedem Fenster schon ein Wort, schon eine Redewendung entgegen; diese Menschen sind Mietskasernen abgelebter Reaktionen und Gefühle. Und so kann man an ihnen ein Gesetz der wirklich großen dramatischen Figur ablesen: sie hat Hohlräume, uninteressante Zellen, die ihr das Leben verbürgen, Kammern des Schweigens oder leere Prunkgemächer des Pathos, in denen nach Jahrzehnten oder Jahrhunderten sich der Gast noch unterbringen, wenn nicht heimisch machen kann. – Eine große Merkwürdigkeit anderer Art ist in diesen hauptmannschen Stücken die Krankheit. Hier wie bei Ibsen scheinen die Krankheiten im Grunde Decknamen für die Krankheit der Jahrhundertwende, das mal de siècle, zu sein. In jenen halb verpfuschten Bohemiens wie Braun und Dr. Scholz ist die Sehnsucht nach Freiheit am stärksten, andererseits scheint es oft so als ob die intensivere Befassung mit der Kunst, mit der sozialen Frage und ähnliches die Menschen krank macht. Mit andern Worten: Krankheit ist hier ein soziales Emblem, etwa wie Wahnsinn es bei den Alten gewesen ist. Die Kranken haben ganz besondere Kenntnis vom Zustand der Gesellschaft; in ihnen schlägt die private Hemmungslosigkeit gewissermaßen in die inspirierte Witterung der Atmosphäre um, in der die »Zeitgenossen« atmen. Die Zone dieses Umschlagens aber ist die »Nervosität«. Es wäre wichtig festzustellen, ob nicht selbst dies Wort zum Modewort im Jugendstil geworden ist. Die Nerven jedenfalls sind inspirierte Fäden, gleichen jenen Fasern, die sich mit unbefriedigten Verjüngungen, mit sehnsuchtsvollen Buchten um Mobiliar und Fassade zogen. Die Figur des Bohemiens, der Emanzipierten – der Naturalismus sah sie am liebsten in Gestalt einer Daphne, wie sie unter dem Nahen der verfolgenden Wirklichkeit in ein Bündel von bloßgelegten, pflanzenhaften, in der Luft der Jetztzeit erschauernder Nervenfasern sich verwandelt.

Gestern Abend eine Zusammenkunft mit ⟨Albert⟩ Salomon und ⟨Hajo⟩ Holborn. Das Gespräch drehte sich um Methodenfragen der Geschichte. Es fiel ein ausgezeichnetes Wort von Huizinga: die Geschichte (der Durchschnittshistoriker) beantwortet mehr als ein Weiser fragt. Mein Versuch eine Konzeption von Geschichte zum

Ausdruck zu bringen, in der der Begriff der Entwicklung gänzlich durch den des Ursprungs verdrängt wäre. Das Historische, so verstanden, kann nicht mehr im Flußbett eines Entwicklungsverlaufes gesucht werden. Es tritt, wie ich wohl schon an anderer Stelle bemerkt habe, hier für das Bild des Flußbetts das des Strudels ein. In solchem Strudel kreist das Früher und Später – die Vor- und Nachgeschichte eines Geschehens oder besser noch eines status um diesen. Die eigentlichen Gegenstände einer solchen Geschichtsauffassung sind daher nicht bestimmte Ereignisse sondern bestimmte unwandelbare *status* begrifflicher oder sinnlicher Art: also die russische Agrarverfassung, die Stadt Barcelona, die Bevölkerungsverschiebungen in der Mark Brandenburg, das Tonnengewölbe u.s.w. Ist diese Anschauung also bestimmt durch die Entschiedenheit, womit sie sich gegen die Möglichkeit des evolutionistischen und universalen Elements in der Geschichte ausspricht, so ist sie im Innern von einer fruchtbaren Polarität bestimmt. Die beiden Pole einer solchen Auffassung sind das Geschichtliche und das Politische, man könnte scharf pointieren: das Geschichtliche und das Geschehen. Beide liegen auf gänzlich verschiednen Ebnen. Niemals kann zum Beispiel davon gesprochen werden, daß wir Geschichte erlebten: ebensowenig in dem Sinne als rücke eine Darstellung das Geschichtliche uns so nahe, daß ⟨es⟩ wie ein Geschehn wirke – solche Darstellung wäre wertlos – noch in dem Sinne als erlebten wir Geschehnisse, die bestimmt seien, Geschichte zu werden, solche Auffassung ist journalistisch.

Ich verleihe mir vor Toresschluß einen Titel, den Lichtenberg erdacht hat »Professor philosophiae extraordinariae«.

*12 August.* Im Gespräch mit ⟨Gustav⟩ Glück ergab sich mir der eigentliche Grund für die Haltung, die Kraus meiner »Essay-Reihe« gegenüber eingenommen hat. Gewiß mag für sie die Rücksicht auf die Anhänger eine Rolle gespielt haben. Aber den wahren Schlüssel seines Verhaltens gibt doch erst der »Fall Diebold« im letzten Hefte der Fackel. Hätte nämlich meine Arbeit an noch so versteckter Stelle den Namen Diebold enthalten und, auch nur schattenhaft, auf dessen Verunglimpfung von Kraus Bezug genommen, er hätte das Rühmlichste über sie – die Stelle und die Arbeit – zu sagen gewußt. Nun aber hat er in ihrer ganzen Ausdehnung den Namen Diebold vergebens gesucht und er war nicht gewillt, meines Aufsatzes wegen seine Politik gegen die Frankfurter Zeitung zu

ändern – um so weniger als sie ihm für diese keine Waffe in die Hand gab.
Je älter man als Schriftsteller wird desto mehr wird einen hin und wieder beim Lesen ein Wort frappieren, das man selber noch nie geschrieben hat. So ein Wort kann eine ganze Periode heraufführen. Aber nicht nur je länger je mehr werden einen solche Wörter frappieren sondern auch desto öfter. Denn dieser Sinn für den Stempelglanz der Worte erwacht sehr spät, je öfter man auf abgegriffne ja auf solche stößt, die Spuren unserer eignen Griffe schon an sich haben.
*Am 16 August bei* ⟨*Willy*⟩ *Haas.* Es ergab sich da in der kleinen, dem Hause vorgebauten Glasveranda – anwesend waren die Frau, Tritsch, ⟨Artur⟩ Rosen und ⟨Peter⟩ Huchel – ein Gespräch, aus dem mir einiges des Festhaltens wert scheint. Indem ich von der Protestversammlung gegen die Zensur, die in den Schubertsälen am dreizehnten stattgefunden hatte, berichtete, ergab sich die naheliegende Aussprache über Marxismus und Kunst. Dabei konnte ich nun die Dialektik dieses Verhältnisses entwickeln. Ich stellte zwei Thesen auf, die seit jeher – genauer seit dem Aufgang des Kapitalismus – mit einander im Streite liegen:

die Kunst dem Volke die Kunst den Kennern

Offenkundig ist, daß vorerst alles zugunsten der zweiten These spricht. Vor allem hat es sich jederzeit erwiesen, daß eine Kunstübung die sich mehr an das undifferenzierte Genußbedürfnis von Konsumenten als an die kritische Mitarbeit von Kennern wendet, sehr bald durchaus verrohend wirkt. In der jüngsten Zeit ist das am auffallendsten am Roman festzustellen. Der Roman scheint von vornherein deutlicher auf Konsum, auf ein unproduktives Genießen zu zielen als die übrigen Formen der Kunst. Ich habe, an anderer Stelle, diese Analogie, die der Roman zur Speise hat, genauer durchführen können. Die Zeiten sind längst vorüber, in denen diese Speise einen Nährwert besaß und die »Volkstümlichkeit« der Kunst, die heute im wesentlichen von den Erfolgsromanen repräsentiert wird, hat schon längst nichts Produktives oder Nährendes mehr – wie der Roman es in den Zeiten der beginnenden Emanzipation der Bürgerklasse gehabt hat – sie ist vielmehr der Ausdruck einer restlosen Eingliederung dieser Art Schrifttum in den Warenumlauf geworden; sie dient einzig und allein dem Komfort. Die Romantiker haben bereits vor hundert Jahren durch die gewagte-

sten technischen Anlagen versucht, der Kennerschaft im Romanleser zu ihrem Recht zu verhelfen; das Ergebnis aber ist gewesen, daß sie so den Roman um jede Volkstümlichkeit gebracht haben. Die Antinomie ist also gerade auf dem breitesten Produktionsfeld des bürgerlichen Schrifttums unversöhnlich. Auf der anderen Seite jedoch erschließt auf die Dauer jede Klasse und jede gesellschaftliche Schicht ihre Lebens- und Sprachformen einzig dem, der für sie tätig ist, der die Stoffe, die sie ihm zuführt, in verwandelter Gestalt ihr wieder zur Verfügung stellt. Das bedeutet: jede Kunstübung, die auf Volkstümlichkeit von vornherein und in ihrer ganzen Breite verzichtet, wird mehr als billig der Marktbewegung für die Luxusware, und das will sagen dem Diktat der Mode anheimfallen. Nun liegt es natürlich so, daß jede blühende Literatur zwischen den Extremen der volkstümlichsten und der esoterischsten Dichtung immer eine ganze Reihe von Übergängen gekannt hat. Das Entscheidende aber war, daß diese vermittelnden Stufen nicht nur äußerlich, dem Erfolge oder den Auflageziffern nach eine Kontinuität aufwiesen, sondern daß eine solche innere Kontinuität zwischen den bestimmten Provinzen des Schrifttums an und für sich, von innen her, bestand. Bei uns besteht sie in keiner Weise und das besagt, daß gerade die wichtigsten Aufgaben: die Arbeit an den neuen Kunstformen unter Heranziehung des ganzen Arsenals der proletarischen Lebens- und Sprachformen unlösbar, ja man darf beinah sagen, unformulierbar geworden ist. Diese Verhältnisse haben zur sogenannten Krise der Kunst und zu der Forderung ihrer Abschaffung, schließlich zu der Formulierung geführt, der Journalismus habe an ihre Stelle zu treten. So abstrus diese Parole nun unter der Klassenherrschaft der Bourgeoisie ist, so groß ist die Bedeutung der Tatsache, daß sie unter ihr schon entstehen konnte und ihr prognostischer Wert. Die restlose Assimilierung der Literatur durch die Zeitung – die sich in Gestalt der Fortsetzungen ja sogar den Roman angeeignet hat und ihn in dieser neuen Form zusehends verwandelt – ist nämlich ein dialektischer Prozeß, der Untergang des Schrifttums unter den heutigen gesellschaftlichen Verhältnissen, aber die Formel seiner Wiederherstellung unter veränderten. Und da die heutigen mit den veränderten sich im Grunde bereits durchdringen, so läßt sich hier schon vielerlei ablesen. Allerdings: erste Folge der publizistischen Alleinherrschaft der Zeitung ist, die Eingliederung der literarischen Produktion in die der Waren auch

an allen den Stellen manifest zu machen, an denen sie es bisher noch nicht war. Die zweite aber verhält sich zu dieser ersten schon dialektisch. Indem nämlich das Schrifttum an Breite gewinnt was die Kunst an Tiefe verliert, beginnt die Trennung zwischen Autor und Publikum, die der Journalismus auf korrupte Weise aufrecht erhält, auf anständige Art durchbrochen zu werden. Der Lesende ist jederzeit bereit ein Schreibender, nämlich ein Beschreibender und ein Vorschreibender zu werden; von jeder sachlichen Kennerschaft aus bahnt sich ein Zugang zum Schreibenkönnen: kurz, die Arbeit selbst kommt zu Worte; ihre Darstellung macht einen Teil des Könnens, der zu ihrer Ausführung selbst verlangt wird; die literarische Kennerschaft wird nicht im ⟨Konsum sondern in⟩ der Praxis des Arbeitsganges fundiert und damit volkstümlich; die Volkstümlichkeit des Schreibens wird nicht auf Konsum sondern auf Produktion abgestellt, also fachmännisch. Es ist, mit einem Wort, die Literarisierung der Lebensverhältnisse, welche der unlösbaren Antinomie Herr wird, unter der heute das gesamte Kunstschaffen steht und es ist der Schauplatz der tiefsten Erniedrigung des gedruckten Wortes, also die Zeitung, auf dem in einer neuen Gesellschaft seine Wiederherstellung von statten gehen wird. Ja sie ist nicht die verächtlichste List der Idee. Die Not – die mit ungeheurem atmosphärischen Druck heute gerade das Schaffen der Besten komprimiert, daß es im dunklen Bauche eines Feuilletons wie in dem eines hölzernen Pferdes Platz hat, um eines Tages das Troja dieser Presse in Brand zu setzen.

## Spanien 1932

Die ersten nachzudenkenden Bilder in San Antonio: die Interieurs, die in offnen Türen, deren Perlvorhänge gerafft sind, sich auftun. Noch aus dem Schatten schlägt das Weiß der Wände blendend hervor. Und vor der rückwärtigen stehen gewöhnlich streng ausgerichtet und symmetrisch in der Stube zwei bis vier Stühle. Wie sie so dastehen, anspruchslos in der Form, aber mit auffallend schönem Geflecht und überaus repräsentabel, läßt sich manches von ihnen ablesen. Kein Sammler könnte kostbare Teppiche oder Bilder mit größerem Selbstbewußtsein an den Wänden seines Vestibüls ausstellen als der Bauer diese Stühle im kahlen Raum. Sie sind aber auch nicht nur Stühle; im Augenblick haben sie ihre Funktion geändert,

wenn der sombrero über der Lehne hängt. Und in diesem neuen Arrangement wirkt der geflochtene Strohhut nicht weniger kostbar als der Stuhl. So wird es denn wohl überhaupt so sein, daß in unseren wohlbestellten, mit allen erdenklichen Bequemlichkeiten versorgten Räumen kein Platz für das wahrhaft Kostbare ist weil kein Platz für Gerätschaften. Kostbar können Stühle und Kleider, Schlösser und Teppiche, Schwerter und Hobel sein. Und das eigentliche Geheimnis ihres Wertes ist jene Nüchternheit, jene Kargheit des Lebensraumes, in dem sie nicht nur die Stelle, an die sie gehören, sichtbar einnehmen können, sondern den Spielraum haben, die Fülle von verborgenen immer wieder überraschenden Funktionen erfüllen zu können, um derentwillen das Kostbare dem gemeinen Ding überlegen ist.

Ein Traum aus der ersten oder zweiten Nacht meines Aufenthalts in Ibiza: Ich ging spät abends nach Hause – es war eigentlich nicht mein ⟨Haus⟩, vielmehr ein prächtiges Mietshaus, in welches ich, träumend, Seligmanns einlogiert hatte. Da begegnete mir, aus einer Seitenstraße schnell auf mich zueilend, in nächster Nähe des Hausportals, eine Frau, die im Vorübergehen, ebenso schnell wie sie sich bewegte, flüsterte: Ich geh zum Tee, ich geh zum Tee! Ich folgte der Versuch⟨ung⟩, ihr nachzugehn nicht, trat vielmehr in das Haus von S' ein, wo sich aber alsbald ein unangenehmer Auftritt ergab, in dessen Verlauf der Sohn des Hauses mich an der Nase faßte. Unter entschiednen Protestworten warf ich die Haustür hinter mir zu. Kaum war ich wieder im Freien, als aus derselben Straße, mit denselben Worten, dasselbe Frauenzimmer auf mich zu schnellte und diesmal folgte ich ihr. Zu meiner Enttäuschung aber ließ sie sich nicht ansprechen, sondern eilte immer gleich schnell eine etwas abschüssige Gasse entlang bis sie vor einem eiser⟨n⟩en Gitter engste Fühlung mit einem ganzen Haufen von Dirnen bekam, die da offenbar vor ihrem Quartier standen. Ein Schutzmann war nicht weit davon postiert. Mitten in soviel Verlegenheiten erwachte ich. Da fiel mir ein, daß die erregende seltsam gestreifte Seidenbluse des Mädchens in den Farben Grün und Violett geglänzt hatte: den Farben von Fromms Akt (vgl. Taschenbuch I Blatt 22)

Noch ein Traum (dieser in Berlin, einige Zeit vor der Reise). Mit Jula war ich unterwegs, es war ein Mittelding zwischen Bergwande-

rung und Spaziergang, das wir unternommen hatten und nun näherten wir uns dem Gipfel. Seltsamerweise wollte ich das an einem sehr hohen, schräg in den Himmel stoßenden Pfahl erkennen, der, an der überkragenden Felswand aufragend, sie überschnitt. Als wir dann oben waren, war das aber garkein Gipfel sondern eher ein Hochplateau, über das eine breite, beiderseits von altertümlichen ziemlich hohen Häusern gebildete Straße sich zog. Nun aber waren wir mit einem Mal nicht mehr zu Fuß sondern saßen in einem Wagen, der durch diese Straße fuhr, nebeneinander, auf dem rückwärtigen Sitz, wie mir scheint; vielleicht aber änderte auch, während wir in ihm saßen, der Wagen die Fahrtrichtung. Da beugte ich mich zu Jula um sie zu küssen. Sie bot mir aber nicht den Mund sondern die Wange. Und während ich sie küßte, bemerkte ich, daß diese Wange aus Elfenbein und ihrer ganzen Länge nach von schwarzen, kunstfertig ausgespachtelten Riefen durchzogen wurde, die mich durch ihre Schönheit ergriffen.

Die Wirtschaft auf der Insel ist ganz archaisch. Vor fünfzig Jahren hat man hier noch kein Brot gekannt; das Volksnahrungsmittel war Mais. Und noch heute gibt es nicht mehr als vier bis sechs Kühe, manche behaupten, wegen der Futtermittel, Don Rossiglio aber, Fischereiunternehmer und Deputierter, ⟨behauptet,⟩ wegen der Rückständigkeit der Bewohner. Wie lange wird diese Rückständigkeit erhalten bleiben? Noch bewässert man die Felder nach alter arabischer Weise mit Schöpfrädern, die von Maultieren betrieben werden. Noch drischt man das Getreide unter den Hufen der Pferde, welche an langen Zügeln auf der Tenne getrieben werden. Aber schon stehen in Ibiza und San Antonio unfertige Hotelbauten, in denen den Fremden fließendes Wasser in Aussicht gestellt wird. Die Zeit bis zu ihrer Fertigstellung ist kostbar geworden. Noch sind die Wege einsam: der Spaziergänger der vom Rascheln der Eidechsen, die Eidechsen die vom Schritt des Spaziergängers auffahren sind, für eine kurze Weile noch, unter sich. Aber gerade diese unscheinbaren Eidechsen sind es, mit denen das Neue hier anfing. Man erinnert sich auch der Terrarien, die vor einigen Jahren in der Kakteenecke der Boudoirs oder Wintergärten sich ansiedelten. Eidechsen begannen ein internationaler Modeartikel zu werden. Unter den heutigen Tierhändlern sind nun diese Inseln, die Pityusen ob ihrer Eidechsen wegen ebenso renommiert wie sie es unter

den antiken Generälen ihrer Schleuderer wegen waren. Und so setzte sich eines Tages ein Mann hier fest, um sich mit einem kleinen Eidechsenversand durchs Leben zu schlagen. Es gibt viele Arten Eidechsen zu fangen: sie scheinen aber alle auf der großen Neugier dieser Tiere zu beruhen. Wer weiß, welche biologische Ursache diese Neugierde haben mag: die des Nahrungstriebs jedenfalls kaum. Denn einerseits bleiben sie ohne weiteres drei, vier Wochen, ohne etwas zu fressen (weswegen sie sich so leicht verschicken lassen), andererseits werden sie nicht müde, auch das Ungenießbarste, etwa eine Hand, zu beäugen, wenn sie ihnen merkwürdig ist. Mit dieser Neugier rechnet man, wenn man Fallen stellt. Das einfachste ist eine tiefe, offene Konservenbüchse mit einem stark aromatischen Köder – Käse, Fisch, Wurst – auf dem Grunde in den Boden zu graben; nach einigen Tagen findet man in ihr eine Anzahl der Tiere, die an den glatten Wänden nicht wieder heraufklettern konnten. Andere, mißtrauischere, muß man in haardünnen Schlingen fangen, die mit irgendeinem aromatischen Stoffe bestrichen sind, damit das Tier sie beschnuppert. Die sonderbarste Fangart aber soll im Altertume geübt worden sein. In eine Schlinge nämlich habe man eine große Speichelblase hineinfallen lassen und nun diese nun, als einen Spiegel gleichsam dem Tiere entgegengehalten. Im Augenblick, da das Tier in die Höhlung vorstieß, zog der Fänger die Schlinge zu. Es ist aber nicht jener erste Fänger gewesen, der das alles zu erzählen wußte; vielmehr scheint der seine Berufsgeheimnisse nur gegen gutes Geld preisgegeben zu haben, soviel man wenigstens aus der Niederlassungsgeschichte des zweiten entnehmen kann. Eines weiteren Tags nämlich stellte es sich heraus, daß auf dem Kontinent die Krise den Eidechsen, soweit sie zum Ameublement gehörten, den Garaus gemacht hatte. Und ungefähr um dieselbe Zeit – im Jahre 1922 – war es, daß in Stuttgart ein müßiger Bildhauer, der in der Inflation sein Vermögen verloren hatte, mit betrübten Gedanken sich an das selten benutzte Radio setzte. Dieser Bildhauer war ein unruhiger Geist, von denen einer, die zur rechten Zeit ihren Eltern davongelaufen sind⟨,⟩ und als er fünfzehn Jahre alt war, da lebte er schon als einziger Weißer in einem südamerikanischen Indianerdorfe. Das Schiff das ihn als Schiffsjungen auf Fahrt genommen hatte, war gescheitert, die übrige Mannschaft nach Deutschland spediert, ihm aber die weitere Seefahrt von zu Haus untersagt worden. Und weil ihm das nicht paßte, blieb er bei

den Indianern, wie sehr der deutsche Konsul in Pernambuco ihn auch vor den vielen Sandflöhen im Indianerdorf warnte. Dieser also, der sich beizeiten gekrümmt hatte, saß am Radio. Vor dem Mikrophon aber stand ein ehemals in Spanien internierter Deutscher, der bei der Generosität der Spanier während des Krieges recht gut das Land hatte kennen lernen können. Er war auch nach Ibiza gekommen und sprach nun über »Eine vergessene Insel«. So kam J..., der Bildhauer auf die Insel, zunächst nur zu einem kurzen informatorischen Aufenthalt: als er die Verhältnisse günstig, die Eidechsen mannigfach, die Einheimischen zuvorkommend fand, kehrte er zurück und begann sich niederzulassen. Seinem Vorgänger zahlte er tausend Mark für die Kundenliste und die Verbindlichkeit, keinerlei Handel mit Tieren mehr auf der Insel zu treiben. Inzwischen aber hatte die Weltkrise ihren Lauf genommen und die Eidechsen aus den Wintergärten und Boudoirs ausquartiert. Die Aufträge blieben aus, wenigstens bis auf die der Händler, deren Preise den Fang nicht lohnen. Denn jede Fahrt auf eine der einsamen, unbewohnten Inseln, auf denen die selteneren, zum Teil noch unbeschriebenen Arten vorkommen, bedeutet zwei bis drei Tage Arbeit, dazu ein Risiko für den Kahn, der dort nirgends Ankergrund finden kann. J... aber, der nun einmal installiert war, sah seinen Traum, eine zivilere, gewissermaßen emanzipierte Form, seinen Lebensunterhalt auf dieser Insel zu bestreiten, zerronnen. Sie hatte mit ihren alten Überlieferungen, ihren archaischen Lebensformen, das letzte Wort behalten. Er wurde Fischer und wenn er heute eine Zigarette entzündet, benutzt er, wie jeder andere Feuerstein und Zündschnur. »Im Boot« sagt er »ist es das Beste. Streichhölzer bläst der Wind aus, aber je mehr er weht, desto besser glimmt sie.«

Es regnet und das Licht, das alle Dinge hier vom Himmel her so schonungslos beansprucht, verzieht sich, um sie der Erde zurückzugeben. – Die weißen Häuser in ihren Kaktushecken von einem Getümmel stürmender grüner Geister bedrängt.

Von der Ehrlichkeit der Einheimischen und vom Gegenteil. Zwei Geschichten. Ein Fremder, der nach mehrmonatliche⟨r⟩ Anwesenheit sich Freundschaft und Vertrauen auf der Insel erworben hatte, sieht den letzten Tag seines Aufenthalts gekommen. Es trifft

sich, daß es ein glühend heißer ist und, einmal mit seinen Reisevorbereitungen am Ende, beschließt er, sich der Sorge um seine Sachen möglichst bald zu entledigen, um noch ein zwei Stunden den kühlen Schatten auf der Terrasse eines ibizenkischen Weinhändlers zu genießen. Auf dem Schiff verspricht man ihm, sein Gepäck, einschließlich seiner Jacke in Verwahrung zu nehmen, und merklich entlastet, begibt sich der Fremde zu seinem Weinhändler, dem er auch in Hemdsärmeln herzlich willkommen ist. Mühelos kommt er mit den ersten copitas eines landläufigen Weißen zu Rande. Aber je weiter ihm so im Trinken die Zeit vorrückt, desto schwerer scheint ihm der Abschied ⟨zu⟩ werden, zumal so ein sang- und klangloser. Fragen stoßen ihm auf, nach dem schönen Portal der Kurie zu Ibiza, nach den seltsamen Entführungs- und Verbringungssitten, von denen niema⟨nd⟩ genaueres gehört hat, nach der Herkunft jener seltsamen Namen, mit denen die Fischer hier die Berge bezeichnen und die ganz verschieden sind von den Namen, die sie von den Bauern bekommen. Zur rechten Zeit erinnert er sich, den Namen seines Weinschenken schon einmal als einer Autorität für die Chronik der Insel haben nennen zu hören. Er möchte in letzter Stunde doch noch dies und jenes unter Dach und Fach bringen, vielleicht auch über die Einsamkeit des herannahenden letzten Abends hinwegkommen. Er bestellt eine Flasche vom besten und während der Wirt sie vor seinen Augen entkorkt, hat sich das Gespräch zwischen ihnen schon angesponnen. Nun hat der Fremde in den vergangnen Wochen die fanatische Gastfreundschaft der Inselbewohner hinreichend kennen gelernt, um zu wissen, daß man die Ehre, ihnen etwas vorzusetzen, von langer Hand und gleichsam notariell stipulieren muß. So ist es also sein erstes, den Wirt freundlich zu bitten, sein Gast zu sein und in diesem Punkte bleibt er auch bei der zweiten und dritten Flasche fest, um so mehr, als er so mit gutem Gewissen die eine oder andere seiner Auskünfte in der Gestalt von Stichworten sich notieren kann. Um aber auf die Notizen des Fremden zurückzukommen: da gibt es Motive, die es an Kraft mit denen Stendhals aus den italienischen Novellen aufnehmen können. Welches Bild: das mannbare Mädchen, am Feiertag von Bewerbern umgeben, der Vater aber seiner Tochter streng die Frist für das Gespräch mit ihren Freiern setzend: eine Stunde, anderthalb im Höchstfalle und mögen es auch dreißig und mehr sein, so daß ein jeder, was er sagen will, in einige Minuten zu drän-

gen hat. Überm Gespräch ist es kühl geworden, der Wirt läßt es sich nicht nehmen, dem Fremden eine seiner eigenen Jacken umzugeben und die letzte Flasche wird angebrochen. Die gute Hälfte wartet noch auf sie, da dröhnt eine Sirene in ihr Gelage. Es ist der Dampfer, der zehn Minuten entfernt klar zur Ausfahrt, an der Mole liegt und das Gepäck des Fremden schon an Bord hat. Über die Dächer gewahrt man im blassen Abendhimmel sein Toplicht. Daß zu Komplimenten nicht mehr viel Zeit bleibt, sieht auch der Wirt ein und so händigt er ohne viel Widerstreben, getreu der getroffenen Abrede, dem Fremden die Rechnung ein. Der aber schrickt, noch ehe er einen Blick auf sie geworfen, zusammen. Seine Brieftasche, die unabänderlich in der hinteren Tasche der Hose verwahrt wird, ist fort. Blitzschnell streift er mit einem Blick den Wirt. Dessen biederes Gesicht drückt Bestürzung aus. Unmöglich, daß er das Portefeuille hat. Mit den zuvorkommendsten Wendungen bittet er, diesem Zwischenfall keine Bedeutung beizumessen. Ohnehin sei es ihm unlieb gewesen, in seinem eignen Hause der Gast des Herrn sein zu müssen. Und was die Brieftasche angehe, die werde sich ganz bestimmt im Jackett an Bord finden. Für den Fremden ist aber auch dies nur ein halber Trost. Die Scheine sind nicht klein, die er drin verwahrt hat und es sind auch nicht wenige. Auf Bord gehen seine schlimmsten Erwartungen in Erfüllung. Die Jacke ist leer und er weiß nun, was er von der gerühmten Ehrlichkeit der Bevölkerung zu halten hat. Vor d⟨ie⟩ Alternative gestellt, die Schiffsbesatzung oder den Wirt zu verdächtigen, entscheidet er sich in einer schlaflosen Nacht für d⟨as⟩ Schiffsvolk. Aber er irrte. Der Wirt war es, der die Brieftasche hatte. In Deutschland kaum angekommen erhielt er den Beweis davon in Gestalt folgenden Telegrammes: ⟨»⟩Brieftasche eben erst in Jackett entdeckt, das Sie bei mir umnahmen. Geldbetrag folgt.«

Nicht abraten. Wer um Rat gefragt wird, tut gut, zuerst des Fragenden eigne Meinung zu ermitteln, um sie sodann ihm zu bekräftigen. Von eines andern größerer Klugheit ist keiner so leicht überzeugt und wenige würden daher um Rat fragen, geschähe es mit dem Vorsatz, einem fremden zu folgen. Es ist vielmehr ihr eigener Entschluß, der im Stillen gefaßt ist, den sie noch einmal, gleichsam von der Kehrseite, als »Rat« des andern kennen lernen wollen. Diese Vergegenwärtigung erbitten sie von ihm und sie haben recht. Denn

das Gefährlichste ist, was man »bei sich« beschloß, ins Werk zu setzen, ohne es die Aussprache, wie einen Filter, passieren zu lassen. Darum ist dem, der Rat sucht, schon halb geholfen und wenn er Verkehrtes vorhat so ist, ihn skeptisch zu bestärken besser als ihm überzeugt zu widersprechen.

Daß der Schüler den Inhalt seines Buchs unterm Kopfkissen am Morgen auswendig weiß, der Herr den Seinigen es im Schlafe gibt und die Pause schöpferisch ist – dem Spielraum zu geben ist das A und O aller Meisterschaft und ihr Kennzeichen. Dieser Lohn eben ist es, vor den die Götter den Schweiß gesetzt haben. Denn Kinderspiel ist Arbeit, welche mäßigen Erfolg erzielt, mit der verglichen, die das Glück herbeiruft. So rief Rastellis ausgestreckter kleiner Finger den Ball herbei, der wie ein Vogel auf ihn heraufhüpfte. Die Übung von Jahrzehnten, die dem vorherging, hat in Wahrheit weder den Körper noch den Ball »unter seine Gewalt« sondern dies zustande gebracht: daß beide hinter seinem Rücken sich verständigten. Den Meister durch Fleiß und Mühe bis zur Grenze der Erschöpfung zu ermüden, so daß endlich der Körper und ein jedes seiner Glieder nach ihrer eigenen Vernunft handeln können: das nennt man üben. Es ist eine posthypnotische Suggestion, die hier, im Binnenraum des Körpers gleichsam, wirksam wird, indem der Wille ein für alle Mal zugunsten der Organe abdankt: zum Beispiel der Hand. So kommt es vor, daß einer nach vergeblichem Suchen das Vermißte sich aus dem Kopf schlägt, dann eines Tages etwas Anderes sucht und so das erste ihm in die Hand fällt. Die Hand hat sich der Sache angenommen und im Handumdrehn ist sie einig mit dem Objekt geworden, das sich dem verbißnen Willen entzog.

Es ist eine sonderbare Marotte, daß die Reiseschriftsteller sich auf das Schema der »Erfüllung« festgelegt haben, jedem Lande den Dunst, den die Ferne darum gewoben hat, jedem Stande die Gunst, die die Phantasie des Müßiggängers ihm leiht, erhalten zu wollen. Die Einebnung des Erdballs durch Industrie und Technik hat so große Fortschritte gemacht, daß von rechtswegen die Desillusionierung den schwarzen Hintergrund der Schilderung machen müßte, von dem dann das wirklich sonderbare Inkommensurable der nächsten Nähe – der Menschen im Verkehr mit ihresgleichen, mit dem Lande – um so schärfer sich abheben könnte. Man muß zugeben, daß in Deutschland die Reportagen, insofern man sie als eine Art

umgewandter Reisebeschreibungen ansieht, das gleiche zum Ausdruck bringen. Es ist nichts als eine Sache von Zeit und Studium, so die nächste Nähe auch des Entfernteren gegenständlich zu machen. Dazu hat dann freilich die Disziplin zu treten, welche es dem Autor verbietet, Effekte aus der ersten Begegnung zu schlagen, der, wenn sie nicht als Impression verwertet, sondern als Samenkorn dem Schoße des Gewohnten eingesenkt wird, später der wunderbare Baum entwachsen kann, dessen Früchte das Aroma der »nächsten Nähe« haben.

Kleine Notizen über die Insel. – Ab und zu klingt es hohl, wenn man auftritt. Kann sein, daß es hohle Stellen in der Lava sind (wenn die Insel nämlich wirklich vulkanisch ist); es wird aber auch behauptet, das seien Gräber.
Es gibt hier eine besondere Art von Hunden, die anderwärts nicht vorkommen sollen. Sie heißen Galybs.
Ganz hübsch Jokischs Erzählung von der Behandlung seines Mobiliars beim Zoll. Da er Protektion hatte, nahm man die Möbel soweit wie möglich auseinander und verzollte sie ihm als Bretter. Als ich bei ihm war erzählte er auch, wie er dahintergekommen sei, daß die Ameisen Eidechsen fressen. Es herrschte nämlich einige Tage nachdem er seine Fallen gelegt hatte, ohne Unterlaß Sturm. Als er dann wieder an die Plätze kam, traf er in einer Büchse die Eidechsen, die drei bis vier Wochen ohne Futter gut existieren können, ganz munter an. In die andern waren Ameisen gekommen und hatten alle Tiere umgebracht. Manchmal beißen die Eidechsen einander auch selbst. Ein andermal verlor er einige gute Kunden dadurch, daß ihm die Eidechsen in dem Lager, das er ihnen bei sich zu Hause in verschiednen Gehegen eingerichtet hatte, durcheinander kamen. Seitdem hält er kein Lager von Tieren mehr.
Buch über die Balearen von Erzherzog Johann Salvator.

Geschichte der Einsamkeit. »Wieviel Erde braucht der Mensch zum leben?« fragt, in einer seiner Volkserzählungen, Tolstoi. Die Anachoreten haben die Antwort darauf gegeben: ihr auf das kleinste Fleckchen Erde eingeschränktes Leben hat sich über die Welt verbreitet. Die Namen aller Engel und aller Teufel, die sich um ihre Seele oder um ihr Lager bewarben, drangen, vom Athos oder Montserrat herab, in die Welt, die sich vor der Schwelle ihrer

Klause verflüchtigte. Auf dem noch unerforschten Erdball vertraten sie den Anspruch ihres Glaubens auf die noch unbetretnen Breiten und noch unbelehrten Kreaturen. Sie waren die magischen Vorläufer der Mission. So zeitlos aber ist auch die Einsamkeit nicht, daß sie nicht mit der Zeit sich ändert, wenn auch langsam. Heute ist sie nur noch ein Abfallprodukt der Gemeinschaft. Klausner gibt es nicht mehr und wer sich absondert, entdeckt keine neue Gemeinschaft sondern die alte. So hatte einer, der mit der Welt nicht zurechtkam, sich ins Innerste einer entlegnen Insel zurückgezogen. Wenige störten ihn auf, nichts aber wunderte sie so sehr wie die Beschlagenheit des Mannes in allen Vorfällen und Intrigen des Küstenlandes. Es war als hätte die Einsamkeit sein Ohr geschärft und der Wind ihm die Skandalgeschichten zugetragen, die der Großstädter am Telefon in sich aufnimmt. Wer von diesem Einsiedler Abschied genommen hatte, der fragte sich: »Wieviel Klatsch braucht der Mensch zum leben?«

Es ist nichts Neues, daß Hochstapler mitunter spielend zum Ziele kommen, wenn sie nur erst einen Namen sich beigelegt haben, der auf die Kreise, auf die sie es abgesehen haben, gleichsam betäubend wirkt. Selten aber dürfte es vorkommen, daß dies nicht der Name irgendeines regierenden oder ehemals regierenden Hauses ist – »regiert haben sie ja alle einmal⟨«⟩, wie es bei Fontane heißt – sondern der Name einer abgelegnen Insel. Gewiß, auch das ist nicht neu – es geht auf die Zeiten von Marco Polo oder noch von Athanasius Kircher zurück, wo man durch Kenntnis ferner Länder und weite Reisen sich ein erstaunliches Renom⟨m⟩ee schaffen konnte – daß aber »im Zeichen des Weltverkehrs« eine arme Mittelmeerinsel zur Operationsbasis eines Hochstaplers werden kann, verlohnt vielleicht einen näheren Bericht. Nun sind es freilich andere Geister, die der Magie des Namens »Ibiza« als etwa eines »Hohenhalters«⟨?⟩ unterliegen. Aber zweierlei müssen sie schon gemein haben, nämlich die Phantasie und die Ungeduld, kurz einen leidenschaftlichen Drang, aus den Umständen, unter denen sie leben, herauszukommen. So auch zwei Freunde, Schriftsteller und Verleger, die aber keinerlei berufliche Beziehung zu einander unterhielten. ⟨Schluß fehlt.⟩

Die Ciudad de Valencia, die den Verkehr zwischen Barcelona und Ibiza besorgt, geht jeden Montag um sechs Uhr abends vom Festland ab und fährt die Nacht durch. Es ist ein schönes neues Motorschiff, dem man eine größere Bestimmung zuschreiben möchte als die Versorgung dieses kleinen Inselverkehrs. Und wirklich schien mir das Bild des Schiffes zu schrumpfen als ich es am nächsten Tage an der Mole von Ibiza die Stunde der Rückfahrt erwarten sah, denn ich hatte mir eingebildet, von dort nehme es seinen Kurs nach den kanarischen Inseln. So stand ich gegen sechs Uhr abends auf dem leeren Promenadendeck neben der Steuermannskabine und suchte mir alle Aspekte des unvergleichlichen Bildes zusammen, das große Städte von der Höhe des Schiffs her bieten. Die Sonne sank über der Stadt und sie schien zu schweigen. Alles Leben hatte sich in die unfaßbaren Übergänge zwischen dem Laub der Bäume, dem Cement der Bauten und dem Fels der entfernten Berge zurückgezogen. Ich stand und dachte an den berühmten Gemeinplatz des Horaz – »Doch wer flieht, und müßt er vom Vaterlande flüchten, sich selber?« – und daran, wie sehr er bestreitbar ist. Denn ist Reisen nicht Überwindung, Reinigung von eingesessenen Leidenschaften, die der gewohnten Umwelt verhaftet sind und damit eine Chance, neue zu entfalten, was doch gewiß eine Art von Verwandlung ist. Ich jedenfalls war mir soeben solch einer neuen bewußt geworden und die zehn Tage auf See, die hinter mir lagen, waren genug gewesen sie zu entfachen: diesmal wollte ichs ganz aufs Epische absehen, an Fakten, an Geschichten sammeln was ich nur finden konnte und eine Reise daraufhin erproben, wie sie von aller vagen Impression gereinigt, verlaufen mag. Man denke nicht, daß das eine Sache der Reisebeschreibung ist; es ist eine Sache der Reisetechnik, übrigens einer guten alten wie sie vor der Herrschaft des Journalismus die Regel war. So stand ich und überlegte, als ich tief unten am Kai einen untersetzten Mann mit dem massivsten Gesicht, das je unter einer Kapitänsmütze stak, entdeckte oder vielmehr erkannte: Kapitän V... von dem Frachtboot, mit dem ich vor zehn Stunden hier im Hafen eingelaufen war. Wer einsamen Aufbruch aus fremden Städten gewohnt ist, der weiß, oder wird ermessen, was das Auftauchen eines bekannten Gesichts – und sei es sonst auch keines von den erwünschten – gerade in solchem Moment bedeutet, wenn die bevorstehende Abfahrt alle Schwierigkeit längeren Gesprächs aus dem Wege räumt, gleichzeitig aber auch ihm irgend ein Taschen-

tuch, eine Hand, einen Hut zur Verfügung stellt, in den der obdachlose Blick sich nisten kann, ehe er auf die Meeresfläche hinausschweift. Hier aber hätten mir wenige willkommener als der Kapitän sein können, auf dessen Schiff ich ein wenig heimisch geworden war, und das erste Exemplar meiner Geschichtensammlung glücklich eingebracht hatte. Daß es mit diesem Kapitän eine besondere Bewandtnis, und nicht die fröhlichste habe, das war mir schon bald nach Hamburg deutlich geworden. Er hatte so ein Verhältnis zu Tom – ein Hund, den er von einem Deutschen in Genua sich geliehen hatte, wie man es nur bei Sonderlingen trifft. Und was konnte man sich von seinem Tag für ein Bild machen, da er die Abendmahlzeit und das Frühstück ausließ, so daß sein Arbeitstag sich eigentlich von Mittag bis Mittag hinzog, denn die Nachtruhe ist ja für einen Kapitän, wenn die See bewegt ist, etwas Prekäres. Und wir hatten von Hamburg ab über vier Tage Sturm. Im übrigen war er bei aller Zurückhaltung niemals unfreundlich und nachdem er die obligaten Seemannsscherze noch in der Elbmündung (vor einem ziemlich undankbaren Publikum, denn unter den drei Passagieren war nur einer Neuling) angebracht hatte, kam es ihm auch gelegentlich auf fünf Minuten einer ernsthafteren Plauderei nicht an. So bekam ich Fingerzeige genug, im Geiste die Geschichte der Reederei, mit der wir fuhren, bis auf die Zeiten des Sklavenhandels zurückverfolgen zu können, ihre Anfänge als Schiffsmakler, ihren Handel mit den ersten Dampfbooten mir zu vergegenwärtigen, nicht zu vergessen die späteren Auswanderertransporte, jene Massen elender Passagiere, die für die deutsche Schiffahrt viel mehr bedeuteten als die Gäste der Luxusklasse auf der Bremen oder Europa. Aber das blieben doch vereinzelte Momente und nicht in solchen Gesprächen war es, in denen ich ⟨mir⟩ von der Geschichte dieses Schiffs und von den Kräften und Interessen die seine Fahrt durch zeitlose Wogen regieren, soviel erzählen ließ, daß es, als ich in Barcelona von Bord ging, gleichsam als Zifferngeschiebe vor meinem Auge stand: vom Erstehungspreis, der Tonnage, den Gehältern der Offiziere, dem Baujahr, den Sätzen für die Frachten und Quaigebühren bis zum Lohn des letzten Schiffsjungen herunter, der am Tage der Heimkunft abgemustert und erst zur Ausfahrt wieder angemustert wird. Um aber nur die erste und letzte Zahl hier zu nennen: so hat mein Schiff im Jahre zweiundzwanzig seinen Käufer (der freilich nicht sein Besteller war) nicht sehr viel mehr als 25 000

Mark gekostet. Und 25 Mark ist das Monatsgehalt eines Schiffsjungen. Doch auch der Kapitän solcher Schiffe hat nichts zu lachen. Ja, als der Frachtverkehr noch bei den Seglern lag, wo die Kapitäne selbst in den Häfen die Frachten abschließen, da war es noch etwas anderes. Heute aber ist seine Stellung gedrückter; nicht nur dem Reeder, oft auch dem Inspektor gegenüber. Und was die Chancen angeht, in diese immerhin begehrte Position aufzurücken, so scheint da ein amerikanischer Offizier manchen seiner deutschen Kollegen aus dem Herzen gesprochen zu haben, wenn er sich gegen eine gewisse Art von Marineschriftstellern wendet und behauptet, sie malten in den rosigsten Farben ein richtiges Hurra-Zeug. Gewiß haben die Seeleute auf unsern heutigen Dampfern mehr Bequemlichkeiten, und ihr Leben ist bedeutend angenehmer als früher auf den Segelschiffen. Damals galt noch der alte Seemannsschnack: Ausscheiden aus der Seefahrt und auf einen Dampfer gehen! »Aber um zur Sache zu kommen: Welche Aussichten bietet der Seemannsberuf heute? Ich glaube, annehmen zu dürfen, daß jeder Reeder in den letzten Jahren von jungen Leuten überlaufen worden ist, die zur See fahren wollen. Aber was ist deren hauptsächliche Arbeit an Bord? Deck scheuern, Farbe waschen, Messing putzen! Die einzige Gelegenheit, etwas weniger Prosaisches zu tun, ist, einen Gegenstand, der sich an Deck losgearbeitet hat oder losgewaschen ist, wieder an Ort und Stelle zu bringen und festzuzurren. Nur ein kleiner Prozentsatz hält durch und wird es vielleicht zum Schiffsoffiziers-Patent bringen, aber um dann herauszufinden, daß auch bei der Seeschiffahrt die Tatsache zu verzeichnen ist, daß das Angebot die Nachfrage übertrifft. Im Seemannsberuf herrscht genau so wie am Lande dieselbe scharfe Konkurrenz um jede Stelle, derselbe verzweifelte Kampf ums Dasein in einer Welt, wo die Maschine die Menschenkraft verdrängt.« Ich habe mir den Weg vom Seglerschulschiff bis zum Steuermannsexamen, vom Schiffsjungen bis zum Schiffsoffizier in allen seinen Stadien erzählen lassen und mir auch das Lehrbuch besehen, aus welchem man zum Examen paukt: wahrscheinlich das einzige in allen Wissenschaften, das von sich sagen kann, im Jahre in Gebrauch zu sein ⟨sic⟩. Die erste Auflage ist von 1854. Man macht sich auch sonst nicht leicht von der Bücherwelt einen Begriff, die solch ein Dampfer von Quo vadis bis zur Logarythmentafel beherbergt. Vor allem sind da die Hilfsbücher der Navigation – neben den Seekarten, deren winzige feine

Zifferscharen das Dasein steiler unterseeischer Gebirge verraten, die Handbücher aller Küsten, mit denen das Schiff es auf seinem Kurs zu tun hat oder doch zu tun bekommen könnte. Baedeker von Orten, welche die, die ihn benutzen, in den seltensten Fällen betreten. Denn hier ist jeder Gipfel und jede Landzunge, jeder Turm und Siedlung vor allem einmal Signal, Anhaltspunkte für die Ortsbestimmung des Schiffs und für die Offiziere, wenn sie vor dem Examen stehn oft nichts anderes als Angaben⟨?⟩ für die »Peilungsaufgaben«, die sie mit so und so viel hundert Stück in Heften belegen müssen, wenn sie das Steuermannsexamen machen wollen. Wenn die Dunkelheit kommt, treten an ihre Stelle die Leuchtfeuer, wie sie mit ihrer Färbung und dem Zeitmaß ihres Kommens und Verschwindens im Verzeichnis stehen oder das Schiff fährt ohne andere Weisung als die Sternbilder seinen Kurs auf Wasserstraßen, die so ausgefahren sind wie Feldwege. Es kamen dann die besten Stunden: die langen, während deren die einzige Abwechslung eine Änderung der Haltung ist, die man, gelehnt an das Geländer der Kommandobrücke, vornimmt oder die der Schritte⟨,⟩ mit welchen man hin und wieder den Platz vor dem Steuer abschreitet, zu dessen Bedienung alle drei Stunden einer der Leichtmatrosen herüberkommt, um seinen Kameraden abzulösen. Keiner ist mir so gut erinnerlich, wie der Islandfahrer, der wohl schon ein paar Nächte mit leisem Groll die Aufmerksamkeit verfolgt hatte, die ich dem schenkte, was der dritte Offizier von seinen Fahrten zu berichten hatte. Da brach es, während dieser abseits im Dunkeln übers Reling in die Ferne blickte, aus ihm heraus: ein kleiner Katarakt von Namen und von Ziffern, die zwei Prozent die er als Islandfahrer von der Losung⟨?⟩ hatte, die Millionen über welche er damals – es war im Jahre 1922 – verfügte, mit welcher Plage aber der Verdienst erkauft wird und wie sie bisweilen so müde waren, daß sie über dem Teller in Schlaf fielen. Ich reichte ihm eine Zigarette herüber, dabei mußte es sein Bewenden haben. Gegen zehn war es gewöhnlich, da tauchte ich aus der Kabine des Funkers auf. Das Deck war aufgeräumt, die Sterne standen am Himmel. Langsam bewegte sich das Gespräch, wie eine Lunte aber so glomm es immer auf ein Abenteuer, eine Geschichte zu. Wir hatten – mein Partner und ich selber – bald die beste Art gefunden, uns die Nacht zu verkürzen⟨?⟩ und niemals ging ich in meine Kabine, ohne i⟨m⟩ Kartenhause noch eine Weile seine Gastfreundschaft bei einer Tasse Kaffee oder van

Houtens Cacao genossen zu haben. Und die Preistarife des Freihafens lösten die Abenteuer von den Küsten des Panamakanals oder Schleswigs ab. Mein Gastfreund war von Hause früh fortgekommen, mit siebzehn hatte er den Lehrkurs auf einem der Segler, welche Leist nach Chile gehen läßt, um den Salpeter zu holen und die den Kurs u⟨m⟩ Feuerland und um Kap Horn mit seinen Stürmen nehmen, hinter sich, mit achtzehn hatte er schon seine Braut, weil er einen Ring, den er an Land erstanden, hatte verwerten wollen. Die Anlage erwies sich als glücklich, denn vierzehn Tage war er bei seiner künftigen Schwiegermutter einquartiert und ob, selbst nach streng bürgerlichem Maßstab, seine Braut, als er verschwand, sich zu beklagen hatte, ist mir in dieser Nacht nicht deutlich geworden. Denn nicht nur hier verbot sich vieles Fragen; hier hätte Neugier meine Taktlosigkeit entschuldigen können, nichts aber meine Unwissenheit, wenn ichs mich hätte versehen lassen, die Art und Weise der nautischen Manöver, die Schiffersprache, den Wert der Chargen und die Namen der Leute und Geräte, die ich nicht verstand, erklären zu lassen. Es war für Fragen nicht der rechte Augenblick. Die Nächte in dieser Woche waren dunkel, undeutlich sahen wir uns selber und undeutlich nur erschien der Umriß der Geschichten, wie Schiffe, die bei Nacht das unsere kreuzten. Ich könnte sie nicht wiedererzählen und unter allem am wenigsten »die Fahrt der Prival«, die es am meisten verdienen würde. Da aber die Seemannsdramen einmal an der Tagesordnung sind, greift vielleicht jemand diesen Komödienstoff auf, dem sich selbst aus der neuesten Geschichte, wenige an die Seite stellen lassen. Es war im Jahre 1919, als sich einige Hamburger Reeder darauf besannen, Segler, Salpeterschiffe, welche irgendwo in Chile, wo sie fünf Jahre früher vom Weltkriege waren überrascht worden, vor Anker lagen, in die Heimat zurückzuführen. Die Rechtslage war ganz einfach; die Segler waren deutsches Eigentum geblieben und nun handelte sichs nur darum, die nötige Bemannung bereitzustellen, um sie in Rio de Janeiro zu übernehmen. Seeleute gab es auch genug, die auf den deutschen Häfen auf Heuer warteten. Aber doch war bei der Sache ein kleiner Haken. Denn wie wollte man die Mannschaft an Ort und Stelle befördern? Soviel war klar: sie konnten in Hamburg selbst nur als Passagiere an Bord gehen und unter dienstlichen Befehl erst am Bestimmungsorte gestellt werden. Immerhin war ebenso klar, daß es sich da um Leute handelte, denen gegenüber nicht leicht mit

jenen Machtvollkommenheiten auszukommen war, wie sie das Seerecht Kapitänen ihren Passagieren gegenüber einräumt. Und dabei darf das Jahr nicht außer acht bleiben: 1919, wo nicht nur der Kriegsflotte die revolutionäre Stimmung der Kieler Tage noch in den Knochen steckte. Die Reeder selber wußten das am besten und hatten zunächst einmal die höheren Chargen der »Prival« mit ihren klügsten und entschlossensten Offizieren besetzt. Sie waren aber noch weiter gegangen und der Verlauf der Reise zeigte schnell, daß ihre Sorgfalt berechtigt gewesen war. Denn man war noch keine zwölf Stunden hinter der Nordseeausfahrt, als die Anzeichen einer Gruppierung unter dem neuen Kollektiv sich bemerkbar machten, die während einer Fahrt von mehr als drei Wochen sich noch bedrohlich entfalten konnte. ⟨Auf⟩ Deck und ⟨in⟩ Kajüten, selbst d⟨en⟩ Mannschaftsräume⟨n⟩, d⟨er⟩ Offiziersmesse und ⟨auf⟩ Treppen tagten von früh bis spät die verschiedensten Vereinigungen und Zirkel, auf der Höhe von Finisterre waren drei Spielklubs und zwei Ringe mit ununterbrochnen Boxkämpfen in Betrieb. In ⟨der⟩ Offiziersmesse, deren Wände mit primitiven aber drastischen Zeichnungen geschmückt worden waren, steppten die Herren aus ⟨dem⟩ Publikum zum Klang eines Grammophons, auf den Stiegen hatte sich eine Bordbörse etabliert, wo die Tauschgeschäfte mit Zigarrenkisten, Dollarnoten, Feldstechern, Nacktphotos und Messern im Zeichen der beginnenden Inflation sich abwickelten, kurz, das Schiff war in eine schwimmende Magic City verwandelt und man hätte meinen sollen alle Verrufenheit des Hafenlebens lasse sich, auch ohne Frauen aus der Erde – oder vielmehr den Balken – stampfen. Der Kapitän – einer jener Typen, die ein Mindestmaß an Bildung und Bücherwissen mit einem Höchstmaß an Kultur verbinden – behielt bei alledem doch seine Ruhe, und verlor sie auch nicht, als eines schönen Nachmittags auf der Höhe von Dover vor ihm, am Heck, die Frieda, ein gutgewachsenes aber schlecht beleumundetes Mädchen aus Sankt Pauli eine Zigarette im Mund einsam auf und niederspazierte. Zweifellos gab es Leute an Bord, die wußten, wo sie bisher gesteckt hatte und eben diese waren sich auch über die Maßregeln einig, die zu ergreifen gewesen wären, falls das Kommando die geringsten Anstalten gemacht hätte, den überzähligen Passagier zu entfernen. Das Nachtleben wurde von nun an noch viel lebendiger und wer im Lärm der hundertfünfzig Schiffsinsassen zu seiner Ruhe kommen wollte, der mußte wohl oder übel bis zur

Erschöpfung getobt haben. Man hätte aber nicht 1919 schreiben müssen, wenn nicht bald zu allen diesen Divertissements das politische sich gesellt hätte. Hier war nun mit der Möglichkeit, die Stimmung der »Passagiere« könne auf die »Mannschaft« übergreifen, nicht zu scherzen. Schon ließen sich Stimmen hören, die diese Expedition zum Anfang eines neuen Lebens in einer neuen Welt machen, von einer Heuer im Bestimmungshafen, nun gar von einer Rückkehr in die Heimat nichts wissen wollten. Andere sahen den langersehnten Augenblick näher kommen, wo die Rechnung mit den Herrschenden sollte bereinigt werden. Unverkennbar: Es wehte ein schärferer Wind. Man hatte auch bald heraus, wo er herkam: es war da ein gewisser Richard Schwenke, ein langer Kerl von schlapper Haltung, der sein rotes Haar gescheitelt trug und von dem man nur wußte, daß er als Steward verschiedene Linien befahren hatte. Schon in der ersten Nacht begegnete man ihm auf Schritt und Tritt; er trat in die Tanzbar, und zog den einen oder anderen in ein so lautes zänkisches Gespräch, daß wenn die Platte ausgelaufen war, sich alles um ihn herumstellte; im Boxring zog er provokatorisch Auskünfte über die politische Gesinnung der Preiskämpfer ein und immer war der röteste sein Mann. So arbeitete er, während die Masse ihren primitiven Lustbarkeiten ⟨nachging,⟩ sich in die Arme, unermüdlich an der Politisierung des Schiffes: am vierten Tage war es ihm gelungen, eine Vollversammlung anzusetzen und schon vom nächsten Abend ab herrschte Wahlfieber. Und was gab es da nicht alles zu wählen: eine Menagekommission, eine besondere Inspektionskolonne, ein politisches Tribunal, ein Bordsekretariat – kurz ein vollkommener revolutionärer Apparat wurde in ein paar Tagen aus dem Boden gestampft ohne daß Blut floß, ohne daß es auch nur zu ernstlichen Zusammenstößen mit dem Schiffskommando gekommen wäre. Leider aber ergaben sich umso häufiger Intriguen innerhalb der revolutionären Leitung. Und sie waren um so verdrießlicher, als, wenn man näher zusah, eigentlich jeder irgendwie zu dieser Leitung gehörte. Wer keinen Posten hatte durfte ihn doch von der nächsten Wahl bereits erwarten und eigentlich verlief kein Abend ohne daß hier eine, dort eine Abstimmung nachzuprüfen oder ein Referat über neue Mißstände zu debattieren gewesen wäre. Als endlich das Aktionskomitee beauftragt wurde, den Plan zu einem Handstreich in der Vollversammlung vorzutragen, hatte die Mascot Callao bereits im Rücken. Und am Morgen

des Tages der für die letzte Vorbereitung angesetzt war, stieg der Lotse von Rio das Fallreep herauf. Die letzten Peilungen im Schiffsjournal erwiesen sich als falsch und achtundvierzig Stunden vor der Zeit, die man im Ausschuß sich errechnet hatte, lag der Dreimaster, als wenn nichts gewesen wäre, an der Mole. Soweit mein Freund. Die erste Woche ging zu Ende. Wir traten ins Kartenhaus, wo in zwei tiefen Steinguttassen der Kakao schon auf uns wartete. Ich war schweigsam geworden und erst nach einer kleinen Weile drang mir ins Bewußtsein, daß mein nächtlicher Gastfreund eine Frage an mich gerichtet hatte. Ich blickte auf ihn. »Ja, wie gesagt, Sie haben doch verstanden? – und als ich schwieg, denn ich wußte nicht, was ich sagen sollte: Sie haben recht – mir gings auch erst nachher auf. Aber als ich zufällig eines Tags in Hamburg zum Reeder ins Kontor befohlen bin und da de⟨m⟩ Schwenke in der Tür begegne – in der Hand hielt er noch die dicke Zigarre, die er sich beim Chef drinnen in Gang gesetzt hatte – da habe ich die Geschichte mit der Mascot erst recht begriffen.« Nicht viele könnte ich wiedererzählen, aber keine war da, aus der mir nicht ein Name oder ein Bild vor Augen stand, als ich die Treppe hinunterlief, um vor der Abfahrt noch ein paar Worte mit dem Kapitän zu tauschen. Der Mann war mir recht deutlich erst seit ein paar Stunden, genauer gesagt, seit dem Vorabend, da ich in Alicante vor der Abfahrt in der Kabine mit ihm vor einer Flasche zusammengesessen und er mir die Geschichte seines Sohnes erzählt hatte, der als Seemann begonnen hatte um heute einen kleinen Zigarrenladen zu versorgen. Was aber dazwischen lag war ein Augenblick, wie ihn jeder erleben kann der zusieht, wie ein Schiff, das seine Fracht gelöscht hat, zur Abfahrt klar macht. Ich weiß nicht wie die großen eisernen Querbalken heißen die dann von neuem in die Rahmen eingelassen werden, die den oberen Rand des Frachtraums umspannen. Aber das weiß ich, daß sie nicht breiter als zwanzig Zentimeter sind, und daß die Matrosen, die auf ihnen balancierend die Bretter über d⟨en⟩ dreißig Meter tiefe⟨n⟩ Frachtraum decken, schwindelfrei sein müssen. Sie sind es ja wohl auch, aber hin und wieder stürzt eben doch einer ab und so war es auch seinem Sohn gegangen. Nun behilft er sich im Laden mit seinem Kunstbein.

Wenn man gute zwei Stunden in der Richtung auf San Antonio zu gemacht hat, so trifft man unter den letzten abgelegnen fincas an

denen der Weg sich vorbeizieht auf einem kleinen Hügel, oberhalb San Antonios, das man unten in der Bucht liegen sieht, auf ein stilles Gehöft, dessen Bauart sich eigentümlich von der der andern fincas unterscheidet – man wüßte freilich nicht gleich zu sagen, worin.

# Berliner Chronik

Für meinen lieben Stefan

Da will ich mir die zurückrufen, die mich in die Stadt eingeführt haben. Denn gerade das Kind, dem seine einsamen Spiele die nächste Nähe zur Stadt wachsen lassen, braucht und sucht sich Führer in deren weitere⟨m⟩ Umkreis und die ersten sind wohl – für ein wohlgebornes Bürgerkind, wie ich eines war, die Kinderfräulein gewesen. Mit denen ging es in den Zoo – der mir aber erst sehr viel später unter den lärmenden Militärkapellen mit der »Lästerallee« (so nannte der Jugendstil diesen Corso) auftaucht – und wenn nicht in den Zoo, dann in den Tiergarten. Ich glaube, die erste »Straße«, die ich so entdeckte, die mir nichts Wohnliches mehr, keinerlei Heimat war und zwischen Läden Preisgegebensein und an den Übergängen auch Gefahren spüren ließ, war die Schillstraße, von der ich mir gerne einbilde, daß sie sich weniger als andere im Westen verändert hat und eine vag aus dem Nebel auftauchende Szene – Lebensrettung des »Brüderchens« – heute noch aufnehmen könnte. Der Weg in den Tiergarten ging über die Herkulesbrücke und deren sanft abfallende Seiten werden denn wohl die ersten Hügelflanken gewesen sein, mit denen das Kind Bekanntschaft machte – im Zeichen der schönen steinernen Löwenflanken, die über ihm aufstiegen. Am Ende der Bendlerstraße aber tat sich das Labyrinth auf, dem seine Ariadne nicht fehlte: der Irrgarten um Friedrich Wilhelm III und die Königin Luise die auf ihren bebilderten Empiresockeln mitten aus Blumenbeeten wie von den magischen Zügen versteinert strebten, die ein kleiner Kanal in den Sand schrieb. Lieber als an d⟨ie⟩ Gestalten wandten sich meine Augen an den Sockel, weil was sich da abspielte, wenn auch unklarer im Zusammenhang näher im Raum war. Daß es aber mit diesem hohenzollerschen Labyrinth eine besondere Bewandtnis hat, das bestätigt sich mir noch heute, in dem von nichts sich wissend machenden, sehr banalen Aussehen des Vorplatzes an der Tiergartenstraße, wo nichts verriet, daß man nur wenige Meter von der seltsamsten Stelle der Stadt entfernt ist. Damals freilich muß er mehr als genau dem entsprochen haben, was hinter ihm wartete, denn hier oder unweit muß jene Ariadne ihr Lager gehalten haben, in deren Nähe ich zum ersten Male und um es nie mehr ganz zu vergessen, das lernte, was mir das Wort, das ich

damals mit kaum drei Jahren wohl schwerlich kannte, sofort begreiflich machte, als es mir aufstieß: Liebe. Hier taucht das »Fräulein« von neuem auf, als kalter Schatten, der das Geliebte verschwinden ließ. Wahrscheinlich wird darin nie einer Meister, worin er nicht die Ohnmacht gekannt hat, und wer dem zustimmt, der wird auch wissen, daß diese Ohnmacht nicht am Anfang oder vor aller Bemühung um die Sache liegt, sondern mitten in ihr. So käme ich denn jetzt zur Mitte meines Lebens mit Berlin, die sich über die ganze spätere Kindheit bis an den Anfang meiner Studienzeit erstreckt: die Ohnmacht vor der Stadt. Die war doppelt gegründet: einmal in einem sehr schlechten Orientierungssinn; wenn es dreißig Jahre gedauert hat, bis mir das Wissen um rechts und links in Fleisch und Blut überging, bis ich herausbekam, wie man einen Stadtplan benutzt, so war mir das Wissen um dies Ungeschick doch lange nicht geläufig und wenn etwas fähig war, meinen Widerwillen, von ihm Kenntnis zu nehmen, zu steigern, so war es die Beharrlichkeit, mit der mich meine Mutter mit der Nase drauf stieß. Ihr gebe ich die Schuld, daß ich noch heute mir keine Tasse Kaffee kochen kann, ihrer Neigung, die kleinsten Handreichungen, Verhaltungsweisen zu Test⟨en⟩ meiner Eignung für das praktische Leben zu machen, verdanke ich die träumerische Resistenz beim gemeinsamen Gang durch die selten von mir betretnen Straßen der City. Dieser Resistenz aber wiederum wer weiß wie viel von dem, was heut meinen Umgang mit den Straßen der Stadt fundiert. Und insbesondere einen Blick, der nicht den dritten Teil von dem, was er auffaßt, zu sehen scheint. Auch erinnere ich mich wie meiner Mutter nichts unausstehlicher war als die Peinlichkeit, mit der ich beim Gang durch die Straßen immer wieder um einen halben Schritt hinter ihr blieb. Langsamer, ungeschickter, blöder zu scheinen als ich es war, diese Gewohnheit nahm ich auf solchen gemeinsamen Gängen an und sie hat die große Gefahr, sich schneller, geschickter, schlauer zu glauben als man es ist.

Lange, jahrelang eigentlich, spiele ich schon mit der Vorstellung, den Raum des Lebens – Bios – graphisch in einer Karte zu gliedern. Erst schwebte mir ein Pharusplan vor, heute wäre ich geneigter zu einer Generalstabskarte zu greifen, wenn es die vom Innern von Städten gäbe. Aber die fehlt wohl, in Verkennung der künftigen Kriegsschauplätze. Ich habe mir ein Zeichensystem ausgedacht und

auf dem grauen Grund solcher Karten ginge es bunt zu, wenn die Wohnungen meiner Freunde und Freundinnen, die Versammlungsräume der mancherlei Kollektiva von den »Sprechsälen« der Jugendbewegung bis zu den Versammlungsorten der kommunistischen Jugend, die Hotel- und die Hurenzimmer, die ich für eine Nacht kannte, die entscheidenden Tiergartenbänke, die Schulwege und die Gräber, deren Füllung ich beiwohnte, die Stellen, an denen Cafés prangten, deren Namen heute verschollen sind und uns täglich über die Lippen kamen, die Tennisplätze auf denen heut leere Mietshäuser und die gold- und stuckverzierten Säle, die die Schrekken der Tanzstunden beinah Turnsälen gleichmachten, wenn all das dort deutlich unterscheidbar eingetragen würde. Aber wenn uns schon diese Ermunterung fehlt, so habe ich doch die andere, die ein guter Vorgänger hinterläßt. Und das ist der Franzose Léon Daudet, beispielgebend mindestens in dem Titel seines Werkes, der genau umfaßt, was ich bestenfalls hier geben könnte: Paris vécu. Gelebtes Berlin klingt weniger gut, ist aber gleich wirklich. Und nicht nur um diesen Titel handelt sichs hier, sondern in der Tat ist Paris in der Reihe der freiwilligen oder unfreiwilligen Geleiter, deren Reihe ich hier mit den Kinderfräulein begonnen habe, der vierte. Soll ich es mit einem Wort sagen, was ich Paris für diese Betrachtungen verdanke, so ist es: der Vorbehalt. Kaum wäre es mir möglich, dem Hin und Wieder dieser Erinnerungen an mein frühestes Stadtleben mich zu überlassen, stünden nicht von Paris her streng umschrieben die beiden einzigen Formen vor mir, in denen das auf legitime Art, das heißt mit der Gewähr der Dauer geschehen kann und wäre nicht mein Verzicht, die erste zu erreichen so gründlich wie meine Hoffnung, die zweite einmal zu verwirklichen anhaltend. Die erste Form ist geschaffen im Werke von Marcel Proust und der Verzicht auf jedes Spielen mit verwandten Möglichkeiten wird schwerlich eine bündigere Gestalt finden, als die der Übersetzung, welche ich ihr zu geben vermocht habe. Verwandte Möglichkeiten – gibt es sie überhaupt? Und sicher dulden sie kein Spiel mit sich. Was Proust so spielerisch begann, ist ein atemraubender Ernst geworden. Wer einmal den Fächer der Erinnerung aufzuklappen begonnen hat, der findet immer neue Glieder, neue Stäbe, kein Bild genügt ihm, denn er hat erkannt: es ließe sich entfalten, in den Falten erst sitzt das Eigentliche: jenes Bild, jener Geschmack, jenes Tasten um dessentwillen wir dies alles aufgespalten, entfaltet haben; und nun geht die

Erinnerung vom Kleinen ins Kleinste, vom Kleinsten ins Winzigste und immer gewaltiger wird, was ihr in diesen Mikrokosmen entgegentritt. So das tödliche Spiel, mit dem Proust sich einließ, und bei dem er Nachfolger schwerlich mehr finden wird als er Kameraden brauchte.

Das merkwürdigste aber aller Straßenbilder aus meiner frühen Kindheit – merkwürdiger als der Einzug der Bären, den ich mit neun Jahren an der Seite eines Kinderfräuleins – es kann auch meine französische Gouvernante gewesen sein – ansah, merkwürdiger als die Pferdebahn, die die Schillstraße passierte oder dort ihre Endstation hatte, ist – das muß um 1900 gewesen sein – eine vollkommen menschenleere wie ausgestorbene Straße, auf die die schweren polternden Wassermassen ununterbrochen herabströmten. Es war eine lokale Unwetterkatastrophe, in welche ich da hineingeraten war, im übrigen kann ich auch sonst die Vorstellung außerordentlicher Vorgänge an diesem Tage nicht loswerden; ich glaube fast, man hatte uns aus der Schule wieder nach Hause geschickt. Jedenfalls blieb mir von dieser Situation ein Alarmsignal; meine Kräfte müssen am Versagen gewesen sein und mitten in den asphaltierten Straßen der Stadt fühlte ich mich den Naturgewalten preisgegeben⟨,⟩ in einem Urwald wäre ich zwischen den Baumriesen nicht verlaßner gewesen als hier auf der Kurfürstenstraße zwischen den Wassersäulen. Wie ich die beiden bronzenen Löwenmäuler an der Haustür mit ihren Ringen, die nun Rettungsringe waren, erreichte, weiß ich nicht mehr.

Fahrten zum Bahnhof in der ratternden Droschke, die, am Rande des Landwehrkanals entlang, durch die Dunkelheit fuhr und in deren schmutzigen Polstern, kurz ehe es, für ein paar Wochen zumindest, sein Ende fand, das abendliche Beieinander im Salon oder im Wohnzimmer der Elternwohnung beklommen und gewaltsam nochmals sich herstellte. So war es nicht das, was bevorstand, was so schrecklich auf einem lastete, auch eigentlich der Abschied von dem was war sondern das, was noch anhielt, was dauerte; was selbst in dieser ersten Reiseetappe noch sich behauptete. Meist wird das Ziel solcher Fahrten der Anhalter Bahnhof gewesen sein – es ging nach Suderode oder nach Hahnenklee, nach Bad Salzschlirf oder – in den späteren Jahren – nach Freudenstadt. Aber hin und

wieder war es auch Arendsee oder Heiligendamm und da ging es vom Stettiner Bahnhof ab. Es ist, glaube ich, seit der Zeit, daß die Dünenlandschaft der Ostsee für mich hier in der Chausseestraße als eine Fata morgana auftaucht, gestützt nur auf die gelben sandigen Farben des Bahnhofsgebäudes und die Vorstellung des hinter seinen Mauern schrankenlos sich öffnenden Horizonts.

Der vierte Führer. Sich in einer Stadt nicht zurechtzufinden – das mag uninteressant und banal sein. Unkenntnis braucht es dazu – sonst nichts. In einer Stadt sich aber zu verirren – wie man in einem Wald sich verirrt – das bedarf schon einer ganz anderen Schulung. Da müssen Schilder und Straßennamen, Passanten, Dächer, Kioske oder Schenken zu dem Umgetriebenen so sprechen wie ein knakkendes Reis im Walde unter seinen Füßen, wie der erschreckende Schrei einer Rohrdommel aus der Ferne, wie die plötzliche Stille einer Lichtung, in deren Mitte eine Lilie aufschießt. Diese Irrkünste hat mich Paris gelehrt; es hat den Traum erfüllt, dessen früheste Spuren die Labyrinthe auf den Löschblättern meiner Schulhefte waren. Es ist auch nicht zu leugnen, daß ich in sein Zentrum, die Kammer mit dem Minotauros geraten bin, nur daß dies mythologische Ungeheuer drei Köpfe hatte; nämlich diejenigen der Insassen des kleinen Bordells in der Rue La Harpe das ich mit Aufbietung meiner letzten Kräfte (und zum Glück nicht ohne den Faden einer Ariadne) betrat. Wenn es aber damit meine beklommensten Erwartungen einlöste, so übertraf es von anderer Seite her meine graphischen Träumereien. Paris, wie es sich mir im Zuge einer hermetischen Tradition erschloß, die ich rückwärts zumindest bis auf Rilke verfolgen kann und deren damaliger Hüter Franz Hessel war, war mehr als ein Irrgarten ein Irrstollen. Unmöglich, die Unterwelt der Metro und der Nord Süd, die sich mit hunderten von Schächten in der ganzen Stadt öffnet, aus meinen endlosen Flanerien fortzudenken.

Und dann der fünfte Führer: Franz Hessel. Ich meine nicht sein Buch »Spazieren in Berlin«, das erst später entstand, sondern jene »Nachfeier«, die unsern gemeinsamen Pariser Gängen nun in der Heimatstadt wie in einem Hafen gegeben war, dessen Mole unter den Tritten der schlendernden Seeleute manchmal sich noch wellenhaft hebt und senkt. Mitte dieser Nachfeier aber war »die grüne

Wiese« – ein Bett das, während ringsum die Couches sich breiten, noch thront und auf dem wir ein kleines gefälliges östlich verblaßtes Nachspiel der großen Schlaffeste gaben, mit denen, ein paar Jahre früher, in Paris, die Surrealisten ihre reaktionäre Laufbahn eröffneten, ohne es zu wissen, so daß an ihnen der Spruch, daß den Seinigen es der Herr im Schlafe gibt, wahr wurde. Auf diese Wiese breiteten wir aus, was wir daheim noch an Frauen mochten, aber es war nicht viel. Der Blick traf unter gesenkten Lidern oft besser als im Zugwind der Treppenhäuser die Palmen, Karyatiden, Glasfenster, Nischen aus denen sich als das erste Kapitel einer Lehre von dieser Stadt die »Tiergartenmythologie« entwickelte. Sie glückte und sie gedieh, denn klug genug waren wir gewesen, Freundinnen aus den Quartieren des Viertels an uns zu ziehen und im ganzen der pariser Gepflogenheit, das quartier zu bewohnen treu zu bleiben. Freilich ist in Berlin das quartier leider Sache der Bessergestellten, weder Wedding noch Reinickendorf noch Tegel ist es so sehr wie Ménilmontant, Auteuil oder Reuilly. Desto schöner waren Raubzüge Sonntag nachmittags, auf denen eine Moabiter Passage, der Stettiner Tunnel oder die Freiheit vor dem Wallnertheater entdeckt wurde. Eine Photographin war unter uns. Und mir scheint, wenn ich an Berlin denke, die Seite der Stadt, der wir damals nachgingen, die einzige, die wirklich der photographischen Aufnahme zugänglich ist. Je näher wir nämlich an ihr heutiges, fließendes, funktionales Dasein herantreten, desto mehr schrumpft der Umkreis des Photographierbaren an ihr; man hat mit recht bemerkt, daß an einer modernen Fabrik z.B. die Photographie kaum mehr irgendetwas Wesentliches auf die Platte bringt. Man kann solche Bilder vielleicht mit Bahnhöfen vergleichen, die in diesem Zeitalter, wo die Eisenbahn zu veralten beginnt, im Allgemeinen auch nicht mehr die echte »Einfahrt« geben, in der die Stadt sich von ihrem Weichbild, ihren Außenvierteln wie in den Zufahrtsstraßen des Automobilisten aufrollt. Der Bahnhof gibt gleichsam die Anweisung auf ein Überraschungsmanöver, aber auf ein veraltetes, das nur auf das alte stößt und nicht anders ist es mit der Photographie, ja noch mit der Momentaufnahme. Erst dem Film eröffnen sich optische Zufahrtsstraßen in das Wesen der Stadt wie sie den Automobilisten in die neue City führen.

Aber dieser Durchblick würde kein Vertrauen verdienen, gäbe er

von dem Medium nicht Rechenschaft, in dem diese Bilder allein sich darstellen und eine Transparenz annehmen, in welcher, wenn auch noch so schleierhaft die Linien des Kommenden wie Gipfelzüge sich abzeichnen. Die Gegenwart des Schreibenden ist dieses Medium. Und aus ihr heraus legt er nun einen anderen Schnitt durch die Folge seiner Erfahrung. Er erkennt eine neue und befremdliche Gliederung in ihnen. Die frühe Kindheit zuerst, die ihn in sein Wohnviertel schloß – den alten oder den neuen Westen, welchen die Klasse, die ihn zu ihrem Angehörigen bestimmt hatte, in jener aus Selbstgefühl und Ressentiment gebildeten Haltung bewohnte, die etwas wie ein ihr zum Lehen verliehenes Ghetto aus ihm machte. Jedenfalls war er in dieses Viertel der Wohlhabenden eingeschlossen ohne von einem andern zu wissen. Die Armen – für reiche Kinder seiner Generation lebten sie auf dem Dorfe⟨?⟩. Und wenn er den Armen in dieser Frühzeit sich vorstellen konnte so war es, ohne daß er Name und Herkunft gekannt hätte, unter dem Bilde des Schnorrers, der eigentlich ein Reicher, nur ohne Geld, ist, da er – dem Produktionsprozeß und der von ihm noch nicht zu abstrahierenden Ausbeutung weit entrückt zu seinem Darben sich so kontemplativ verhält wie der Reiche zu seinem Haben. Sein erster Exkurs in die exotische Welt des Elends war bezeichnenderweise ein schriftlicher (nur durch Zufall vielleicht einer seiner ersten) nämlich die Darstellung eines Zettelverteilers und seiner Demütigung durch die Verhaltungsweise des Publikums, das sich der Mühe nicht unterzieht, die angebotenen Zettel auch nur zu nehmen⟨,⟩ so daß dieser Arme – so endete die Geschichte – sich heimlich seines ganzen Packens entledigte. Gewiß eine recht unfruchtbare Bereinigung der Sachlage, in der sich die Ausflucht in Sabotage und Anarchismus schon ankündigt, die späterhin dem Intellektuellen so schwer macht, zur Einsicht in die Dinge zu kommen. Vielleicht, daß man die gleiche Sabotage des wirklichen gesellschaftlichen Daseins noch später, in der geschilderten Verhaltungsweise bei den Gängen durch die City wiederfindet in Gestalt des eigensinnigen Vorbehalts, in keinem Falle eine Front, und sei es mit der eignen Mutter, zu bilden. Kein Zweifel jedenfalls, daß ein Gefühl, die Schwelle der eignen Klasse nun zum erstenmal zu überschreiten an der fast beispiellosen Faszination, auf offener Straße eine Hure anzusprechen, Anteil hatte. Stets aber war am Anfang dieses Überschreiten einer sozialen Schwelle auch das einer topographischen,

dergestalt, daß ganze Straßenzüge so im Zeichen der Prostitution entdeckt wurden. Aber war es wirklich ein Überschreiten, ist es nicht vielmehr eher ein eigensinnig-wollüstiges Verharren auf der Schwelle, ein Zögern, das das triftigste Motiv in dem Umstand hat, daß diese Schwelle ins Nichts führt? Unzählig aber sind in den großen Städten die Stellen, wo man auf der Schwelle ins Nichts steht und die Huren sind gleichsam Laren dieses Kultus des Nichts und stehen in den Haustoren der Mietskasernen und auf dem sanfter schallenden Asphalt der Perrons. So wurden mir auf diesen Irrgängen ganz besonders die Bahnhöfe vertraut, die ihre Weichbilder wie die Städte haben: der Schlesische, der Stettiner, der Görlitzer, Bahnhof Friedrichstraße.

Wie es für Kinder Märchen gibt, in denen eine Hexe oder auch eine Fee einen ganzen Wald beherrscht, so kannte ich als Kind eine ganze Straße, die eine Frau unter sich hatte und die sie ausfüllte, obwohl sie immer in ihrem Erker thronte, eine Minute entfernt von dem Hause, in dem ich geboren war: Tante Lehmann. Sie war Statthalterin der Steglitzer Straße. Zu ihrem Zimmer stiegen die Stufen hart hinter der Flurtür steil empor; es war dunkel auf ihnen, bis die Tür zum Zimmer sich auftat und die gebrechliche Stimme gläsern den guten Tag bot und Weisung gab, den gläsernen Rhombus uns auf den Tisch zu stellen, der das Bergwerk umschloß, in dem kleine Männer Karren führten, mit der Spitzhacke schufteten, mit Laternen in die Stollen leuchteten, in den Förderkörben aufwärts und abwärts stets in Bewegung waren. Dieser Tante und ihres Bergwerks wegen konnte die Steglitzer Straße nun nie mehr für mich nach Steglitz heißen. Ein Stieglitz in seinem Käfig hatte mehr Ähnlichkeit mit dieser Straße, in welcher die Tante in ihrem Erker hauste, als der berliner Vorort, der mir nichts sagte. Wo sie an der Genthiner ausläuft, zählt sie zu denen, die vom Wandel der letzten dreißig Jahre am unberührtesten blieben. In den Hinterhäusern und Dachgeschossen haben sich hier, als Hüterinnen des Vergangnen viele Huren niedergelassen, die in der Inflation die Gegend in den Ruf brachten, Schauplatz der niederträchtigsten Zerstreuungen zu sein. Versteht sich, daß man die Etagen niemals erfahren konnte, in denen die Wohnzimmer der Verarmten und der Schoß ihrer Töchter den reichen Amerikanern sich öffnete⟨n⟩.

Wenn ich so, nichts als Stiefel und Waden vor mir, das Gescharr der hunderte von Füßen im Ohr die Treppen emporstieg, packte mich – das glaube ich zu erinnern – oft ein Widerwille, in diese Masse gepfercht zu sein und wieder erschien mir, wie auf jenen Gängen durch die City mit meiner Mutter das Alleinsein als der einzig menschenwürdige Zustand. Sehr begreiflich, denn so eine Schülermasse ist von den gestaltlosesten und unwürdigsten eine und verrät ihre bürgerliche Natur schon darin, daß sie wie jede Ansammlung dieser Klasse in unsern Tagen die rudimentärste Organisationsform darstellt, die ihre einzelnen Glieder ihrem gegenseitigen Verhältnis geben können. Die Gänge mit den Klassenzimmern, die dann endlich vor einem lagen, gehören zu den Schrecknissen, die sich am festesten bei mir eingenistet haben, in meine Träume nämlich, die an der Monotonie, dem kalten Stumpfsinn, der einen beim jedesmaligen Überschreiten der Klassenschwelle erfaßte, Rache genommen haben, indem sie Schauplatz der exzentrischsten Vorgänge werden. Oft dient als Folie die berühmte Angst, man müsse das Abitur noch ein zweites Mal (unter schlechtern Bedingungen) nachholen und nichts als Übermut oder Leichtsinn hatte mich in diese Lage versetzt. Unzweifelhaft eignen sich diese Räume zu traumhafter Vergegenwärtigung, etwas von ihr hat selbst die nüchterne Erinnerung, in der mir die Steinstufen, die ich täglich fünfmal oder öfter noch hinaufhasten mußte, einen feuchten Schweißgeruch absondern. Die Schule, die äußerlich gut instand war, gehörte durch Architektur und Lage zu den trostlosesten. Sie entsprach ihrem Wahrzeichen, einem Gipsstandbild Kaiser Friedrichs, das in einer abgelegnen, von den kriegspielenden Horden freilich bevorzugten Ecke des Hofes klein und kümmerlich vor einer Brandmauer abgestellt war. Eine Schullegende hat es, wenn ich nicht irre, als Stiftung bezeichnet. Dieses Denkmal wurde, zum Unterschied von den Klassenzimmern nie gewaschen und eine ansehnliche Schicht von Schmutz und von Ruß hat sich im Laufe der Jahre darübergelegt. Es steht noch heute an seinem Bestimmungsort. Der Ruß aber regnet darauf tagtäglich aus den passierenden Stadtbahnzügen herab. Garnicht unmöglich, daß meine eingewurzelte Abneigung gegen die Stadtbahn auf diese Zeit zurückgeht, da mir jeder, der an ihren Fenstern saß beneidenswert erschien. Ihm hatte die Schuluhr, die über unsern Köpfen herrschte, nichts zu sagen und ohne es auch nur zu ahnen, durchschnitt er unsern unsichtbar gegitterten Stundenkäfig.

Sehen konnte man ihn übrigens nur in den Pausen, denn die Fenster der Klassenzimmer bestanden in ihrem untern Teile aus Milchglas. »Wandernde Wolken, Segler der Lüfte« hatte für uns die vollendete Präzision, die dieser Vers für Gefangene nun einmal hat. Im übrigen ist mir gerade aus den eigentlichen Klassenzimmern nicht vieles gegenwärtig geblieben außer diesen genauen Gefangnenemblemen: nämlich den Milchglasscheiben und den infamen holzgeschnitzten Supraporten in Zinnenform. Ich würde mich nicht wundern, wenn man mir erzählte, auch die Schränke hätten solche Bekrönungen besessen, ganz von den Kaiserbildern an den Wänden zu schweigen. Heraldischer und ritterlicher Stumpfsinn prunkte wo nur immer möglich. In der Aula aber hatte er sich aufs Festlichste mit dem Jugendstile verbunden. Ein plumpes extravagantes Ornament zog sich mit starren graugrünen Gliedern über der Täfelung ihrer Wände dahin. Gegenständliche Bezüge konnte man ebensowenig wie historische in ihm finden; nirgends bot es dem Auge die mindeste Zuflucht, während das Ohr dem Geschepper der närrischen Ansprachen hilflos ausgesetzt war. Immerhin, unter diesen Aula-Veranstaltungen ist eine wegen der Wirkung vielleicht merkwürdig, die sie Jahre lang auf mich ausübte. Das war die Abschiedsfeier für die Abiturienten. Hier finde ich, wie an einigen andern Stellen, in meinem Gedächtnis streng fixierte Worte, Ausdrücke, Verse, die wie eine bildsame später aber erkaltete Masse den Abdruck des Zusammenstoßes zwischen einem größern Kollektiv und mir in sich bewahrt haben. Wie eine gewisse Art bedeutsamer Träume in Worten das Erwachen überdauert, wenn sonst schon alle übrigen Trauminhalte sich verflüchtigt haben, so sind hier isolierte Worte als Male katastrophaler Begegnungen stehen geblieben. Zu ihnen gehört jenes, mit dem für mich sich ⟨die⟩ gesamte Atmosphäre der Schule verdichtet hat; ich hörte es, als ich zum ersten Male, nachdem ich vorher nur privaten Unterricht bekommen hatte und probehalber eines Vormittags in die spätere Kaiserfriedrichschule – die aber damals noch in der Passauerstraße lag – geschickt worden war. Es haftet dieses Wort noch heute für mich an einer trägen, dicken unschönen Jungensfigur und es lautete: Leithammel. Weiter ist von diesem frühesten Schulerlebnis nichts übrig. Etwas ähnliches wiederholte sich aber ungefähr sechs Jahre später als ich meinen ersten Tag unter befremdlichen und bedrohlichen Verhältnissen in Haubinda verlebte und da von einem mir feindlich und rüde erscheinen-

den langen Jungen – er spielte keine kleine Rolle in der Klasse – die Frage an mich gerichtet wurde, ob mein Alter schon weg sei. Mir war diese geläufige Vokabel der Schülersprache ganz unbekannt. Ein Abgrund tat sich vor mir auf, den ich mit einem bündigen Protest zu überbrücken trachtete. Hier in der Aula nun waren es die Verse mit denen das vom Schülerchor den Abiturienten gesungene Abschiedslied begann: »Bruder nun zuletzt/geben wir dir jetzt/auf die Wandrung das Geleite« es folgte dann noch etwas mit »treu zur Seite« – diese Verse jedenfalls waren es, die mir alljährlich das Maß meiner Schwäche zu nehmen erlaubten. Denn so greifbar dieser verruchte Schulbetrieb mir täglich vor Augen lag: d⟨ie⟩ Melodie dieses Liedes schien mir den Abschied von dieser Hölle mit unendlicher Wehmut zu umgeben. Als es dann freilich eines Tages an mich und meine Klasse gerichtet wurde, muß es glimpflicher an mir vorübergegangen sein, denn ich weiß nichts mehr davon. Bemerkenswerter ist ein anderer Vers, der als ich ihn einmal im Nebenraum der Turnhalle beim Ankleiden nach der Stunde hörte, mir unvergeßlich blieb. Warum? Vielleicht weil »Schulze« – so hieß der schnoddrige Junge, der ihn wußte, ganz hübsch war, vielleicht weil er mir richtig schien, am wahrscheinlichsten, weil er der Situation in der er fiel, dem überstürzten militärischen Gehaben, so höchst angepaßt war. »Eile nie und haste nie/dann haste nie/Neurasthenie.«

Vor allem denke man nicht, daß da von einer Markt-Halle die Rede war. Nein, man sprach »Mark-Talle« und wie diese beiden Wörter in der Gewohnheit des Sprechens verschlissen waren, daß keines seinen ursprünglichen »Sinn« beibehielt, so waren in der Gewohnheit dieses Ganges verschlissen alle Bilder, die er bot, so daß ihrer keines sich dem ursprünglichen Begriff von Einkauf oder Verkauf darbietet.

Wenn ich ein besseres Deutsch schreibe als die meisten Schriftsteller meiner Generation, so verdanke ich das zum guten Teil der zwanzigjährigen Beobachtung einer einzigen kleinen Regel. Sie lautet: das Wort »ich« nie zu gebrauchen, außer in den Briefen. Die Ausnahmen, die ich mir von dieser Vorschrift gestattet habe, ließen sich zählen. Das hat nun eine sonderbare Folge gehabt, die mit diesen Notizen aufs engste zusammenhängt. Als nämlich eines Tages der

Vorschlag an mich herantrat, für eine Zeitschrift eine Folge von Glossen über alles was mir an Berlin von Tag zu Tag bemerkenswert erscheine in loser, subjektiver Form zu geben – und als ich einschlug – da stellte sich mit einem Mal heraus, daß dies Subjekt, das jahrelang im Hintergrund zu bleiben war gewohnt gewesen, sich nicht so einfach an die Rampe bitten ließ. Aber weit entfernt, Protest einzulegen, hielt es sich vielmehr an die List und so erfolgreich, daß ich einen Rückblick auf das, was Berlin im Laufe der Jahre für mich geworden war, für das gegebne »Vorwort« solcher Glossen hielt. Wenn nun dies Vorwort schon im Umfang weit über jenen Raum hinausgeht, der den Glossen vorgesehen war, so ist es nicht nur das geheimnisvolle Werk der Erinnerung – die eigentlich das Vermögen endloser Interpolationen im Gewesenen ist – sondern zugleich die Vorkehrung des Subjekts, das von seinem »ich« vertreten, nicht verkauft zu werden, fordern darf. Es gibt aber in Berlin eine Gegend, mit der dies Subjekt tiefer als mit jeder andern, die es bewußt in ihr erlebte, verbunden ist. Gewiß hat es Stadtgegenden gegeben, in denen ihm gleich tiefe oder gleich erschütternde Erfahrungen zu machen bestimmt war, aber in ihrer keiner hat sich so unlösbar die Gegend selber ins Geschehen eingemischt. Die Gegend, von der ich hier spreche, ist das Tiergartenviertel. Dort war in einem hinteren Flügel von einem der Häuser die der Stadtbahnüberführung zunächst stehen, das »Heim«. Das war eine kleine Wohnung, die ich in Gemeinschaft mit dem Studenten Ernst Joël gemietet hatte. Wie wir uns dazu vereinigt hatten, kann ich nicht mehr erinnern; ganz einfach wird es schwerlich gewesen sein, denn die Studentengruppe »für soziale Arbeit«, die von Joël geleitet wurde, war während des Semesters, in dem ich den Vorsitz der berliner freien Studentenschaft inne hatte, ein Hauptziel meiner Angriffe und eben als Führer dieser »Sozialen Gruppe« hatte Joël den Mietvertrag unterzeichnet, während mein Beitrag die Rechte des »Sprechsaals« auf das Heim sicherstellte. Die Aufteilung der Räume zwischen den beiden Gruppen – mag sie von räumlichem oder von zeitlichem Charakter gewesen sein – war sehr scharf und in jedem Falle spielte damals für mich nur die Gruppe des Sprechsaals eine Rolle. Meinem Mitkontrahenten Ernst Joël stand ich fremd gegenüber und ich ahnte noch nicht, welchen zauberischen Aspekt der Stadt gerade er mir, fünfzehn Jahre danach, eröffnen sollte. So taucht an dieser Stelle sein Bild nur auf als Antwort auf die

Frage, ob vierzig Jahre nicht ein zu frühes Alter sei, die wichtigsten Erinnerungen des eignen Lebens heraufzurufen. Denn dieses Bild ist nun schon das von einem Toten, und wer weiß, wie er mir den Übergang über diese Schwelle, mit der Erinnerung, sei es auch ans äußerlichste oder oberflächlichste, hätte erleichtern können. Zu dem andern hatte er keinen Zutritt und unter allen die ihn einmal hatten, bin ich als einziger zurückgeblieben. Nie hätte ich gedacht, ich würde ihn auf diesem Wege – dem topographischen – je wieder suchen. Wenn ich mir aber jetzt den ersten Anlauf wieder ins Gedächtnis rufe, den ich – es ist nun länger als zehn Jahre – in dieser Richtung machte, so fällt der Vergleich zu gunsten dieses jüngern und bescheidneren aus. Das war damals in Heidelberg und gewiß in selbstvergeßner Arbeit, daß ich es versuchte, die Gestalt meines Freundes Fritz Heinle, um die all jene Geschehnisse im Heim sich ordnen und mit dem sie verschwinden, in einer Betrachtung über das Wesen der Lyrik zu beschwören. Fritz Heinle war Dichter und unter allen der einzige, dem ich nicht »im Leben« sondern in seiner Dichtung begegnet bin. Er ist mit neunzehn Jahren gestorben und man konnte ihm nicht anders begegnen. Aber dennoch, dieser erste Versuch, den Raum seines Lebens in dem der lyrischen Poesie zu beschwören, war umsonst und das Unmitteilbare der Erfahrung, aus der der Vortrag erwachsen war, in dem ich das unternahm kam im Unverständnis und im Snobismus der Hörer, die ihn im Hause von Marianne Weber hörten, in ihre Rechte unbezwinglich ein. Soviel blasser seitdem die Erinnerung wurde, sowenig ich noch von den Räumen im »Heim« mir deutlich Rechenschaft geben kann, mir scheint heut dennoch der Versuch, dem Toten den äußern Raum, in dem er lebte, ja das Zimmer, in welchem er »gemeldet« war, nachzuzeichnen, befugter als den geistigen zu umfassen, in welchem er dichtete. Vielleicht aber ist das auch nur, weil er in diesem letzten, wichtigsten Jahre seines Lebens den Raum durchschnitt, in dem ich geboren bin. Heinles Berlin war zugleich das Berlin des »Heims«. Er wohnte in diesen letzten Zeiten in dessen nächster Nähe, in einem Zimmer im vierten Stockwerk eines Hauses in der Klopstockstraße. Dort habe ich ihn einmal besucht. Es war nach einer langen Trennung, der ein schweres Zerwürfnis zugrunde lag. Noch heute aber entsinne ich mich des Lächelns, das mir das Ungeheure dieser ganzen Trennungswochen aufwog und mit dem ⟨er⟩ eine, wahrscheinlich fast belanglose Wendung zu einem Zauberspruche

machte, welcher den Verletzten heilte. Später – als der Morgen gekommen war, zu dem ein Eilbrief mich mit den Worten geweckt hatte: »Sie werden uns im Heim liegen finden« – als Heinle und seine Freundin gestorben waren, blieb diese Gegend noch eine Weile die Mitte für die Begegnungen der Überlebenden. Heute aber ist sie, wenn ich sie mit ihren altmodischen Etagenhäusern, ihren vielen im Sommer bestaubten Bäumen, den schwerfälligen Eisen- und Steinkonstruktionen der Stadtbahn, die sich durch sie hindurchziehn, den wenigen, in großen Abständen verkehrenden Elektrischen, dem träge bewegten Wasser des Landwehrkanals, der sie von den proletarischen Quartieren Moabits abschloß, den prunkvollen aber nie betretnen Baumgruppen des Schloßparks Bellevue und den unsagbar gemeinen Jagdgruppen, die am großen Stern ihre Zufahrt flankieren, mir in Erinnerung rufe – heut ist mir diese räumliche Stelle, in der wir damals zufällig unser Heim eröffneten, der strengste bildliche Ausdruck für die geschichtliche, die diese letzte wirkliche Elite des bürgerlichen Berlin einnahm. Sie stand dem Abgrund des großen Krieges so nahe wie ihr Heim dem steilen Abfall des Landwehrkanals, sie war scharf von der proletarischen Jugend getrennt wie die Häuser dieser Rentnerviertel von denen Moabits, und sie waren letzte ihres Stammes wie die Bewohner jener Etagenhäuser die letzten gewesen waren, die die fordernden Schatten der Enterbten mit philanthropischen Zeremonien beschwören konnten. Dennoch – oder gerade deswegen – ist soviel sicher, daß zu keiner späteren Zeit die Stadt Berlin selbst in mein Dasein so mächtig eingegangen ist, wie in jener Epoche, da wir sie selber glaubten unberührt lassen zu können, um nur die Schulen in ihr zu verbessern, nur die Unmenschlichkeit der Eltern ihrer Zöglinge zu brechen, nur den Worten Hölderlins oder Georges in ihr ihren Platz zu geben. Es war ein äußerster, heroischer Versuch, die Haltung der Menschen zu verändern ohne ihre Verhältnisse anzugreifen. Wir wußten nicht, daß er scheitern mußte, aber kaum einer war unter uns, den solches Wissen umzustimmen vermocht hätte. Und heute so gut wie damals, wenn auch aus sehr andern Überlegungen heraus, verstehe ich, daß die »Sprache der Jugend« im Mittelpunkt unserer Vereinigungen stehen mußte. Auch weiß ich heute keinen wahreren Ausdruck unserer Ohnmacht als jenen Kampf, der uns damals als der Höhepunkt unserer Kraft und unseres Übermutes erschienen ist, wenn auch selten fühlbarer als an diesem Abend

der Schatten des Untergangs war, den das Unverständnis der Beiwohnenden auf uns geworfen hat. Ich denke hier an Heinle und mich, die wir an einem Abend der Aktion zu Worte kamen. Ursprünglich vorgesehen war nur eine Rede von mir und sie war betitelt »Die Jugend«. Es war mir selbstverständlich, daß ihr Text bevor er verlesen wurde, in unserm engsten Kreise bekannt wurde. Kaum war das aber geschehen, so erhob Heinle Einspruch. Sei es, daß er selbst reden, sei es daß ⟨er⟩ mir Änderungen zumuten wollte, welche ich ablehnte – es kam zu einem heftigen Streit und wie immer bei solchen Anlässen war es die ganze Existenz der Streitenden, die eingesetzt wurde – an Heinles Seite die jüngste jener drei Schwestern, um die die wichtigsten Geschehnisse damals gravitierten als stellte das Beisammenleben einer jüdischen Witwe mit ihren drei Töchtern, für eine Gruppe, welcher es mit der Vernichtung der Familie ernst war, den gegebnen Stützpunkt dar. Kurz, jenes Mädchen bestärkte den Freund in seinen Ansprüchen⟨.⟩ Aber auch ich selber wollte nicht zurücktreten. So kam es, daß an jenem Abend der »Aktion« vor einem staunenden, doch wenig gewogenen Publikum zwei Reden gleichen Titels und von fast gleichem Wortlaut verlesen wurden, und in der Tat, der Spielraum jener »Jugendbewegung« war nicht größer als der, den die Nüancen dieser Reden zwischen sich beschlossen. Wenn ich heute an diese beiden Reden zurückdenke, so möchte ich sie den aneinanderschlagenden Inseln der Argonautensage vergleichen, den Symplegaden, zwischen denen kein Schiff heil hindurchkommt und, damals, ein Meer von Liebe und von Haß seine Wogen warf. – Versammlungen der bürgerlichen Intelligenz sind damals sehr viel häufiger gewesen als heutzutage, da sie noch nicht ihre Schranken erkannt hatte. Wir aber dürfen sagen, daß wir diese Schranken fühlten, wenn auch noch lange darüber vergehen sollte, bis die Erkenntnis reif war, daß niemand Schule und Elternhaus verbessern ⟨kann⟩, der den Staat nicht zertrümmert, welcher die schlechten braucht. Wir fühlten diese Schranken, wenn wir unsere Sprechsäle, in denen die Jüngern über die Brutalitäten sprachen, die sie zu Hause zu erdulden hatten, in Salons abhielten, die wir der Freundlichkeit von Eltern dankten, die doch im Grunde garnicht anders als jene dachten, gegen die wir uns wenden wollten. Wir fühlten sie, wenn wir Älteren unsere literarischen Abende in Kneipenzimmern abhielten, die keinen Augenblick vor den bedienenden Kellnern sicher waren, wir fühlten sie,

wenn wir unsere Freundinnen in möblierten Zimmern empfangen mußten, die wir nicht wagen durften, abzuschließen, wir fühlten sie in den Verhandlungen mit Saalbesitzern und Portiers, mit Verwandten und Vormündern. Und als dann schließlich, nach dem achten August 1914 die Tage kamen, da die unter uns, die den Toten am engsten verbunden waren, sich nicht mehr von einander trennen wollten, bis sie beerdigt waren, da fühlten wir sie in der Schmach, nur in einem zweideutigen Bahnhofshotel am Stuttgarter Platz eine Zuflucht finden zu können. Selbst der Friedhof bewies uns die Grenze⟨n⟩, die allem, was uns am Herzen lag, von der Stadt gesetzt waren: es war unmöglich, den beiden, die gemeinsam gestorben waren, ein Grab auf einem und demselben Friedhof zu verschaffen. Aber das waren Tage, welche mich für die Einsicht reif machten, der ich später begegnete⟨,⟩ und die mir die Überzeugung gaben, daß auch die Stadt Berlin nicht um die Narben eines Kampfes um die bessere Ordnung herumkommen wird. – Komme ich heute zufällig durch die Straßen des Viertels, so betrete ich sie mit der gleichen Beklommenheit wie eine Bodenkammer, in die man seit Jahren nicht mehr gekommen ist. Es mag da wohl noch Wertvolles drinnen stehen aber niemand kennt sich mehr darin aus. Und wirklich ist dies tote Viertel mit seinen hohen Mietshäusern heute der Abstellraum des Bürgertums aus dem Westen.

Dies war die Zeit, in der die berliner Cafés für uns eine Rolle spielten. Ich entsinne mich noch des ersten, das ich mit Nachdruck in mich aufgenommen habe. Das war viel früher, unmittelbar nach meinem Abiturium. Heute besteht das Viktoriacafé, in dem damals gegen drei Uhr morgens der erste gemeinsame Bummel zu Ende ging, nicht mehr. An seiner Stelle – Ecke Friedrichstraße und Linden – ist eines der lärmenden Luxuscafés von Neu-Berlin getreten, gegen welches dies frühere, so luxuriös es auch zu seiner Zeit gewesen sein mag, sich mir mit allem Zauber der Lüster-Zeit, der Spiegel-Moden und des Plüsch-Comforts abhebt. Dieses alte Café Viktoria war damals unsere letzte Station und wir erreichten sie wohl nur noch als kleiner Zirkel. Es wird schon mehr als halb leer gewesen sein – jedenfalls kann ich unter den Schleiern, die heute vor diesem Bilde liegen, niemanden mehr erkennen als einige Huren, die das weite Café für sich allein zu haben schienen. Wir blieben nicht lange und ich weiß nicht, ob ich das Viktoriacafé, das nicht

lange danach verschwunden sein muß, noch einmal betreten habe. Noch war die Zeit nicht gekommen, in der der Cafébesuch mir zum täglichen Lebensbedürfnis wurde und schwerlich ist es Berlin gewesen, das dieses Laster in mir großgezogen hat, so gut es sich auch später den Lokalen dieser Stadt hat anpassen können, welche ein viel zu angestrengtes und bewußtes Genußleben führt, um wirkliche Caféhäuser zu kennen. Unser erstes Café war denn auch vielmehr ein strategisches Quartier als ein Ort der Siesta. Und damit ist es bereits unverwechselbar bezeichnet: Bekanntlich ist das Hauptquartier der Bohème bis in die ersten Jahre des Krieges hinein das alte Café des Westens gewesen. In diesem Café war es, daß wir in den allerersten Augusttagen beieinandersaßen und unter den Kasernen, auf die sich der Ansturm der Freiwilligen richtete, unsere Wahl trafen. Sie fiel auf die der Kavallerie in der Bellealliancestraße und da trat ich dann auch an einem der folgenden Tage an – keinen Funken Kriegsbegeisterung im Herzen, aber so reserviert ich in meinen Gedanken war, denenzufolge es sich einzig darum handeln konnte, bei der unvermeidlichen Einziehung sich seinen Platz unter Freunden zu sichern, in dem Schwall von Leibern, der sich damals vor den Toren der Kasernen staute, war auch meiner. Freilich nur für zwei Tage. Am achten trat dann das Ereignis ein, das diese Stadt und diesen Krieg auf lange Zeit für mich versinken ließ. Oft habe ich Heinle im Café des Westens gesehen. Wir hatten unsere Vereinbarungen dort meistens spät, gegen zwölf Uhr. Ich kann nicht eigentlich sagen, daß wir zur literarischen Bohème, die dort tagte, oder auch nächtigte, enge Beziehungen hatten, wir waren eine Gruppe für uns, die Welt unserer »Bewegung« war eine andere als die der Emanzipierten, welche uns dort umgaben und es gab nur flüchtige Berührungen mit ihnen. Ein Mittelsmann zwischen beiden war eine Zeitlang Franz Pfemfert, der Herausgeber der Aktion; unsere Beziehungen zu ihm waren rein machiavellistischer Art. Auch Else Lasker-Schüler zog mich einmal an ihren Tisch; Wieland Herzfelde, damals ein junger Student war dort zu sehen, Simon Guttmann, von dem noch die Rede sein wird, aber damit ist diese Aufzählung schon bis an die Grenze unserer engeren Welt gekommen. Ich glaube, daß sie dem Café fremd war; die fieberhafte Konzentration, in die uns die Sorge um soviele einander konkurrierende Aktionen versetzte⟨,⟩ die Organisierung der Freien Studentenschaft und die Entwicklung der Sprechsäle, die Ausarbeitung unsrer

Vorträge in größeren Schülerversammlungen, die Hilfe für bedrängte Kameraden, die Sorge um solche, die durch Verwicklungen in Freundschafts- oder Liebessachen gefährdet waren – schied uns von der saturierten, geltungsbewußteren Bohème ab, die uns umgab. Heinle kannte wohl diesen und jenen aus ihr näher, etwa den Maler ⟨Ludwig⟩ Meidner, der ihn gezeichnet hat, aber diese Beziehung blieb für uns unfruchtbar. In der Schweiz las ich dann eines Tages, das Café des Westens sei geschlossen worden. Sehr heimisch war ich darinnen nie. Damals besaß ich noch nicht jene Leidenschaft des Wartens, ohne die man die Annehmlichkeiten eines Cafés nicht gründlich empfinden lernt. Und wenn ich mich eines nachts auf dem Sofa, das um einen der Mittelpfeiler gebaut war, in dem rauchigen Raum warten sehe, so war es wohl eher ein fieberhaftes auf den Ausgang einer Verhandlung im Sprechsaal oder auf einen der Unterhändler, die in Aktion traten, wenn die Spannungen wieder einmal einen unerträglichen Grad erreicht hatten. Sehr viel vertrauter wurde mir das benachbarte Café, dessen Anfänge noch in die Zeit fallen, von der ich hier spreche. Das ist das Prinzeßcafé. Man wird beim Versuch einer »Physiologie der Caféhäuser« die erste, oberflächlichste Gruppierung in Berufs- und Vergnügungslokale vornehmen. Wenn man nun aber von den aufdringlichsten, industriell betriebnen Vergnügungsetablissements absieht, so wird man sehr bemerken, daß in der Geschichte der meisten Lokale die beiden Funktionsarten sich überdecken. Ein besonders greifbares Beispiel bietet dafür die Geschichte des romanischen Cafés gerade vom Zeitpunkt ab, da der Besitzer des Cafés des Westens seine Stammgäste vor die Tür setzte. Sehr bald nahm das romanische Café die Bohème auf und in den unmittelbar auf den Krieg folgenden Jahren konnte sie sich in ihm als Herr des Hauses fühlen. Der legendäre, nun schon tote, Zeitungskellner Richard – ein Buckliger, der wegen seines schlechten Leumunds in diesen Kreisen in Ehren gehalten wurde – war das Emblem ihrer Herrschaft. Als die Konjunktur in Deutschland von neuem anstieg, verlor die Bohème zusehends die bedrohliche Atmosphäre, die sie noch in den Zeiten der expressionistischen Revolutionsmanifeste umwittert hatte. Der Bürger revidierte sein Verhältnis zu den Insassen des Café Größenwahn (so wurde das Romanische Café bald genannt⟨)⟩ und fand alles beim Alten. In diesem Augenblick begann die Physiognomie des Romanischen Cafés sich zu ändern.

Die »Künstler« traten in den Hintergrund, um mehr und mehr ein Teil des Inventars zu werden und die Bourgeoisie – vertreten durch Börsianer, Manager, Film- und Theateragenten, literarisch interessierte Kommis – begannen den Platz – und zwar als ein Vergnügungslokal – zu besetzen. Denn zu den primitivsten und unentbehrlichsten Zerstreuungen des Großstadtbürgers, der tagaus tagein inmitten einer unendlich vielgestaltigen gesellschaftlichen Umwelt in das Sozialgefüge seines Büros und seiner Familie gesperrt ist – gehört in eine andere Umwelt einzutauchen, je exotischer sie ist, umso besser. Daher die Künstler-, die Verbrecherlokale. Der Unterschied der beiden ist in dieser Hinsicht nur gering. Die Geschichte der berliner Lokale ist zum guten Teil die der Publikumsschichten unter denen die, welche das Parkett eroberte allmählich nachrückenden den Platz zu räumen und die Bühne zu betreten haben ⟨sic⟩. Eine solche Bühne war für Heinle und mich das Prinzeßcafé, das wir als Inhaber von Logenplätzen zu betreten pflegten. Das ist beinahe wörtlich zu nehmen: denn dies, von Lucian Bernhard, einem damals sehr gesuchten Innenarchitekten und Plakatzeichner – entworfene Café stellte seinen Besuchern eine Fülle lauschiger Buchten oder Logen zur Verfügung, es stand geschichtlich in der Mitte zwischen den Chambres séparées und den Mokkadielen. Welchem Berufsstand dementsprechend dies Lokal in erster Linie diente, ist damit klar. Und wenn wir es betraten, ja eine Zeitlang zu unserm Stammlokal machten, so war es sicher der Kokotten wegen. Heinle schrieb damals »Prinzeß-Café.« »Türen führen Kühle über durch Gesang«. Wir hatten nicht die Absicht Bekanntschaften in diesem Café ⟨zu⟩ machen. Im Gegenteil – was uns hier anzog, war, in eine Umwelt eingeschlossen zu sein, die uns isolierte. Jede Abgrenzung gegen die literarischen Zirkel der Stadt war uns recht. Diese allerdings mehr als jede andere. Und das hing in der Tat mit den Kokotten zusammen. Aber das führt in eine unterirdische Schicht dieser Jugendbewegung hinein, zu der der Zugang sich in einem Atelier in Halensee befand, dessen wir uns später erinnern werden. Es ist gut möglich, daß S. G⟨uttmann⟩, sein Bewohner, auch hier bisweilen mit uns zusammentraf. Im Gedächtnis geblieben ist mir das nicht, wie überhaupt an dieser Stelle mehr als anderswo die Menschen gegen das Lokal zurücktreten und keiner unter ihnen mir so gegenwärtig ist, wie ein verlaßner, ungefähr kreisförmiger, mit violettem Tuche ausgespannter und

violett beleuchteter Raum der oberen Etage, in dem immer eine ganze Anzahl von Plätzen leer war, indessen auf andern Liebespaare sowenig Raum wie nur möglich einnahmen. Ich nannte diesen Zirkel »die Anatomie«. Später, als diese Periode längst abgeschlossen war, saß ich dort lange Abende in der Nähe irgend einer Jazzbandkapelle und schrieb, meine Blätter und Zettel unauffällig zu Rate ziehend, an meinem »Ursprung des deutschen Trauerspiels«. Als eines Tages eine neue »Renovierung« einsetzte, und aus dem Prinzcafé das Café Stenwyk machte, gab ich es auf. Jetzt ist es bis zu einer Bierrestauration herabgesunken.

Nie mehr hat Musik etwas so Entmenschtes, Schamloses besessen, als die der beiden Blechkapellen, die den Strom von Menschen temperierten, der sich zwischen den Kaffeerestaurationen des Zoo die Lästerallee entlangschob. Heute erkenne ich, was die Gewalt dieser Strömung ausmachte. Für den Großstädter gibt es keine höhere Schule des Flirts als diese, die umgeben war von Sandplätzen der Gnus und der Zebras, den kahlen Bäumen und Rissen auf denen die Aasgeier und die Kondore nisteten, den stinkenden Wolfsgattern und den Brutplätzen der Pelikane und Reiher. Die Rufe und die Schreie dieser Tiere mischten sich mit in den Lärm der Pauken und des Schlagzeugs. Das war die Luft, in welcher zum erstenmal der Blick eines Knaben auf eine Vorübergehende fiel, während er um so eifriger zu seinem Freunde sprach. Und so groß war die Mühe, weder in Blick noch Stimme sich zu verraten, daß er nichts von ihr sah.

Damals hatte der Zoologische Garten noch einen Eingang an der Lichtensteinbrücke. Von allen dreien war er der am wenigsten belebte, er führte auch in seinen abgestorbensten Teil: die Allee, auf welche er mündete, ähnelte mit den milchweißen Kugeln ihrer Kandelaber irgend einer verlaßnen Brunnenpromenade von Wiesbaden oder Pyrmont und ehe die Wirtschaftskrise diese Kurorte so verödet hatte, daß sie altertümlicher als römische Thermen erscheinen, hatte dieser tote Winkel des Zoologischen Gartens ein Bild des Bevorstehenden, also ein weissagender Winkel. Man muß es für gewiß halten, daß es solche gibt, ja wie es Pflanzen gibt, von denen die Primitiven behaupten, daß sie ihnen die Kraft geben, in die Ferne zu sehen, so gibt es Orte, die solche Kraft an sich haben:

verlassene Promenaden können es sein, auch Wipfel, besonders städtischer Bäume, die gegen die Mauern stehen, Bahnhofschranken und vor allem die Schwellen, die geheimnisvoll zwischen Bezirken der Stadt sich erheben. Im Grunde war eine solche Schwelle auch das Lichtensteinportal, die zwischen den beiden westlichen Parks. Es war als setzte in beiden, an der Stelle wo sie sich am nächsten waren, das Leben aus. Und noch fühlbarer wurde diese alltägliche Verlassenheit für den, der sich der glänzenden Auffahrt erinnerte, die in den Ballnächten, einige Jahre lang von einem Portal der Adlersäle zu sehen war, aber jetzt ebenso außer Gebrauch geraten ist wie das, längst geschlossene, Portal.

Wie gänzlich hiervon (der Musik des Zoo) unterschieden war eine andere Parkmusik, die mir schon früher zu erklingen begonnen hatte. Sie kam von der Rousseau-Insel und beschwingte die Schlittschuhläufer des Neuen Sees zu ihren Schleifen und Bögen. Ich war unter ihnen, lange ehe ich eine Vorstellung von der Herkunft des Inselnamens, geschweige denn der Schwierigkeiten seiner Schreibart hatte. Durch ihre Lage war diese Eisbahn keiner andern zu vergleichen und mehr noch durch ihr Leben in den Jahreszeiten. Denn was machte der Sommer aus den übrigen? Tennisplätze. Hier aber erstreckte sich unter den weit überhängenden Ästen der Uferbäume ein See, an den labyrinthische Wasserläufe sich schlossen und nun glitt man unter den kleinen geschwungnen Brücken hindurch, auf deren Brüstung oder an deren von Löwenmäulern getragnen Ketten gelehnt man im Sommer dem Gleiten der Boote in dem dunklen Wasser zugesehen hatte. Verschlungne Wege gab es in der Nähe des Sees und vor allem die zärtlichen Asyle einsamer Alter, Bänke »Nur für Erwachsene« am Rande des Sandhaufens mit seinen Kuten und Gräben, an denen die Kleinen buddeln oder vor denen sie sinnend stehen bis einer sie anstößt oder von der gebietenden Bank her die Stimme des Kindermädchens kommt, das hinter dem leeren Wagen streng und gelehrig seinen Roman liest und beinah ohne aufzublikken das Kind in Zucht hält, um nach getaner Arbeit mit dem Fräulein an dem anderen Ende der Bank, die den Kleinen zwischen den Knien hält und strickt, zu tauschen. Dahin finden einsame alte Männer, bringen den Ernst des Lebens mitten unter dem unvernünftigen Weiberhaufen, zwischen den schreienden Kindern zu Ehren: die Zeitung. War die Geliebte endlich nach langem Schlen-

dern in den Wegen des Gartens gegangen, hatte ich keinen liebern Platz ihr nachzuhängen als eine Bank ohne Lehne auf diesen Plätzen und niemals fegte ich den Sand fort, wo ich mich niedersetzte. All diese Bilder habe ich bewahrt. Keines aber würde den Neuen See und ein paar Stunden meiner Kindheit so mir wiedergeben wie noch einmal die Takte zu vernehmen, mit denen meine von den Schlittschuhen beschwerten Füße nach einem einsamen Streifzug über die belebte Fläche wieder den vertrauten Bretterboden erreichten und an den Stollwerckautomaten und dem prächtigern, wo eine Henne ein bonbongefülltes Ei legt, vorüber über die Schwelle stolperten, hinter der der Anthrazitofen glühte und die Bank stand, auf der man nun die Last der Eisenschienen an den Füßen, die noch den Boden nicht erreichten, eine Weile auskostete, bevor man sich entschloß, sie abzuschnallen. Bettete man dann langsam den Schenkel aufs andere Knie, und schraubte den Schlittschuh los, da war es als hätte man anstatt seiner mit einem Mal Flügel an die beiden Füße bekommen und mit Schritten trat man hinaus, die dem gefrorenen Boden zunickten.

Die Sprache hat es unmißverständlich bedeutet, daß das Gedächtnis nicht ein Instrument zur Erkundung der Vergangenheit ist sondern deren Schauplatz. Es ist das Medium des Erlebten wie das Erdreich das Medium ist, in dem die toten Städte verschüttet liegen. Wer sich der eigenen verschütteten Vergangenheit zu nähern trachtet, muß sich verhalten wie ein Mann, der gräbt. Das bestimmt den Ton, die Haltung echter Erinnerungen. Sie dürfen sich nicht scheuen, immer wieder auf einen und denselben Sachverhalt zurückzukommen; ihn auszustreuen wie man Erde ausstreut, ihn umzuwühlen wie man Erdreich umwühlt. Denn Sachverhalte sind nur Lagerungen, Schichten, die erst der sorgsamsten Durchforschung das ausliefern, was die wahren Werte, die im Erdinnern stecken, ausmacht: die Bilder, die aus allen früheren Zusammenhängen losgebrochen als Kostbarkeiten in den nüchternen Gemächern unserer späten Einsicht – wie Trümmer oder Torsi in der Galerie des Sammlers – stehen. Und gewiß bedarf es, Grabungen mit Erfolg zu unternehmen, eines Plans. Doch ebenso ist unerläßlich der behutsame, tastende Spatenstich ins dunkle Erdreich und der betrügt sich selber um das Beste, der nur das Inventar der Funde und nicht auch dies dunkle Glück von Ort und Stelle des Findens selbst in seiner Niederschrift

bewahrt. Das vergebliche Suchen gehört dazu so gut wie das glückliche und daher muß die Erinnerung nicht erzählend, noch viel weniger berichtend vorgehn sondern im strengsten Sinne episch und rhapsodisch an immer andern Stellen ihren Spatenstich versuchen, in immer tieferen Schichten an den alten forschend.

Gewiß stehen zahllose Fassaden der Stadt genau wie sie in meiner Kindheit gestanden haben; der eignen Kindheit aber begegne ich in ihrem Anblick nicht. Zu oft sind meine Blicke seitdem an ihnen entlanggestrichen, zu oft sind sie Dekor und Schauplatz meiner Gänge und Besorgungen gewesen. Und die wenigen, die eine Ausnahme von dieser Regel machen – allen voran die Matthäikirche auf dem Matthäikirchplatz – sind vielleicht nur eine scheinbare. Denn habe ich den abgelegenen Winkel, wo sie steht, wirklich in meinen Kinderjahren häufiger gesehen, ja auch nur gekannt? Ich weiß es nicht. Was er mir heute sagt, das dankt er wohl durchaus und ganz allein dem Bauwerk selbst: der Kirche mit den beiden spitze⟨n⟩ Giebeldächern über ihren Seitenschiffen und dem gelben und ocker Backstein, aus dem sie errichtet ist. Es ist eine altmodische Kirche, mit der es steht wie mit manchen altmodischen Bauten; sie wissen obwohl sie garnicht mit uns klein gewesen sind, ja uns vielleicht nicht einmal kannten als wir Kinder waren, dennoch von unsrer Kindheit vieles und wir lieben sie darum. Ganz anders aber würde ich mich selber in diesem Alter gegenwärtig finden, hätte ich den Mut, eine gewisse Haustür zu durchschreiten, an der ich tausend und zehntausendmal vorüberfuhr. Eine Haustür im alten Westen. Sie und die Fassade ihres Hauses freilich sagen meinen Augen nichts mehr. Die Sohlen wären wohl die ersten, die mir, wenn ich die Haustür hinter mir geschlossen hätte, Meldung brächten, daß sie Abstand und Zahl der ausgetretnen Treppenstufen in mir selber aufgefunden hätten⟨,⟩ daß sie auf dieser ausgetretenen Etagentreppe in alte Spuren getreten seien und wenn ich die Schwelle jenes Hauses nicht mehr überschreite ist es die Furcht vor einer Begegnung mit diesem Innern des Treppenflurs, der in der Abgeschiedenheit die Kraft bewahrt hat, mich wiederzuerkennen, welche die Fassade längst verlor. Denn er ist mit seinen bunten Scheiben der gleiche geblieben, wenn auch im Innern, wo man wohnt, nichts mehr beim Alten blieb. Öde Verse erfüllten die Intervalle unseres Herzschlags wenn wir erschöpft auf dem Absatz zwischen den

Stockwerken innehielten. Sie dämmerten oder sie blitzten von einer Scheibe, aus der eine Frau mit nußfarbnem Braun mit einem Pokal schwebend wie die Raffaelsche Madonna aus einer Nische stieg und während die Riemen der Mappe mir in die Schultern schnitten, mußte ich lesen: Arbeit ist des Bürgers Zierde, Segen ist der Mühe Preis. Draußen regnete es vielleicht. Eine der bunten Scheiben stand offen und beim Takte der Tropfen ging es weiter die Treppe herauf.

Motto: O braungebackne Siegessäule
Mit Kinderzucker aus den Wintertagen.

Ich habe in Berlin nie auf der Straße gelegen. Die Abendröte habe ich gesehen und die Morgenröte, zwischen beiden aber war ich unter gekrochen. Nur die wissen von einer Stadt etwas, was ich nicht erfahre, denen das Elend oder das Laster sie zu einer Landschaft machte, die sie durchstreifen von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang. Ich habe immer ein Quartier gefunden, manchmal allerdings war es ein spätes und ein unbekanntes dazu, das ich nicht wieder bezog und in dem ich auch nicht allein war. Wenn ich so spät unter einem Hausbogen innehielt, hatten sich meine Beine in die Bänder der Straße verwickelt, und die saubersten Hände waren es nicht, die mich freimachten.

Erinnerungen, selbst wenn sie ins Breite gehen, stellen nicht immer eine Autobiographie dar. Und dieses hier ist ganz gewiß keine, auch nicht für die berliner Jahre, von denen hier ja einzig die Rede ist. Denn die Autobiographie hat es mit der Zeit, dem Ablauf und mit dem zu tun, was den stetigen Fluß des Lebens ausmacht. Hier aber ist von einem Raum, von Augenblicken und vom Unstetigen die Rede. Denn wenn auch Monate und Jahre hier auftauchen, so ist es in der Gestalt, die sie im Augenblick des Eingedenkens haben. Diese seltsame Gestalt – man mag sie flüchtig oder ewig nennen – in keinem Falle ist der Stoff, aus welchem sie gemacht wird, der des Lebens. Und das verrät sich weniger noch an der Rolle, die hier mein eignes Leben spielen wird, als der der Menschen, die in Berlin – wann immer und wer immer – mir die nächsten waren. Die Luft der Stadt, die hier beschworen wird, gönnt ihnen nur ein kurzes, schattenhaftes Dasein. Sie stehlen sich an ihren Mauern hin wie Bettler, tauchen in ihren Fenstern geisterhaft empor, um zu ver-

schwinden, wittern um Schwellen wie ein Genius loci und wenn sie selbst ganze Viertel mit ihre⟨n⟩ Namen erfüllen so ist es auf die Art, wie der des Toten den Denkstein auf seinem Grabe. Das nüchterne und lärmende Berlin, die Stadt der Arbeit und die Metropole des Betriebs hat doch nicht minder sondern eher mehr als manche andern die Orte und die Augenblicke, da sie von den Toten zeugt, von den Toten sich erfüllt zeigt und d⟨er⟩ dunkle Sinn für diese Augenblicke, diese Orte gibt vielleicht, mehr als alles anderes, den Erinnerungen der Kindheit das, was sie so schwer zu fassen und zugleich so lockend quälend macht wie halb vergeßne Träume. Denn die Kindheit, die keine vorgefaßte Meinung kennt, kennt auch fürs Leben keine. Es kommt dem Totenreich, wo es in das der Lebenden hin⟨ein⟩ragt ebenso preziös verbunden (freilich auch nicht weniger reserviert) entgegen wie dem Leben selbst. Wieweit ein Kind zurückzugreifen vermag, ist schwer zu wissen, hängt von vielem, der Zeit, der Umwelt, der Natur und der Erziehung ab. Daß mein Gefühl für jene Tradition der Stadt Berlin, die nicht in ein paar Daten über Stralauer Fischzug, Fridericus achtzehnhundertachtundvierzig umschrieben ist – für jene topographische Tradition, die die Verbindung mit den Toten dieses Bodens darstellt, begrenzt ist, liegt schon darin beschlossen, daß die Familien meiner beiden Eltern nicht zu den Eingeborenen gehören. Das setzt dem kindlichen Erinnern – und dies ist es mehr als das kindliche Erleben selbst, das sich im folgenden bekundet, seine Grenze. Aber wo immer diese Grenze auch verlaufen mag: die zweite Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts liegt gewiß diesseits von ihr und sie ist es, der die folgenden Bilder angehören, nicht in der Art genereller sondern jener, die nach der Lehre des Epikur aus den Dingen ständig sich absondern und unsere Wahrnehmung von ihnen bedingen.

Im Rücken lag der Vorraum mit den gefährlichen schweren in den starken Spiralen elastisch schwingenden Türen und nun hatte man die Fliesen betreten, die schlüpfrig waren von Fischwasser oder von Spülwasser und auf denen man so leicht auf Karotten ausgleiten konnte oder auf Lattichblättern. Hinter Drahtverschlägen, jeder behaftet mit einer Nummer, thronten die schwerbeweglichen Weiber, Priesterinnen der käuflichen Ceres, Marktweiber aller Feld- und Baumfrüchte, aller eßbaren Vögel, Fische und Säuger, Kupple-

rinnen, unantastbare, strickwollene Kolosse welche von Stand zu Stand zitternd sich mit einem Blitzen der großen Knöpfe aus Perlmutt oder einem Schlag auf die dröhnende schwarze Schürze oder die Katze voll Geld verständigten. Brodelte, quoll und schwoll es nicht unterm Saum ihrer Röcke, war nicht dies der wahrhaft fruchtbare Boden? Warf nicht in ihren Schoß ein Marktgott selber die Ware: Beeren, Schaltiere, Pilze, Klumpen von Fleisch und Kohl, unsichtbar beiwohnend ihnen, die sich ihm gaben, während sie träge und schweigend die Reihen der schwankenden Hausfrauen musterten, die, mit Körben und Taschen beladen, mühsam die Brut vor ihnen durch diese glatten, verrufnen Gassen zu steuern sich mühten. Gingen aber im Winter frühe am Abend die Gaslichter an, glaubte im Nu man zu sinken und im sanften Gleiten nun erst die Tiefe unter dem Meeresspiegel zu spüren, der undurchsichtig träg sich in den gläsernen Wassern ⟨Weihern?⟩ bewegte.

Je öfter ich auf diese Erinnerungen zurückkomme, desto weniger erscheint es mir zufällig, eine wie geringe Rolle in ihnen die Menschen spielen: Ich denke an einen Nachmittag in Paris, dem ich Einsichten in mein Leben verdanke, die blitzartig, mit der Gewalt einer Erleuchtung mich überfielen. Eben an diesem Nachmittag war es, daß meine biographischen Beziehungen zu Menschen, meine Freundschaften und Kameradschaften, meine Leidenschaften und Liebschaften in ihren lebendigsten, verborgensten Verflechtungen sich offenbarten. Ich sage mir: es mußte in Paris sein, wo die Mauern und Quais, der Asphalt, die Sammlungen und der Schutt, die Gatter und Squares, die Passagen und die Kioske uns eine so einzigartige Sprache lehren, daß unsere Beziehungen zu den Menschen in der uns umfangenden Einsamkeit, unserm Versunkensein in jene Dingwelt, die Tiefe eines Schlafs erreichen, in welcher das Traumbild sie erwartet, das ihnen ihr wahres Gesicht offenbart. Ich will von diesem Nachmittag sprechen, weil er so kenntlich machte von welcher Art das Regiment ist, das Städte über die Phantasie führen und warum die Stadt, in der die Menschen am rücksichtslosesten einander beanspruchen, die Verabredungen und Telefongespräche, die Sitzungen und Besuche, der Flirt und der Lebenskampf dem Einzelnen keinen beschaulichen Augenblick gönnen, in der Erinnerung ihre Revanche nimmt und der Schleier, welchen sie im Verborgnen aus unserm Leben gewirkt hat, weniger die Bilder der

Menschen als die der Schauplätze zeigt, an denen wir andern oder uns selber begegneten. An dem Nachmittag nun, von welchem ich reden will, saß ich im Innenraum des Cafés des deux magots bei St Germain des Prés, wo ich – wen habe ich vergessen – erwartete. Da kam mit einem Male und mit zwingender Gewalt der Gedanke über mich, ein graphisches Schema meines Lebens zu zeichnen und ich wußte im gleichen Augenblick auch schon genau wie das zu tun sei. Es war eine ganz einfache Frage, mit der ich meine Vergangenheit durchforschte und die Antworten zeichneten sich wie von selber auf ein Blatt, das ich hervorzog. Ein oder zwei Jahre später als ich dieses Blatt verlor, war ich untröstlich. Nie wieder habe ich es so herstellen können, wie es damals vor mir entstand⟨,⟩ einer Reihe von Stammbäumen ähnlich. Jetzt aber, da ich in Gedanken seinen Aufriß wiederherstellen möchte ohne ihn geradezu wiederzugeben, möchte ich lieber von einem Labyrinth sprechen. Was in der Kammer seiner rätselhaften Mitte haust, Ich oder Schicksal, soll mich hier nicht kümmern, umso mehr aber die vielen Eingänge, die ins Innere führen. Diese Eingänge nenne ich Urbekanntschaften; ihrer jeder ist graphisches Symbol meiner Bekanntschaft mit einem Menschen, den ich nicht durch andere Menschen sondern sei es durch Nachbarschaftsverhältnisse, Verwandtschaft, Schulkameradschaft, Verwechslung, Reisegenossenschaft – es gibt nicht allzu viele solcher Situationen – begegnet war. Soviel Urbekanntschaften, soviele verschiedene Eingänge ins Labyrinth. Da nun aber die meisten jener Urbekanntschaften – zumindest die, welche uns im Gedächtnis bleiben, ihrerseits neue Bekanntschaften erschließen, Beziehungen zu neuen Menschen eröffnen, so zweigen von diesen Gängen nach geraumer Zeit seitliche ab (rechts mag man die männlichen einzeichnen, links die weiblichen). Ob sich zuletzt Verbindungswege von einem dieser Systeme zum andern bahnen, auch das hängt von den Verflechtungen unseres Lebenslaufes ab. Wichtiger aber sind die überraschenden Einsichten, die aus dem Studium dieses Schema⟨s⟩ in die Verschiedenheit der individuellen Lebensläufe sich ergeben. Welche Rolle spielt unter den Urbekanntschaften im Leben der verschiednen Menschen Beruf und Schule, Verwandtschaft und Reise? Und vor allem: gibt es im Einzeldasein etwas wie verborgene Bildungsgesetze jener vielen Einzelgänge? Welche setzen früh und welche spät im Leben ein? Welche setzen sich bis ans Ende unseres Daseins fort und welche sterben ab? »Wenn einer

Charakter hat, sagt Nietzsche, so erfährt er immerfort dasselbe.« Mag das im großen wahr sein oder nicht, so gibt ⟨es⟩ doch im kleinen vielleicht Wege, die immer wieder uns zu solchen führen, die eine und die nämliche Funktion für uns besitzen: Gänge, die immer wieder uns in den verschiednen Lebensaltern zum Freunde, zum Verräter, zur Geliebten, zum Schüler oder zum Meister führen. Das war es, was der Aufriß meines Lebens, wie er an jenem pariser Nachmittag vor mir entstand, mir zeigte. So treten auf dem Hintergrund der Stadt die Menschen, die um mich gewesen waren, zur Figur zusammen. Es war um viele Jahre früher, ich glaube zu Beginn des Krieges, daß in Berlin sich auf dem Hintergrund der Menschen, welche mir damals am nächsten waren, die Welt der Dinge zu einem ähnlich tiefen Sinnbild sich zusammenzog. Zusammen aber zog sie sich in vier Ringe. Das führt mich in eines der alten berliner Häuser am Kupfergraben. Mit ihren schlichten vornehmen Fassaden und ihren breiten Treppenhäusern mögen sie aus de⟨n⟩ Schinkelschen Jahren stammen. In einem von ihnen wohnte zu der Zeit, von der ich spreche, ein bedeutender Antiquitätenhändler. Eine Auslage hatte er nicht. Man mußte sich in seine Etagenwohnung begeben, um in einigen Vitrinen eine Auswahl vorgeschichtlicher Spangen und Fibeln, langobardischer Ohrgehänge, spätrömischer Halsketten, mittelalterlicher Münzen und vieler ähnlicher Kostbarkeiten zu bewundern. Wie mein Schulfreund A⟨lfred⟩ C⟨ohn⟩ ihn aufgespürt hatte, weiß ich nicht. Aber deutlich erinnere ich den Anteil, mit dem ich dort, unter dem Eindruck der kürzlich erst von mir studierten »Spätrömischen Kunstindustrie« von Alois Riegl die Brustschilder von plattiertem Golde und die granatgeschmückten Armbänder betrachtete. Wir waren, wenn ich nicht irre, zu dritt: mein Freund, seine damalige Verlobte oder Frau Dorothea J. und ich. C. ließ sich Ringe zeigen – griechische Gemmen, Kameen der Renaissance, Ringe der Kaiserzeit, meistens in Halbedelsteine geschnittene Arbeiten. Jeder der vier, die er schließlich erstand, hat sich mir unvergeßlich eingeprägt. Bis auf einen, den ich aus den Augen verloren habe, sind sie bis heute noch bei denen, welchen sie an diesem Vormittage zugedacht worden sind. Dieser eine, ein heller gelber Rauchtopas ist es gewesen, den damals Dorothea J. sich wählte. Die Arbeit in ihm war griechisch und stellte auf winzigem Raum die Leda dar, wie sie zwischen ihren geöffneten Schenkeln den Schwan empfängt. Er war sehr anmutig.

Weniger Bewunderung konnte ich dem Amethyst entgegenbringen, den der Schenkende Ernst S⟨choen⟩ unserm gemeinsamen Freunde bestimmte: ein Italiener des $15^{\text{ten}}$ oder $16^{\text{ten}}$ Jahrhunderts hatte ein Profil – ⟨Emil⟩ Lederer behauptete das des Pompejus – in ihn eingeschnitten. Ganz anders aber betrafen mich die beiden letzten Ringe. Der eine war mir zugedacht, doch nur als ganz interimistischem Besitzer; im Grunde war er bestimmt, durch mich als mein Geschenk an meine damalige Verlobte Grete R⟨adt⟩ zu kommen. Es war der faszinierendste Ring, den ich je gesehen habe. In einen dunklen massigen Granat geschnitten, stellte er ein Medusenhaupt dar. Es war eine Arbeit der römischen Kaiserzeit. Die lichte Fassung war nicht mehr die alte. Trug man den Ring am Finger so schien er nur der vollkommenste von allen Siegelringen. In sein Geheimnis trat erst ein, wer ihn abzog und nun das Haupt gegen das Licht gehalten sich betrachtete. Da die verschiednen Schichten des Granats verschieden lichtdurchlässig waren, die dünnste aber so transparent, daß sie wie rosenfarben glühte, so glaubte man die düstern Schlangenleiber des Hauptes über eine Stirne wellen zu sehen, unter der zwei tiefe glühende Augen aus einem Antlitz sahen, das mit den purpurschwarzen Flächen der Wangen wieder in die Nacht zurücktrat. Später habe ich einigemale versucht, mit diesem Stein zu siegeln; es zeigte sich aber, daß er zu Rissen neigte und der äußersten Schonung bedurfte. Kurze Zeit nachdem ich ihn verschenkt hatte, löste ich meine Beziehungen zu seiner neuen Besitzerin. Mein Herz ging schon damals mit dem letzten jener vier Ringe, welchen der Geber seiner Schwester vorbehalten hatte. Und gewiß stellte dieses Mädchen die eigentliche Schicksalsmitte dieses Kreises dar, doch eh wir das erkennen konnten, vergingen Jahre. Denn ungeachtet ihrer Schönheit – die selbst nicht glänzend sondern unscheinbar und stumpf war – hatte sie nichts, was sie zum Mittelpunkte zu bestimmen schien. Und wirklich war sie nie der Mittelpunkt von Menschen sondern, im strengen Sinne, wirklich der von Geschicken, als habe ihre pflanzenhafte Passivität und Trägheit diesen, die ja am meisten von allen menschlichen Dingen pflanzlichen Gesetzen zu unterliegen scheinen, sie zugeordnet. Vieler Jahre bedurfte ⟨es⟩, ehe in seinem Zusammenhange an den Tag trat, was damals teils im Keim sich zu entfalten anfing, teils noch schlummerte: das Schicksal, kraft dessen sie, die zu dem Bruder im innigsten, die Grenzen der Geschwisterliebe bis zum Rande erfüllenden

Verhältnis stand die Freundin der beiden nächsten Freunde ihres Bruders werden sollte – dessen, der den mit dem Pompejushaupt erhielt und meiner – um schließlich ihren Mann im Bruder der Frau zu finden, welche ihr eigner Bruder in zweiter Ehe heiratete – und das war die, die damals, an dem Tag von dem ich spreche, von mir den Ring mit dem Medusenhaupt erhielt. Wenige Tage später wird es gewesen sein, daß ich dem Lapislazuli mit der von Laub umrankten Laute, die in ihn geritzt war – dem vierten Ringe und seiner Trägerin – dieses Sonnett nachsandte: Deinem Finger, dem sie sich vertraute ⟨abgebrochen⟩

Der Schatzhauser im grünen Tannenwald oder die Fee, die einem einen Wunsch freigeben – sie erscheinen jedem mindestens einmal im Leben. Aber nur Sonntagskinder wissen sich der Wünsche zu entsinnen, die sie getan haben und darum erkennen nur die wenigsten im eignen Leben die Erfüllung wieder. Ich weiß so einen Wunsch, welcher mir in Erfüllung ging und will nicht sagen, daß er klüger gewesen ist als der der Märchenkinder. Er geht auf meine frühe Kinderzeit zurück und bildete sich in mir mit der Lampe, die an den dunklen Wintermorgen um halb sieben über meine Schwelle getragen wurde und den Schatten des Kindermädchens an die Decke warf. Im Ofen wurde das Feuer entzündet und bald zeichnete sich inmitten rötlicher Reflexe das Gatter der Kamintüre auf der nackten Diele ab. Wenn dann die Wärme – die nächtliche des Bettes und die morgendliche des Ofenfeuers – mich doppelt schläfrig machten, hieß es aufstehen. Dann hatte ich keinen andern Wunsch als mich ausschlafen zu können. Dieser Wunsch begleitete mich durch die ganze Schulzeit. Sein unzertrennlicher Begleiter aber war die Angst, zu spät zu kommen. Noch heute kann ich, wenn ich den Savignyplatz passiere, die Angst vergegenwärtigen mit welcher ich, von der Carmerstraße, in der ich wohnte, einbiegend, im Bannraum zwischen der zehn und zwölf des abstoßenden Zifferblattes mein Urteil ablas. Der Wunsch, der mich an solchen Wochentagen und noch später, wenn ich todmüde des Nachmittags mich vom Canapee erhob, weil »turnen« war beseelte, ist mir in Erfüllung gegangen. Aber nicht immer habe ich sie darin erkannt, wenn wieder einer meiner Versuche einen Arbeitsplatz, im bürgerlichen Sinn des Worts zu finden, gescheitert war.

Noch einen andren Klang gibt es, der, dank der Jahrzehnte, in denen er mir nicht mehr über die Lippen noch zu Ohren gekommen ist, das Unergründliche behalten hat, mit dem gewisse Worte aus der Sprache Erwachsner dem Kinde entgegentreten. Es ist noch nicht lange her, daß ich es wiederfand, wie denn einige unteilbare Funde, diesem gleichend, viel Anteil an meinem Entschlusse haben, diese Erinnerungen aufzuzeichnen. Da meine Eltern wohlhabend waren, so bezogen wir, unbeschadet gelegentlicher Sommerreisen, ehe ich in die Schule kam, vielleicht auch später, alljährlich Sommerwohnungen in der Umgebung. Erst war es Potsdam, später Neubabelsberg. Während die Babelsberger Zeiten nun mir in mancherlei Bildern gegenwärtig sind, von denen ich vielleicht noch erzählen werde – der Nacht des großen Einbruchs als sich meine Eltern in mein Zimmer schlossen, den Stunden, die ⟨ich⟩ angelnd neben meinem Vater am Ufer des Griebnitzsees stand, dem Besuch auf der Pfaueninsel, der mir die erste große Enttäuschung meines Lebens brachte, weil ich im Grase nicht die Pfauenfeder, die man mir doch versprochen hatte, fand – währenddessen sind mir die Sommermonate in Potsdam ganz entschwunden, es sei denn, daß ich das Spargelstechen – meine erste und einzige landwirtschaftliche Passion – schon in den Garten auf dem Brauhausberge verlegen darf. Und damit habe ich das Wort verraten, in das sich wie hunderte von Rosenblättern in einen Tropfen von rose malmaison hunderte von Sommertagen ihre Gestalt, ihre Farbe und ihre Vielzahl opfernd mit ihrem Dufte erhalten haben. Es heißt Brauhausberg. Dem was es in sich fa⟨ß⟩t sich nähern ist beinah unmöglich. Diese Worte, die auf der Grenze zweier Sprachbereiche, dem der Kinder und der Älteren stehen, sind denen der Gedichte Mallarmés vergleichbar, die der innere Widerstreit zwischen dem dichterischen Wort und dem profanen gleichsam ausgezehrt und zum verschwebenden Hauche hat werden lassen. So hat das Wort Brauhausberg alle Schwere verloren, enthält von einem Brauhaus überhaupt nichts mehr und ist allenfalls ein vom Blauen umwitterter Berg, der im Sommer sich aufbaut mich und meine Eltern zu behausen.

Die ökonomische Basis auf der die Wirtschaft meiner Eltern beruhte, war lange über meine Kindheit und Jugend hinaus von tiefstem Geheimnis um⟨geben⟩. Wahrscheinlich nicht für mich, den ältesten allein, sondern fast genau so für meine Mutter. Und

sicher war, daß es sich so verhielt, in einer jüdischen Familie die Regel und in sehr vielen christlichen wohl auch. Seltsamer ist es eigentlich, daß auch der Konsum in etwas von dem Geheimnis umwoben war, das Einkommen und Vermögen so dicht verhüllte. Ich erinnere mich jedenfalls, daß die Erwähnung gewisser Lieferanten-Quellen wie sie genannt wurden – immer mit der Feierlichkeit geschah, die einer Einweihung ansteht. Allerdings, man muß unterscheiden. Die Lieferanten, die den täglichen Wirtschaftsbedarf bestritten, gehörten ebensowenig zu jenem geheimen Zirkel, wie die altangesehenen berliner Firmen, bei denen meine Mutter die Runde machte, wenn sie mit mir und den Geschwistern »in die Stadt« ging. Es stand ebenso fest, daß bei solchen Gelegenheiten unsere Kinderanzüge bei Arnold Müller, Schuhe bei Stiller und Koffer bei Mädler gekauft wie daß am Ende aller dieser Veranstaltungen die Schokolade mit Schlagsahne bei Hillbrich bestellt wurde. Diese Einkaufsstätten waren aufs strengste von der Tradition vorgezeichnet. Ganz anders die Verbindungen mit Lieferanten, die auf meinen Vater zurückgingen. Mein Vater hatte neben manchen Hemmungen, die nicht nur seinem Anstand sondern auch einer gewissen staatsbürgerlichen Bravheit entsprangen, doch im Grunde die unternehmende Natur des großen Kaufmanns. Ungünstige Einflüsse verschuldeten, daß er sich viel zu früh von einem Unternehmen zurückzog, das seinen Fähigkeiten wahrscheinlich garnicht schlecht entsprochen hat: dem Kunstauktionshaus von Lepke, das damals noch in der Kochstraße lag und an dem er Teilhaber war. Als er dann seinen Anteil an der Firma aufgegeben hatte, war er mehr und mehr zu spekulativen Anlagen seiner Gelder gekommen und es würde mich nicht wundern, daß der Anteil, den er an hauswirtschaftlichen Geschäften nahm, von dieser Zeit an ein lebhafterer geworden wäre. Soviel ist sicher, daß ein guter Teil der Lieferanten, die er seither ausfindig machte, mit seinen Kapitalanlagen indirekt zusammenhingen. Wenn also bei den Einkäufen meiner Mutter sich ein traditionelles und gleichsam offizielles Bild der berliner Geschäftswelt entwickelte, so kam bei den Andeutungen und Anweisungen die mein Vater gab ein unbekanntes, wenn nicht abenteuerliches zustande, dessen Prestige bei mir sowohl durch den autoritären Klang, den diese Namen am Familientische hatten wie durch die Tatsache sich bildete, daß diese Firmen, zum Unterschiede von den andern niemals in mein Blickfeld traten. An ihrer

Spitze stand, wenn man so will, das Lepkesche Auktionshaus selber, an dem mein Vater nicht nur beteiligt war sondern aus dem er hin und wieder auch einen Ankauf nach Hause brachte. Daß er dabei im ganzen mit viel Glück verfuhr, glaube ich nicht, ausgenommen vielleicht seine Teppichkäufe. Noch kurz vor seinem Tode hat er mir erzählt, daß er in jenen Zeiten die Qualitäten der Gewebe mit dem Ballen des Fußes auseinanderhalten konnte, wenn er nicht allzu dicke Sohlen trug. In der Kindheit aber machte mir den größten Eindruck die Vorstellung der Hammerschläge, mit welchen mein Vater die Versteigerung begleitete. Später als er von Lepke sich zurückgezogen hatte, lag dieser Hammer immer auf seinem Schreibtisch. Wenn ich das Geräusch seiner Schläge niemals zu hören bekam, so ist es dafür ein anderes Geräusch gewesen, das sich in meiner Kindheit mit dem Bilde der Macht und Größe meines Vaters – oder vielmehr: eines Mannes, der seinen Beruf hat – unauflöslich verbunden hat. Es war, so unglaubhaft es klingt, der Laut, welchen das Messer mit ⟨dem⟩ meine Mutter die Brötchen bestrichen hatte, die mein Vater am morgen mit in sein Geschäft nahm, von sich gab, wenn es ein letztes Mal, um von den Butterresten es zu säubern, die noch an ihm haften mochten, gegen die knusperigen Schnittflächen der Brötchen abgestrichen wurde. Dieser Klang ging dem Tagewerk meines Vaters voran, für mich nicht weniger erregend als, in spätern Jahren, das Klingelzeichen, welches im Theater den Beginn der Vorstellung ankündigt. Im übrigen war das eigentliche Wahrzeichen des väterlichen Berufes in unserer Wohnung ein Mohr, der, beinah lebensgroß, auf einer um ein dreißigstel verkleinerten Gondel stand und mit der einen Hand ein Ruder hielt, das man herausziehen konnte, auf der andern eine goldene Schale erhob. Das Kunstwerk war aus Holz, der Mohr schwarz, Gondel und Ruder leuchteten unter dem Firnis in vielen Farben. Das Ganze aber war so durchaus auf sein Pendant angewiesen, daß ich heute nicht mehr zu sagen weiß, ob ein zweiter Mohr, den ich mir dazu denke, anfänglich wirklich bei uns aufgestellt war oder eine Erfindung meiner Phantasie ist. Soviel von Lepkes Kunstauktionshaus. Im übrigen gab es für Kunstwerke – zumindest sofern es sich um Bronzen handelte – noch einen Lieferanten; das war die Firma Gladenbeck. Ob auch da engere Geschäftsbeziehungen der Wahl zugrunde lagen, weiß ich nicht. Bestimmt aber war das der Fall bei der Beschaffung von Mundwasser, das in riesigen Flaschen voll

Wasserstoffsuperoxyd im »Medizinischen Warenhause« erstanden wurde, dessen Aufsichtsratsmitglied mein Vater war. Etwas undurchsichtiger lagen die Dinge wieder bei der Firma Stabernack, die durch Jahre hindurch das unbestrittene Monopol für alle Installationen in der Wohnung besaß. Hier war vielleicht die Aktiengesellschaft für Bauausführungen das Mittelglied, dessen Vorstandsmitglied, Herr Altgelt in unzähligen Telefongesprächen meines Vaters den Partner abgab und dessen Name mir im Gedächtnis geblieben ist, weil sein Sohn, als einer der unrühmlichsten ihrer Belegschaft, in meiner Klasse saß. Es war, von Tischgesprächen abgesehen, einzig das Telefon, das von jener verborgnen Geschäfts- und Lieferantenwelt uns Kunde gab. Mein Vater telefonierte viel. Er, der nach außen hin fast immer ein verbindliches, lenkbares Wesen scheint gehabt zu haben, hat vielleicht nur am Telefon die Haltung und die Bestimmtheit besessen, die seinem, zeitweise großen, Reichtum mag entsprochen haben. Im Gespräch mit den vermittelnden Instanzen wurde diese Energie nicht selten lärmend und für den »Ernst des Lebens« welcher durch die berufliche Tätigkeit meines Vaters versinnlicht wurde, waren die Streitigkeiten mit dem Telefonfräulein eigentlich das Emblem. In meiner Kindheit ist das Telefon aufgekommen. Ich habe es also noch in irgend einen Winkel des Korridors angenagelt gekannt, wo es durch sein schrilles Geläut aus der Finsternis die Schrecken der berliner Wohnung mit dem endlosen Gang, der aus dem dämmerigen Eßzimmer in die hinteren Schlafräume führte, steigerte. Zu einer wahren Höllenmaschine wurde es, wenn die Schulkameraden in der verbotenen Zeit, zwischen zwei und vier Uhr, anriefen. Aber nicht alle die geheimnisvollen Transaktionen meines Vaters gingen durchs Telefon. Von jeher hatte er – wie viele Männer, die in ihrer Ehe nicht immer einen leichten Stand haben – die Neigung, gewisser Zweige der Wirtschaft sich selbständig anzunehmen. So hatte er Beziehungen in der Provinz, vor allem in der Nähe Hamburgs angeknüpft, wohin er häufige Geschäftsreisen unternahm. Regelmäßig wurde aus dieser Gegend der Haushalt mit Holsteinischer Landbutter und zum Herbste mit Krickenten versorgt. Für den Wein dagegen trat wieder eine berliner Firma ein, von der dazu noch Anteilscheine im Besitze meines Vaters waren: das war die Zentrale für Weinvertrieb, die es mit neuen Kalkulationsmethoden im Weinhandel versuchte. Endlich verflochten sich mit diesen Namen in den Beratungen der

Eltern andere, in denen die Traditionen des damaligen bürgerlichen Berlin von beiden Seiten zusammenflossen: Für notarielle Beurkundungen zog man Oberneck zu Rate, Operationen ließ man von Rinne ausführen, Tanzunterricht bei Quaritsch erteilen, als Hausarzt zog man Renvers zu Rate, zumindest solange man mit ihm im gleichen Hause wohnte, Joseph Goldschmidt war der Bankier. Was aber mich betrifft, so wirkte am nachhaltigsten der tollkühne Versuch, welchen mein Vater eines abends unternahm, um auch die Zerstreuungen der Familie in jene Harmonie zu seinen kommerziellen Unternehmungen zu bringen, die er für ihre sonstigen Bedürfnisse herzustellen gewußt hatte. Als nämlich um 1910 im Westen, in der Lutherstraße, ein Konsortium das Haus, in welchem jetzt die Scala ist, als »Eispalast« erstellte, gehörte ihm, mit einem größeren Betrage, auch mein Vater an. Eines abends nun, ich weiß nicht ob es das Eröffnungsdatum war oder ein späteres, kam meinem Vater der Gedanke, mich dorthin mitzunehmen. Der Eispalast war aber nicht allein die erste künstliche Eisbahn, die es in Berlin zu sehn gab, sondern auch ein recht betriebsames Nachtlokal. Und so fesselten mich die Darbietungen in der Arena weit weniger als die Erscheinungen an der Bar, die ich von irgendeiner Rangloge aus in Ruhe verfolgen konnte. Unter ihnen aber befand sich jene Hure in einem weißen sehr eng anliegenden Matrosenanzug, die ohne daß ich ein Wort mit ihr hätte wechseln können, meine erotischen Phantasien auf viele Jahre bestimmte.

In jenen frühen Jahren lernte ich »die Stadt« nur als den Schauplatz der »Besorgungen« kennen, bei denen zum ersten Mal sich erwies, wie uns das väterliche Geld eine Gasse zwischen den Ladentischen und den Verkäufern und den Spiegeln und den Blicken der Mutter bahnte, deren Muff auf dem Tisch lag. In der Schmach eines »neuen Anzugs« standen wir da, aus den Ärmeln sahen die Hände heraus wie schmutzige Preistafeln und in der Konditorei erst wurde uns besser und wir fühlten dem Götzendienst uns entronnen, der unsere Mutter vor den Idolen erniedrigte, deren Namen Mannheimer waren, Herzog und Israel, Gerson, Adam, Esders und Mädler, Emma Bette, Bud und Lachmann. Eine Reihe unerforschlicher Massive nein Höhlen von Waren – das war »die Stadt«.

Es gibt Menschen, die glauben den Schlüssel ihrer Lebensschicksale in der Hereditàt, andere im Horoskop, wieder andere in ihrer Erziehung zu finden. Ich selber glaube, daß ich manche Aufklärung über mein späteres Leben in meiner Ansichtspostkartensammlung fände, wenn ich sie heute noch einmal durchblättern könnte. Die große Stifterin dieser Sammlung war meine Großmutter mütterlicherseits, eine entschieden unternehmende Frau, von der ich zweierlei glaube geerbt zu haben: meine Lust am Schenken und meine Reiselust. Wenn es zweifelhaft ist, was für die erste dieser Leidenschaften die Weihnachtsferien – die nicht aus dem Berlin der Kinderjahre weg zu denken sind – bedeutet haben, so hat gewiß kein Abenteuerbuch der Knabenjahre so sehr auf meine Reiselust gewirkt, wie die Ansichtskarten, mit denen sie mich zahlreich auf ihren weiten Reisen bedachte. Und weil die Sehnsucht, welche wir an einem Orte fühlen, ihn so gut wie sein äußeres Bild bestimmt, soll von diesen Karten etwas die Rede sein. Zwar – war das was sie damals in mir weckten Sehnsucht? Zogen sie mich nicht viel zu magnetisch an, um noch dem Wunsch, an jenen Ort zu reisen, den sie zeigten, Spielraum zu gestatten? Ich war ja dort – in Tabarz, Brindisi, Madonna di Campiglio, Westerland, wenn ich die waldigen von glühend roten Beeren besetzten Abhänge von Tabarz, die gelb-weiß hingewischten Quais von Brindisi, die bläulich in Blau gedruckten Kuppen von Madonna di Campiglio und den Bug der »Westerland« der schneidend aus den Wellen sich erhob immer wieder betrachtete, ohne mich von ihnen trennen zu können. Wenn man die alte Dame auf ihrem teppichbelegten mit einer kleinen Balustrade ausgezierten Erker besuchte, welcher auf den Blumeshof herausging, konnte man sich schwerlich vorstellen wie sie große Schiffsreisen oder gar Spazierritte auf Kamelen unter der Leitung von Stangels Reisebüro unternommen hatte, dem sie sich alle paar Jahre anvertraute. Sie war Witwe: drei ihrer Töchter waren als ich klein war, bereits verheiratet. Von der vierten wüßte ich nichts zu sagen, wohl aber von dem Zimmer, das sie bei ihrer Mutter bewohnte. Aber vielleicht muß ich vorher ein Wort von dieser Wohnung im ganzen sagen. Mit welchen Worten das fast unvordenkliche Gefühl von bürgerlicher Sicherheit umschreiben, das von diesen Räumen ausging? So paradox es klingt, mir will es scheinen als schließe der Begriff jener besondern Geborgenheit, mit der sie mich umfingen, am ehesten an ihre Mängel an. Das Inventar, das

diese vielen Zimmer – zwölf bis vierzehn – füllte, würde sicher heute ohne eine Kontrastwirkung zu erregen sich dem schäbigsten Trödelladen einfügen. Und wenn auch jene ephemeren Formen soviel solider waren als der Jugendstil, der sie ablöste – das Vertraute, Beruhigende, Anheimelnde und Tröstliche an ihnen war doch die Trägheit, mit der sie sich dem Schlendergang der Jahre und der Tage anvertrauten und sich, was ihre Zukunft anbetraf allein der Haltbarkeit des Materials und nirgends der Vernunftberechnung anheimgaben. Hier herrschte eine Art von Dingen, welche, bei aller Gefügigkeit, mit denen sie den Impulsen der Moden sich im Kleinen unterwarf, im Ganzen so von sich und ihrer Dauer überzeugt war, daß sie mit keiner Abnutzung, keinem Erbgang, keinem Umzug rechnete und immer gleich nahe und gleich weit von ihrem Ende, das das Ende aller Dinge schien, verharrte. Das Elend konnte in diesen Räumen keine Stelle haben, in welchen ja nicht einmal der Tod sie hatte. Sie hatten keinen Raum zum Sterben – darum starben ihre Besitzer im Sanatorium, die Möbel aber kamen gleich im ersten Erbgang an den Trödler. In ihnen war der Tod nicht vorgesehn – darum waren sie am Tage so gemütlich und des nachts der Schauplatz unserer bedrückendsten Träume. Daher kommts, daß ich dieses Haus – Blumeshof 10 oder 12 ist es gewesen –, in dem so viele der schönsten Kinderstunden mir vergingen, wenn ich beim Klange von Klavieretüden »Herzblättchens Zeitvertreib« in einem Sessel durchblättern durfte – daß an seiner Schwelle mir ein Alp entgegentritt. Mein waches Dasein hat von seinem Treppenaufgang kein Bild bewahrt. Dagegen steht er mir noch heut als Schauplatz von einem Banntraum in Erinnerung, den ich einmal nachts in eben jenen guten Jahren hatte. In diesem Traume erschien das Stiegenhaus als Kraftfeld eines Gespensts, das mich im Aufgang erwartete nicht ohne meinen Weg mir freizugeben und sich erst dann mir bemerkbar zu machen, als nur die letzten Stufen noch vor mir lagen. Auf diesen Stufen bannte es mich fest. – Die Zimmer in dieser Wohnung am Blumeshof waren nicht nur zahlreich sondern zum Teil sehr groß. Um meine Großmutter auf ihrem Erker zu erreichen, mußte ich das riesige Eßzimmer durchschneiden und im Wohnzimmer bis an dessen Ende vordringen. Immerhin gaben erst die Festtage und allen voran der erste Weihnachtsfeiertag einen Begriff von der Fassungskraft dieser Räume. Wenn es an diesem Tage aber schien, als sei er in den Vorderzimmern das ganze Jahr über erwartet worden,

so gab es andere Gelegenheiten, die wieder andere Teile der Wohnung ins Leben riefen: der Besuch einer verheirateten Tochter eröffnete ein längst außer Gebrauch gekommenes Spindenzimmer; ein anderes Hinterzimmer tat sich für uns Kinder auf, wenn vorne die Erwachsnen ihre Mittagsruhe halten wollten, und wieder einen andern Teil der Wohnung belebte der Klavierunterricht, den die letzte im Haus verbliebne Tochter erhielt. Der wichtigste von diesen abgelegnen, seltener benützten Räumen aber war die Loggia. Und sie war das, sei es, weil sie am wenigsten installiert war, am wenigsten dem Aufenthalt der Erwachsenen entgegenkam, sei es, weil in sie, gedämpft, der Straßenlärm hereindrang⟨,⟩ sei es endlich, weil hier die Hinterhöfe mit Kindern, Dienstboten, Leierkastenmännern, Portiers sich eröffneten. Von denen aber waren es wiederum öfter die Stimmen als die Gestalten, deren man von der Loggia aus habhaft wurde. Im übrigen sind die Höfe eines so vornehmen Wohnviertels eigentlich belebt nie gewesen; etwas von der Gelassenheit der reichen Leute, für die die Arbeit in ihnen verrichtet wurde, hatte auf diese Verrichtungen selber übergegriffen und alles schien auf den Dornröschenschlaf zu warten, der sich hier an den Sonntagen niederließ. Darum war der Sonntag der eigentliche Tag der Loggia – der Sonntag, den die anderen Räume niemals ganz fassen konnten weil sie wie schadhaft waren. Der Sonntag sickerte durch sie durch, nur die Loggia, die auf den Hof mit den Teppichstangen und die andern Loggien mit ihren kahlen Wänden von pompejanischem Rot hinaus ging, nur die faßte ihn und kein Ton von der Glockenfracht, mit der die Kirchen – die Zwölf-Apostel- und die Matthäi- und die Kaiser Wilhelm Gedächtniskirche – sie uns nachmittags langsam beluden, glitt ihr über die Balustrade, sondern bis Abend blieb sie dort aufgestapelt. Wie ich es schon angedeutet habe, ist meine Großmutter nicht am Blumeshof gestorben, und ebensowenig die andere, die in der gleichen Straße ihr gegenüberwohnte und älter und strenger, die Mutter meines Vaters, gewesen ist. Daher ist der Blumeshof mir zu einem Elysium⟨,⟩ einem unbestimmten Schattenreich abgestorbner aber unsterblicher Großmütter geworden. Und wie die Phantasie, wenn sie einmal ihren Schleier über eine Gegend hat werfen können, gern seine Ränder von unfaßlichen Launen sich kräuseln läßt, so hat sie ein altrenommiertes Kolonialwarengeschäft, das in der Nähe dieses Hauses, aber schon in der Magdeburgerstraße liegt, im Laufe der Jahrzehnte

und bis heute dem Vorüberfahrenden, der es niemals betreten hat, zu einem Denkmal seines frühverstorbnen Großvaters werden lassen, nur weil sein Besitzer, wie jener, mit dem Vornamen Georg hieß.

Aber ist nicht auch das die Stadt: der abendliche Lichtstreif unter der Schlafzimmertür wenn drinnen »Gesellschaft« war? Drang nicht Berlin selber so in die Kindernacht voller Erwartung wie später in die Nacht eines Publikums die Welt Wilhelm Tells oder Julius Cäsars. Ich glaube, das Traumschiff, das einen damals abholte ist oft über den Lärm der Gesprächswogen oder die Gischt des Tellergeklappers vor unsere Betten geschwankt und am frühen Morgen hat es uns abgesetzt in der Ebbe des Teppichklopfens, das an den Regentagen mit der feuchten Luft in das Fenster drang und unvergeßlicher dem Kinde sich eingrub als die Stimme der Geliebten dem Manne, das Teppichklopfen, das die Sprache der unteren Welt war, der Dienstmädchen, der wirklich Erwachsnen, eine Sprache, die sich manchmal viel Zeit ließ, träge und abgedämpft unterm grauen Himmel sich zu allem bereit fand, manchmal wieder in einen unerklärlichen Galopp fiel, als seien hinter den Dienstboten Geister, die sie verfolgten. Höfe waren es auch in denen die Stadt sich auftat, um das Kind zu entlassen oder es wieder aufzunehmen. Bahnhöfe – ihre Öffnungen bei der Abfahrt waren ein Panorama, Rahmen einer fata morgana. Keine Ferne war ferner als wo die Gleise im Nebel einander erreichten. Bei der Heimkunft aber war alles anders. Denn noch brannten in uns die düsteren Lampen, die vereinzelt in den Höfen geschienen hatten aus Fenstern, denen oft die Vorhänge fehlten, in schmutzstarrenden Treppenhäusern, aus Kellerfenstern, in dene⟨n⟩ Lappen hingen. Das waren die Höfe, die die Stadt mich sehen ließ wenn ich aus Hahnenklee oder Sylt zurückkam und die sie dann wieder in sich verschloß und die sie nie zu sehen gab, nie zu betreten. Aber diese letzten fünf Angstminuten der Einfahrt eh alles aussteigt, haben sich in Blicke aus meinen Augen verwandelt und es gibt vielleicht Menschen, die in sie sehen wie in Hoffenster, die in schadhaften Mauern stecken und in denen am frühen Abend die Lampe steht.

Unter den Ansichtspostkarten meines Albums gab es einige wenige, deren Schriftseite mir besser im Gedächtnis geblieben ist als ihre

Ansichtsseite. Sie waren alle mit der schönen leserlichen Unterschrift versehen: Helene Pufahl. Das war meine erste Lehrerin. Lange bevor ich eine Schulklasse kennen lernte, trat ich durch sie in nähere Beziehung zu Kindern meiner »Klasse« in dem Sinn des Wortes, den ich erst zwei Jahrzehnte später kennen lernen sollte. Und daß es eine recht gehobne war, kann ich an den beiden Mädchennamen ablesen, die aus denen des kleinen Zirkels im Gedächtnis geblieben sind: Ilse Ullstein und Luise von Landau. Was diese Landaus für ein Adel waren weiß ich nicht. Der Name aber übte eine gewaltige Anziehungskraft auf mich aus und auf meine Eltern – manches gibt mir das Recht, das anzunehmen – wohl keine kleinere. Aber doch ist kaum das ⟨der⟩ Grund, aus dem ihr Name mir bis heute lebendig blieb, vielmehr der Umstand, daß er der erste war, auf den ich mit Bewußtsein den Akzent des Todes fallen hörte. Das war, soviel ich weiß, nicht allzu lange, nachdem ich dem kleinen Privatzirkel entwachsen war. Wenn ich später am Lützowufer vorüberkam suchte ich jedesmal mit den Blicken ihr Haus und als ich gegen Ende meiner Schulzeit unter dem Titel »Gedanken über den Adel« meinen ersten philosophischen Essay schrieb, da stand neben Pindar, von dem ich ausging, unausgesprochen der verführerische Name meiner ersten Mitschülerin. Fräulein Pufahl wurde abgelöst von Herrn Knoche, vor dem ich ganz allein meinen Mann zu stehen hatte. Er war Vorschullehrer der Schule, in welche meine Eltern mich später zu schicken gedachten. Sein Unterricht hat mir wohl nicht unbedingt zugesagt. Jedenfalls brachte ich gegen sein Erscheinen hin und wieder Zauberriten in Anwendung und noch entsinne ich mich des Gefühls von Allmacht, das mich eines Tages auf der Herkulesbrücke bei der Nachricht überkam, Herr Knoche habe für den folgenden Tag abgesagt. Damals wußte ich, welchem Umstand das zuzuschreiben war, heute habe ich die Zauberformel leider vergessen. Mehr als mit seinem privaten Auftreten beeindruckte mich Herr Knoche in den Klassenstunden, die ich später, nach meiner Einschulung, bei ihm hatte. Sie waren durch viele Prügelintermezzi belebt, Herr Knoche wußte den Gebrauch des Rohrstocks zu schätzen. Ihm war auch der Gesangunterricht anvertraut. Und während einer dieser Gesangstunden war es, daß er vor mir eines jener Tore zeigte, das wir alle aus unserer Kindheit ⟨kennen⟩ und vor dessen verschloßnen Flügeln man uns versichert, daß sie den Weg ins spätere, in das wirkliche Leben freigeben. Es wurde das Reiterlied

aus Wallensteins Lager geübt. »Frisch auf Kameraden, aufs Pferd aufs Pferd, in das Feld, in die Freiheit gezogen. Im Felde da ist der Mann noch was wert, da wird das Herz noch gewogen.« Herr Knoche wollte von der Klasse wissen, was diese letzten Worte eigentlich bedeuteten. Natürlich konnte keiner ihm Antwort geben. Es war aber eine von jenen kunstvollen Fragen, die Kinder begriffsstutzig machen. Herrn Knoche aber schien diese Hilflosigkeit gerade recht und er sagte mit Nachdruck: ⟨»⟩Das werdet Ihr mal verstehn, wenn Ihr groß seid.« Nun bin ich groß geworden; heute stehe ich auf der Innenseite des Tores, das Herr Knoche uns damals zeigte; seine Flügel aber sind noch immer verschlossen. Ich habe den Einzug durch dies Tor nicht gehalten.

Wie Lichter in der Nebelnacht mit riesenhaften Kreisen sich umgeben so tauchen aus dem Nebel meiner Kindheit mit großen Höfen die frühesten Theatereindrücke. Ganz am Anfang steht ein »Affentheater«, das vielleicht unter den Linden gespielt hat und in dem ich, soviel mir vorschwebt, mit großer Eskorte erschienen bin, weil weder Eltern noch Großmutter sich die Wirkung der ersten Theatervorstellung auf mich wollten entgehen lassen. Den Lichtkern freilich, den eigentlichen Vorgang auf der Bühne, kann ich in soviel Nebelglanz nicht mehr erkennen. Ein rosa-graues Gewölk von Sesseln, Lichtern und Gesichtern hat die Possen armer Äffchen auf der Bühne unter sich begraben. Nun kann ich zwar noch die Abfolge der theatralischen Ereignisse der folgenden sechs oder sieben Jahre wiedergeben: aber nichts mehr von ihnen sagen: weder dem Veilchenfresser, den ich im Kurtheater von Suderode zu sehen bekam, noch dem Wilhelm Tell, der, wie üblich, die berliner Bühne mir einweihte, noch dem Fiesko, den ich im Schauspielhaus mit Matkowsky oder der Carmen, die ich in der Oper mit der Destinn zu sehen bekam. Die beiden letzten Veranstaltungen hatte meine Großmutter unter ihr Protektorat genommen; daher nicht nur das glänzende Programm, sondern auch die ansehnlichen Rangplätze. Und doch ist mir anziehender als an sie an die Wilhelm-Tell-Vorstellung zurückzudenken und zwar des Vorgangs wegen, welcher ihr voranging und dessen höchst hermetische Natur noch unverblaßt ist, indessen von der Vorstellung des gleichen Abends nichts mehr in meiner Erinnerung befindlich ist. Es muß am Nachmittag gewesen sein, daß zwischen mir und meiner Mutter eine Meinungs-

verschiedenheit entstand. Es sollte irgend etwas vorgenommen werden, das mir zuwider war. Zuletzt nahm meine Mutter zum Zwange Zuflucht. Sie drohte, wenn ich ihr nicht den Willen täte, abends mich zuhause bleiben zu lassen. Ich folgte. Das Gefühl jedoch mit dem ich's tat – vielmehr mit dem ich, kaum daß die Drohung ausgesprochen war, die Schätzung der beiderseitigen Kräfte unternahm und augenblicklich sah, wie ungeheuer die Überlegenheit der Gegenseite war, infolgedessen meine schweigende Empörung über ein so brutales und so plumpes Vorgehen, bei dem der Einsatz in keinerlei Verhältnis zu den Zwecken stand – denn dieser Zweck war ja ein momentaner, der Einsatz aber, wie ich heute weiß und damals ahnte – die dauernde und tiefe Dankbarkeit für jenen Abend, den meine Mutter, mir zu schenken, im Begriff war – dies Gefühl des mißbrauchten und geschändeten Vertrauen⟨s⟩ hat in mir alle folgenden des Tages überdauert. Viele Jahre später erwies sich zum zweitenmal, wieviel bedeutungsvoller und nachhaltiger die Freude auf ein Ereignis sich erweisen kann als alles was ihr folgt. Es war als Knabe meine große Sehnsucht, Kainz zu sehen. Seine berliner Gastspiele fielen aber in die Schulzeit. ⟨Da⟩ nun der Vorverkauf an den Vormittagen die einzige Möglichkeit bot, Plätze zu erstehen, wie ich von meinem Taschengelde sie hätte bestreiten können, so mußte ich mir diesen Wunsch jahrelang versagen. Meine Eltern begünstigten seine Erfüllung jedenfalls nicht. Eines Tages – sei es, daß der erste Vorverkaufstag ein Sonntag war, sei es infolge eines andern Umstands – konnte ich mich doch als einer der ersten an der Billettkasse – es war schon die des Theaters am Nollendorfplatze – einfinden. Ich sehe mich dort an der Kasse stehen und – als wolle die Erinnerung dem kommenden Hauptmotiv präludieren – mich dort zwar warten, nicht aber mich meine Eintrittskarte kaufen. Hier setzt vielmehr die Erinnerung aus um erst da wieder ihren Faden aufzunehmen, wo ich am Abend vor Beginn der Aufführung von »Richard II« die Treppe zum Rang heraufsteige. Was ist es, das nun der Erinnerung von neuem vor der Schwelle des Zuschauerraums ein »Hierher und nicht weiter« auferlegt? Zwar sehe ich noch eine Szene des Dramas vor mir, doch ganz losgelöst und ohne zu wissen, stammt sie eigentlich aus dieser Aufführung oder aus einer andern, und ebenso wenig weiß ich, ob ich Kainz gesehn habe oder nicht. Ob er abgesagt hat oder ob die Enttäuschung, ihn weniger groß zu finden als ich glaubte, mit dem Bilde von seinem Spiele mir

den ganzen Abend unterschlagen hat. So treffe ich auf Ungewißheit überall, wo ich den frühesten Erinnerungen an das Schauspiel nachgehe und am Ende kann ich selbst Traum und Wirklichkeit nicht mehr scheiden. Das gilt von einem dunklen Winterabend, an dem ich mich mit meiner Mutter zu einer Aufführung der »lustigen Weiber von Windsor« begab. Ich habe diese Oper wirklich gesehen und zwar in einer Art von Volkstheater. Es war ein lauter, lustiger Abend, desto stiller aber war der Weg dahin, durch ein verschneites, unbekanntes Berlin, das sich im Gaslicht um mich ausbreitete. Es verhielt sich zum mir bekannten wie jenes innigst behütete Stück meiner Postkartensammlung: die Darstellung des Halleschen Tors in hellem B⟨l⟩au auf dunkler blaue⟨m⟩ Grunde: der Belleallianceplatz war darauf mit den Häusern zu sehen, welche ihn einrahmen; der volle Mond stand am Himmel. Der Mond aber und die Fenster in den Fassaden waren von der obersten Kartenschicht befreit; sie stachen weiß aus dem Bild heraus und man mußte es gegen die Lampe oder die Kerze halten, um beim Scheine der in genau gleichem Licht paradierenden Fenster- und Mondflächen alles sich beruhigen zu sehen. Vielleicht war an jenem Abend die Oper, auf die wir uns hinbewegten, jene Lichtquelle vor welcher die Stadt mit einem Mal so sehr verändert strahlte, vielleicht aber ist es auch nur ein Traum, den ich später von diesem Wege gehabt habe und von dem die Erinnerung sich an die Stelle derer gesetzt hat, die vordem Platzhalterin der Wirklichkeit war.

Dem Baumeister, der die Kaiser-Friedrich-Schule gebaut hat, muß etwas wie märkische Backsteingotik vorgeschwebt haben. Jedenfalls ist sie aus roten Ziegeln errichtet und bevorzugt Motive, wie man sie aus Stendal oder Tangermünde kennt. Aber alles ist engbrüstig, hochschulterig ausgefallen. Der ganze Bau, der da hart am Stadtbahngelände aufsteigt ist von altjungferlicher, trauriger Sprödigkeit. Mehr noch ⟨als⟩ den Erlebnissen, die ich in seinem Innern hatte, ist es wahrscheinlich diesem seinen Äußern zuzuschreiben, daß ich keine einzige heitere Erinnerung an ihn bewahre. Auch habe ich, seitdem ich ihn verließ, nicht ein einziges Mal den Gedanken gehabt, ihn wieder zu betreten. Von den Schulwegen habe ich schon gesprochen. Aber wenn das Portal zur rechten Zeit erreicht war oder gar nicht Muße genug blieb – und der Alp vor dem Kommenden nicht zu sehr lastete – um in der anstoßenden Papierhandlung

noch einen Knetgummi, einen Transporteur oder, ganz am Anfang, Oblaten und Bändchen zu kaufen, mit denen die Löschblätter a⟨m⟩ Heftdeckel befestigt wurden – wenn dann am Ende das Gitter, das der Pedell erst zehn Minuten vor Beginn der Schule öffnen durfte – wie trist und wie bedrückt muß dies Warten vor dem Tor und unterm Stadtbahnbogen gewesen sein, der an dieser Stelle die Knesebeckstraße überquert, wenn nichts mehr mir davon gegenwärtig ist als der Zwang, ununterbrochen die Mütze abzunehmen, auf sich acht zu geben, wenn wieder einer von den Lehrern vorbeikam, denen der Eintritt selbstverständlich zu beliebiger Zeit erlaubt war. Heut erst vermag ich, wie mir scheint, davon mir Rechenschaft zu geben, was in dem Zwang, die Mütze vor den Lehrern abzunehmen, Verhaßtes und Entwürdigendes lag. Die Zumutung, durch diese Geste in den Bannkreis meiner privaten Existenz sie einzulassen, schien mir ungebührlich. Ich hätte gegen eine weniger intime, gewissermaßen militärische Ehrenbezeugung nichts einzuwenden gehabt. Doch einen Lehrer so zu grüßen wie Verwandte oder einen Freund kam mir so ungeheuer ungebührlich vor, als hätte man in meiner Wohnung Schule halten wollen. Daraus allein kann man ersehn, wie wenig die Schule je mich zu gewinnen wußte. Und wenn ich die altertümlicheren Formen der Schulzucht – Prügel, Platzwechsel oder Arrest – nur in den untern Klassen kennen lernte, so hat sich doch der Schrecken und der Bann, den sie in diesen Jahren um mich legten, nie gehoben. Und das erkenne ich nicht nur an der Bedeutung, die der Versetzung sowie jedem der vier Zeugnisse, die man im Jahr nach Hause brachte, zukam, sondern an kleineren aber bezeichnenderen Einzelheiten. Vor allem an der unausdenkbaren Bestürzung oder vielmehr Ratlosigkeit, in die die Unterbrechungen im Ablauf des Unterrichts – wie Landpartien, die Spiele und vor allem die große jährlich anberaumte Konkurrenz der großberliner Schulen zur Bestimmung der besten Barlaufmannschaft mich versetzten. Unnötig zu sagen, daß ich der Spielmannschaft, die selten Erfolg hatte, niemals angehörte. Aber in die Mobilisierung der ganzen Schule, die bei solcher Gelegenheit stattfand, war auch ich einbegriffen. Die Spiele pflegten im Mai oder Juni und zwar auf irgendwelchen Feldern oder Exerzierplätzen in der Nähe des Lehrter Bahnhofs stattzufinden. Der Tag war in der Regel glühend heiß. Unruhig stieg ich am Lehrter Bahnhof aus, zweifelnd schlug ich die Richtung ein, die mir vage vorschwebte und fand

mich endlich mit den widerstreitenden Gefühlen der Erleichterung und des Widerwillens in irgend einem fremden Schülertrupp. Von nun an nahm die Ratlosigkeit kein Ende: ob ich nun meine eigne Schule zu suchen hatte, einen Lagerplatz im Schatten ausfindig zu machen strebte, ohne das Spielfeld zu durchkreuzen, eine Bretterbude erreichen mußte, um dort Obst zum Frühstück einzukaufen, den Anschein der Teilnahmlosigkeit vermeidend mich um einen der Herren, welche die Ergebnisse des Tages bekannt machten, zu scharen oder endlich, obwohl ich diese Resultate nicht verstanden hatte, auf dem Nachhausewege Bemerkungen über den Gang des Spiels mit meinen Kameraden auszutauschen hatte. Doch was mir diese Veranstaltung am allermeisten verhaßt und widerwärtig machte, das war nicht ihr massiger Betrieb sondern ihr Schauplatz. Die breiten abgelegnen Alleen, die auf ihn führten, waren von Kasernen flankiert, Kasernen grenzten an das Spielfeld, das Feld war ein Exerzierplatz. Und mich verließ an jenen Tagen nicht das Gefühl, wenn ich es hier nur einen Augenblick an Wachsamkeit und Obacht fehlen ließe, nur auf eine Weile im Schatten eines Baums oder vor dem Stand eines Wurstverkäufers es mir gemütlich machte, sei ich dem Ort zehn Jahre später rettungslos verfallen: müsse Soldat werden. – Die Kaiser-Friedrich-Schule liegt dicht am Stadtbahngelände des Savignyplatzes. Vom Bahnhof Savignyplatz kann man in ihren Hof hinabsehn. Und weil ich – einmal aus ihr befreit – von Zeit zu Zeit immer wieder die Gelegenheit wahrnahm, steht er jetzt, untauglich nutzlos vor mir, einem jener mexikanischen Tempel ähnlich, die viel zu früh, unsachverständig ausgegraben wurden und deren Fresken unter den Regengüssen längst bis zur Unkenntlichkeit verwaschen waren als endlich ernstlich die Ausgrabung der Kultgeräte und Papyri beginnen konnte, die etwas Licht auf diese Bilder hätten werfen können. So muß ich mich mit dem begnügen, was erst heute wieder auftaucht, vereinzelten herausgebrochnen Stücken des Interieurs, die doch das Ganze in sich enthalten, während das Ganze, das dort draußen vor mir steht, sein Einzelnes so spurlos verloren hat. Da stellt sich ein zuerst nur das was sicherlich durch alle Jahre meines Schulbesuchs die müßigste meiner Wahrnehmungen gewesen ist: die zinnenbekrönte Leiste über den Klassenzimmern. Und vielleicht ist das nicht so unerklärlich. Denn alles, was mir sonst ins Blickfeld kam, hat früher oder später irgendwie für mich von Nutzen sein ⟨können⟩, mit einem

Gedanken, einem Handgriff sich verbunden, die ihn mit sich in das Meer des Vergessens führten. Nur diese schmale Leiste, die der gesunde Wellenschlag des Alltags täglich unzählige Male wieder ausgeworfen, bis sie wie eine Muschel auf dem Sande an dem Strand meiner Träumerei liegen blieb. Und dort ist es, daß ich nun auf sie stoße. Ich nehme sie in die Hand und befrage sie wie Hamlet den Totenschädel. Es ist, wie schon gesagt, eine Leiste, die eine Reihe Zinnen darstellt. Was aber zwischen ihnen zum Vorschein kommt, ist nicht etwa das Leere sondern jeweils wieder das Holz, nur abgeschrägt und eingekerbt. Sicher war es ihre Absicht, an eine Burg zu erinnern. Aber was mit dieser Erinnerung anzufangen sei, war eine andere Frage. Allenfalls verstärkte diese Leiste noch die Ahnung der kompakten Masse, die man vormittags, hinter den geschloßnen Türen vermutete: der Klasse im Unterricht. Über den Türen, die zum Handfertigkeit- und Zeichensaale führten wurde sie zum Emblem einer gewissen zunftgerechten Biederkeit. Am Klassenschrank fand sie sich wieder, aber wieviel größern Nachdruck besaß sie an den genau gleich geformten Schränken, die an der Wand des Lehrerzimmers standen. In Septima, Oktava und Nona kam sie in Nachbarschaft der vielen Mäntelchen und Mützen an den Kleiderrechen nicht zur Geltung; in den obersten Klassen aber enthielt sie eine Anspielung auf das Abiturium welches bald die Mühe ihrer Angehörigen krönen sollte. Doch immer war es von Bedeutung und Vernunft nur mehr ein Schatten, der sie an solchen Orten überflog und nach wie vor blieb sie, vereint mit den unsäglichen grüngrauen Ornamenten, die die Wand der Aula schmückten, mit den absurden Knöpfen und Voluten der gußeiser⟨n⟩en Geländer, das Asyl all meiner Schreckensminuten und Angstträume. Nichts aber konnte es mit der Leiste aufnehmen, es sei denn das Klingelzeichen, das Beginn und Ende der Stunden und der Pausen schrillend bezeichnete. Klang und Dauer dieses Signals blieben sich immer gleich. Wie anders dennoch die Klingel zu Beginn der ersten und am Schluß der letzten Stunde anschlug – dies zu umschreiben hieße den Schleier lüften, den sieben Schuljahre immer dichter über jeden der Tage warfen, die sie bildeten. Im Winter gab es oft noch Licht, wenn sie einsetzte, es hatte aber nichts Heimliches und gab so wenig Zuflucht wie das Licht, mit dem ⟨der⟩ Zahnarzt uns unsern Mund erleuchtet, in dem er einen Eingriff machen muß. Zwischen zwei Klingelzeichen lag die Pause und an die zweite schloß sich das

Getrappel, das Lärmen und Geschwätz mit dem die Masse der Schüler sich durch nur zwei Türen strömend, die engen Treppen durch drei Stockwerke hinaufschob. Diese Treppen sind mir immer verhaßt gewesen: verhaßt, wenn ich sie in der Herde, einen Wald von Waden und von Füßen vor mir, wehrlos den schlechten Ausdünstungen aller Körper, die sich so eng an meinen schoben, ausgeliefert ersteigen mußte – nicht weniger verhaßt wenn ich verspätet, sie ganz allein, die ausgestorbnen Korridore kreuzend, bis nach oben hasten mußte um außer Atem in die Klasse einzutreten. War es dann noch bevor der Lehrer die Klinke in die Hand genommen hatte, so mochte er ganz nahe stehn, man kam nichtsdestoweniger gewisser ungesehn herein. Aber wehe, wenn die Tür schon geschlossen war – mochten auch die benachbarten noch so weit offen stehen, mochte von oben oder unten erst nach einer Weile der Knall von zugeschlagnen Türen den Beginn des Unterrichts verkünden, mochte das Auge eines fremden Lehrers, der den Flur entlang kam, noch so harmlos uns streifen – einem Strafgericht im Innern war garnicht zu entgehen, wenn wir erst einmal den Mut zum öffnen gefunden hatten.

»Näh nicht liebes Mütterlein Am roten Sarafan Nutzlos wird die Arbeit sein Drum strenge dich nicht an« »Abend wird es wieder Über Wald und Feld Sinken Schatten nieder Und es ruht die Welt« »Ich bin der Doktor Eisenbart Juvivallera Juche Kurier die Leut nach meiner Art Juvivallera Juche« »Wohlauf noch getrunken den funkelnden Wein Adee nun Ihr Lieben Geschieden muß sein⟨«⟩ ⟨»⟩Wie die Wolken so wandern am himmlischen Zelt So steht auch der Sinn mir In die weite weite Welt« – dies und viel anderes spielte mir meine Mutter aus dem Erkschen Liederschatz, der in Gestalt zweier dicker grün-gold gebundner Bände in dem Notenständer ruhte. Ich sang nicht mit, aber ich hörte es gern. Diese Melodien gehörten zur Wohnung wie das Scheppern des Schlüsselkorbs, wenn meine Mutter ihn ungeduldig nach der Börse oder dem Notizbuch, die zu unterst lagen, durchsuchte, wie der dumpfe Knall mit dem am Abend der Gasstrumpf der Hängekrone überm großen Tisch im Speisezimmer an dem Streichholz sich entzündete, wie das Kreischen des Aufzugs, welcher Speisen und Geschirr aus der Küche beförderte, wie das Geräusch, mit dem der heimkehrende Vater mittags die Wohnungstür aufschloß und den Stock in den Schirmständer fallen ließ.

In einer der Straßen, die ich auf solch endlosen Wanderungen passierte, überraschte mich, viele Jahre früher, das Erwachen meines Geschlechtstrieb⟨s⟩ unter den sonderbarsten Verhältnissen. Es war am jüdischen Neujahrstage und meine Eltern hatten Anstalten getroffen, mich in irgend einer gottesdienstlichen Feier unterzubringen. Wahrscheinlich handelte es sich um eine Veranstaltung der Reformgemeinde, der meine Mutter aus Gründen einer Tradition in der Familie einige Sympathie entgegen brachte, während mein Vater von Hause aus dem orthodoxen Ritus gewogner war. Er mußte aber nachgeben. Man hatte mich für diesen Synagogenbesuch einem Verwandten anvertraut, den ich abholen sollte. Aber sei es nun, daß ich dessen Adresse vergessen hatte, sei es, daß ich mich in der Gegend nicht zurechtfand, es wurde später und später ohne daß ich meinem Ziel näher kam. Selbständig in die Synagoge mich zu begeben, konnte garnicht in Frage kommen, da ich vom Weg keine Ahnung hatte. An dieser Ratlosigkeit, Vergeßlichkeit, Verlegenheit trug zweifellos die Hauptschuld Abneigung gegen die bevorstehende Veranstaltung und gegen die verwandtschaftliche nicht minder als gegen die gottesdienstliche. Während ich noch so umherirrte, überkam mich plötzlich und genau zu gleicher Zeit einerseits der Gedanke: viel zu spät, die Zeit ist längst verpaßt, du schaffst es nie – andrerseits das Gefühl, wie durchaus gleich das alles sei, wie gut man die Dinge könne laufen lassen wie sie mochten: und diese beiden Bewußtseinsströme flossen unaufhaltsam zu einem großen Lustgefühl zusammen, das mich mit blasphemischer Gleichgültigkeit gegen den Gottesdienst erfüllte, der Straße aber, auf der ich mich befand, so schmeichelte als hätte sie mir damals schon die Kupplerdienste zu verstehn gegeben, welche sie später dem erwachten Triebe leisten sollte.

Die »Sommerwohnungen« hatten wir erst in Potsdam, dann in Babelsberg. Man wohnte damals draußen, nämlich von der Stadt aus gesehen; vom Sommer aus gesehen aber war es innen: man nistete in ihm und die Erinnerungen an ihn muß ich, wie Moose, die man auf gut Glück im Dunkeln sich von den Wänden einer Höhle rauft, aus seiner schwülen feuchten Dämmerung lösen. Es gibt Erinnerungen, die im Gedächtnis besonders gut verwahrt bleiben, weil sie durch einen Chock zwar selber nicht betroffen, von allem folgenden aber sind isoliert worden. Sie haben sich gegen spätere

nicht mehr verschleifen können und blieben abgesondert, auf sich selbst verwiesen. Eine solche kommt mir zuerst wenn ich von diesen Sommertagen rede: es ist ein Abend in meinem siebenten oder achten Jahr. Eins unserer Mädchen steht noch eine Weile an dem Gittertor, das auf ich weiß nicht welche Allee heraufführt. Der große Garten, in dessen verwilderten Randgebieten ich mich herumgetrieben hatte, hat sich schon für mich geschlossen. Es ist Zeit zum Zubettgehen geworden. Vielleicht habe ich mich an meinem Lieblingsspiel ersättigt und irgendwo am Drahtzaun im Gestrüpp mit Gummibolzen meiner Heurekapistole nach den hölzernen Vögeln geschossen, die beim Anprall des Bolzens aus dem grünen gemalten Blattwerk nach hinten fielen, wo Bindfäden sie mit der Rückwand des Tableaus verbanden. Den ganzen Tag hatte ich ein Geheimnis für mich behalten: nämlich den Traum der letztvergangnen Nacht. Ein unheimlicher war es gewesen. Mir war ein Gespenst erschienen. Der Ort, an dem es sich zu schaffen machte, existierte zwar eigentlich und genau genommen in unserer Wohnung garnicht, hatte aber doch sehr viel Ähnlichkeit mit einem mir bekannten, aufregenden und unzugänglichen, dem Winkel nämlich im Schlafzimmer der Eltern, der im Bogen gegen das übrige Gemach von einem schweren, verschoßnen violetten Vorhang abgeteilt war, und in dem die Morgenröcke, Hauskleider, Überwürfe meiner Mutter hingen: Das Dunkel hinter der Portiere war unergründlich und dieser Winkel war das verrufne nächtliche Gegenstück zu jenem lichten, beglückenden Bereiche, das mit dem Wäscheschrank der Mutter sich bisweilen öffnete, in dem auf Brettern, von weißen Borten, deren blaugestickter Text der Glocke entnommen war, gesäumt, die Laken, Tischtücher, Servietten und Bezüge gestapelt lagen. Ein süßer Lavendelduft kam aus den kleinen bunten Sachets aus Seide, welche an der Innenwand der Schranktüren niederhingen. Das waren Hölle und Paradies, in die der alte geheimnisvolle Wirk- und Webezauber, der einst im Spinnrad seinen Ort besessen, sich gespalten hatte. Der Traum nun war von unten aus der bösen Welt gekommen: ein Gespenst, das sich in einem Gestell von seidnen Geweben in großer Zahl, einander überdeckend, zu schaffen macht. Diese Seiden stahl das Gespenst. Es raffte sie nicht an sich, trug sie nicht fort, es tat mit ihnen und an ihnen eigentlich nichts Sichtbares, Deutliches und Unterschiednes und dennoch wußte ich es stahl sie, so wie in den Sagen die Leute, die ein Geistermahl ent-

decken, wissen, daß diese Toten Mahlzeit halten ohne sie dabei essen oder trinken zu sehen. Dieser Traum wars, welchen ich für mich behalten hatte. In der Nacht nun, die auf diese folgte, bemerkte ich im Halbschlaf wie zu ungewohnter Stunde mein Vater und meine Mutter leise zu mir hereinkamen. Daß sie sich bei mir einschlossen, sah ich nicht, als ich am andern Morgen aufstand, gab es nichts zum Frühstück. Die Wohnung war ausgeraubt. Mittags kam meine Großmutter aus Berlin mit dem nötigsten. Eine vielköpfige Einbrecherbande hatte sich nachts über das Haus hergemacht. Zum Glück ließ das Geräusch, das sie im Hause machten, auf ihre Menge einen Schluß zu und so war es meiner Mutter geglückt, den Vater, der sich, nur mit einem Taschenmesser bewaffnet, ihnen hatte stellen wollen, zurückzuhalten. Bis gegen Morgen hatte der gefährliche Besuch gedauert – vergebens hatten die Eltern in der Dämmerung am Fenster gestanden, um nach außen Signale zu geben: die Bande hatte in aller Ruhe mit den Körben abziehen können. Viel später wurde sie gefaßt und da ergab sich, daß ihr Organisator, ein vielfach vorbestrafter Mörder und Zuchthäusler taubstumm war. Es machte mich stolz, daß man mich über die Ereignisse des Vorabends ausfragte – denn man glaubte einer Komplizität des Dienstmädchens, die am Gitter gestanden hatte, mit den Einbrechern auf der Spur zu sein. Noch stolzer aber machte mich die Frage, warum ich meinen Traum, den ich als Prophezeiung, natürlich nun zum besten gab, verschwiegen hätte.

Was mir die ersten Bücher gewesen sind – das zu erinnern muß ich jedes andere Wissen um Bücher allererst vergessen haben. Gewiß ruht all mein heutiges auf der Bereitschaft, mit der ich damals mich dem Buch erschloß; wo aber heute Inhalt und Thema, Gegenstand und Stoff dem Buch als Äußeres gegenübertritt, fand es sich früher ganz allein in ihm, es war sowenig dem Buche ein Äußeres, Unabhängiges wie es ihm heute die Anzahl seiner Seiten wäre oder sein Papier. Die Welt, die sich im Buch eröffnete und dieses selbst, waren um keinen Preis zu trennen und vollkommen eins. So war mit einem Buche auch sein Inhalt, seine Welt handgreiflich da, mit einem Griff zur Stelle. So aber verklärte dieser Inhalt, diese Welt nun auch das Buch an allen seinen Teilen. Sie brannten in ihm, strahlten von ihm aus; sie nisteten nicht nur im Einband oder in den Bildern; Kapitelüberschriften und Anfangsbuchstaben, Absätze

und Kolonnen waren ihr Gehäuse. Man las sie nicht aus, nein, man wohnte, hauste zwischen ihre⟨n⟩ Zeilen und wenn ⟨man⟩ nach einer Pause sie wieder aufschlug, so schreckte man sich selber an der Stelle auf, an der man stehen geblieben war. Die Beseligung aber, mit welcher man das neue Buch entgegennahm, kaum wagte, einen flüchtigen Blick hineinzuwerfen, war die des Gastes, der in einem Schloß auf ein paar Wochen eingeladen ist, und es kaum wagt, die langen Fluchten von Prunkgemächern, welche er bis zu seinem Zimmer durchschreiten muß, mit einem Blicke der Bewunderung zu streifen. Um so ungeduldiger ist er sich zurückziehen zu dürfen. Und so hatte ich denn auch kaum alljährlich auf dem Weihnachtstisch den letzten Band des »Neuen deutschen Jugendfreunds« gefunden als ich mich ganz hinter die Brustwehr seines wappengeschmückten Deckels zurückzog und mich in die Spionen- oder Jagdgeschichte vortastete, in welcher ich die erste Nacht zubringen sollte. Es gab nichts schöneres als in dieser ersten Durchmusterung des Geschichtenlabyrinths die unterschiedlichen Luftströme, Düfte, Helligkeiten und Geräusche auszuwittern, die aus seinen verschiednen Kammern und Gängen kamen. Denn wirklich zogen sich die längeren Geschichten, vielfältig unterbrochen, um als Fortsetzungen wieder aufzutauchen als unterirdische Gänge durch das Ganze. Und was tat es, wenn die Aromata, die aus den Stollen in die Höhe stiegen, in der wir Globen oder Wasserräder blitzen sahen, sich mit dem Duft des Pfefferkuchens vermengten oder ein Weihnachtslied die Gloriole um das Haupt von Stephenson wob, das im Halt zweier Seiten wie ein Ahnenbild durch den Türspalt auftauchte oder der Duft des Pfefferkuchens sich mit dem eines sizilischen Schwefelbergwerks verband, das auf einem Vollbild uns plötzlich wie auf einem Fresko entgegenschlug. Hatte man aber eine Weile in sein Buch vertieft gesessen, und trat ich dann wieder an den Tisch mit den Geschenken, so stand er nicht mehr wie beim ersten Schritt ins Weihnachtszimmer fast gebietend über mir, sondern mir war als schritte ich eine kleine Estrade hinab, die mich von meinem Geisterschloß wieder zu ihm herabführte.

Mit diesem Glück, das ich erinnere aber verschmilzt ein andres: dies in der Erinnerung zu besitzen. Ich kann die beiden heute nicht mehr von einander trennen: es ist als sei es von dem Geschenk des Augenblicks, von dem ich hier berichte, nur ein Teil: daß er die Gabe

mitbekam, mir nie mehr ganz verloren zu gehen – sollte es auch ⟨J⟩ahrzehnte zwischen den Sekunden w⟨äh⟩ren, wo ich seiner gedenke.

Jeder kann sich Rechenschaft davon ablegen, daß die Dauer, in der wir Eindrücken ausgesetzt sind, ohne Bedeutung für deren Schicksal in der Erinnerung ist. Nichts hindert, daß wir Räume, wo wir vierundzwanzig Stunden waren, mehr oder weniger deutlich im Gedächtnis halten, und andere, wo wir Monate verbrachten, ganz vergessen. Es ist also durchaus nicht immer Schuld einer allzukurzen Belichtungsdauer, wenn auf der Platte des Erinnerns kein Bild erscheint. Häufiger sind vielleicht die Fälle, wo die Dämmerung der Gewohnheit der Platte jahrelang das nötige Licht versagt, bis dieses eines Tages aus fremden Quellen wie aus entzündetem Magnesiumpulver aufschießt und nun im Bilde einer Momentaufnahme den Raum auf die Platte bannt. Im Mittelpunkte dieser seltnen Bilder aber stehen stets wir selbst. Und das ist nicht so rätselhaft, weil solche Augenblicke plötzlicher Belichtung gleichzeitig Augenblicke des Außer-Uns-Seins sind und während unser waches, gewohntes, taggerechtes Ich sich handelnd oder leidend ins Geschehen mischt, ruht unser tieferes an anderer Stelle und wird vom Chock betroffen wie das Häufchen Magnesiumpulver von der Streichholzflamme. Dies Opfer unseres tiefsten Ichs im Chock ist es, dem unsere Erinnerung ihre unzerstörbarsten Bilder zu danken hat. So wäre das Zimmer, wo ich mit sechs Jahren schlief, für mich vergessen, wenn dort nicht eines Abends – ich lag schon zu Bett – mein Vater mit einer Todesnachricht eingetreten wäre. Im Grunde war es nicht diese Nachricht selbst, die mich so traf; der Tote war ein entfernter Vetter. Aber in der Art, in der mein Vater mir das sagte, war ⟨abgebrochen⟩

Die erste große Enttäuschung meines Lebens erreichte mich eines Nachmittags auf der Pfaueninsel. Man hatte mir unterwegs gesagt, ich werde im Gras dort Pfauenfedern liegen finden. Und kaum hatte ich das erfahren, so muß sich in mir mit der Geschwindigkeit, in der ein Funke zwischen zwei geladenen Systemen überspringt, ein enger Zusammenhang zwischen dem Namen dieser Inseln ⟨sic⟩ und der Pfauenfeder gebildet haben. Nicht etwa, daß dieser Funke nun den Umweg über das Bild des Pfauen genommen hätte. Dies

blieb bei dem ganzen Vorgang außer Spiel. Und so richtete sich mein vorwurfsvolles Staunen als ich den Rasen so vergeblich durchforschte, denn auch nicht gegen die Pfauen, die ich auf und ab spazieren sah, vielmehr gegen den Boden dieser Insel selber, die eine Pfaueninsel war, doch keine Pfauenerde trug. Hätte ich die ersehnte Feder im Gras gefunden – ich wäre an dieser Stelle mir erwartet und bewillkommt vorgekommen. Nun schien mir die Insel ein Versprechen gebrochen zu haben. Die Pfauen konnten mich darüber bestimmt nicht trösten. Sie waren ja für jedermann zu sehen. Ich aber hätte das haben müssen, was für mich allein bestimmt, vor allen anderen versteckt und nur von mir im Gras zu finden war. Diese Enttäuschung wäre nicht so schwer gewesen, wenn nicht die mütterliche Erde selber es gewesen wäre, die sie mir zugefügt hatte. So wäre auch die Beseligung, nach langen Mühen das Radfahren erlernt zu haben, nicht so süß gewesen, wenn nicht die mütterliche Erde selber ihr Lob dafür mich hätte spüren lassen. Man lernte damals – in der Blütezeit des Radfahrsports – das radeln in großen, eigens dem bestimmten Hallen. Diese Hallen hatten aber nicht das snobistische Gepräge der späteren Eispaläste oder Tennishallen; sie ähnelten vielmehr den scating-rings, Turnhallen oder Zandersälen und waren Dokumente einer Gesinnung welcher Sport und Freiluft durchaus nicht wie den Heutigen unzertrennlich war. Es war die Zeit der »Sportkostüme« die noch nicht, wie unsere heutige Trainingskleidung sich vor allem dem Körper auf das nächste anzupassen strebt, sondern den einzelnen bestimmten Sport auf das Genaueste abzugrenzen ⟨auszuprägen?⟩ und von allen andern so abzukapseln strebt wie jene Hallen von der Natur und andern Übungen ihn isolierten. Der Sport, wie er in diesen Hallen betrieben wurde, hatte noch alle Exzentrizitäten seiner Frühzeit an sich. Auf dem asphaltierten Boden bewegten sich unter Aufsicht von Trainern neben den gewöhnlichen Rädern für Herren, Damen, Kinder Gestelle, deren Vorderrad zehnmal so groß war als das kleine Hinterrad und deren luftiger Sitz wahrscheinlich von Artisten eingenommen wurde, welche hier irgend eine Nummer einstudierten.

Die Baumgärten von Glienicke, die breiten, feierlichen Promenaden von Schloß Babelsberg, die schmalen versteckten Pfade unseres Sommergartens, die schattigen Laubengänge, welche an den Stel-

len, wo Landungsbrücken waren, an den Griebnitzsee herunterführten – dies alles schlug ich zu meinem Reiche, in der Phantasie in einem Augenblick vollendend das Werk zahlloser Promenaden, Spiele, Streifereien⟨,⟩ in meiner Vermählung mit der Bodenwelle knieend⟨,⟩ wie ein Dynast durch eine einzige glückliche Verbindung unendliche Territorien sich erobert.

Ich habe von den Höfen gesprochen. Selbst Weihnachten war im Grunde ein Fest der Höfe. In den Höfen begann es mit den Leierkästen, die die Woche vor dem Fest mit Chorälen dehnten und in Höfen endete es mit den Tannenbäumen, die, ihres Fußes beraubt, im Schnee lehnten oder im Regen glänzten. Aber Weihnachten kam und teilte mit einem Mal vor den Augen des Bürgerkindes seine Stadt in zwei gewaltige Lager. Es waren nicht die echten wirklichen, in denen Ausgebeutete und Herren einander unversöhnlich gegenüberliegen. Nein, es war ein gestelltes arrangiertes Heerlager beinah so unwirklich und so künstlich wie die Krippen, die aus Papieren oder hölzernen Figuren gestellt waren, aber auch so alt und so ehrwürdig: Weihnachten kam und teilte in Arm und Reich. Weihnachten kam und teilte die Kinder in solche, die an den Buden des Potsdamer Platzes sich mit ihren Eltern entlangschoben und solche die im Innern, allein, ihre Puppen und ihre Schäfchen für gleichaltrige Kinder zum Verkaufe boten. Weihnachten kam und mit ihm eine ganze unbekannte Welt von Waren, ⟨abgebrochen⟩

Man hat das déjà vu sehr oft beschrieben. Aber ich frage mich, ob die Bezeichnung eigentlich glücklich und die Metapher, welche allein dem Vorgang angemessen ist, nicht viel besser dem Bereiche der Akustik zu entnehmen wäre. Man sollte von Vorfällen reden, welche uns betreffen wie ein Echo, zu dem der Ruf, der Hall der es erweckte, irgendwann im Dunkel des verfloßnen Lebens ergangen scheint. Dem entspricht, wenn wir nicht irren, daß der Chock, mit welchem Augenblicke als schon gelebt uns ins Bewußtsein treten, meist in Gestalt von einem Laut uns zustößt. Es ist ein Wort, ein Klopfen oder Rauschen, welchem die magische Gewalt verliehen ist, mit einem Male uns in die kühle Gruft des Einst zu bannen, von deren Wölbung uns die Gegenwart nur als ein Echo scheint zurückzuhallen. Hat man aber je dem Gegenbilde dieser Entrückung nachgeforscht, dem Chock, mit dem wir auf eine Geste oder auf ein

Wort gestoßen sind, wie man mit einmal einen vergeßnen Handschuh oder Pompadour bei sich entdeckt. Und wie uns die auf eine Fremde schließen lassen, welche da war, so gibt es Worte oder Gesten, die uns auf jene unsichtbare Fremde schließen lassen, die Zukunft, welche sie bei uns vergaß. Ich mochte fünf Jahre alt sein. Eines abends – ich lag bereits im Bett – erschien mein Vater, wahrscheinlich um mir gute Nacht zu sagen. Es war wohl halb gegen seinen Willen, dachte ich, daß er die Neuigkeit vom Tod eines Verwandten mir erzählte. Der Tote war ein Vetter, ein erwachsner Mann, der mich wenig anging. Mein Vater aber gab die Nachricht mit Details, erklärte mir bei der Gelegenheit auf meine Frage was ein Herzschlag sei und war redselig. Von der Erklärung nahm ich nicht viel auf. Wohl aber habe ich an diesem Abend mein Zimmer und mein Bett mir eingeprägt wie man sich einen Ort genauer merkt, von dem man ahnt, man werde eines Tages etwas Vergessenes dort suchen müssen. Viele Jahre später erfuhr ich, was. »Vergessen« hatte hier, in diesem Zimmer mein Vater einen Teil der Todesnachricht: daß die Krankheit Syphilis hieß.

Diabolo / Das Pult, an dem ich meine Schularbeiten machte / Bahnhof Neubabelsberg / Schloß Neubabelsberg

# Aufzeichnungen 1933-1939

## Trauriges Gedicht

Man sitzt im Stuhle und schreibt.
Man wird müder und müder und müder.
Man legt sich zur richtigen Zeit,
Man ißt zur richtigen Zeit.
Man hat Geld,
Das hat der liebe Gott geschenkt.
Das Leben ist wunderbar!
Das Herz klopft lauter und lauter und lauter,
Das Meer wird stiller und stiller und stiller
Bis auf den Grund.

*San Antonio 11. 4. 33*

## Agesilaus Santander
⟨*Erste Fassung*⟩

Als ich geboren wurde, kam meinen Eltern der Gedanke, ich könnte vielleicht Schriftsteller werden. Dann sei es gut, wenn nicht gleich jeder merke, daß ich Jude sei. Darum gaben sie mir außer dem Rufnamen noch zwei sehr ungewöhnliche. Ich will sie nicht verraten. Genug, daß schwerlich Eltern vor vierzig Jahren weiter blicken konnten. Was sie entfernt für möglich hielten, ist eingetroffen. Nur ihre Vorkehrungen, die dem Schicksal hatten begegnen wollen, setzte der, welchen es anging, außer Kraft. Anstatt die beiden vorsorglichen Namen mit seinen Schriften öffentlich zu machen, schloß er sie in sich ein. Er wachte über sie wie einst die Juden überm geheimen Namen, den sie jedem von ihren Kindern gaben. Diese selber erfuhren ihn nicht eher als am Tage des Mannbarwerdens. Weil aber ein solches sich im Leben mehr als einmal ereignen kann, vielleicht auch nicht jeder geheime Name sich stets gleich und unverwandelt bleibt, so kann sich seine Verwandlung wohl mit einem neuen Mannbarwerden offenbaren. Er bleibt darum nicht weniger der Name, der alle Lebenskräfte in sich faßt, bei welchem sie beschworen und vor Unberufenen behütet werden.

Doch keineswegs ist dieser Name eine Bereicherung dessen, der ihn führt. Vieles entzieht er ihm, vor allem aber die Gabe, ganz der Alte

zu erscheinen. Im Zimmer, welches ich zuletzt bewohnte, hat jener, eh er aus dem alten Namen gerüstet und geschient ans Licht trat, sein Bild bei mir befestigt: Neuer Engel. Die Kabbala erzählt, daß Gott in jedem Nu eine Unzahl neuer Engel schafft, die alle nur bestimmt sind, ehe sie in Nichts zergehen, einen Augenblick vor seinem Thron sein Lob zu singen. Meiner war dabei unterbrochen worden: seine Züge hatten nichts Menschenähnliches. Im übrigen hat er es mir entgolten, bei seinem Werk gestört worden zu sein. Indem er nämlich sich den Umstand zu nutze machte, daß ich unterm Saturn zur Welt kam – dem Planeten der langsamen Umdrehung, dem Gestirn des Zögerns und Verspätens – schickte er seine weibliche Gestalt der männlichen im Bilde auf dem längsten, verhängnisvollsten Umweg nach, obschon doch beide so sehr benachbart gewesen waren.

Er wußte vielleicht nicht, daß er damit die Stärke dessen, gegen den er anging, zur Geltung brachte. Denn mit nichts ist meine Geduld zu überwinden. Ihre Schwingen ähneln denen des Engels darin, daß sehr wenige Stöße ihnen genug sind, um sich unverrückbar im Angesichte derer zu erhalten, welche sie zu erwarten entschlossen ist. Doch sie, die Klauen wie der Engel hat und messerscharfe Schwingen, macht nicht Miene, auf die, die sie gesichtet hat, zu stürzen. Sie lernt vom Engel, wie er seinen Partner im Blick umfaßt, dann aber stoßweise und unaufhaltsam weicht. Er zieht ihn nach auf jener Flucht in eine Zukunft, aus der er vorgestoßen ist. Er hofft von ihr nichts Neues mehr als nur den Blick des Menschen, dem er zugewandt bleibt.

So fuhr ich, kaum daß ich zum ersten Male dich gesehen hatte, mit dir dahin zurück, woher ich kam.

*Ibiza 12 August 1933*

## Agesilaus Santander
## ⟨*Zweite Fassung*⟩

Als ich geboren wurde, kam meinen Eltern der Gedanke, ich könnte vielleicht Schriftsteller werden. Dann sei es gut, wenn nicht gleich jeder merke, daß ich Jude sei. Darum gaben sie mir außer meinem Rufnamen noch zwei weitere, ausgefallene, an denen man weder sehen konnte, daß ein Jude sie trug, noch daß sie ihm als Vornamen gehörten. Weitblickender konnte vor vierzig Jahren ein

Elternpaar sich nicht erweisen. Was es nur entfernt für möglich hielt, ist eingetroffen. Nur die Vorkehrungen, mit denen es dem Schicksal hatte begegnen wollen, setzte der, den es betraf, beiseite. Anstatt ihn nämlich mit den Schriften, die er verfaßte, öffentlich zu machen, hielt er es wie die Juden mit dem zusätzlichen ihrer Kinder, der geheim verbleibt. Ja, diesen selber teilen sie ihnen erst mit, wenn sie mannbar werden. Weil sich nun aber dieses Mannbarwerden im Leben mehr als einmal ereignen kann, vielleicht auch der geheime Name gleich und unverwandelt nur dem Frommen bleibt, so kann dem, der es nicht ist, dessen Wandel sich wohl mit einem neuen Mannbarwerden mit einem Schlage offenbaren. So mir. Er bleibt darum nicht minder der Name der die Lebenskräfte in der strengsten Bindung aneinanderschließt und vor den Unberufnen zu hüten ist.
Doch keineswegs ist dieser Name eine Bereicherung dessen, den er nennt. Im Gegenteil, von dessen Bild fällt vieles ab wenn er laut wird. Es verliert⟨,⟩ vor allem, die Gabe, menschenähnlich zu erscheinen. Im Zimmer, das ich in Berlin bewohnte, hat jener, ehe er aus meinem Namen gerüstet und geschient ans Licht trat, sein Bild an der Wand befestigt: Neuer Engel. Die Kabbala erzählt, daß Gott in jedem Nu eine Unzahl neuer Engel schafft, die jeder nur bestimmt sind, ehe sie ins Nichts zergehen, einen Augenblick das Lob von Gott vor seinem Thron zu singen. Als solchen Engel gab der Neue sich aus ehe er sich nennen wollte. Nur fürchte ich, daß ich ihn ungebührlich lange seiner Hymne entzogen habe. Im übrigen hat er mir das entgolten. Indem er nämlich sich den Umstand zunutze machte, daß ich unterm Saturn zur Welt kam – dem Gestirn der langsamsten Umdrehung, dem Planeten der Umwege und der Verspätungen – schickte er seine weibliche Gestalt der männlichen im Bilde auf dem längsten, verhängnisvollsten Umweg nach, obschon doch beide einmal – nur kannten sie einander nicht, aufs innigste benachbart gewesen waren.
Er wußte vielleicht nicht, daß sich die Stärke dessen, den er so treffen wollte, derart am besten zeigen konnte: nämlich wartend. Wo dieser Mann auf eine Frau stieß, die ihn bannte, war er unversehens entschlossen, auf ihrem Lebensweg sich auf die Lauer zu legen und zu warten bis sie krank, gealtert, in zerschlissenen Kleidern ihm in die Hände fiele. Kurz, mit nichts war die Geduld des Mannes zu entkräften. Und ihre Schwingen ähnelten den Schwingen des

Engels darin, daß sehr wenige Stöße ihnen genügten, um sich lange unverrückbar im Angesichte dessen zu erhalten, von dem er nicht mehr zu lassen entschlossen war.
Der Engel aber ähnelt allem, wovon ich mich habe trennen müssen: den Menschen und zumal den Dingen. In den Dingen, die ich nicht mehr habe, haust er. Er macht sie durchsichtig und hinter jedem erscheint mir der, welchem sie zugedacht sind. Darum bin ich von niemandem im Schenken zu übertreffen. Ja, vielleicht war der Engel angelockt von einem Schenkenden, der leer ausgeht. Denn auch er selbst, der Klauen hat und spitze, ja messerscharfe Schwingen⟨,⟩ macht keine Miene, auf den, den ⟨er⟩ gesichtet hat, zu stürzen. Er faßt ihn fest ins Auge – lange Zeit, dann weicht er stoßweis, aber unerbittlich zurück. Warum? Um ihn sich nachzuziehen, auf jene⟨m⟩ Wege in die Zukunft, auf dem er kam und den er so gut kennt, daß er ihn durchmißt ohne sich zu wenden und den, den er gewählt hat, aus dem Blick zu lassen. Er will das Glück: den Widerstreit, in dem die Verzückung des Einmaligen, Neuen, noch Ungelebten mit jener Seligkeit des Nocheinmal, des Wiederhabens, des Gelebten liegt. Darum hat er auf keinem Wege Neues zu hoffen als auf dem der Heimkehr, wenn er einen neuen Menschen mit sich nimmt. So wie ich, kaum daß ich zum ersten Male dich gesehen hatte, mit dir dahin zurückfuhr, woher ich kam.

*Ibiza 13 August 1933*

## Notizen Svendborg Sommer 1934

*4 Juli* Langes Gespräch in Brechts Krankenzimmer in Svendborg, gestern, kreiste um meinen Aufsatz »Der Autor als Produzent«. Die darin entwickelte Theorie, ein entscheidendes Kriterium einer revolutionären Funktion der Literatur liege im Maße der technischen Fortschritte, die auf eine Umfunktionierung der Kunstformen und damit der geistigen Produktionsmittel hinauslaufen, wollte Brecht nur für einen einzigen Typus gelten lassen – den des großbürgerlichen Schriftsteller⟨s⟩, dem er sich selber zuzählt. »Dieser«, sagte er, »ist in der Tat an einem Punkt mit den Interessen des Proletariats solidarisch: am Punkt der Fortentwicklung seiner Produktionsmittel. Indem er es aber an diesem einen Punkte ist, ist er an diesem Punkt, als Produzent, proletarisiert, und zwar restlos. Diese restlose Proletarisierung an einem Punkt macht ihn aber auf

der ganzen Linie mit dem Proletariat solidarisch.⟨«⟩ Meine Kritik der proletarischen Schriftsteller Becherscher Observanz fand Brecht zu abstrakt. Er suchte sie durch eine Analyse zu verbessern, die er von dem Gedicht ⟨Johannes R.⟩ Bechers gab, das in einer der letzten Nummern einer der offiziellen proletarischen Literaturzeitschriften unter dem Titel »Ich sage ganz offen ...« abgedruckt war. Brecht verglich es einerseits mit seinem Lehrgedicht über die Schauspielkunst für Carola Neher. Andererseits mit dem Bateau Ivre. »Carola Neher habe ich ja verschiedenes beigebracht«, sagte er. »Sie hat nicht nur gelernt zu spielen; sie hat bei mir z. B. gelernt, wie man sich wäscht. Sie wusch sich nämlich, um nicht mehr dreckig zu sein. Das kam ja garnicht in Frage. Ich habe ihr beigebracht, wie man sich das Gesicht wäscht. Sie hat es darin dann zu solcher Vollendung gebracht, daß ich sie dabei filmen wollte. Aber das kam nicht zustande, weil ich damals nicht filmen wollte und vor jemand anderm wollte sie es nicht machen. Dieses Lehrgedicht war ein Modell. Jeder Lernende war bestimmt, an die Stelle seines ›Ich‹ zu treten. Wenn Becher ›Ich‹ sagt, dann hält er sich – als Präsidenten der Vereinigung proletarisch-revolutionärer Schriftsteller Deutschlands – für vorbildlich. Nur hat niemand Lust, es ihm nachzutun. Man entnimmt einfach, daß er mit sich zufrieden ist.« Brecht sagt bei dieser Gelegenheit, daß er seit langem die Absicht hat, eine Anzahl von solchen Modellgedichten für verschiedene Berufe – den Ingenieur, den Schriftsteller – zu schreiben. – Auf der andern Seite vergleicht Brecht Becher⟨s⟩ Gedicht mit dem von Rimbaud. In diesem, meint er, hätten auch Marx und Lenin – wenn sie es gelesen hätten – die große geschichtliche Bewegung gespürt, von der es ein Ausdruck ist. Sie hätten sehr wohl erkannt, daß darin nicht der exzentrische Spaziergang eines Mannes beschrieben wird, sondern die Flucht, das Vagabondieren eines Menschen, der es in den Schranken der Klasse nicht mehr aushält, die – mit dem Krimkrieg, mit dem mexikanischen Abenteuer – beginnt auch die exotischen Erdstriche ihren merkantilen Interessen zu erschließen. Die Geste des ungebundenen, dem Zufall seine Sache anheimstellenden, der Gesellschaft den Rücken kehrenden Vagabunden in der modellgerechten Darstellung eines proletarischen Kämpfers aufzunehmen, sei ein Ding der Unmöglichkeit.

*6 Juli* Brecht, im Lauf des gestrigen Gesprächs: »Ich denke oft an ein Tribunal, vor dem ich vernommen werden würde. ›Wie ist das? Ist

es Ihnen eigentlich ernst?‹ Ich müßte dann anerkennen: Ganz ernst ist es mir nicht. Ich denke ja auch zu viel an Artistisches, an das, was dem Theater zu gute kommt, als daß es mir ganz ernst sein könnte. Aber wenn ich diese wichtige Frage verneint habe, so werde ich eine noch wichtigere Behauptung anschließen: daß mein Verhalten nämlich *erlaubt* ist.« Freilich ist das schon eine spätere Formulierung im Gesprächsgang. Begonnen hatte Brecht nicht mit dem Zweifel an der Statthaftigkeit, wohl aber an der Durchschlagskraft seines Verfahrens. Mit dem Satze, der von einigen Bemerkungen ausging, die ich über Gerhart Hauptmann gemacht hatte: »Manchmal frage ich mich, ob das nicht eben doch die einzigen Dichter sind, die es wirklich zu etwas bringen: die *Substanz-Dichter*, meine ich.« Darunter versteht Brecht Dichter, denen es ganz ernst ist. Und zur Erläuterung dieser Vorstellung geht er von der Fiktion aus, Konfuzius habe eine Tragödie oder Lenin habe einen Roman geschrieben. Man würde das als unstatthaft empfinden, so erklärt er, und als ein ihrer nicht würdiges Verhalten. ⟨»⟩Nehmen wir an, Sie lesen einen ausgezeichneten politischen Roman und erfahren nachher, daß er von Lenin ist, Sie würden Ihre Meinung über beide ändern, und zu ungunsten beider. Konfuzius dürfte auch kein Stück von Euripides schreiben, man hätte das als unwürdig angesehen. Nicht aber sind das seine Gleichnisse.« Kurz, all dies läuft auf die Unterscheidung zweier literarischer Typen hinaus: des Visionärs, welchem es ernst ist, auf der einen und des Besonnenen, dem es nicht ganz ernst ist, auf der andern Seite. Hier werfe ich nun die Frage nach Kafka auf. Welcher von beiden Gruppen gehört er an? Ich weiß: die Frage läßt sich nicht entscheiden. Und eben ihre Unentscheidbarkeit ist für Brecht das Anzeichen, daß Kafka, den er für einen großen Schriftsteller hält, wie Kleist, wie Grabbe oder Büchner, ein Gescheiterter ist. Sein Ausgangspunkt ist wirklich die Parabel, das Gleichnis, das sich vor der Vernunft verantwortet und dem es deshalb, was seinen Wortlaut angeht, nicht ganz ernst sein kann. Aber diese Parabel unterliegt dann doch der Gestaltung. Sie wächst sich zu einem Roman aus. Und einen Keim zu ihm trug sie, genau betrachtet, von Haus aus in sich. Sie war niemals ganz transparent. Übrigens ist Brecht davon überzeugt, daß Kafka seine eigene Form nicht ohne den Großinquisitor von Dostojewski und jene andere parabolische Stelle in den »Brüdern Karamasoff« gefunden hätte, wo der Leichnam des heiligen Staretz zu stinken anfängt. Bei Kafka also liegt das

Parabolische mit dem Visionären im Streit. Als Visionär aber hat Kafka, wie Brecht sagt, das Kommende gesehen, ohne das zu sehen was ist. Er betont, wie schon früher in Le Lavandou und mir deutlicher, die prophetische Seite an seinem Werk. Kafka habe ein, nur ein einziges Problem gehabt, und das sei das der Organisation. Was ihn gepackt habe, das sei die Angst vor dem Ameisenstaat gewesen: wie sich die Menschen durch die Formen ihres Zusammenlebens sich selbst entfremden. Und gewisse Formen dieser Entfremdung habe er vorhergesehen, wie z.B. das Verfahren der GPU. Eine Lösung aber habe er nicht gefunden und sei aus seinem Angsttraum nicht aufgewacht. Von der Genauigkeit Kafkas sagt Brecht, sie sei die eines Ungenauen, Träumenden.

*12 Juli* Gestern nach dem Schachspiel sagt Brecht: »Also, wenn der ⟨Karl⟩ Korsch kommt, dann müßten wir mit ihm ja ein neues Spiel ausarbeiten. Ein Spiel, wo sich die Stellungen nicht immer gleich bleiben; wo die Funktion der Figuren sich ändert, wenn sie eine Weile auf ein und derselben Stelle gestanden haben: sie werden dann entweder wirksamer oder auch schwächer. So entwickelt sich das ja nicht; das bleibt sich zu lange gleich.«

*23 Juli* Gestern Besuch von Karin Michaelis, die eben von ihrer Rußlandreise zurückgekommen ist und schwärmt. Brecht erinnert sich seiner Führung durch ⟨Sergej⟩ Tretjakoff. Dieser zeigt ihm Moskau, ist stolz auf alles, was er den Gast sehen läßt, es mag sein, was es will. »Das ist nicht schlecht«, sagt Brecht, »es zeigt, daß es ihm gehört. Stolz ist man nicht auf anderer Leute Sachen.« Nach einer Weile setzt er hinzu: ⟨»⟩Ja, zuletzt wurde ich allerdings etwas müde. Ich konnte nicht alles bewundern, wollte auch nicht. Es ist ja so: es sind seine Soldaten, seine Lastautos. Aber eben leider nicht meine.«

*24 Juli.* Auf einen Längsbalken, der die Decke von Brechts Arbeitszimmer stützt, sind die Worte gemalt: »Die Wahrheit ist konkret.« Auf einem Fensterbord steht ein kleiner Holzesel, der mit dem Kopf nicken kann. Brecht hat ihm ein Schildchen umgehängt und darauf geschrieben: »Auch ich muß es verstehen.«

*5 August.* Vor drei Wochen hatte ich B. meinen Aufsatz über Kafka gegeben. Er hatte ihn wohl gelesen, war aber von sich aus nie darauf zu sprechen gekommen und hatte die beiden Male, da ich die Sprache darauf gebracht hatte, ausweichend geantwortet. Ich hatte das Manuscript schließlich stillschweigend wieder an mich genommen.

Gestern abend kam er plötzlich auf diesen Aufsatz zurück. Den, etwas unvermittelten und halsbrecherischen Übergang bildete eine Bemerkung, auch ich sei nicht ganz freizusprechen vom Vorwurf einer tagebuchartigen Schriftstellerei im Stil Nietzsches. Mein Kafkaaufsatz zum Beispiel – er beschäftige sich mit Kafka lediglich von der phänomenalen Seite – nehme das Werk als etwas für sich Gewachsenes – den Mann auch – löse es aus allen Zusammenhängen – ja sogar aus dem mit dem Verfasser. Es sei eben immer wieder die Frage nach dem *Wesen*, auf die es bei mir herauskomme. Wie dagegen so eine Sache wohl anzufassen wäre: An Kafka müsse man mit der Frage herantreten: was tut er? wie verhält er sich? Und da vor allem zunächst mehr auf das Allgemeine sehen als das Besondere. Dann stellt sich heraus: er hat in Prag in einem schlechten Milieu von Journalisten, von wichtigtuerischen Literaten gelebt, in dieser Welt war die Literatur die Hauptrealität, wenn nicht die einzige; mit dieser Auffassungsweise hängen Kafkas Stärken und Schwächen zusammen; sein artistischer Wert, aber auch seine vielfache Nichtsnutzigkeit. Er ist ein Judenjunge – wie man auch den Begriff eines Arierjungen prägen könnte – ein dürftiges, unerfreuliches Geschöpf, eine Blase zunächst auf dem schillernden Sumpf der Kultur von Prag, sonst nichts. Aber dann gäbe es doch eben bestimmte, sehr interessante Seiten. Man könnte sie zum Vorschein bringen; man müsse sich ein Gespräch von Laotse mit dem Schüler Kafka vorstellen. Laotse sagt: »Also, Schüler Kafka, dir sind die Organisationen, Rechts- und Wirtschaftsformen, in denen du lebst, unheimlich geworden? – Ja. – Du findest dich in ihnen nicht mehr zurecht. – Nein. – Eine Aktie ist dir unheimlich? – Ja. – Und nun verlangst du nach einem Führer, an den du dich halten kannst, Schüler Kafka.« Das ist natürlich verwerflich, sagt Brecht. Ich lehne ja Kafka ab. Und er kommt auf das Gleichnis eines chinesischen Philosophen über »die Leiden der Brauchbarkeit«. ⟨»⟩Im Walde gibt es verschiedenartige Stämme. Aus den dicksten werden Schiffsbalken geschnitten; aus den weniger soliden aber immer noch ansehnlichen Stämmen macht man Kistendeckel und Sargwände; die ganz dünnen verwendet man zu Ruten; aus den verkrüppelten aber wird nichts – die entgehen den Leiden der Brauchbarkeit. In dem, was Kafka geschrieben hat, muß man sich umsehen wie in solchem Wald. Man wird dann eine Anzahl sehr brauchbarer Sachen finden. Die Bilder sind ja gut. Der Rest ist eben Geheimnis-

krämerei. Der ist Unfug. Man muß ihn beiseite lassen. Mit der Tiefe kommt man nicht vorwärts. Die Tiefe ist eine Dimension für sich, eben Tiefe – worin dann garnichts zum Vorschein kommt.« Ich erkläre B. abschließend, in die Tiefe zu dringen, sei meine Art und Weise, mich zu den Antipoden zu begeben. In meiner Arbeit über Kraus sei ich in der Tat dort herausgekommen. Ich wisse, daß die über Kafka nicht im gleichen Grad geglückt sei: den Vorwurf, so zu einer tagebuchartigen Aufzeichnung gekommen zu sein, könnte ich nicht abwehren. In der Tat sei die Auseinandersetzung in dem Grenzraum, den Kraus und den auf andere Weise Kafka bezeichne, mir angelegen. Abschließend habe ich diesen Raum, im Falle Kafka, noch nicht erkundet. Daß da viel Schutt und Abfall stecke, viel wirkliche Geheimniskrämerei – das sei mir klar. Aber entscheidend sei doch wohl anderes und einiges davon habe meine Arbeit berührt. B.s Fragestellung müsse sich doch an der Interpretation des Einzelnen bewähren. Ich schlage »Das nächste Dorf« auf. Sogleich konnte ich den Konflikt beobachten, in den B. durch diesen Vorschlag versetzt wurde. 〈Hanns〉 Eislers Feststellung, diese Geschichte sei »wertlos« lehnte er mit Entschiedenheit ab. Auf der andern Seite aber wollte ihm ebensowenig glücken, ihren Wert kenntlich zu machen. »Man müßte sie genau studieren« meinte er. Dann brach das Gespräch ab; es war zehn Uhr geworden und die Radionachrichten aus Wien kamen.

*31 August* Vorgestern eine lange und erregte Debatte über meinen Kafka. Ihr Fundament: die Anschuldigung, daß er dem jüdischen Faszismus Vorschub leiste. Er vermehre und breite das Dunkel um diese Figur aus statt es zu zerteilen. Dem gegenüber komme alles darauf an, Kafka zu lichten, das heißt, die praktikabeln Vorschläge zu formulieren, welche sich seinen Geschichten entnehmen ließen. Daß Vorschläge ihnen entnehmbar seien, das wäre zu vermuten und sei es nur der überlegenen Ruhe wegen, die die Haltung dieser Erzählungen ausmacht. Diese Vorschläge müsse man jedoch in der Richtung der großen allgemeinen Übelstände suchen, die der heutigen Menschheit zusetzten. Deren Abdruck in Kafkas Werk sucht Brecht aufzuweisen. Er hält sich vorwiegend an den »Prozeß«. Vor allem steckt da, wie er meint, die Angst vor dem nicht enden wollenden und unaufhaltsamen Wachstum der großen Städte. Aus eigenster Erfahrung will er den Albdruck kennen, den diese Vorstellung dem Menschen aufwälzt. Die unübersehbaren Vermitte-

lungen, Abhängigkeiten, Verschachtelungen, in die die Menschen durch ihre heutigen Daseinsformen hineingeraten, finden in diesen Städten ihren Ausdruck. Sie finde⟨n⟩ auf der andern Seite ihren Ausdruck in dem Verlangen nach dem »Führer« – der nämlich für den Kleinbürger den darstellt, den er – in einer Welt wo einer auf den andern verweisen kann und jeder sich ihm entzieht – haftbar für all sein Mißgeschick machen kann. Brecht nennt den »Prozeß« ein prophetisches Buch. »Was aus der Tscheka werden kann, sieht man an der Gestapo.« – Kafkas Perspektive: die des Mannes, der unter die Räder gekommen ist. Dafür ist bezeichnend Odradek: die Sorge des Hausvaters deutet Brecht als den Hausbesorger. Dem Kleinbürger muß es schief gehen. Seine Situation ist die Kafkas. Während nun aber der heutige geläufige Typ des Kleinbürgers – der Faszist also – beschließt, angesichts dieser Lage seinen eisernen, unbezwinglichen Willen einzusetzen, widersetzt sich Kafka ihr kaum; er ist weise. Wo der Faszist mit Heroismus einsetzt, setzt er mit Fragen ein. Er fragt nach Garantien für seine Lage. Diese aber ist so beschaffen, daß die Garantien über jedes vernünftige Maß hinausgehen müssen. Es ist eine Kafkasche Ironie, daß der Mann Versicherungsbeamter war, der von nichts überzeugter erscheint als von der Hinfälligkeit sämtlicher Garantien. Übrigens ist sein uneingeschränkter Pessimismus frei von jedem tragischen Schicksalsgefühl. Denn nicht nur ist ihm die Erwartung des Mißgeschicks nicht anders als empirisch untermauert – da allerdings vollendet – sondern das Kriterium des Enderfolges legt er in unbelehrbarer Naivetät an die belanglosesten und alltäglichsten Unternehmungen: den Besuch eines Geschäftsreisenden oder eine Anfrage bei der Behörde. – Das Gespräch konzentrierte sich streckenweise auf die Geschichte »Das nächste Dorf«. Brecht erklärt: sie ist ein Gegenstück zu der Geschichte von Achill und der Schildkröte. Zum nächsten Dorf kommt einer nie, wenn er den Ritt aus seinen kleinsten Teilen – die Zwischenfälle nicht gerechnet – zusammensetzt. Dann ist das Leben für diesen Ritt zu kurz. Aber der Fehler steckt hier im »einer«. Denn wie der Ritt zerlegt wird, so auch der Reitende. Und wie nun die Einheit des Lebens dahin ist, so ist es auch seine Kürze. Mag es so kurz sein, wie es will. Das macht nichts, weil ein anderer als der, der ausritt, im Dorfe ankommt. – Ich für mein Teil gebe folgende Auslegung: das wahre Maß des Lebens ist die Erinnerung. Sie durchläuft, rückschauend, das Leben blitzartig. So schnell wie

man ein paar Seiten zurückblättert ist sie vom nächsten Dorfe an die Stelle gelangt, an der der Reiter den Entschluß zum Aufbruch faßte. Wem sich das Leben in Schrift verwandelt hat, wie den Alten, die mögen diese Schrift nur rückwärts lesen. Nur so begegnen sie sich selbst und nur so – auf der Flucht vor der Gegenwart – können sie es verstehen.

*27 September Dragør.* In einem abendlichen Gespräch, das vor einigen Tagen stattfand, entwickelte Brecht die sonderbare Unschlüssigkeit, die zur Zeit der Bestimmung seiner Pläne im Wege ist. Was zunächst dieser Unschlüssigkeit zu Grunde liegt, sind – wie er selbst hervorhebt – die Vorteile, die seine persönliche Lage vor der der meisten Emigranten auszeichnen. Wenn er somit im allgemeinen die Emigration als Grundlage von Unternehmungen und Plänen kaum anerkennt, so fällt die Beziehung auf sie für ihn selbst um so unwiderruflicher fort. Seine Planungen greifen weiter aus. Er steht dabei vor einer Alternative. Auf der einen Seite warten Prosavorwürfe. Der kleinere des Ui – eine Satire auf Hitler im Stile der Historiographen der Renaissance – und der große des Tui-Romans. Der Tui-Roman ist bestimmt, einen enzyklopädischen Überblick über die Torheiten der Tellektuall-Ins zu geben (der Intellektuellen); er wird wie es scheint zumindest zum Teil in China spielen. Ein kleines Modell für dies Werk ist fertig. Neben diesen Prosaplänen beanspruchen ihn aber Projekte, die auf sehr alte Studien und Überlegungen zurückgehen. Während die Reflexionen, die im Umkreise des epischen Theaters entstanden sind, zur Not noch in den Anmerkungen und Einleitungen der »Versuche« eine Fixierung gefunden hatten, sind Gedankengänge, die aus den gleichen Interessen entsprangen seitdem sie mit dem Studium des Leninismus auf der einen, mit den naturwissenschaftlichen Tendenzen der Empiriker auf der andern Seite sich vereinigt haben, aus solch beschränkterem Rahmen herausgewachsen. Sie gruppieren sich schon seit Jahren bald unter diesem bald unter jenem Stichwort, so daß abwechselnd die nicht-aristotelische Logik, die Verhaltenslehre, die neue Enzyklopädie, die Kritik der Vorstellungen in den Mittelpunkt von Brechts Bemühungen traten. Diese verschiednen Beschäftigungen konvergieren zur Zeit im Gedanken eines philosophischen Lehrgedichts. Brechts Skrupel gehen nun von der Frage aus, ob er – seiner gesamten bisherigen Produktion nach, besonders aber angesichts ihrer satirischen Teile und zumal des Dreigroschenromans – für

eine solche Darlegung beim Publikum den nötigen Kredit finden werde. Es kommen in solchem Zweifel zwei verschiedene Gedankengänge zusammen. Einmal manifestieren sich so Bedenken, denen – je inniger Brechts Befassung mit den Problemen und den Methoden des proletarischen Klassenkampfs wurde – die satirische und zumal die ironische Haltung als solche ausgesetzt werden müßte. Man verstünde diese Bedenken – die eher praktischer Natur sind – aber nicht, wenn man sie mit anderen, tieferliegenden identifizieren würde. Diese Bedenken einer tieferen Schicht richten sich auf das artistische und spielerische Element der Kunst, vor allem aber auf diejenigen Momente, die sie teilweise und gelegentlich refraktär gegen den Verstand machen. Diese chronischen Bemühungen Brechts, die Kunst dem Verstande gegenüber zu legitimieren, haben ihn immer wieder auf die Parabel verwiesen, in der sich die artistische Meisterschaft dadurch bewährt, daß die Elemente der Kunst am Ende sich in ihr wegheben. Und eben diese Bemühungen um die Parabel setzen sich in radikalerer Gestalt zur Zeit in den Überlegungen durch, die aufs Lehrgedicht gehen. Im Verlaufe des Gesprächs selbst suchte ich Brecht klar zu machen, daß ein solches Lehrgedicht ja weniger vor dem bürgerlichen Publikum sich zu beglaubigen hätte als dem proletarischen gegenüber, das seine Maßstäbe vermutlich weniger aus Brechts ehemaliger, teilweise bürgerlich orientierter Produktion nehmen werde als aus dem dogmatischen und theoretischen Gehalt der Lehrdichtung selbst. »Wenn dieses Lehrgedicht die Autorität des Marxismus für sich zu mobilisieren vermag – sagte ich ihm – so wird die Tatsache Ihrer früheren Produktion sie schwerlich erschüttern können.«

*4 Oktober 1934* Gestern ist Brecht nach London abgefahren. – Sei es, daß Brecht sich hin und wieder durch mich dazu besonders versucht fühlt, sei es, daß solches ihm in letzter Zeit überhaupt näher als früher liegt: das, was er selbst die hetzerische Haltung seines Denkens nennt, macht sich jetzt im Gespräch viel deutlicher bemerkbar als früher. Ja, mir fällt ein besonderes, dieser Haltung entsprungnes Vokabular auf. Zumal den Begriff des »Würstchens« handhabt er gern in solchen Absichten. In Dragør las ich »Schuld und Sühne« von Dostojewski. Zunächst einmal gab er dieser Lektüre die Hauptschuld an meiner Krankheit. Und zur Bekräftigung erzählte er mir, wie in seiner Jugend der Ausbruch einer langwierigen und im Keim wohl längst bei ihm angelegten Krankheit erfolgt

sei, als ihm eines Nachmittags ein Schulkamerad, gegen dessen Absichten Protest einzulegen er schon zu schwach war, am Klavier Chopin vorspielte. Chopin und Dostojewski schreibt Brecht besonders unheilvolle Einflüsse auf das Befinden zu. Aber er nahm auch sonst auf jede mögliche Weise zu meiner Lektüre Stellung, und da er selbst zu gleicher Zeit im »Schweyk« las, so ließ er sich nicht entgehen, den Wert der beiden Autoren zu vergleichen. Dabei konnte Dostojewski sich neben Hašek nicht sehen lassen, wurde vielmehr ohne Umstände zu den »Würstchen« gerechnet, und es hätte nicht viel gefehlt, so wäre wohl auch auf seine Werke die Bezeichnung ausgedehnt worden, die Brecht neuerdings für alle Arbeiten in Bereitschaft hält, denen ein aufklärender Charakter fehlt oder von ihm abgesprochen wird. Er nennt sie einen »Klump«.

## Materialien zu einem Selbstporträt

Mein Stolz, als Heinle in seinem »Vielgeehrt und Hochberufen« eine Zeile nach meinem Vorschlage änderte; und vielleicht erklärt er sich weniger aus der Sache als aus dem Vorgefühl meiner Gabe zur Mitarbeit, die sich später vielfach bestätigt hat.
Ein Erster zu sein, hat große Schwierigkeiten, bietet auch einige Chancen. In anderer Weise gilt das selbe von einem Letzten, wie ich es bin.
Wenn ich den unglaublichen Quatsch lese, den X schreibt, so sage ich mir, welchen Wert kann seine hohe Schätzung meiner eignen Arbeiten denn eigentlich haben? Und dann beruhige ich mich mit der Überlegung, wie unbezweifelhaft begründet meine hohe Schätzung von Y⟨s⟩ Arbeiten ist, trotzdem doch meine nichts taugen.
Auflösung des Rätsels, warum ich niemanden erkenne, die Leute verwechsle. Weil ich nicht erkannt sein will; selber verwechselt werden will.

## Tagebuchnotizen 1938

*6 März* In den letzten Nächten habe ich Träume, die meinem Tag tief eingeprägt bleiben. Heute nacht war ich im Traum einmal in Gesellschaft. Man erwies mir Freundlichkeiten; ich glaube, sie bestanden vorwiegend darin, daß Frauen sich für mich interessier-

ten, geradezu Vorteilhaftes über meine Erscheinung sagten. Ich glaube mich zu erinnern, laut bemerkt zu haben: nun würde ich wohl nicht mehr lange leben – als seien dies die letzten Freundschaftsbezeigungen Abschiednehmender.
Später, unmittelbar vor dem Aufwachen, war ich in Gesellschaft einer Dame in den Räumen von Adrienne Monnier. Es war darinnen eine Ausstellung von Dingen veranstaltet, die ich nicht recht vergegenwärtigen kann. Bücher mit Miniaturen waren darunter, weiter Platten oder geschmiedete Arabesken, die farbig wie mit Email belegt waren. Die Räume waren zu ebener Erde an der Straße, von der man durch eine große Scheibe hineinsehen konnte. Ich befand mich im Innern. Meine Dame hatte ihre Zähne offenbar längst im Sinne der Technik behandelt, für die diese Ausstellung werben wollte. Sie hatte einen opalisierenden Glanz an ihnen hervorgerufen. Ihre Zähne spielten matt ins Grüne und Bläuliche. Ich bestrebte mich, ihr auf das Höflichste zu verstehen zu geben, das sei nicht die richtige Verwertung des Materials. Meinen Gedanken zuvorkommend wies sie mich darauf hin, die innere Seite an ihren Zähnen sei rot ausgelegt. Ich hatte in der Tat darauf hinausgewollt, daß für die Zähne die stärksten Farben gerade stark genug seien.
Ich habe sehr unter den Geräuschen in meinem Zimmer gelitten. Gestern nacht hielt der Traum das fest. Ich befand mich vor einer Landkarte und zugleich in der Landschaft, die von ihr dargestellt wurde. Die Landschaft war erschreckend trostlos und kahl, es wäre nicht möglich gewesen zu sagen, ob ihre Verlassenheit die felsiger Einöden oder des leeren nur von den Druckbuchstaben bevölkerten grauen Grundes war. Diese Buchstaben zogen sich kurvig auf ihrer Unterlage, gleichsam Gebirgszügen folgend dahin; die von ihnen gebildeten Worte waren von einander mehr oder weniger weit abliegend. Ich wußte oder erfuhr, daß ich im Labyrinth des Gehörgangs sei. Die Landkarte war aber gleichzeitig die der Hölle.
*28 Juni* Ich befand mich in einem Labyrinth von Treppen. Dieses Labyrinth war nicht an allen Stellen gedeckt. Ich stieg; andere Treppen führten in die Tiefe. Auf einem Treppenabsatze nahm ich wahr, daß ich auf einem Gipfel zu stehen gekommen war. Ein weiter Blick über alle Lande tat sich da auf. Ich sah andere auf andern Gipfeln stehen. Einer von diesen andern wurde plötzlich von Schwindel ergriffen und stürzte herab. Dieser Schwindel griff um

sich; andere Menschen stürzte⟨n⟩ von andern Gipfeln nun in die Tiefe. Als auch ich von diesem Gefühl ergriffen wurde, erwachte ich.

Am 22 Juni kam ich bei Brecht an.

Brecht weist auf die Eleganz und Lässigkeit in der Haltung Vergils und Dantes hin und bezeichnet sie als den Fond, von dem der große Gestus Vergils sich abhebt. Er nennt die beiden »Promeneure«. – Er betont den klassischen Rang der »Hölle«: »Man kann sie im Grünen lesen.«

Brecht spricht von seinem eingewurzelten, von der Großmutter her ererbten Haß gegen die Pfaffen. Er läßt durchblicken, daß die, welche die theoretischen Lehren von Marx sich zu eigen gemacht und in Behandlung genommen haben, immer eine pfäffische Kamarilla bilden werden. Der Marxismus bietet sich eben allzu leicht der »Interpretation« dar. Er ist hundert Jahre alt und es hat sich erwiesen ... (An dieser Stelle werden wir unterbrochen.) »›Der Staat soll verschwinden.‹ Wer sagt das? Der Staat.« (Hier kann er nur die Sowjet-Union meinen.) Brecht stellt sich, listig und verdrückt, vor den Sessel, in dem ich sitze, hin – er macht »den Staat« nach – und sagt, mit einem scheelen Seitenblick auf, vorgestellten, Mandanten: »›Ich weiß, ich *soll* verschwinden.‹«

Ein Gespräch über die neue Romanliteratur der Sowjets. Wir verfolgen sie nicht mehr. Dann kommen wir auf die Lyrik und auf die Übersetzungen sowjetrussischer Lyrik aus den verschiedensten Sprachen, mit denen »Das Wort« überschwemmt wird. Brecht meint, die Autoren drüben haben es eben schwer. »Es wird schon als Vorsatz ausgelegt, wenn in einem Gedicht der Name Stalin nicht vorkommt.«

*29 Juni* Brecht spricht vom epischen Theater; er erwähnt das Kindertheater, in dem die Fehler der Darstellung, als Verfremdungseffekte fungierend, der Vorstellung epische Züge geben. Bei der Schmiere könne Ähnliches sich ereignen. Mir fällt die genfer Aufführung des Cid ein, in der mir beim Anblick der schief sitzenden Krone des Königs der erste Gedanke an das kam, was ich neun Jahre später im Trauerspielbuch niederlegte. Brecht seinerseits zitiert hier den Augenblick, in dem die Idee des epischen Theaters verankert ist. Es war eine Probe zur münchener Aufführung von »Eduard II«. Die Schlacht, die im Stücke vorkommt, soll die Bühne dreiviertelstunden behaupten. Brecht kam mit den Soldaten nicht zustande.

(Asja ⟨Lacis⟩, seine Regieassistentin, auch nicht.) Er wandte sich schließlich an den damals ihm nahe befreundeten ⟨Karl⟩ Valentin, der der Probe beiwohnte; er tat es, verzweifelt, mit der Frage: »Also was ist das, wie steht es eigentlich mit den Soldaten? was ist denn mit ihnen?« Valentin: »Blaß sind's – Furcht haben's.« Diese Bemerkung war die entscheidende. Brecht setzte noch hinzu: »müde sind's.« Die Gesichter der Soldaten wurden dick mit Kalk belegt. Und an diesem Tage war der Aufführungsstil gefunden.
Kurz darauf erschien das alte Thema »logischer Positivismus«. Ich erwies mich ziemlich intransigent und das Gespräch drohte eine unangenehme Wendung zu nehmen. Sie wurde dadurch verhütet, daß Brecht zum ersten Male die Oberflächlichkeit seiner Formulierungen eingestand. Dies mit der schönen Formel: ⟨»⟩dem tiefen Bedürfnis entspricht ein oberflächlicher Zugriff.« Später, als wir zu seinem Hause herübergingen – denn das Gespräch fand in meinem Zimmer statt –: »Es ist gut, wenn man in einer extremen Position von einer Reaktionsepoche ereilt wird. Man kommt dann zu einem mittleren Standort.« So sei es ihm ergangen; er sei milde geworden.
Am Abend: Ich möchte jemandem ein kleines Geschenk für Asja mitgeben; Handschuhe. Brecht meint, das sei schwierig. Es könnte passieren, daß die Ansicht entstehe, Jahnn ⟨Jehne?⟩ habe ihr Spionagedienste mit zwei Handschuhen entgolten. – »Das Schlimmste: daß immer ganze Equipen abserviert werden. Aber ihre Anordnungen bleiben vermutlich aufrecht.«
*1 Juli* Sehr skeptische Antworten erfolgen, so oft ich russische Verhältnisse berühre. Als ich mich neulich erkundigte, ob ⟨Ernst⟩ Ottwal⟨t⟩ noch sitzt, kam die Antwort »wenn der noch sitzen kann, sitzt er.« Gestern meinte die ⟨Margarete⟩ Steffin, Tretjakoff sei wohl nicht mehr am Leben.
*4 Juli* Gestern abend. Brecht (bei einem Gespräch über Baudelaire): Ich bin ja nicht gegen das Asoziale – ich bin gegen das Nichtsoziale.
*21 Juli* Die Publikationen der ⟨Georg⟩ Lukács, ⟨Alfred⟩ Kurella u. ä. machen Brecht viel zu schaffen. Er meint aber, man solle ihnen im theoretischen Bezirk nicht entgegentreten. Ich spiele die Frage aufs politische Gebiet. Er hält auch dort mit seinen Formulierungen nicht zurück. »Die sozialistische Wirtschaft braucht den Krieg nicht, darum kann sie ihn auch nicht vertragen. Die ›Friedensliebe‹

des ›russischen Volkes‹ bringt das, und nur das zum Ausdruck. Es kann keine sozialistische Wirtschaft in einem Lande geben. Durch die Rüstungen ist das russische Proletariat notwendigerweise schwer zurückgeworfen worden; und zwar teilweise auf längst überholte Stadien der geschichtlichen Entwicklung. Das monarchische unter anderm. In Rußland herrscht das persönliche Regiment. Das können natürlich nur die Holzköpfe leugnen.« Dies war ein kurzes Gespräch, das bald unterbrochen wurde. – Übrigens hob Brecht in diesem Zusammenhang hervor, daß Marx und Engels mit der Auflösung der ersten Internationale aus dem Aktionszusammenhange mit der Arbeiterbewegung herausgerissen worden seien und seither nur noch Ratschläge, und zwar private, die zur Publikation nicht bestimmt gewesen seien, an einzelne Führer gerichtet hätten. Auch sei es kein Zufall – wenn auch bedauerlich – daß Engels sich zuletzt der Naturwissenschaft zugewandt habe.
Bela Kun sei sein größter Bewunderer in Rußland. Brecht und Heine seien die einzigen deutschen Lyriker, die er vornehme. (Gelegentlich spielte Brecht auf einen bestimmten Mann im ZK an, der ihn stütze.)
*25 Juli* Gestern vormittag kam Brecht zu mir herüber, um mir sein Stalin-Gedicht zu bringen, das überschrieben ist »Der Bauer an seinen Ochsen«. Im ersten Augenblick kam ich nicht auf den Sinn der Sache; und als mir im zweiten der Gedanke an Stalin durch den Kopf ging, wagte ich nicht, ihn festzuhalten. Solche Wirkung entsprach annähernd Brechts Absicht. Er erläuterte sie im anschließenden Gespräch. Darin betonte er, unter anderm, gerade die positiven Momente in dem Gedicht. Es sei in der Tat eine Ehrung Stalins – der nach seiner Ansicht immense Verdienste habe. Aber er sei noch nicht tot. Ihm, Brecht, übrigens stehe eine andere enthusiastischere Form der Ehrung nicht zu; er sitze im Exil und warte auf die rote Armee. Der russischen Entwicklung folge er; und den Schriften von Trotzki ebenso. Sie beweisen, daß ein Verdacht besteht; ein gerechtfertigter Verdacht, der eine skeptische Betrachtung der russischen Dinge fordert. Solcher Skeptizismus sei im Sinne der Klassiker. Sollte er eines Tages erwiesen werden, so müßte man das Regime bekämpfen – und zwar *öffentlich*. Aber »leider oder Gottseidank, wie Sie wollen«, sei dieser Verdacht heute noch nicht Gewißheit. Eine Politik wie die Trotzkische aus ihm abzuleiten sei nicht zu verantworten. »Daß auf der andern Seite, in Rußland

selbst, gewisse verbrecherische Cliquen am Werke sind, darin ist kein Zweifel. Man ersieht es von Zeit zu Zeit aus ihren Untaten.« Schließlich hebt Brecht hervor, daß wir von den Rückschritten im Innern besonders betroffen werden. »Wir haben für unsere Positionen bezahlt; wir sind mit Narben bedeckt. Es ist natürlich, daß wir auch besonders empfindlich sind.«
Gegen Abend fand mich Brecht im Garten bei der Lektüre des »Kapital«. Brecht: »Ich finde das sehr gut, daß Sie jetzt Marx studieren – wo man immer weniger auf ihn stößt, und besonders wenig bei unsern Leuten.« Ich erwiderte, ich nähme die vielbesprochnen Bücher am liebsten vor, wenn sie aus der Mode seien. Wir kamen auf die russische Literaturpolitik. »Mit diesen Leuten«, sagte ich, mit Beziehung auf Lukács, ⟨Andor⟩ Gabor, Kurella, »ist eben kein Staat zu machen.« Brecht: »Oder *nur* ein Staat, aber kein Gemeinwesen. Es sind eben Feinde der Produktion. Die Produktion ist ihnen nicht geheuer. Man kann ihr nicht trauen. Sie ist das Unvorhersehbare. Man weiß nie, was bei ihr herauskommt. Und sie selber wollen nicht produzieren. Sie wollen den Apparatschik spielen und die Kontrolle der andern haben. Jede ihrer Kritiken enthält eine Drohung.« – Wir kamen, ich weiß nicht auf welchem Wege, auf Goethes Romane; Brecht kennt nur die Wahlverwandtschaften. Er habe darin die Eleganz des jungen Mannes bewundert. Als ich ihm sage, daß Goethe das Buch mit sechzig Jahren geschrieben hat, ist er sehr erstaunt. Das Buch habe überhaupt nichts Spießbürgerliches. Das sei eine ungeheure Leistung. Er könne ein Lied davon singen, da doch das deutsche Drama bis in die bedeutendsten Werke hinein, die Spuren des Spießbürgertums trage. Ich bemerkte, die Aufnahme der Wahlverwandtschaften sei auch dementsprechend gewesen, nämlich miserabel. Brecht: »Das freut mich. – Die Deutschen sind ein Scheißvolk. Das ist nicht wahr, daß man von Hitler keine Schlüsse auf die Deutschen ziehen darf. Auch an mir ist alles schlecht, was deutsch ist. Das Unerträgliche an den Deutschen ist ihre bornierte Selbständigkeit. So etwas wie die freien Reichsstädte, z. B. diese Scheißstadt Augsburg gab es nirgends. Lyon war nie eine freie Stadt; die selbständigen Städte der Renaissance waren Stadtstaaten. – Lukács ist ein Wahldeutscher. Bei dem ist die Puste bis auf den letzten Rest verschwunden.«
An den »Schönsten Sagen vom Räuber Woynok« von der ⟨Anna⟩ Seghers lobte Brecht, daß sie die Befreiung der Seghers vom Auftrag

erkennen lassen. ⟨»⟩Die Seghers kann nicht auf Grund eines Auftrags produzieren, so wie ich ohne einen Auftrag garnicht wüßte, wie ich mit dem Schreiben anfangen soll.« Er lobte auch, daß ein Querkopf und Einzelgänger in diesen Geschichten als die tragende Figur auftritt.

*26 Juli* Brecht gestern abend: »Daran kann nicht mehr gezweifelt werden – die Bekämpfung der Ideologie ist zu einer neuen Ideologie geworden.«

*29 Juli* Brecht liest mir mehrere polemische Auseinandersetzungen mit Lukács vor, Studien zu einem Aufsatze, den er im »Wort« veröffentlichen soll. Es sind getarnte, aber vehemente Angriffe. Brecht fragt mich, was ihre Publikation angeht, um Rat. Da er mir gleichzeitig erzählt, Lukács habe derzeit »drüben« eine große Stellung, so sage ich ihm, ich könne ihm keinen Rat geben. »Hier handelt es sich um Machtfragen. Dazu müßte sich jemand von drüben äußern. Sie haben doch Freunde dort.« Brecht: »Eigentlich habe ich dort keine Freunde. Und die Moskauer selber haben auch keine – wie die Toten.«

*3 August* Am 29 Juli kam es gegen Abend, im Garten, zu einem Gespräch über die Frage, ob ein Teil des Zyklus »Kinderlieder« in den neuen Gedichtband aufzunehmen sei. Ich war nicht dafür, weil ich fand, der Kontrast zwischen den politischen und den privaten Gedichten bringe die Erfahrung des Exils besonders deutlich zum Ausdruck; er dürfe nicht durch eine disparate Reihe geschmälert werden. Ich ließ wohl durchblicken, es sei in diesem Vorschlag wieder einmal Brechts destruktiver Charakter im Spiel, der das kaum Erreichte wieder in Frage stelle. Brecht: »Ich weiß, es wird von mir heißen: er war ein Maniker. Wenn diese Zeit überliefert wird, so wird das Verständnis für meine Manie mit überliefert werden. Die Zeit wird für das Manische den Hintergrund abgeben. Aber was ich eigentlich möchte, das ist, daß es einmal heißen soll: er war ein *mittlerer* Maniker.⟨«⟩ – Die Erkenntnis des Mittleren dürfe auch in dem Gedichtbande nicht zu kurz kommen; daß das Leben, trotz Hitler, weitergeht, daß es immer wieder Kinder geben wird. Brecht denkt an die geschichtslose Epoche, aus der sein Gedicht an die bildenden Künstler ein Bild gibt und von der er mir einige Tage später sagte, er hielte ihr Eintreten für wahrscheinlicher als den Sieg über den Faschismus. Danach aber kam, immer noch als Begründung für die Aufnahme der »Kinderlieder« in die »Gedichte aus

dem Exil« etwas anderes zur Geltung und Brecht brachte es, vor mir im Grase stehend, mit einer Heftigkeit vor, die er selten hat. »In dem Kampf gegen die darf nichts ausgelassen werden. Sie haben nichts Kleines im Sinn. Sie planen auf dreißigtausend Jahre hinaus. Ungeheures. Ungeheure Verbrechen. Sie machen vor nichts halt. Sie schlagen auf alles ein. Jede Zelle zuckt unter ihrem Schlag zusammen. Darum darf keine von uns vergessen werden. Sie verkrümmen das Kind im Mutterleib. Wir dürfen die Kinder auf keinen Fall auslassen.« Während er so sprach fühlte ich eine Gewalt auf mich wirken, die der des Faschismus gewachsen ist; ich will sagen eine Gewalt die in nicht minder tiefen Tiefen der Geschichte entspringt als die faschistische. Es war ein sehr merkwürdiges, mir neues Gefühl. Ihm entsprach dann eine Wendung, die Brechts Gedanke nahm. »Sie planen Verwüstungen von riesigem Ausmaß. Darum können sie sich auch mit der Kirche nicht einigen, die auch ein Gang auf Jahrtausende ist. Mich haben sie auch proletarisiert. Sie haben mir nicht nur mein Haus, meinen Fischteich und meinen Wagen abgenommen, sie haben mir meine Bühne und mein Publikum auch geraubt. Von meinem Standort kann ich nicht zugeben, daß Shakespeare grundsätzlich eine größere Begabung gewesen sei. Aber auf Vorrat hätte er auch nicht schreiben können. Er hat übrigens seine Figuren vor sich gehabt. Die Leute, die er dargestellt hat, liefen herum. Mit knapper Not hat er aus ihrem Verhalten einige Züge herausgegriffen; viele gleich wichtige hat er fortgelassen.«

*Anfang August.* »In Rußland herrscht eine Diktatur *über* das Proletariat. Es ist solange zu vermeiden, sich von ihr loszusagen als diese Diktatur noch praktische Arbeit für das Proletariat leistet – das heißt als sie zu einem Ausgleich zwischen Proletariat und Bauernschaft unter vorherrschender Wahrnehmung der proletarischen Interessen beiträgt.« Einige Tage darauf sprach Brecht von einer »Arbeitermonarchie« und ich verglich diesen Organismus mit den grotesken Naturspielen, die in Gestalt eines gehörnten Fisches oder anderer Ungeheuer aus der Tiefsee zu Tage befördert werden.

*25 August* Eine brechtsche Maxime: Nicht an das Gute Alte anknüpfen, sondern an das schlechte Neue.

## ⟨Notiz über Brecht⟩

⟨Heinrich⟩ Blücher wies sehr mit Recht darauf hin, daß bestimmte Momente des »Lesebuchs für Städtebewohner« nichts sind als eine Formulierung der GPU-Praxis. Das würde den prophetischen Charakter dieser Gedichte, auf den ich anspiele, von einer meiner Betrachtungsweise entgegengesetzten her, bestätigen. In Wahrheit schlägt sich in den gedachten Partien dieser Gedichte in der Tat eben diejenige Verfahrungsweise nieder, in der die schlechtesten Elemente der KP mit den skrupellosesten des Nationalsozialismus kommunizierten. Blücher hat recht, wenn er gegen meinen Kommentar zum dritten Gedicht des »Lesebuchs für Städtebewohner« einwendet, nicht erst Hitler habe in die hier dargestellte Praxis das sadistische Element hineingetragen indem er sie statt auf die Ausbeuter auf die Juden übertragen habe; sondern dieses sadistische Element sei schon von Hause aus in der »Expropriierung der Expropriateure« wie sie von Brecht beschrieben wird. Und der Zusatz »So sprechen wir zu unsern Vätern«, der das Gedicht abschließt, beweist denn auch strikt, daß es sich hier nicht um die Expropriierung der Expropriateure zugunsten des Proletariats sondern zugunsten stärkerer Expropriateure, nämlich der jungen, handelt. Dieser Zusatz verrät die Komplizität, die dieses Gedicht mit der Haltung der dubiosen expressionist⟨isch⟩en Clique um Arnolt Bronnen hat. – Vielleicht darf man annehmen, daß ein Kontakt mit revolutionären Arbeitern Brecht davor hätte bewahren können, die gefährlichen und folgenschweren Irrungen, die die GPU-Praxis für die Arbeiterbewegung zur Folge hatte, dichterisch zu verklären. – Jedenfalls ist der Kommentar, in der Gestalt, die ich ihm gegeben habe, eine fromme Fälschung; eine Vertuschung der Mitschuld, die Brecht an der gedachten Entwicklung hatte.

## Rêve du 11/12 octobre 1939

Je me trouvais avec Dausse en compagnie de plusieurs personnes dont je ne me souviens pas. A un moment donné, nous quittâmes cette compagnie, Dausse et moi. Après nous être absentés, nous nous trouvâmes dans un fouilli; je m'aperçus que presqu'à même le sol, se trouvait un drôle genre de couches. Ces couches étaient constituées par des constructions très basses. Elles semblaient être en

pierres, mais en m'y appuyant je m'aperçus qu'on s'y enfonçait mollement comme dans un lit; elle était couverte d'une sorte de mousse et de lierres. Je m'aperçus que ces couches étaient distribuées deux à deux. A l'instant où je pensais m'étendre sur celle qui voisinait avec une couche que je pensais affectée à Dausse, je me rendis compte que le chevet de cette couche était déjà occupé par d'autres personnes. Nous quittâmes donc ces couches qui étaient des tombes et nous poursuivîmes notre chemin. L'endroit ressemblait toujours à une forêt, mais il y avait dans la distribution des fûts et des branches quelque chose d'artificiel qui donnait à cette partie du décor une vague ressemblance avec une construction nautique. En longeant quelque poutre et en traversant quelques marches en bois, nous nous trouvâmes sur une sorte de pont de bateau minuscule, de petites terrasses en bois. C'était là que se trouvaient les femmes avec lesquelles Dausse vivait. Elles étaient trois ou quatre et me paraissaient d'une grande beauté. La première chose qui m'étonnait fut que Dausse ne me présenta pas. Cela ne me gêna pas plus que la découverte que je fis au moment de déposer mon chapeau sur un piano à queue. C'était un vieux chapeau de paille, un ›panama‹ dont j'avais hérité de mon père. (Ce chapeau n'existe plus depuis longtemps.) Je fus frappé en m'en débarassant, une large fente avait été appliquée dans la partie supérieure du chapeau. J'aperçus incidemment et sans m'en formaliser que les bords de cette fente présentaient des traces de couleur rouge. Une des dames qui étaient assises s'était entre-temps occupée de graphologie. Je vis qu'elle avait en main quelque chose qui avait été écrit par moi et que Dausse lui avait donné. Je m'inquiétait un peu de cette expertise, craignant que mes goûts intimes puissent ainsi être décelés. Je m'approchais. Ce que je vis, était une étoffe qui était couverte d'images et dont les seuls éléments graphiques que je pus⟨se⟩ distinguer, étaient les parties supérieures de la lettre ›d‹ qui décelaient dans leur longueur effilée une aspiration extrême vers la spiritualité. Cette partie de la lettre était, en surplus, munie d'une petite voile à bordure bleue, et cette voile se gonflait sur le dessin comme si elle se trouvait sous la brise. C'était là la seule chose que je pus⟨se⟩ ›lire‹ – le reste offrant des motifs indistincts de vague et de nuages. L'entretien tourne un moment autour de cette écriture. Je ne me souviens pas des opinions avancées, mais je sais très bien qu'à un moment donné, je disais textuellement (et en français; c'est pourquoi j'écris ce rêve en français): *»Il s'agissait de*

*changer en fichu une poésie.«* J'avais à peine prononcé ces mots qu'il se passa quelque chose d'intrigant. Je m'aperçus qu'il y avait une parmi les femmes, très belle également, qui était couchée dans un lit. En entendant mon explication, elle eut un mouvement bref comme un éclair. Elle écarta parcimonieusement et de façon toute subite la couverture qui l'abritait dans son lit. Ce n'était pas pour faire voir son corps, mais le dessin de son drap de lit qui devait offrir une imagerie analogue à celle que j'avais du ›écrire‹ il y a bien des années, pour en faire cadeau à Dausse. Je sus très bien que la dame faisait ce mouvement. Mais ce qui m'en informait, était une sorte de vision supplémentaire. Car quant aux yeux de mon corps, ils étaient ailleurs, et je ne distinguais nullement ce que pouvait offrir le drap de lit qui s'était si fugitivement ouvert pour moi.

# Anhang

# WANDKALENDER DER »LITERARISCHEN WELT« FÜR 1927

VERSE VON WALTER BENJAMIN / ZEICHNUNGEN VON RUDOLF GROSSMANN

**JANUAR**

[illegible]

**FEBRUAR**

[illegible]

**MÄRZ**

Der Querschnitt ist im Grunde billig.
Der Lenz naht [illegible] widerwillig
Zur Freude jedes braven [illegible]
[illegible]

**APRIL**

[illegible]

**MAI**

[illegible]

**JUNI**

[illegible]

**JULI**

Der Julius heißt im Grunde [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

**AUGUST**

[illegible]

**SEPTEMBER**

September –
Tierkreiszeichen: Waage.
Schmutz oder Schund,
das ist die Frage.
[illegible]
[illegible]

**OKTOBER**

[illegible]

**NOVEMBER**

[illegible]

**DEZEMBER**

[illegible]




*Es kündet das Jahr siebenundzwanzig*
*In Nord und Süd (und Freistaat Danzig)*
*Sich deutschen Lesern günstig an*
*Im Tierkreiszeichen: Wassermann.*

## JANUAR

1 Sonnabend *Neuj.*

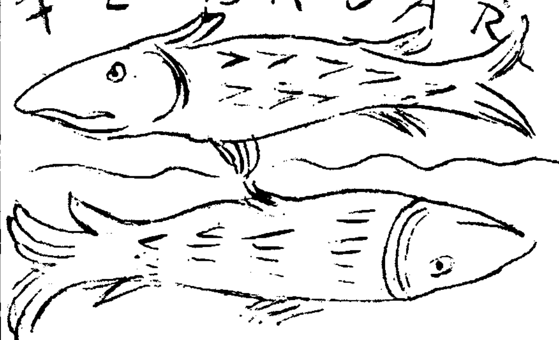
2 Sonntag
3 Montag
4 Dienstag
5 Mittwoch
6 Donnerstag
7 Freitag
8 Sonnabend

9 Sonntag
10 Montag
11 Dienstag
12 Mittwoch
13 Donnerstag
14 Freitag
15 Sonnabend

16 Sonntag
17 Montag
18 Dienstag
19 Mittwoch
20 Donnerstag
21 Freitag
22 Sonnabend

23 Sonntag
24 Montag
25 Dienstag
26 Mittwoch
27 Donnerstag
28 Freitag
29 Sonnabend

30 Sonntag
31 Montag




*Dann stellt der Monat Februar*
*Am Firmament die Fische dar.*
*S. Fischer aber wohnt hienieden*
*Und beut euch allen seinen Frieden.*

## FEBRUAR

1 Dienstag
2 Mittwoch
3 Donnerstag
4 Freitag
5 Sonnabend

6 Sonntag
7 Montag
8 Dienstag
9 Mittwoch
10 Donnerstag
11 Freitag
12 Sonnabend

13 Sonntag
14 Montag
15 Dienstag
16 Mittwoch
17 Donnerstag
18 Freitag
19 Sonnabend

20 Sonntag
21 Montag
22 Dienstag
23 Mittwoch
24 Donnerstag
25 Freitag
26 Sonnabend

27 Sonntag
28 Montag


JANUAR


FEB
RUAR




*Der Querschnitt ist im Grunde billig,*
*Der Lenz naht meistens widerwillig.*
*Zur Freude jedes braven Snob*
*Regiert sie beide Wedderkop.*

## MÄRZ

1 Dienstag
2 Mittwoch
3 Donnerstag
4 Freitag
5 Sonnabend

6 Sonntag
7 Montag
8 Dienstag
9 Mittwoch
10 Donnerstag
11 Freitag
12 Sonnabend

13 Sonntag
14 Montag
15 Dienstag
16 Mittwoch
17 Donnerstag
18 Freitag
19 Sonnabend

20 Sonntag
21 Montag
22 Dienstag
23 Mittwoch
24 Donnerstag
25 Freitag
26 Sonnabend

27 Sonntag
28 Montag
29 Dienstag
30 Mittwoch
31 Donnerstag




*Der Stier gehört in den April,*
*Weil Großmann keinen zeichnen will*
*(Wahrscheinlich ist es ein Komplex),*
*Erscheint hier Fridericus Rex.*

## APRIL

1 Freitag
2 Sonnabend

3 Sonntag
4 Montag
5 Dienstag
6 Mittwoch
7 Donnerstag
8 Freitag
9 Sonnabend

10 Sonntag
11 Montag
12 Dienstag
13 Mittwoch
14 Donnerstag
15 Freitag *Karfrei*
16 Sonnabend

17 Sonntag *Osterfe*
18 Montag
19 Dienstag
20 Mittwoch
21 Donnerstag
22 Freitag
23 Sonnabend

24 Sonntag
25 Montag
26 Dienstag
27 Mittwoch
28 Donnerstag
29 Freitag
30 Sonnabend


MÄRZ



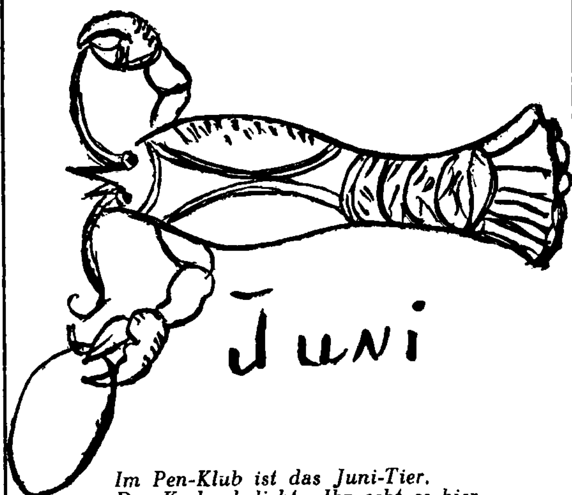
*Lorbeeren sind meistens immergrün,*
*Schriftsteller von Gedanken sprühn.*




*Den beiden Zwillingen im Mai*
*Ist beides ziemlich einerlei.*

## MAI

| | | |
|---|---|---|
| 1 | Sonntag | |
| 2 | Montag | |
| 3 | Dienstag | |
| 4 | Mittwoch | |
| 5 | Donnerstag | |
| 6 | Freitag | |
| 7 | Sonnabend | |
| 8 | Sonntag | |
| 9 | Montag | |
| 10 | Dienstag | |
| 11 | Mittwoch | |
| 12 | Donnerstag | |
| 13 | Freitag | |
| 14 | Sonnabend | |
| 15 | Sonntag | |
| 16 | Montag | |
| 17 | Dienstag | |
| 18 | Mittwoch | |
| 19 | Donnerstag | |
| 20 | Freitag | |
| 21 | Sonnabend | |
| 22 | Sonntag | |
| 23 | Montag | |
| 24 | Dienstag | |
| 25 | Mittwoch | |
| 26 | Donnerstag | *Himm.* |
| 27 | Freitag | |
| 28 | Sonnabend | |
| 29 | Sonntag | |
| 30 | Montag | |
| 31 | Dienstag | |

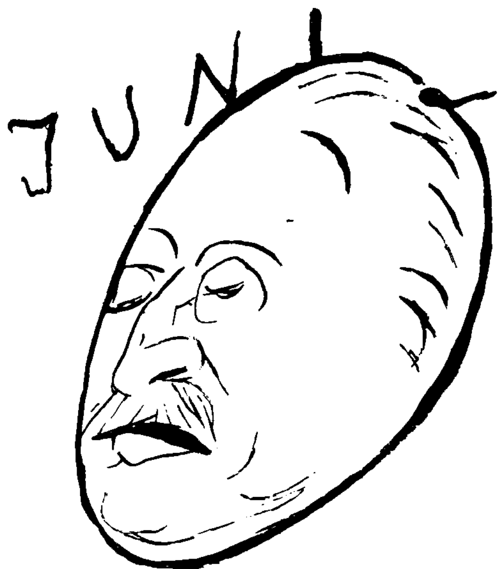



*Im Pen-Klub ist das Juni-Tier,*
*Der Krebs, beliebt. Ihr seht es hier.*
*Wer aber, fragt Ihr, ist die Null da?*
*Kein anderer als Ludwig Fulda.*

## JUNI

| | | |
|---|---|---|
| 1 | Mittwoch | |
| 2 | Donnerstag | |
| 3 | Freitag | |
| 4 | Sonnabend | |
| 5 | Sonntag | *Pfingstf* |
| 6 | Montag | |
| 7 | Dienstag | |
| 8 | Mittwoch | |
| 9 | Donnerstag | |
| 10 | Freitag | |
| 11 | Sonnabend | |
| 12 | Sonntag | |
| 13 | Montag | |
| 14 | Dienstag | |
| 15 | Mittwoch | |
| 16 | Donnerstag | |
| 17 | Freitag | |
| 18 | Sonnabend | |
| 19 | Sonntag | |
| 20 | Montag | |
| 21 | Dienstag | |
| 22 | Mittwoch | |
| 23 | Donnerstag | |
| 24 | Freitag | |
| 25 | Sonnabend | |
| 26 | Sonntag | |
| 27 | Montag | |
| 28 | Dienstag | |
| 29 | Mittwoch | |
| 30 | Donnerstag | |


MA


JUNI



*Der Julius heißt im Grunde Bab*
*(Hier knurrt der Löwe und zieht ab).*
*So mancher Leu der kritischen Glosse*
*Gehört nach Neustadt an der Dosse.*

## JULI

1 Freitag
2 Sonnabend

3 Sonntag
4 Montag
5 Dienstag
6 Mittwoch
7 Donnerstag
8 Freitag
9 Sonnabend

10 Sonntag
11 Montag
12 Dienstag
13 Mittwoch
14 Donnerstag
15 Freitag
16 Sonnabend

17 Sonntag
18 Montag
19 Dienstag
20 Mittwoch
21 Donnerstag
22 Freitag
23 Sonnabend

24 Sonntag
25 Montag
26 Dienstag
27 Mittwoch
28 Donnerstag
29 Freitag
30 Sonnabend

31 Sonntag



*Prag, das sonst im August nichts bot,*
*Bäckt heut' aus Kornfeld frisches Brot, —*
*Autoren, die sich schnell erweichen*
*Macht manche Jungfrau Tierkreiszeichen.*

## AUGUST

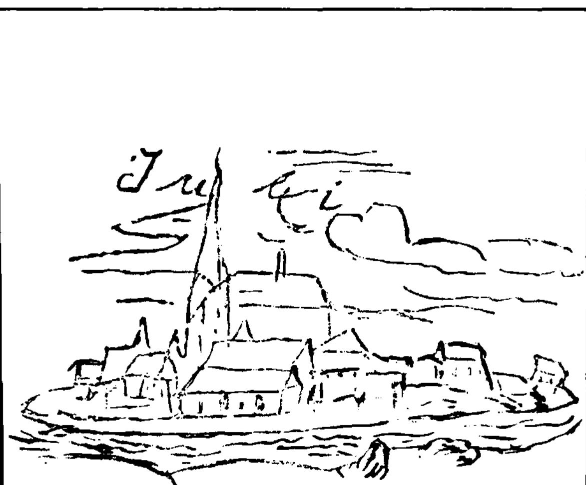
1 Montag
2 Dienstag
3 Mittwoch
4 Donnerstag
5 Freitag
6 Sonnabend

7 Sonntag
8 Montag
9 Dienstag
10 Mittwoch
11 Donnerstag
12 Freitag
13 Sonnabend

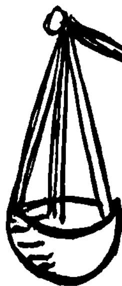
14 Sonntag
15 Montag
16 Dienstag
17 Mittwoch
18 Donnerstag
19 Freitag
20 Sonnabend

21 Sonntag
22 Montag
23 Dienstag
24 Mittwoch
25 Donnerstag
26 Freitag
27 Sonnabend

28 Sonntag
29 Montag
30 Dienstag
31 Mittwoch


Juli





*September –*
*Tierkreiszeichen: Wage,*
*Schmutz oder Schund,*
*das ist die Frage.*
*Erwägen wir mal ganz genau,*
*Ob Lulu oder Geneisenau?*

## SEPTEMBER

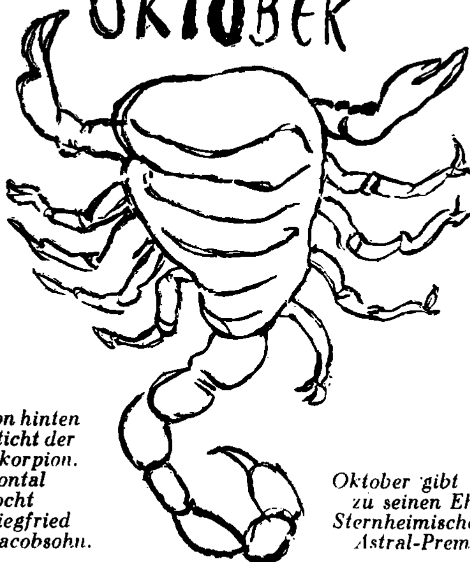
1 Donnerstag
2 Freitag
3 Sonnabend

4 Sonnteg
5 Montag
6 Dienstag
7 Mittwoch
8 Donnerstag
9 Freitag
10 Sonnabend

11 Sonntag
12 Montag
13 Dienstag
14 Mittwoch
15 Donnerstag
16 Freitag
17 Sonnabend

18 Sonntag
19 Montag
20 Dienstag
21 Mittwoch
22 Donnerstag
23 Freitag
24 Sonnabend

25 Sonntag
26 Montag
27 Dienstag
28 Mittwoch
29 Donnerstag
30 Freitag




*Von hinten*
*sticht der*
*Skorpion.*
*Frontal*
*focht*
*Siegfried*
*Jacobsohn.*

*Oktober gibt*
*zu seinen Ehren*
*Sternheimische*
*Astral-Premieren.*

## OKTOBER

1 Sonnabend

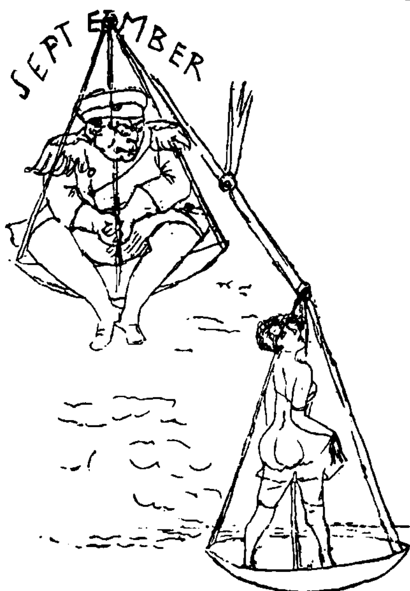
2 Sonntag
3 Montag
4 Dienstag
5 Mittwoch
6 Donnerstag
7 Freitag
8 Sonnabend

9 Sonntag
10 Montag
11 Dienstag
12 Mittwoch
13 Donnerstag
14 Freitag
15 Sonnabend

16 Sonntag
17 Montag
18 Dienstag
19 Mittwoch
20 Donnerstag
21 Freitag
22 Sonnabend

23 Sonntag
24 Montag
25 Dienstag
26 Mittwoch
27 Donnerstag
28 Freitag
29 Sonnabend

30 Sonntag
31 Montag


SEPTEMBER


OKTOBER

## NOVEMBER

1 Dienstag *All. Heil.*
2 Mittwoch
3 Donnerstag
4 Freitag
5 Sonnabend

6 Sonntag
7 Montag
8 Dienstag
9 Mittwoch
10 Donnerstag
11 Freitag
12 Sonnabend

13 Sonntag
14 Montag
15 Dienstag
16 Mittwoch *Bußtag*
17 Donnerstag
18 Freitag
19 Sonnabend

20 Sonntag *Totenfest*
21 Montag
22 Dienstag
23 Mittwoch
24 Donnerstag
25 Freitag
26 Sonnabend

27 Sonntag
28 Montag
29 Dienstag
30 Mittwoch




*Der Mann, der im November schießt,*
*Heißt Arno Holz. Im Himmel ist*
*Sein Gegner Becker unbekannt.*
*Herr Külz hat einen schweren Stand.*

## DEZEMBER

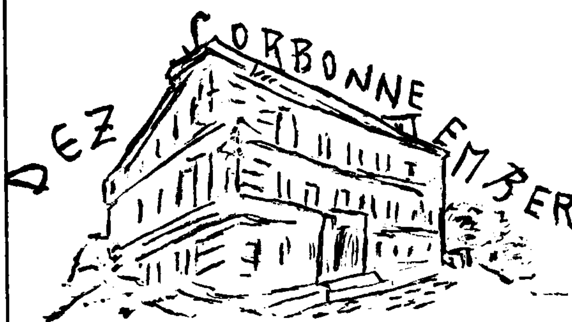
1 Donnerstag
2 Freitag
3 Sonnabend

4 Sonntag
5 Montag
6 Dienstag
7 Mittwoch
8 Donnerstag
9 Freitag
10 Sonnabend

11 Sonntag
12 Montag
13 Dienstag
14 Mittwoch
15 Donnerstag
16 Freitag
17 Sonnabend

18 Sonntag
19 Montag
20 Dienstag
21 Mittwoch
22 Donnerstag
23 Freitag
24 Sonnabend

25 Sonntag *Weihn*
26 Montag
27 Dienstag
28 Mittwoch
29 Donnerstag
30 Freitag
31 Sonnabend




*Man hat ihm arg den Bart gekräuselt,*
*Durch den die Dichterstimme säuselt,*
*Jedoch (als Pazifist blamabel)*
*Bleibt er als Steinbock akzeptabel.*


NO
VE


DEZEMBER

# Protokolle zu Drogenversuchen

## ⟨I⟩
## Hauptzüge der ersten Haschisch-Impression

Geschrieben 18 Dezember ⟨1927⟩ 3½ Uhr früh

1) Geister schweben (vignettenhaft) hinter der rechten Schulter. Kühle in dieser Schulter. In diesem Zusammenhang: »Ich habe das Gefühl, daß außer mir 4 im Zimmer sind.⟨«⟩ (Umgehung der Notwendigkeit sich mitzuzählen.)
2) Erläuterung der Potemkinanekdote durch die Erklärung: Suggestion sei: einem die Maske (des eignen Gesichts id est des Vorzeigenden) vorzuzeigen.
3) Verschrobene Äußerung über Äthermaske, die (selbstverständlich) auch Mund, Nase etc. habe.
4) Die beiden Koordinaten durch die Wohnung: Keller – Boden/Horizontale. Große horizontale Dehnung der Wohnung. Zimmerflucht, aus der die Musik kommt. Aber vielleicht auch Schrecken des Korridors.
5) Unbegrenztes Wohlwollen. Versagen der zwangsneurotischen Angstkomplexe. Die Sphäre »Charakter« tut sich auf. Alle Anwesenden irisieren ins Komische. Zugleich durchdringt man sich mit ihrer Aura.
6) Das Komische wird nicht nur aus Gesichtern, auch aus Vorgängen herausgeholt. Man *sucht* Anlaß zum Gelächter. Vielleicht stellt sich auch nur darum so vieles, was man sieht, als »arrangiert«, als »Versuch« dar: damit man darüber lachen kann.
7) Dichterische Evidenzen ins Lautliche: ich stelle an einer Stelle die Behauptung ⟨auf⟩, eben hätte ich in der Antwort auf eine Frage das Wort lange Zeit nur durch (sozusagen) die Wahrnehmung einer langen Zeit in dem Lautbestand der beiden Worte gebraucht. Ich empfinde das als dichterische Evidenz.
8) Zusammenhang; Distinktion. Man fühlt im Lächeln sich kleine Flügel wachsen. Lächeln und flattern als verwandt. Man hat das Gefühl der Distingiertheit u.a. weil man sich so

vorkommt, als lasse man im Grunde in nichts sich zu tief ein: bewege, wie tief man auch dringe, sich immer auf einer Schwelle. Art Spitzentanz der Vernunft.

9) Es fällt einem sehr auf, in wie langen Sätzen man spricht. Auch dies mit horizontaler Ausdehnung und (wohl) mit Gelächter zusammenhängend. Das Passagenphänomen ist auch die lange horizontale Erstreckung, vielleicht kombiniert mit Abflucht in die ferne flüchtigwerdende, winzige Perspektive. In solcher Winzigkeit läge ein Verbindendes von der Vorstellung der Passage mit dem Lachen. (Vgl. Trauerspielbuch: verkleinernde Macht der Reflexion.)

10) Ganz flüchtig taucht in einem Augenblick des Insichgekehrtseins so etwas wie eine Neigung auf, sich selber, seinen Körper ⟨xxx⟩ zu stilisieren.

11) Unlust zu Auskunft. Rudimente von einem Zustande von Entrücktheit. Große Empfindlichkeit gegen offne Türen, lautes Reden, Musik.

12) Gefühl, Poe jetzt viel besser zu verstehen. Die Eingangstore zu einer Welt des Grotesken scheinen aufzugehen. Ich wollte nur nicht hereintreten.

13) Ofenröhre wird Katze. Beim Worte Ingwer ist anstelle des Schreibtisches plötzlich eine Fruchtbude da, in der ⟨ich⟩ sofort darauf den Schreibtisch wiedererkenne. Ich erinnerte an 1001 Nacht.

14) Unlustig und schwerfällig den Gedanken anderer zu folgen.

15) Man hat den Ort, den man im Zimmer einnimmt nicht ganz so fest inne wie sonst. So kann einem plötzlich – mir ging es ganz flüchtig so – das ganze Zimmer voll Menschen vorkommen.

16) Die Leute, mit denen man zu tun hat (insbesondere Joël und Fränkel) sind sehr geneigt, sich etwas zu verwandeln, nicht fremd möchte ich sagen zu werden, nicht vertraut zu bleiben sondern so etwas wie Fremden ähnlich zu sehen.

17) Mir schien: ausgesprochene Unlust, mich über Dinge des praktischen Lebens, Zukunft, Daten, Politik zu unterhalten. Man ist an die intellektuale Sphäre gebannt wie manchmal Besessene auf die sexuelle, ist von ihr angesaugt.

18) Nachher mit Hessel im Café kleiner Abschied von der Geisterwelt. Winken.

19) Das Mißtrauen gegen Essen. Ein besonderer und sehr akzentu-

ierter Fall des Gefühls, was man bei vielem hat: »Das ist doch nicht dein Ernst, daß du so aussiehst!«

20) F's ⟨Fränkels; H's [Hessels]?⟩ Schreibtisch verwandelt sich als er von »Ingwer« spricht für eine Sekunde in eine Bude mit Früchten.

21) Mit dem Gelächter bringe ich in Zusammenhang das außerordentliche Meinungsschwanken. Es hängt, genauer gesagt, unter anderm mit der großen Detachiertheit zusammen. Ferner ist diese Unsicherheit, die möglicherweise bis zur Affektation geht, gewissermaßen eine Projektion des inneren Kitzelgefühls nach außen.

22) Auffallend ist, daß man Hemmungsgründe, die im Aberglauben etc. liegen und die man sonst nicht leicht benennt ziemlich impulsiv ohne starken Widerstand frei heraussagt.
In einer schillerschen Elegie heißt es »Des Schmetterlings zweifelnder Flügel.« Dieses zum Zusammenhange des Beschwingtseins mit dem Gefühl des Zweifels.

23) Man geht die gleichen Wege des Denkens wie vorher. Nur sie scheinen mit Rosen bestreut.

## ⟨II⟩
## Hauptzüge der zweiten Haschisch-Impression

Geschrieben 15 Januar 1928 nachmittags ¼4

Die Erinnerung ist weniger reich, trotzdem die Versunkenheit eine geringere als beim vorigen Mal war. Ich war, genau gesagt, weniger versunken, aber tiefer drinnen.

Auch haften in der Erinnerung mehr die trüben, fremdartigen, exotischen Partien des Rausches als die lichten.

Ich erinnere mich an eine satanische Phase. Das rot der Wände wurde bestimmend für mich. Mein Lächeln nahm satanische Züge: wenn auch mehr den Ausdruck satanischen Wissens, satanischen Genügens, satanischen Ruhens an als den satanischen, zerstörenden Wirkens. Das Eingelassensein der Anwesenden in den Raum steigerte sich; der Raum wurde samtner, flammender, dunkler. Ich nannte den Namen Delacroix.

Die zweite ganz starke Wahrnehmung war das Spiel mit dem Nebenzimmer. Man beginnt überhaupt mit Räumen zu spielen. Es

entstehen Verführungen des Orientierungssinnes. Was man im wachen Zustande aber nur an der sehr unangenehmen Verschiebung kennt, die man willkürlich hervorruft indem man nachts in einem Zuge auf dem Rücksitz fahrend sich einbildet man fahre auf dem Vordersitz oder umgekehrt, das läßt sich aus der Bewegung ins Statische übersetzt hier als Verführung erfahren.

Der Raum verkleidet sich vor uns nimmt wie ein lockendes Wesen die Kostüme der Stimmungen um. Ich erfahre das Gefühl, nebenan im Zimmer könnte sowohl die Kaiserkrönung Karls des Großen wie die Ermordung Heinrichs des IV, die Unterzeichnung des Vertrages von Verdun und die Ermordung Egmonts sich abgespielt haben. Die Dinge sind nur Mannequins und selbst die großen welthistorischen Momente sind nur Kostüme unter denen sie die Blicke des Einverständnisses mit dem Nichts, dem Niedrigen und Banalen tauschen. Sie erwidern dem zweideutigen Zwinkern von Nirwana herüber.

In dieses Einverständnis garnicht hineinbezogen zu sein, das macht dann das »satanische Genügen« aus, von dem die Rede war. Hier ist auch die Wurzel der Sucht, die Mitwisserschaft mit dem Nichtsein grenzenlos zu vertiefen durch Steigerung der Dosis.

Vielleicht ist es keine Selbsttäuschung zu sagen, daß man in diesem Zustand eine Abneigung gegen den freien sozusagen uranischen Luftraum bekommt, der den Gedanken des »Draußen« beinah zur Qual werden läßt. Es ist nicht mehr, wie voriges Mal, das freundliche gesellige Verweilen im Raum aus Freude an der Situation wie sie ist sondern ein dichtes sich eingewebt sich eingesponnen haben, ein Spinnennetz in dem das Weltgeschehen verstreut wie ausgesogene Insektenleiber herumhängt. Von dieser Höhle will man sich nicht trennen. Hier bilden sich auch Rudimente eines unfreundlichen Verhaltens gegen die Anwesenden, Angst, daß sie einen stören, herauszerren könnten.

Aber auch dieser Rausch hat trotz der depressiven Grundlage seinen kathartischen Ausgang, wenn auch nicht den seligen des letzten, so einen findigen, der nicht ohne Anmut ist. Nur daß diese bei abklingender Wirkung, die denn doch eigentlich den Depressionszusammenhang deutlicher hinstellt, zu stande kommt, könnte unter Umständen dafür sprechen, daß an dem depressiven Charakter denn doch die Verstärkung der Dosis auch ihren Anteil hat.

Doppelte Struktur dieser Depression: einmal Angst und dann eine

Unschlüssigkeit in einer damit verbundenen praktischen Frage. Dieser Unschlüssigkeit Herr geworden: plötzlich einem sehr versteckten Moment einer zwangshaften Versuchung auf die Spur gekommen, damit die Möglichkeit gewonnen, mich ihr etwas nachzugeben mit der Aussicht sie abzutun.

Den Hunger als schiefe Axe durch das System des Rausches gelegt.

Die große Hoffnung, Neigung, Sehnsucht Neuem, Unberührtem im Rausch nahezukommen, läßt diesmal kaum mehr im beschwingten Flattern sondern im müden, in sich versunkenen, entspannten, müßigen, trägen Wandel bergab sich erreichen. In diesem Bergabgehen glaubt man noch einige Freundlichkeit, noch einige attrativa zu entwickeln, Freunde mit einem dunkel umrandeten Lächeln mit sich mitzuführen, halb Lucifer halb Hermes traducens, nicht mehr der Geist und Mensch vom letztenmal.

Weniger Mensch, mehr Daimon und Pathos in diesem Rausch.

Die ungute Gleichzeitigkeit des Bedürfnisses allein zu sein und dessen mit den andern zusammenbleiben zu wollen – ein Gefühl das in der tieferen Müdigkeit zum Vorschein kommt und dem man nachzugehen hätte – steigert sich. Man hat das Gefühl, diesem zweideutigen Zwinkern von Nirwana herüber nur ganz einsam in tiefster Ruhe sich überlassen zu können und braucht doch Anwesenheit der andern als leise sich verschiebende Relieffiguren am Sockel des eigenen Thrones.

Hoffnung als Kissen, das sich einem unterlegt, jetzt erst, nachwirkend.

Der erste Rausch machte mich mit dem Flatterhaften des Zweifels bekannt; das Zweifeln lag als schöpferische Indifferenz in mir selber. Der zweite Versuch aber ließ die Dinge zweifelhaft erscheinen.

Zahnoperation. Merkwürdige Erinnerungsverschiebung. Kann mich noch jetzt nicht von der Vorstellung befreien, die Stelle sei auf der linken Seite gewesen.

Noch beim Nachhausekommen, als die Kette vor der Badezimmertür schwer schließen will, der Argwohn: Versuchsanordnung.

Man hört die Tuba mirans sonans, stemmt sich aber vergebens gegen die Grabplatte.

Es ist bekannt, daß wenn man die Augen schließt und leicht auf sie drückt, ornamentale Figuren entstehen, auf deren Form man kei-

nen Einfluß hat. Die Architekturen und Raumkonstellationen, die man im Haschisch vor sich sieht, haben im Ursprung etwas damit Verwandtes. Wann und als was sie auftreten, das ist zunächst unwillkürlich, so blitzartig und unangemeldet stellen sie sich ein. Dann, wenn sie einmal da ⟨sind⟩, kommt bewußter spielende Phantasie, um sich gewisse Freiheiten mit ihnen zu nehmen.
Man darf wohl ganz allgemein sagen, daß die Empfindung des »draußen«, »außerhalb« mit einem gewissen Unlustgefühl verbunden ist. Vom »draußen« aber muß man scharf den noch so sehr ausgeweiteten Visionsraum unterscheiden, der zum draußen sich für den Menschen im Haschischrausch genau so verhält wie die Bühne zur kalten Straße für einen Theaterbesucher. Bisweilen scheint aber zwischen dem Berauschten und seinem Visionsraum etwas, um weiter in diesem Bilde zu reden, wie ein Proszenium zu liegen, durch das eine ganz andere Luft, das draußen, hindurchstreicht.
Die Todesnähe formulierte sich mir gestern in dem Satze: der Tod liegt zwischen mir und meinem Rausch.
Das Bild vom Selbstanschluß: gewisse geistige Dinge kommen »von selbst zu Wort«, wie sonst etwa heftige Zahnschmerzen etc. Alle Empfindungen, vor allem auch geistige, haben ein stärkeres Gefälle und reißen die Worte in ihrem Bette mit sich.
Dieses »zweideutige Zwinkern von Nirwana herüber« ist wohl nirgends so anschaulich geworden wie bei Odilon Redon.
Die erste schwere Schädigung, die eintritt, ist wohl die Unfähigkeit, über weitere Zeiten hinaus disponieren zu können. Es zeigt sich, wenn man dem näher nachgeht, das Erstaunliche an der Tatsache, daß wir über Nacht und Nächte hinaus disponieren können, d.h. über gewöhnliche Träume hinaus. Sehr schwer über die Träume (oder den Rausch) im Haschisch hinaus zu disponieren.
Bloch wollte leise mein Knie berühren. Die Berührung wird mir schon lange ehe sie mich erreicht hat, spürbar, ich empfinde sie als höchst unangenehme Verletzung meiner Aura. Um das zu verstehen, muß man mit-berücksichtigen, daß alle Bewegungen an Intensität und Planmäßigkeit zu gewinnen scheinen und daß sie schon als solche unangenehm wahrgenommen werden.
Nachwirkung: vielleicht eine gewisse Schwächung des Willens. Aber das Beschwingende gewinnt mit abklingender Wirkung die Oberhand. Hängt eine bei mir in der letzten Zeit (trotz häufiger

Depression) aufwärtssteigende Schriftrichtung, wie ich sie noch nie bei mir beobachtet habe, mit Haschisch zusammen. Andere Nachwirkung: beim Nachhausekommen lege ich die Kette vor und als sich dabei eine Schwierigkeit ergibt, ist mein erster (sofort korrigierter) Gedanke: Versuchsanordnung?

Wenn auch der erste Rausch moralisch hoch über dem zweiten stand, so ist doch die Klimax der Stärke ansteigend. Ungefähr so zu verstehen: der erste Rausch lockerte und lockte die Dinge aus ihrer gewohnten Welt, der zweite stellte sie sehr bald in eine – diesem Zwischenreich weit unterlegene – neue.

Über die ständigen Abschweifungen im Haschisch. Zunächst die Unfähigkeit zuzuhören. So sehr ⟨sie⟩ im Mißverhältnis zu dem grenzenlosen Wohlwollen gegen die andern scheint, so sehr ist sie in Wahrheit mit ihm verwurzelt. Der Partner hat kaum den Mund geöffnet, so enttäuscht er uns grenzenlos. Was er sagt bleibt unendlich weit hinter dem zurück, was wir ihm, hätte er geschwiegen, so gerne und mit tausend Freuden zugetraut und geglaubt hätten. Er enttäuscht uns schmerzlich durch sein Abgleiten vom größten Gegenstande aller Aufmerksamkeit: uns selber.

Was aber unser eigenes Abgleiten, Abspringen vom Gesprächsgegenstand angeht, so sieht das Gefühl, das der physischen Kontaktunterbrechung entspricht, etwa so aus: wovon wir gerade zu sprechen vorhaben, das lockt uns unendlich; was uns intentional vorschwebt, danach breiten wir liebend die Arme aus. Kaum haben wir es aber berührt, so enttäuscht es uns gänzlich: der Gegenstand unserer Aufmerksamkeit welkt unter der Berührung der Sprache plötzlich hin. Er altert um Jahre, unsere Liebe hat ihn in einem einzigen Augenblick gänzlich erschöpft. So ruht er aus: bis er uns lockend genug erscheint, uns wieder auf ihn zurückzuführen.

Auf das Kolportagephänomen des Raumes zurückzukommen: es wird simultan die Möglichkeit aller potentiell in diesem Raume etwa geschehnen Dinge wahrgenommen. Der Raum blinzelt einen an: Nun, was mag sich in mir wohl zugetragen haben? Zusammenhang dieses Phänomens mit der Kolportage. Kolportage und Unterschrift. So vorzustellen: man denke sich einen kitschigen Öldruck an der Wand und im unteren Teile des Rahmens einen länglichen Streifen herausgeschnitten. Durch die untere Leiste liefe ein Band und nun erschienen in dem Spalt Unterschriften die ein-

ander ablösten: »Ermordung Egmonts«, »Kaiserkrönung Karls des Großen« etc.
Ich sah in diesem Versuch öfters Lauben mit Bogenfenstern und sagte einmal: ich sehe Venedig, aber es sieht aus wie der obere Teil der Kurfürstenstraße.
»Ich fühle mich schwach« und »ich weiß mich schwach« – das sind grundverschiedene Intentionen. Vielleicht hat nur die erste eigentlich ausdrucksmäßigen Niederschlag. Aber im Haschisch kann man beinahe von einer Alleinherrschaft der zweiten reden und vielleicht erklärt das, wieso trotz gesteigertem »Innenleben« der Gesichtsausdruck verarmt. Dem Unterschied dieser beiden Intentionen ist nachzugehen.
Weiterhin: Funktionsverschiebung. Diesen Ausdruck übernehme ich von Joël. Hier die Erfahrung, die mich darauf brachte: Man gab mir in der satanischen Phase ein Buch von Kafka in die Hand »Betrachtung«. Ich las auf dem Titel. Dann aber wurde mir dieses Buch sofort das, was ein Buch in der Hand eines Dichters dem vielleicht etwas akademischen Bildhauer wird, der ein Standbild dieses Dichters zu machen hat. Es wurde von mir unmittelbar dem plastischen Aufbau meiner Person eingefügt und demnach viel brutaler und absoluter mir untertan als die abfälligste Kritik es hätte zu stande bringen können.
Es war aber noch anders: nämlich als sei ich auf der Flucht vor Kafkas Geist und nun, im Augenblicke, da er mich berührte, verwandelte ich mich in Stein wie Daphne unter Apolls Berührung zu Epheu wird.
Zusammenhang der Kolportage-Intention mit den tiefsten theologischen. Sie spiegeln sie getrübt wider, versetzen in den Raum der Kontemplation, was nur im Raume des tätigen Lebens gilt. Nämlich: daß die Welt immer wieder dieselbe sei (daß alles Geschehen im gleichen Raume sich hätte abspielen können). Das ist im Theoretischen trotz allem eine müde, welke Wahrheit (trotz aller scharfen Sicht, die darin steckt) aufs höchste aber bestätigt sie sich im Dasein des Frommen, dem wie hier der Raum der Phantasie zu allem *Gewesenen*, so alle Dinge zum *Besten* dienen. So tief ist Theologisches hier in den Bereich der Kolportage gesunken. Ja man darf sagen: die tiefsten Wahrheiten, weit entfernt aus dem Dumpfen, Tierischen des Menschen aufgestiegen zu sein, besitzen die gewaltige Kraft, noch dem Dumpfen, Gemeinen sich anpassen zu kön-

nen, selbst im verantwortungslosen Träumer sich auf ihre Weise zu spiegeln.

## Ernst Bloch: Protokoll zu demselben Versuch

*Ich esse nichts. Energie des Schweigens bleibt. Energie des Fastens geht verloren, wenn man satt ist.*

*Der heutige Rausch verhält sich zum vorigen wie Calvin zu Shakespeare. Das ist ein Calvinistenrausch.*

*Jetzt bin ich in einem Zustand träger Sehnsucht, sinkender Sehnsucht. Es ist immer nur so ein zweideutiges Zwinkern von Nirwana herüber. Friedensallegorie, Schäferwelt taucht dumpf auf. Das ist alles, was übrig blieb von Ariel. Das mißt am reinsten das Verhältnis der beiden Rausche.*

*Wenn sogar ich, dem es irdisch geht, schlecht geht (deprimiert), dies Zwinkern spüre, dann zu sehen, welche Macht es hat. Ja, es ist das Lächeln. Das Lächeln ist das verschleierte Bild von Sais.*

*Es ist jetzt, als ob mich etwas an der Hand nähme. Zu dem gesuchten Spalt im Fels. Aber das wird doch nur ein verregnetes Rendezvous mit den Geistern. Ein verregnetes Venedig, ähnlich wie die Kurfürstenstraße. Habe dabei aber auch den Genuß dieser regenschweren Stimmung; sehe vom Fenster mit der Pfeife herab. Ich rede mit Absicht etwas blumig, Sie müssen mißtrauisch sein.*

*Es ist, als ob einem phonetisch die Worte eingegeben würden. Es gibt hier Selbstanschluß. Es kommen Dinge zu Wort, ohne um Erlaubnis zu fragen. Das geht bis in sehr hohe Sphären hinauf. Es gibt ein lautloses Paßwort, mit dem jetzt gewisse Dinge durchs Tor treten.*

*Die depressive Stimmung ist doch auch vertieft. Angst sie zu verlieren und die Vertiefung sind gleichzeitig. Bin nur fähig, die Gefühlsatmosphäre der Depression zurückzubehalten, nicht ihre Inhalte.*

*Wieder starkes Gefühl, auf dem Meer zu sein. Das Phasenhafte = Meerfahrt, Leben in der Kabine: Das ist doch ganz klar, es ist die*

*Welt durch Glas gesehen. Es bildet sich jetzt ein Gespinst, alles verbindet sich mit schwarzem Hintergrund wie auf schlechten Stichen. Haschisch webt den ganzen Raum ein.*

*Unterbrechung (ich nehme Kafkas »Betrachtung« als Unterlage). Benj⟨amin⟩: »Das ist die richtige Unterlage.« – Ich: »Eine vornehmere konnte man nicht finden.« – Benj⟨amin⟩: »Keine orientiertere.«*

*Treppe im Atelier: Ein nur Wachsfiguren bewohnbarer Aufbau. Damit fange ich plastisch so viel an; der ganze Piscator kann einpakken. Habe die Möglichkeit, mit winzigen Hebelchen die ganze Beleuchtung umzustellen. Kann aus dem Goethehaus die Londoner Oper machen. Kann die ganze Weltgeschichte draus ablesen. Mir erscheint im Raum, weshalb ich die Kolportagebilder sammle. Kann alles im Zimmer sehen; die Söhne Richards III. und was Sie wollen.*

*Dinge machen meine Depression dabei mit = Entwertung ihrer Materie. Sie werden Mannequins. Unangekleidete Anziehpuppen, auf mein Vorhaben wartend, nackt stehen sie herum, alles wird an ihnen lehrhaft wie am Phantom. Nein, es ist so: sie stehen ohne Aura. Durch mein Lächeln. Durch mein Lächeln stehen alle Dinge unter Glas.*

*Jetzt entsteht ein Gang zwischen Staffelei und Treppe, durch den der Hauch des Todes streicht. Der Tod, der zwischen mir und dem Rausch ist. Es bildet sich ein verschneiter Weg in den Rausch hinaus. Dieser Weg ist der Tod.*

*Zu Fränkel, der die Treppe herunterkommt: Sie sind eine Dame geworden. Sie bekommen immer wie Schwimmhäute einen Rock zwischen die Füße.*

*Als W⟨alter⟩ B⟨enjamin⟩ genötigt wurde: nein, ich nehme nichts. Selbst wenn Sie sich zu diesem Zweck Jamben vorbinden, werde ich nichts essen.*

*Am Schluß: Trete heraus in einen Maiabend, aus meinem Schloß in Parma. Gehe so leicht, so zart, der Boden ist Seide.*

*Zu mir: Bleiben Sie noch eine Zeitlang identisch! (Beim Abschied.)*

*Nachtrag: Als Dr. Fränkel etwas aufschreiben wollte: »Ah, jetzt komme ich wieder in den Schloßpark, wo jeder Schritt von mir aufgeschrieben wird.« –*

## Blochs Protokoll zum Versuch vom ⟨14. Januar 1928⟩

Die Reihenfolge ist frei.

Der heutige Rausch verhält sich zum vorigen wie Calvin zu Shakespeare. Das ist ein Calvinistenrausch.

Jetzt bin ich in einem Zustand träger Sehnsucht, sinkender Sehnsucht. Es ist immer nur so ein zweideutiges Zwinkern von Nirwana herüber. Friedensallegorie, Schäferwelt taucht dumpf auf. Das ist alles, was übrig blieb von Ariel. Das mißt am reinsten das Verhältnis der beiden Rausche.

Wenn sogar ich, dem es irdisch geht, schlecht geht (deprimiert) das Zwinkern spüre, dann zu sehen, welche Macht es hat. Ja, es ist das Lächeln. Das Lächeln ist das verschleierte Bild zu Sais.

Es ist jetzt als ob mich etwas an der Hand nähme. Zu dem gesuchten Spalt im Fels. Aber das wird doch nur ein verregnetes Rendezvous mit den Geistern. Ein verregnetes Venedig, ähnlich wie die Kurfürstenstraße. Habe dabei aber auch den Genuß dieser regenschweren Stimmung, sehe vom Fenster mit der Pfeife auf mich herab, wie ich vergebens da warte. – Ich rede mit Absicht etwas blumig, Sie müssen mißtrauisch sein.

Es ist als ob einem phonetisch die Worte eingegeben würden. Es gibt hier Selbstanschluß. Es kommen Dinge zu Wort, ohne um Erlaubnis zu fragen. Das geht bis in sehr hohe Sphären hinauf. Es gibt ein lautloses Paßwort, mit dem jetzt gewisse Dinge durchs Tor treten.

Wieder starkes Gefühl, auf dem Meer zu sein. Das Phasenhafte = Meerfahrt. Leben in der Kabine. (Bloch fragt: wieso?) Das ist doch ganz klar, es ist die Welt durch Glas gesehen. Es bildet sich jetzt ein Gespinst. Alles verbindet sich mit schwarzem Hintergrund wie auf schlechten Stichen. Haschisch webt den ganzen Raum ein.

Unterbrechung. Bloch nimmt Kafkas »Betrachtung« als Unterlage. Ich: Das ist die richtige Unterlage. Bloch: Eine vornehmere konnte man nicht finden. Ich: Keine orientiertere.

Treppe im Atelier. Ein nur Wachsfiguren bewohnbarer Aufbau. Damit fange ich plastisch so viel an; der ganze Piscator kann einpakken. Habe die Möglichkeit, mit winzigen Hebelchen die ganze Beleuchtung umzustellen. Kann aus dem Goethehaus die Londoner Oper machen. Kann die ganze Weltgeschichte daraus ablesen. Mir erscheint im Raum, weshalb ich die Kolportagebilder sammle. Kann alles im Zimmer sehen, die Söhne Richards III und was Sie wollen.

Dinge machen meine Depression dabei mit = Entwertung ihrer Materie. Sie werden Mannequins. Unangekleidete Anziehpuppen, auf mein Vorhaben wartend, nackt stehen sie herum, alles wird an ihnen lehrhaft wie am Phantom. Nein, es ist so: sie stehen ohne Aura. Durch mein Lächeln stehen alle Dinge unter Glas.

Es bildet sich ein verschneiter Weg in den Rausch hinaus, dieser Weg ist der Tod.

Zu Fränkel, der die Treppe hinunter kommt: Sie sind eine Dame geworden. Sie bekommen immer wie Schwimmhäute einen Rock zwischen die Füße.

Als ich zum Essen genötigt werde: Nein, ich nehme nichts. Selbst wenn Sie sich zu diesem Zweck Jamben vorbinden, werde ich nichts essen.

Schluß: Trete heraus in einen Maiabend aus meinem Schloß in Parma. Gehe so leicht, so zart, der Boden ist Seide.

Als Fränkel etwas aufschreiben wollte: Ach, jetzt komme ich wieder in den Schloßpark, wo jeder Schritt von mir aufgeschrieben wird.

Ebenfalls zu Fränkel: Jetzt tritt die Strafe dafür ein, daß Sie ausgegangen sind: Sie kommen ganz verwandelt zurück.

Ich stoße jetzt jeden Augenblick an die Decke, die ungeheuer dünn ist. Also ein Auftrieb zur Wachheit.

Falle wieder die Treppe herunter; lustvoll. Beginnt sich zu lichten.

Jetzt fehlt mir zum Glück nichts als was die Dienstmädchen für 25 Pfennig in einem ägyptischen Traumbuch kaufen.

Tod als Zone, die um den Rausch herum ist.

Zustand inniger Verdrossenheit.

Jetzt habe ich keine afrikanische Phase sondern eine keltische. Wird immer heller.

Bei Gelegenheit der Aufforderung, zu sagen, was ich vorher einmal ausgeführt hatte: »Jetzt bin ich der geschülerte Lehrer.«

Irgendetwas »überspült den depressiven Zustand«. (Der Gegensatz zu aufheben: überspülen.)

Daraus ist genau zu ersehen, was einem zum Glück fehlt. Das ist die traurige Evidenz. Ja, es ist sehr komisch. Das Sterben hat einen ganz anderen Imperativcharakter als das letzte Mal.

Dünsten aus der Erde. Mittelstufe. Aufhellungen des Rausches.

Chthonischer. Sah ⟨uns⟩ eine Treppe heruntergehen, so daß wir gewissermaßen unterirdisch saßen.

## ⟨III⟩
## Protokoll des Haschischversuchs vom 11. Mai 1928

V. P. ⟨Versuchsperson⟩ Joël.
Joël nahm um   Uhr   g. Cannabis ind⟨icae⟩.
J⟨oël⟩ erscheint gegen ½ 11 Uhr bei Benjamin. Hat vorher, nachdem er eingenommen hatte, eine Versammlung im Gesundheitshaus geleitet und in der Diskussion ungehindert gesprochen. Verspricht sich⟨,⟩ als gegen 11 Uhr noch keine sichtbare Wirkung eingetreten ist, einen sehr geringen Erfolg. Kommt sich selbst verändert vor, dem Beobachtenden nicht. Das Gespräch geht von Arbeiten von B⟨enjamin⟩ aus, kommt von selbst auf Fragen erotischer bezw. sexualpathologischer Dokumente (Sammlung Magnus Hirschfeld). B⟨enjamin⟩ legt der Versuchsperson ein Album mit freien Abbildungen vor. Wirkung: Null. Das Gespräch bleibt rein wissenschaftlich.
Dagegen kuriose sozusagen mimetische Antizipationen bei B⟨enjamin⟩, der auffallend häufig ganz im Gegensatz zu J⟨oël⟩ den Faden des Gesprächs verliert, J⟨oël⟩ der sich einen Keks nimmt, Feuer dazu anbieten will.
Nach 11 Uhr Anruf bei Fränkel, der zu kommen verspricht. Dieses Gespräch kommt dem Beobachter geradezu als auslösender Faktor des H⟨aschisch⟩-Rausches vor. Am Telefon erster (gemäßigter⟨)⟩ Lachanfall. Nach Schluß des Gesprächs starke Wirkung des Raumes, wozu zu bemerken: Das Telefon befindet sich nicht in B⟨enjamin⟩s Zimmer, sondern in der anschließenden Wohnung; man muß um in das betreffende Zimmer zu gelangen, ein drittes Zimmer passieren. J⟨oël⟩ hat den Wunsch, in dem Zimmer, in dem er telefoniert hat, zu verbleiben, ist aber sehr unsicher, wagt sich nicht in die Sofaecke, gegen ein Kissen, zu lehnen, nimmt die Mitte des Sofas ein.
Schon vorher beim Durchgang durch das mittlere Zimmer gesteigerte Beobachtungsgabe (relativ zu der üblichen von B⟨enjamin⟩, die hier den einzigen Vergleichsmaßstab bildet). Dieses Durchgangszimmer ist nämlich mit eingerahmten Schriftproben erfüllt. J⟨oël⟩ entdeckt sofort eine Tafel, die kenntlich macht, es handle sich um eine Sammlung zur Geschichte der Schrift. B⟨enjamin⟩ hat diese Tafel niemals bemerkt. Noch auffallender beim Rückweg durch dieses Zimmer: An einer Stuhllehne ist ein violetter Luftbal-

lon festgebunden. B⟨enjamin⟩ sieht ihn gar nicht, Joël erschrickt. Die Lichtquelle, die sich vor dem Ballon befindet, erscheint J⟨oël⟩ in dessen Innern (violette Lampe, die er als »Apparat« anspricht⟨)⟩.

In B⟨enjamin⟩s Zimmer sofort mit dem Übergang in das neue Milieu völlige Desorientierung des Zeitsinns. 10 Minuten, die seit dem Telefongespräch verstrichen sind, erscheinen ihm als eine halbe Stunde. Die folgende Periode charakterisiert durch unruhige Erwartung von Fränkel. Die Phasen sind äußerlich kenntlich an wiederholten tiefen Atemzügen. Diskussion über J⟨oël⟩s Formulierung: »Ich habe mich in der Zeit verschätzt.« Andere Formulierungen: »Meine Uhr geht rückwärts.« »Ich möchte mich zwischen die Doppelfenster stellen.« »Es könnte doch jetzt allmählich Fränkel werden.« Am Fenster stehend sieht Joël zwei Radfahrer: »Angeradelt kann er ja doch nicht kommen. Und gar zu zweit!«

Danach eine Phase tiefer Versunkenheit, aus der hier nur einzelnes festgehalten werden kann. Divagation über das Wort »Kollege«. Etymologische Überlegung. Für B⟨enjamin⟩ sehr auffallend, weil er am gleichen Tage 8 Stunden vorher über die Etymologie dieses Wortes im Stillen nachgedacht hatte. Er sucht das J⟨oël⟩ mitzuteilen. Dieser streng ablehnend: »Ich kann diese mediumistischen Gespräche nicht leiden unter Intellektuellen.«

Andere Formulierungen, deren Zusammenhang ich nicht mehr rekonstruieren kann: »Soll ich nun darüber malthusianistisch reden?« »Das kann jede Mutter mit 5 Kindern sagen.« (Das kann man jeder Mutter mit 5 Kindern sagen?) »Opponenz.« »Alimentenz.« Divagation über »wilde Männer«. »Symmetrie der Flegelmänner.« (Beziehung etwa auf die Titel wie die in der Vossischen Zeitung?) Neue Divagation über »ein Mittelding zwischen Kaiser und Kautsky«. (Bezog sich auf B⟨enjamin⟩)

»Immer ein Haus mit so Linien und daran Leuchtergebilde (tiefer Seufzer). Leuchtergebilde erinnert mich sofort an etwas Sexuelles. Sexuelles muß ja anstandshalber sein.« In diesem Zusammenhang das Wort »Sekretorium«. Wenn ich einen Satz von ihm bestätige, so reißt ihn das nach seinen Worten in eine hellere Phase hinauf. »Ich bin eben mit dem Lift heraufgefahren.« Andere Reflexionen: »Ich weiß nur was ganz Formales ... und auch das nicht mehr.« Oder : »Wie ich das sagte, war ich die Kirche.« Oder: »Das war eben eine Sache. ... Ach Gott, das sind doch Verkörperungen minderwerti-

ger Art.« Oder: »Man sieht den Goldklumpen liegen, aber man kann ihn nicht heben.« Ergeht sich nun ausführlich darüber, daß Heben und Sehen völlig verschiedene Akte seien. Behandelt das als eine Entdeckung.

B⟨enjamin⟩ bemerkt bei Gelegenheit, ermutigend, es finde keine Kontaktlösung zwischen J⟨oël⟩ und ihm statt. J⟨oël⟩ reagiert außerordentlich heftig: Kontaktlösung sei eine contradictio in adjecto. Dann Echolalien (perzipierend?): »Kontakt, Austakt, durch Takt, mit Takt in Spanien.« Diese Divagation aus einem frühen Stadium des Versuchs.

Andere Divagationen: Reaktion auf das Wort »Parallelen«, das B⟨enjamin⟩ fallen läßt: »Parallelen schneiden sich in der Unendlichkeit – das sieht man doch.« – Dann aber lebhafte Zweifel, ob sie sich schneiden, ob sie sich nicht schneiden.

Bruchstück: »... Durch diese Sache, die doch Schritte sein sollten, oder waren, was weiß ich.« Andere Schwankungen: »Das glaube ich überhaupt nicht, daß Sie Versuchsscherze machen, dazu fühlen Sie sich zu unsicher.«

Nach einiger Zeit ziehe ich mich in die Nähe von F⟨ränkel⟩ in den Zimmerhintergrund aufs Sofa zurück. J⟨oël⟩ hat großes Gefallen an dieser Anordnung. F⟨ränkel⟩ ist unwohl, erhebt sich, ich begleite ihn heraus. Er bleibt lange fort. In seiner Abwesenheit: Erst nahm J⟨oël⟩ an, wir besprächen draußen eine Versuchsanordnung. Kam aber davon ab. Hört ein Klirren. Assoziiert daran Entzünden eines Leuchters. Glaubt zu sehen, wie ich Fränkel mit einem Leuchter auf die Toilette führe. Hieran anschließend schon ziemlich objektive Erörterungen. Allmähliche Aufhellung.

Nachzutragen aus der tiefsten Phase u.a.: Eine Ecke meines Schreibtischs wird J⟨oël⟩ zum Flottenstützpunkt, Kohlenstation, etwas zwischen Wittenberg und Jüterbog. »Aber alles zu Zeiten Waldersees.« Sodann eine sehr merkwürdige, schöne poetische Divagation über eine nie erlebte Schulzeit in Myslowitz. Nachmittags in der Schule, draußen auf den Feldern die Sonne etc.

Dann verliert er sich in anderen Bildern: Berlin. »Nach dem Orient muß man reisen, um die Ackerstraße zu verstehen.«

Aus der Phase der Erwartung von Fränkel: »Jetzt würde ich mich auf das Fensterbrett setzen.« Anschließend lange Divagation über das Wort »drohen«. »Fränkel droht zu kommen.« Auf einen anderen Infantilismus macht J⟨oël⟩ selbst aufmerksam. Er hat bei –

gleichviel welcher – Gelegenheit das Gefühl, F⟨ränkel⟩ verletze ihm gegenüber eine Zusage. Er habe ihm »doch die Hand darauf gegeben (wie man das zwischen Jungen zu tun pflegt).«
Ende des Versuchs gegen 3 Uhr.

### *Ernst Joël: Protokoll zu demselben Versuch*

*In Erwartung Fränkels*

*Nachdem telefoniert worden war, konnte man F⟨ränkel⟩ in etwa 20-30 Minuten erwarten. Wir gingen aus dem Telefonzimmer durch das Zimmer mit der Entwicklung der Schrift hindurch. An einer Stuhllehne war ein blauer Kinderluftballon angebunden, der Stuhl stand hinter einem Tisch, über dem sich die Lampe befand. Für mich gewann auf einen Moment die Anordnung insofern eine Umkehrung, als der Ballon vor der Lampe war und dadurch ein blaues Licht das Zimmer bestrahlte, etwa wie bei einer Solluxlampe. Ich nannte den Ballon Apparat. – In B⟨enjamin⟩s Zimmer zurückgekommen, steigerte sich die Erwartung zu einem Druck von manchmal quälender Stärke. Hierbei erhebliche Zeitverschätzungen, die so eindrucksvoll waren, daß ich für einen Moment an ein Rückwärtsgehen meiner Uhr glaubte. Die andern Dinge (Doppelfenster, Radler) sind in dem Protokoll beschrieben. Seltsam ist die Steigerung, die in der Nennung erst des Doppelfensters, dann des äußeren Fensterblechs liegt. Bei dem Fensterblech spielen irgendwelche infantilen Züge herein. Mir war z. B. klar, daß ich in dieser Situation auf dem Blech nur wenig Platz einnehmen würde, d. h. daß ich ein kleiner Junge wäre.*
*Als ich einmal für Weltenraum »das Raum« sagte, glaubte ich stilistisch insofern Neues zu sagen, als durch grammatische Inkohärenzen der Bedeutungscharakter der Dinge gesteigert würde. Ich fragte, ob nicht z. B. Morgenstern, falls er das Groteske seiner Palmströmgedichte in seine kosmischen Gedichte übertragen hätte, dadurch zu viel stärkeren Wirkungen gelangt wäre.*
*Meine Formulierungen kamen mir meist zwar gewagt aber doch sehr treffend vor und eröffneten mir seltene Ausblicke. Mein Zweifel jedoch bekundete sich wohl fast ständig in den Fragen an meine Umgebung, ob meine Äußerungen objektiver Kritik standhielten.*

### *Wodka*

*Ich hatte das Gefühl, F⟨ränkel⟩ etwas bewirten zu müssen und es ist wohl kein Zufall, daß ich ihn auf die verschiedenen Liköre verwies, die für mich aus Abstinenzgründen nicht in Frage kamen und für meinen Hunger irrelevant blieben. Bemerkenswert war, daß eine mit Wodka bezeichnete Flasche mich so fesselte, daß ich die Richtigkeit der Angabe, es sei echter Wodka, was ich bezweifelte, prüfen wollte. Da der Vertrag von Versailles die Bezeichnung Cognac für deutsche Erzeugnisse verboten hatte, glaubte ich, daß im Vertrag von Rapallo sich die Russen ihren Wodka hatten schützen lassen und es machte mir großes Vergnügen, zu sehen, daß die großen Zusammenkünfte und Verträge der Völker wesentlich der Regelung der Schnapsfragen gelten. Bei dieser Sache spielte sicher noch die Tatsache mit, daß B⟨enjamin⟩ mir bei diesem oder dem vorigen Besuch echte russische Zigaretten gegeben hatte.*

*Ich hatte manchmal das Gefühl, zwischen B⟨enjamin⟩ und F⟨ränkel⟩ vermitteln zu sollen, obgleich mir irgendein Konflikt nicht bewußt war.*

### *Die Orden*

*Fränkel gab mir ein flaches viereckiges Pappschächtelchen, zur Hälfte mit Ingwer gefüllt. Im gleichen Augenblick reichte mir Benj⟨amin⟩ ein ovales Schälchen mit Keks. Ich nahm beides und fühlte mich wie jemand, dem die andern Tribut zollen. Dann erinnerten mich die beiden Gegenstände an Orden, besonders die Schale (man könnte sie mit einem großen Verwundetenabzeichen vergleichen). F⟨ränkel⟩ und B⟨enjamin⟩ schienen mir Gefangene, die freiwillig als souvenirs (wie es die Engländer bei der Gefangenschaft freiwillig taten) ihre Orden abgaben. Das Merkwürdige war, daß beide in diesem Augenblick ihre Individualität verloren und sozusagen nur noch gattungsmäßig, aber als solche außerordentlich deutlich vorhanden waren. Es war etwas Geducktes. Sklavenhaftes.*

*Alle diese Dinge verdichteten sich nie zu irgendwelchen beharrenden Realitäten. Wie auch in andern Versuchen war wohl in Augenblicken eine flüchtige Trugerscheinung da, aber sie wurde sofort ihres Wirklichkeitscharakters entkleidet, was aber dem Beziehungsreichtum, der ungeheuren Lebendigkeit nicht im geringsten Abbruch tat.*

*Die Kirche*

*Man nahm mir irgendwann einmal sämtliche in meinen Händen befindlichen Lebensmittel fort. Da entsann ich mich, daß rechts neben meinem Sessel, den andern etwas verborgen, noch eine Tüte mit Keks stand. Ich griff befriedigt herein und hatte in diesem Augenblick eine so merkwürdige Kreuzung der Gefühle von Martyrium und Wohlleben, daß ich sagte: »Jetzt bin ich die Kirche.« Als ich das ausgesprochen hatte, fühlte ich mich wie ein fetter pfäffischer Pfründner in meinem Sessel sitzen, aber mit einem Ausdruck großen Ernstes, fast der Traurigkeit.*

*Die Kohlenstation*

*Man nahm mir eine Schüssel mit Kuchen fort. Ich glaubte, man würde sie auf die vorspringende Ecke des Schreibtisches, an dem B⟨enjamin⟩ saß, niederstellen, aber man setzte sie auf dem mir nicht erreichbaren Tisch ab, an dem F⟨ränkel⟩ saß. Die Ecke des Schreibtisches, die ich mir als geeignete Ablage erhofft hatte, sozusagen ein Stützpunkt meines Heeres, wurde für mich ein Kap; der Weg, den die Schüssel von mir zum Kap und vom Kap zu dem Tisch, der im Dunkeln lag wie ein dunkler Erdteil, durchlaufen hatte, war wie die Kurve der Schiffahrtslinien auf der Karte einer großen Überseegesellschaft. Man hatte mir einen wichtigen strategischen Punkt genommen, eine Kohlenstation und – nun ausbrechend in die angelernte Politik lokalanzeigergebildeter kleiner Bürger – verbreitete ich mich über die Wichtigkeit solcher Kohlenstationen. Mein Mitschüler Thiele fiel mir ein, der einmal im Unterricht den Zwischenruf machte: »Wo bleibt der Mittelstand«, und der auf dem Nachhauseweg von der Schule in der Anhalter Straße von irgendeiner politischen Persönlichkeit, ich glaube von dem Präsidenten von Venezuela, gesagt hatte, man müsse ihn einen Kopf kürzer machen, eine Terminologie, die mir damals völlig neu war, und die ich in einem Gemisch von Bewunderung und Ablehnung angehört hatte. Die topographische Verteilung von Entwicklungsstadien wird hierbei insofern klar, als ich die Bedeutung der Kohlenstation einmal in kindheitlichem Milieu erlebte, dann aber auch als Eisenbahngespräch im Personenzug bei Jüterbog. (Vgl. Myslowitz, wo Rückverlegung in die Vergangenheit und geographische Abgelegenheit miteinander konkurrierten oder sich kombinierten.)*

*In Myslowitz*

*Benj⟨amin⟩ sah während des Versuches – er saß meist nur etwa 2 Schritt von mir entfernt – sehr verschieden aus. So wechselte z. B. die Form und die Vollheit seines Gesichts. Der Schnitt der Haare, seine Brille machten ihn bald streng, bald gemütlich. Während des Versuches wußte ich, daß er objektiv nicht so schnell wechseln konnte, aber der jeweilige Eindruck war so stark, daß er als der richtige hingenommen wurde.*

*Einmal war er ein Gymnasiast in einer kleinen östlichen Stadt. Er hatte ein hübsches kultiviertes Arbeitszimmer. Ich fragte mich, wo hat dieser junge Mann so viel Kultur her? Was wird sein Vater sein? Tuchhändler oder Getreidevertreter. In diesem Augenblick schien er mir unaufmerksam und ich bat ihn zu wiederholen. Sein Wiederholungsversuch schien mir sehr langsam und ich stellte ihn zur Rede. Ich sah in diesem Augenblick einen Sommernachmittag in der kleinen östlichen Stadt, sehr heiß, die Sonne lag auf den Feldern, vor der Stadt; und nachmittags im Gymnasium – ein Zeichen der kleinen Stadt oder der Vergangenheit: Wissenschaftlicher Unterricht am Nachmittag – sagte der Lehrer: »Also bitte beeilen Sie sich, so viel Zeit haben wir hier wirklich nicht.« Ich mußte lachen, da doch dieser heiße Sommernachmittag für das Zeithaben prädestiniert erschien und mir nichts einfiel, was zu dieser Stunde sonst noch in Myslowitz vorgehen möchte.*

*Ich glaube, ich erzählte dann noch, wie die Gymnasiasten ihren Pauker nachmachen. Mit jener schlichten Karikaturbegabung deutscher Schüler, maßlos übertreibend: »... Ich habe wirklich keine Zeit.«*

*Fränkel wird von Benj⟨amin⟩ herausbegleitet*

*Als dies geschah, nahm ich an, beide würden im Flur oder in dem Telefonzimmer etwas über den Versuch besprechen. Dies erweiterte sich sofort dahin: sie würden über mich, insbesondere über meinen Charakter sprechen. Dann hörte ich Schritte, die sich entfernten, und ein leises Klirren. Jetzt sah ich, wie B⟨enjamin⟩, einen Leuchter mit brennender Kerze in der Hand, F⟨ränkel⟩ voranschreitend ihn bis zur Tür einer Toilette begleitete und ihm dann den Leuchter überreichte.*

*Diese Vorstellung der Szene hatte für mich etwas völlig Zwanglos-Natürliches. Wenn ich nicht irre, fiel mir von selbst ein, daß wir nicht*

*mehr in der Zeit des Leuchters leben. Interessant war, daß F⟨ränkel⟩ sich zunächst gar nicht vorstellen konnte, daß sich vor 20 Jahren tatsächlich die Szene so abgespielt hätte, wie ich sie gesehen hatte. Aus dieser Insuffizienz zu einer Erinnerung sah ich am deutlichsten die große Wirkung des Haschisch in Bezug auf zeitliche Rückbeförderung. Im Anschluß daran stand mir sehr genau vor Augen ein kleines Konsolchen, das in den Toiletten hing, darauf ein weißer Leuchter, in gutgepflegten Haushalten fehlten nie die Streichhölzer usw.*

*Während F⟨ränkel⟩ draußen war, hatte ich allerhand seltsame Befürchtungen und ich fragte B⟨enjamin⟩, ob man sich um ihn kümmern müsse. Es erinnert mich diese Szene sehr an ein Wiesbadener Intermezzo, bei dem ich schon Krankenhaustransport u. ähnl. erwog. (Vgl. d⟨en⟩ betr⟨effenden⟩ Vers⟨uch⟩)*

*Teil und Gegenteil*

*In diesem Rausch spielte das Hin und Her der Auffassung, der Zweifel zwischen Bedeutung und Bedeutungslosigkeit, Banalem und Wichtigem eine hervorragende Rolle. Ich sagte, daß im gewöhnlichen Leben der Zweifel weniger konturiert, matter, schemenhafter sei, während hier Teil und Gegenteil von gleicher Schärfe sich darboten und bis zur Pein miteinander konkurrierten. Es zeigte sich mir dies in dem Bild von den 2 Segeln auf dem Wannsee. Es wäre falsch zu fragen: welches ist das richtige. Dieses Bild ist merkwürdig, weil zwischen den beiden Segeln kein Widerspruch besteht und nur die Bedeutung, die man jedem von ihnen beimißt, den Widerspruch bilden könnte. Etwa so wie aus der Ferne gesehen zwei feindliche Schiffe, die ohne Flagge aufeinanderzusteuern für Freunde gehalten werden könnten. An diesem Bild wird klar, daß tatsächlich der Flaggencharakter, das Zeichen oder Abzeichen hier von Bedeutung waren, und es führt dies darauf, daß der Akzent im Rausch so universell zu verteilen ist, wie sonst nie. Die Entäußerung der Persönlichkeit (sehr allgemein gesprochen) befähigt zu einer Expansion der Parteinahme, wie man sie einem göttlichen Wesen zuschreiben müßte oder zu einer Parteilosigkeit, wie sie vielleicht dem Tier eigen ist. Wenn ich nicht irre, sprach B⟨enjamin⟩ von einer »Vereinbarung«, ein Ausdruck, der mir sehr einleuchtete.*

*Ich versuchte noch zu schildern, wie es durch eine List zu jenen*

*Gleichsetzungen tieferer Art komme. Nämlich so etwa, daß zunächst durch Verwechselungen, die möglicherweise rein sinnenphysiologisch zu erklären sind und die auch sofort wieder korrigiert werden, als bleibender Gewinn dieses Irrtums Verwandtschaften und Identitäten in einer tieferen Sphäre sich herstellen, zu denen dieser Irrtum die Brücke war. (Ich sehe eben aus F⟨ränkel⟩s Protokoll, daß B⟨enjamin⟩ von »Vereinbarkeit« gesprochen hat.)*
*In diesen Zusammenhang gehört auch die Wendung, auf die ich Wert legte: »Es stimmt, was Sie sagen, aber ich habe recht.« Sehr deutlich war mir dabei, daß dieses »es stimmt« keine bequeme Zugabe, sondern eine klare Einsicht in die Richtigkeit einer vertretenen Auffassung war und betonte ferner, daß die Formulierung »Sie haben recht, ich habe aber auch recht«, durch das Wort »auch« sofort seinem ganzen Sinne nach fragwürdig werden müßte.*

*Nachhausekommen*

*Nachts gegen 3 Uhr Nachhausekommen. Erstes Dämmern am Hansa-Ufer. Starkes außerordentlich beglückendes Kontinuitätsgefühl: Diese Ufer weiter herunter und der Arno fließt zwischen ihnen. Es ist dasselbe Wasser, nur hier heißt es Spree.*
*Möglicherweise gibt es nach dem Abklingen des akuten Rauschzustandes mit seinen Vereinzelungen und Einschränkungen einen Zustand stärkerer Verbundenheit mit Welt und Menschen. Sehr stark ist dies in den Versuchen der Russen ersichtlich.*

## ⟨IV⟩

### 29. September ⟨1928.⟩ Sonnabend. Marseille

Um 7 Uhr abends nach langem Zögern Haschisch genommen. Ich war am Tage in Aix gewesen. Ich notiere, was etwa folgt, nur um festzustellen, ob sich Wirkungen einfinden, da mein Alleinsein kaum eine andere Kontrolle zuläßt. Neben mir weint ein kleines Kind, das stört mich. Ich denke, es ist schon eine dreiviertel Stunde verstrichen. Aber nun ist es doch erst eine halbe. Daher ... Denn abgesehen von einer ganz leichten Benommenheit ist mir nichts. Ich liege auf dem Bett, las und rauchte. Mir gegenüber immer dieser Blick in den ventre von Marseille. (Nun beginnen die Bilder Gewalt über mich zu bekommen.) Die Straße, die ich so oft sah, ist mir wie der Schnitt, den ein Messer gezogen hat.

Einen letzten Anstoß Haschisch zu nehmen, gaben mir gewisse Seiten im »Steppenwolf«, die ich heute früh gelesen hatte.
Ich fühle nun unbedingt Wirkung. Hauptsächlich negativ, indem mir Lesen und Schreiben schwer fällt. Es ist eine dreiviertel Stunde (reichlich) vergangen. Nein, viel scheint nicht kommen zu wollen.
Gerade jetzt mußte das Telegramm von ⟨Wilhelm⟩ Speyer kommen: »Romanarbeit endgültig aufgegeben« etc. Es tut nicht gut, wenn eine immerhin enttäuschende Nachricht in den werdenden Rausch hineinhagelt. Aber ist es auch nur ein solcher? Einen Augenblick lang war's spannend, als ich dachte, nun kommt ⟨Marcel⟩ Brion herauf. Ich war heftig erregt.
(Zusatz beim Diktat: Das ging so vor sich: Ich lag wirklich mit der unbedingten Gewißheit, in dieser Stadt von Hunderttausenden, wo nur einer mich kennt, nicht gestört werden zu können, auf dem Bette, als es an meine Tür klopft. Hier war mir das überhaupt noch nicht passiert. Ich machte auch keineswegs Miene zu öffnen, sondern erkundigte mich, was es denn gäbe, ohne meine Lage im mindesten zu verändern. Der Hausdiener: »Il y a un monsieur, qui voudrait vous parler.« – »Faites le monter.« Ich stehe mit Herzklopfen gegen den Pfosten des Bettes gelehnt. Wirklich, es wäre sehr merkwürdig, jetzt Brion erscheinen zu sehen. »Le monsieur« aber war der Depeschenbote.)
Das Folgende am nächsten Morgen geschrieben. Unter durchaus herrlichen, leichten Nachwehen, die mir die Sorglosigkeit geben, die Reihenfolge nicht ganz zu beachten. Brion kam ja nicht. Ich verließ endlich das Hotel, mir schien die Wirkung auszubleiben oder so schwach werden zu sollen, daß die Vorsicht des Daheimbleibens unterlassen werden mochte. Erste Station das Café Ecke Cannebière und Cours Belsunce. Das vom Hafen gesehen rechte, also nicht mein gewöhnliches. Nun? Nur das gewisse Wohlwollen, die Erwartung, Leute einem freundlich entgegenkommen zu sehen. Das Gefühl der Einsamkeit verliert sich recht rasch. Mein Stock fängt an, mir besondere Freude zu machen. Der Griff einer Kanne, mit der hier Kaffee eingeschenkt wird, sieht auf einmal sehr groß aus und bleibt auch so. (Man wird so zart: fürchtet, ein Schatten, der aufs Papier fällt, könnte ihm schaden. – Der Ekel schwindet. Man liest die Tafeln auf den Pissoirs.) Ich würde mich nicht wundern, wenn der und der auf mich zukämen. Da sie es aber nicht tun, macht es mir auch nichts. Es ist mir dort aber zu laut.

Nun kommen die Zeit- und Raumansprüche zur Geltung, die der Haschischesser macht. Die sind ja bekanntlich absolut königlich. Versailles ist dem, der Haschisch gegessen hat, nicht zu groß und die Ewigkeit dauert ihm nicht zu lange. Und auf dem Hintergrunde dieser immensen Dimensionen des inneren Erlebens, der absoluten Dauer und der unermeßlichen Raumwelt, verweilt nun ein wundervoller, seliger Humor desto lieber bei den Kontingenzen der Raum- und der Zeitwelt. Ich empfinde diesen Humor unendlich, wenn ich bei Basso erfahre, die warme Küche und das alles da oben würde gleich geschlossen, während ich mich eben niedergelassen habe, um in die Ewigkeit mich hineinzutafeln. Nachher dann nichtsdestoweniger das Gefühl, daß ja dies alles immer, dauernd, hell, besucht und belebt bleibt. Ich muß gleich notieren, wie ich bei Basso Platz fand. Mir kam es auf den Blick auf den vieux port an, den man von den oberen Etagen aus hat. Im Vorbeigehen, unten, erspähte ich einen freien Tisch auf den Balkons des zweiten Stockwerks. Schließlich kam ich doch nur bis zum ersten. Die meisten Tische am Fenster waren besetzt. Da ging ich auf einen ganz großen zu, der eben erst frei geworden schien. Im Augenblick des Platznehmens aber schien mir das Mißverhältnis: mich an einen so großen Tisch zu placieren, so beschämend, daß ich durch das ganze Stockwerk hindurch auf das entgegengesetzte Ende zuging, um an einem kleineren Platz zu nehmen, der eben dort mir erst sichtbar geworden war.
Aber das Essen war später. Erst die kleine Bar am Hafen. Ich war schon grade wieder im Begriff, ratlos kehrt zu machen, denn auch von dort schien mir ein Konzert und zwar ein Bläserchor entgegenzukommen. Gerade daß ich mir noch Rechenschaft davon geben konnte, das sei nichts anderes als das Geheul der Autohupen. Auf dem Wege zum vieux port schon diese wundervolle Leichtigkeit und Bestimmtheit im Schritt, die den steinigen, unregulierten Erdboden des großen Platzes, über den ich ging, mir zum Boden einer Landstraße machte, über die ich rüstiger Wanderer bei Nacht dahinzog. Denn die Cannebière vermied ich um diese Zeit noch, meiner regulierenden Funktionen nicht ganz sicher. In jener kleinen Hafenbar begann dann der Haschisch seinen eigentlich kanonischen Zauber mit einer primitiven Schärfe spielen zu lassen, mit der ich ihn vordem wohl noch kaum erlebt. Er begann nämlich nun, mich zum Physiognomiker, jedenfalls zum Betrachter der Physiognomien zu machen, und ich erlebte etwas in meiner Erfahrung

ganz Einziges: ich verbiß mich förmlich in die Gesichter, die ich da um mich hatte und die zum Teil von remarkabler Roheit oder Häßlichkeit waren; Gesichter, die ich gemeinhin aus dem doppelten Grunde gemieden hätte: weder hätte ich gewünscht, ihre Blicke auf mich zu ziehen, noch hätte ich ihre Brutalität ertragen. Es war ein ziemlich weit vorgeschobener Posten, diese Hafenkneipe. (Ich glaube, der äußerste, der mir ohne Gefahr noch zugänglich war und den ich hier, im Rausche, mit derselben Sicherheit ermessen hatte, mit der man tief ermüdet ein Glas mit Wasser so genau randvoll und daß kein Tropfen überfließt zu füllen versteht, wie man mit frischen Sinnen es niemals zustande bringt.) Immer noch weit genug entfernt von der rue Bouterie, aber doch saß da kein Bourgeois; höchstens neben dem eigentlichen Hafenproletariat ein paar Kleinbürgerfamilien aus der Nachbarschaft. Ich begriff nun auf einmal, wie einem Maler – ist es nicht Rembrandt geschehen und vielen anderen? – die Häßlichkeit als das wahre Reservoir der Schönheit, besser als ihr Schatzbehalter, als das zerrissene Gebirge mit dem ganzen inwendigen Golde des Schönen erscheinen konnte, das aus Falten, Blicken, Zügen herausblitzte. Ich erinnere mich besonders an ein grenzenlos tierisches, gemeines Männergesicht, aus dem mich plötzlich die »Falte des Verzichts« erschütternd traf. Es waren Männergesichter vor allem, die es mir angetan hatten. Es fing auch nun das lang ausgehaltene Spiel an, daß in jedem neuen Antlitz vor mir ein Bekannter auftauchte; oft wußte ich seinen Namen, oft wieder nicht; die Täuschung schwand wie im Traume Täuschungen schwinden, nämlich nicht beschämt und kompromittiert sondern friedlich und freundlich wie ein Wesen, das seine Schuldigkeit getan hat. Unter diesen Umständen konnte von Einsamkeit keine Rede mehr sein; war ich mir selber Gesellschaft? Das wohl denn doch nicht so ganz unverstellt. Ich weiß auch nicht, ob es mich dann so hätte beglücken können. Sondern wohl eher dieses: ich wurde mir selber der gewiegteste, zarteste, unverschämteste Kuppler und führte mir die Dinge mit der zweideutigen Sicherheit dessen zu, der die Wünsche seines Auftragsgebers aus dem Grunde kennt und studiert hat. Dann begann es eine halbe Ewigkeit zu dauern, bis der Kellner wieder erschien. Vielmehr ich konnte sein Erscheinen nicht abwarten. Ich trat in den Barraum ein und bezahlte am Tisch. Ob in solcher Kneipe Trinkgeld üblich, weiß ich nicht. Sonst aber hätte ich in jedem Falle etwas gegeben. Im Haschisch, gestern, war ich

eher knauserig; aus Furcht, durch Extravaganzen aufzufallen, machte ich mich erst recht auffällig.
So auch bei Basso, mit der Bestellung. Erst ließ ich ein Dutzend Austern kommen. Der Mann wollte auch den folgenden Gang gleich bestellt wissen. Ich bezeichnete irgend etwas Normales. Er kam mit der Nachricht zurück, das sei nicht mehr da. Da strich ich auf der Karte in der Nähe dieser Speise herum, schien eins nach dem anderen bestellen zu wollen, dann fiel mir der Name des darüberstehenden ins Auge und so fort bis ich endlich beim obersten angelangt war. Das war aber nicht nur Verfressenheit sondern eine ganz ausgesprochene Höflichkeit gegen die Speisen, die ich nicht durch eine Ablehnung beleidigen wollte. Kurz, ich blieb an einem pâté de Lyon hängen. Löwenpastete, dachte ich witzig lachend, als es sauber auf einem Teller vor mir lag und dann verächtlich: Dies zarte Hasen- oder Hühnchenfleisch – was es nun sein mag. Meinem Löwenhunger wäre es nicht unangemessen erschienen, sich an einem Löwen zu sättigen. Im übrigen stand bei mir im stillen fest, ich würde, sowie ich bei Basso fertig sei, (das war gegen halb elf) in ein anderes Restaurant gehen, und ein zweites Mal zu Abend essen.
Erst aber noch der Gang zu Basso. Ich strich am Kai-Ufer lang und las einen nach dem anderen die Namen der Boote, die dort festgemacht waren. Dabei überkam mich eine unbegreifliche Fröhlichkeit und ich lächelte der Reihe nach allen Vornamen Frankreichs ins Gesicht. Mir schien die Liebe, die diesen Booten mit ihrem Namen versprochen war, wunderbar schön und rührend. Nur an einem Aero II, das mich an Luftkrieg erinnerte, ging ich unleutselig vorüber, genau wie ich zuletzt in der Bar, aus der ich gekommen war, über gewisse, allzu entstellte Mienen mit den Blicken hatte hinweggehen müssen.
Oben bei Basso begannen dann, wenn ich hinunter sah, zum ersten Male die alten Spiele. Der Platz vor dem Hafen, so sage ich es am besten, war wie eine Palette, auf der meine Phantasie die Ortsgegebenheiten durcheinander mixte, so und auch anders probierte: verantwortungslos, wenn man will, aber doch wie ein großer Maler auf seine Palette als auf ein Instrument schaut. Ich zögerte sehr, dem Wein zuzusprechen. Es war eine halbe Flasche Cassis, ein trockener Wein. Ein Stück Eis schwamm im Glase. Er vertrug sich aber trefflich mit meiner Droge. Ich hatte meinen Platz der geöffneten

Scheibe wegen gewählt, durch die ich auf den dunklen Platz hinunterblicken konnte. Und wenn ich das von Zeit zu Zeit tat, bemerkte ich, daß er die Neigung hatte, mit jedem, der ihn betrat, sich zu verändern, gleichsam als bilde er ihm eine Figur, die, wohlverstanden, nichts mit dem zu tun hat, wie er ihn sieht, sondern eher mit dem Blick, den die großen Portraitisten des siebzehnten Jahrhunderts je nach dem Charakter der Standesperson, die sie vor eine Säulengalerie oder ein Fenster stellen, aus dieser Galerie, diesem Fenster herausheben.

Ich muß hier dies allgemein anmerken: Die Einsamkeit solchen Rausches hat ihre Schattenseiten. Nur vom Physischen zu sprechen, so gab es einen Augenblick dort in der Hafenkneipe, wo ein heftiger Druck aufs Zwerchfell Erleichterung in einem Summen suchte. Und weiterhin ist kein Zweifel, daß wirklich viel Schönes und Einleuchtendes unerweckt bleibt. Aber andrerseits wirkt die Einsamkeit dann wieder als Filter; was man am nächsten Tage niederschreibt, ist mehr als eine Aufzählung von Sekunden-Erlebnissen; der Rausch setzt sich in der Nacht mit schönen prismatischen Rändern gegen die Alltagserfahrung ab, er bildet eine Art Figur, und ist andenklicher als gewöhnlich. Ich möchte sagen: er schrumpft und bildet dabei eine Blumenform.

Man muß noch einmal, um den Rätseln des Rauschglücks sich näher zu bringen, über den Ariadne-Faden nachdenken. Welche Lust in dem bloßen Akt: einen Knäuel abzurollen. Und diese Lust ganz tief verwandt mit der Rauschlust wie mit der Schaffenslust. Wir gehen vorwärts: wir entdecken dabei aber nicht nur die Windungen der Höhle, in die wir uns vorwagen, sondern genießen dieses Entdeckerglück nur auf dem Grunde jener anderen rhythmischen Seligkeit, die da im Abspulen eines Knäuels besteht. Eine solche Gewißheit vom kunstreich gewundenen Knäuel, das wir abspulen – ist das nicht das Glück jeder, zumindest prosaförmigen, Produktivität? Und im Haschisch sind wir genießende Prosawesen höchster Potenz. De la poésie lyrique – pas pour un sou.

An ein sehr versunkenes Glücksempfinden, das nachher auf einem Seitenplatze der Cannebière auftrat, wo die rue Paradis in Anlagen mündet, ist schwerer heranzukommen als an alles bisherige. Ich finde glücklicherweise auf meiner Zeitung den Satz: »Mit dem Löffel muß man das Gleiche aus der Wirklichkeit schöpfen.« Mehrere Wochen vorher hatte ich einen Satz von Johannes V. Jensen notiert,

der scheinbar Ähnliches sagte: »Richard war ein junger Mann, der Sinn für alles Gleichartige in der Welt hatte.« Dieser Satz hatte mir sehr gefallen. Er ermöglicht mir jetzt, den politisch-rationalen Sinn, den er für mich besaß, mit dem individuell-magischen meiner gestrigen Erfahrung zu konfrontieren. Während der Satz bei Jensen für mich darauf hinaus kam, daß die Dinge so sind, wie wir ja wissen, durchtechnisiert, rationalisiert und das Besondere steckt heute nur noch in den Nüancen, war die gestrige Einsicht durchaus anders. Ich sah nämlich nur Nüancen: und die waren gleich. Ich vertiefte mich innig in das Pflaster vor mir, das durch eine Art Salbe – Zaubersalbe – mit der ich gleichsam es überstrich, als eben dieses Selbe und Nämliche auch das Pariser Pflaster sein konnte. Man redet oft davon: Steine für Brot. Hier diese Steine *waren* das Brot meiner Phantasie, die plötzlich heißhungrig darauf geworden war, das Gleiche aller Orte und Länder zu kosten. Es kamen in dieser Phase, da ich im Dunklen saß, den Stuhl gegen die Wand eines Hauses, ziemlich isoliert Momente mit Suchtcharakter. Ich dachte mit ungeheurem Stolz daran, in Marseille hier auf der Straße im Haschischrausche zu sitzen; wer hier wohl noch meinen Rausch teile, an diesem Abend, wie wenige. Wie ich nicht fähig sei, kommendes Unglück, kommende Einsamkeit zu fürchten, immer bliebe der Haschisch. In diesem durchaus intermittierenden Stadium spielte die Musik eines Nachtlokals, das nebenan lag und der ich gefolgt war, eine außerordentliche Rolle. Merkwürdig war, wie mein Ohr sich darauf versteifte, »Valencia« nicht als »Valencia« zu erkennen. ⟨Gustav⟩ Glück fuhr in einer Droschke an mir vorüber. Es war ein Husch. Komisch war gewesen, wie vorher aus dem Schatten der Boote am Kai sich plötzlich in Gestalt eines Hafenbummlers und Gelegenheitsmachers ⟨Erich⟩ Unger gelöst hatte. Und als ich an einem Nachbartische bei Basso wieder irgend so eine Literatenfigur auffand, sagte ich mir, nun erführe ich doch endlich, wozu die Literatur gut sei. Aber es gab nicht nur Bekannte. Hier im Stadium der tiefen Versunkenheit zogen zwei Figuren – Spießer, Strolche, was weiß ich – als »Dante und Petrarca« an mir vorüber. »Alle Menschen sind Brüder.« So begann eine Gedankenkette, die ich nicht mehr zu verfolgen weiß. Aber ihr letztes Glied war bestimmt viel unbanaler geformt als ihr erstes und führte vielleicht auf Tierbilder hinaus. Das war also ein anderes Stadium als jenes am Hafen, aus dem ich die kurze Notiz

finde: »*Nur* Bekannte und *nur* Schönheiten« – nämlich die Vorübergehenden.
»Barnabe« stand auf einer Elektrischen, die vor dem Platze, an dem ich saß, kurz hielt. Und mir schien die traurig-wüste Geschichte von Barnabas kein schlechtes Fahrziel für eine Tram ins Marseiller Weichbild. Sehr schön war, was sich um die Tür des Tanzlokals herum begab. Ab und zu trat ein Chinese in blauseidenen Hosen und rosa leuchtender Seidenjacke heraus. Das war der Türsteher. Mädchen machten sich in der Öffnung sichtbar. Ich war sehr wunschlos gestimmt. Lustig war es, einen jungen Mann mit einem Mädchen in weißem Kleide daherkommen zu sehen, und sofort denken zu müssen: »Da ist sie ihm nun von drinnen im Hemde entflohen, und er holt sie sich wieder zurück. Na ja.« Es schmeichelte mir unglaublich der Gedanke, hier in einem Zentrum aller Ausschweifungen zu sitzen, und mit »hier« war nicht etwa die Stadt sondern der kleine, nicht sehr ereignisreiche Fleck gemeint, auf dem ich saß. Aber die Ereignisse kamen eben so zustande, daß die Erscheinung mich wie mit einem Zauberstab berührte und ich in einen Traum über sie versank. Die Menschen und Dinge verhalten sich in solchen Stunden wie jene Holundermark-Requisiten und Holundermark-Männchen im verglasten Stanniolkasten, die durch Reiben des Glases elektrisch geworden sind und nun bei jeder Bewegung in die allerungewöhnlichsten Beziehungen zu einander eintreten müssen.
Die Musik, die inzwischen immer wieder aufklang und abnahm, nannte ich die strohernen Ruten des Jazz. Ich habe vergessen, mit welcher Begründung ich mir gestattete, ihren Takt mit dem Fuß zu markieren. Das geht gegen meine Erziehung, und es geschah nicht ohne eine inwendige Auseinandersetzung. Es gab Zeiten, in denen die Intensität der akustischen Eindrücke alle anderen verdrängte. Vor allem in der kleinen Hafenbar ging mit einmal alles und zwar im Lärm von Stimmen, nicht von Straßen unter. An diesem Stimmenlärm war nun das Eigentümlichste, daß er ganz und gar nach Dialekt klang. Die Marseiller sprachen mir plötzlich sozusagen nicht gut genug französisch. Sie waren auf der Dialektstufe stehen geblieben. Jenes Entfremdungsphänomen, das hierin liegen mag, und das Kraus mit dem schönen Wort formuliert hat: »Je näher man ein Wort ansieht, desto ferner blickt es zurück«, das scheint hier auch auf Dinge zurückzugreifen. Jedenfalls finde ich unter meinen Auf-

zeichnungen die verwunderte Notiz: »Wie die Dinge den Blicken standhalten.«
Es klang dann ab, als ich über die Cannebière ging und endlich einbog, um in einem kleinen Café des Cours Belsunce noch etwas Eis zu bekommen. Es war nicht weit von dem andern, ersten Café dieses Abends, in dem mich plötzlich das Liebesglück, das die Betrachtung einiger, im Winde sich wellender Fransen mir schenkte, davon überzeugte, daß der Haschisch ans Werk ging. Und wenn ich dieses Zustands mich erinnere, möchte ich glauben, der Haschisch besitzt die Kraft und die Überredungsgabe der Natur gegenüber, sie die große Verschwendung des eigenen Daseins, die wir genießen, wenn wir verliebt sind, wiederholen zu lassen. Wenn nämlich in der ersten Zeit, da wir verliebt sind, unser Dasein der Natur wie goldene Münzen durch die Finger geht, die sie nicht halten kann und verschwenden muß, um dafür das neue Wesen, das neugeborene zu erhandeln, so wirft sie nun, ohne irgend etwas zu hoffen oder erwarten zu dürfen, uns mit vollen Händen dem Dasein hin.

## ⟨V⟩
## Haschisch Anfang März 1930

Ein geteilter zwiespältiger Verlauf. Ein Positivum: die Anwesenheit von Gert ⟨Wissing⟩, die durch scheinbar sehr umfassende Erfahrungen dieser Art (Haschisch war ihr allerdings neu) zu einer die Wirkungen des Giftes armierenden Kraft wurde. Wie sehr, davon noch später. Andererseits Negativum: mangelnde Wirkung auf sie und Egon ⟨Wissing⟩, vielleicht durch Minderwertigkeit des Präparates hervorgerufen, das ein anderes Präparat war als ich nahm. Damit nicht genug, war meiner Phantasie Egons enge Bude durchaus nicht hinreichend und eine so schlechte Nahrung für meine Träume, daß ich zum ersten Mal fast während des ganzen Verlaufes die Augen geschlossen hielt. Das führte zu Erfahrungen, die mir vollständig neu waren. War der Kontakt mit Egon Null wenn nicht negativ, so hatte der mit Gert eine etwas zu sinnliche Färbung, um einen rein filtrierten intellektualen Ertrag des Unternehmens zu ermöglichen.
Ich sehe aus gewissen späteren Mitteilungen von Gert, daß der Rausch immerhin so tief war, daß mir die Worte und Bilder gewisser Stadien entschwunden sind. Da zudem der Kontakt mit anderen

für den Berauschten unerläßlich ist, um zu gedanklich und sprachlich artikulierten Äußerungen zu gelangen, so ist aus dem oben Gesagten schon zu entnehmen, daß die Einsichten diesmal in keinem Verhältnis zur Tiefe des Rausches und, wenn man will, des Genusses standen. Desto mehr Anlaß, dasjenige herauszuheben, was als Kern dieses Versuchs sowohl in den Mitteilungen von Gert, als in meiner Erinnerung erscheint. Dies sind Mitteilungen, die ich über das Wesen der Aura machte. Alles was ich da sagte, hatte eine polemische Spitze gegen die Theosophen, deren Unerfahrenheit und Unwissenheit mir höchst anstößig war. Und ich stellte – wenn auch gewiß nicht schematisch – in dreierlei Hinsicht die echte Aura in Gegensatz zu den konventionellen banalen Vorstellungen der Theosophen. Erstens erscheint die echte Aura an allen Dingen. Nicht nur an bestimmten, wie die Leute sich einbilden. Zweitens ändert sich die Aura durchaus und von Grund auf mit jeder Bewegung, die das Ding macht, dessen Aura sie ist. Drittens kann die echte Aura auf keine Weise als der geleckte spiritualistische Strahlenzauber gedacht werden, als den die vulgären mystischen Bücher sie abbilden und beschreiben. Vielmehr ist das Auszeichnende der echten Aura: das Ornament, eine ornamentale Umzirkung in der das Ding oder Wesen fest wie in einem Futteral eingesenkt liegt. Nichts gibt vielleicht von der echten Aura einen so richtigen Begriff wie die späten Bilder van Gogh's, wo an allen Dingen – so könnte man diese Bilder beschreiben – die Aura mit gemalt ist.

Aus einem anderen Stadium. Erste Erfahrung die ich von der audition colorée machte. Was Egon sagte, wurde von mir dem Sinne nach nicht sehr aufmerksam aufgenommen, weil mein Vernehmen seiner Worte sich unmittelbar in die Wahrnehmung farbiger, metallischer Flitter umsetzte, die zu Mustern zusammentrafen. Ich machte es ihm durch den Vergleich mit den Strickmustern begreiflich, die wir als Kinder in »Herzblättchens Zeitvertreib« als schöne bunte Tafeln geliebt haben.

Noch merkwürdiger ist vielleicht ein späteres Phänomen, das an mein Vernehmen von Gerts Stimme sich anschloß. Das war zu der Zeit, als sie selbst Morphium genommen hatte und ich, ohne irgend eine Kenntnis der Wirkungen dieser Droge, außer etwa aus Büchern, zu haben, ihren Zustand auf Grund – wie ich selber behauptete – der Intonation, mit welcher sie sprach, völlig eindringend und zutreffend ihr beschrieb. Im übrigen war diese Wendung

– Egons und Gerts Abbiegung in das Morphium – für mich in gewissem Sinne das Ende des Experiments, allerdings auch ein Höhepunkt. Das Ende, weil bei der enormen Sensibilität, die Haschisch hervorruft, jedes Nichtverstandenwerden zu einem Leiden zu werden droht. Wie ich denn auch darunter litt, daß »unsere Wege sich getrennt hätten«. So formulierte ich nämlich. – Der Höhepunkt, weil die gedämpfte aber andauernde sinnliche Beziehung, die ich zu Gert fühlte, nun, als sie mit der Spritze hantierte (Instrumente, gegen die ich ziemliche Abneigung habe) sich, gewiß nicht ohne Einfluß des schwarzen Pyjamas, den sie trug – weil also diese ganze Beziehung sich nun schwarz färbte, und es vielleicht gar nicht ihrer sehr wiederholten und hartnäckigen Versuche, mich Morphium nehmen zu lassen, bedurft hätte, um sie mir als eine Art Medea, eine kolchische Giftmischerin erscheinen zu lassen.
Einiges zur Charakteristik der Bilderzone. Ein Beispiel: Wenn wir zu jemandem reden und sehen dabei, wie der Betreffende eine Zigarre raucht oder im Zimmer hin und her geht etc. etc., so wundern wir uns nicht, daß wir, ungeachtet der Kraft, die wir darauf verwenden, zu ihm zu sprechen, noch die Fähigkeit haben, seinen Bewegungen zu folgen. Ganz anders aber müßte die Sache sich darstellen, wenn die Bilder, welche wir vor uns haben, indem wir zu jenem Dritten reden, in uns selbst ihren Ursprung haben. Das ist im gewöhnlichen Bewußtseinszustande natürlich ausgeschlossen. Vielmehr solche Bilder entstehen vermutlich, sie entstehen vielleicht sogar dauernd, sie bleiben aber dann unbewußt. Anders im Haschischrausch. Es kann dann, wie eben dieser Abend bewies, eine geradezu stürmische Bildproduktion unabhängig von jeder übrigen Fixierung und Ausrichtung unserer Aufmerksamkeit stattfinden. Während im gewöhnlichen Zustande freisteigende Bilder, auf die wir in keiner Weise aufmerken, eben unbewußt bleiben, bedürfen im Haschisch scheinbar die Bilder, um sich vor uns zu präsentieren, nicht im geringsten unsere⟨r⟩ Aufmerksamkeit. Freilich kann die Bildproduktion so außerordentliche Dinge und die so flüchtig und mit einer solchen Schnelligkeit zutage fördern, daß wir es ganz einfach der Schönheit und der Merkwürdigkeit dieser Bilderwelt wegen nicht mehr fertig bekommen, anderes als sie zu beachten. So brachte mich – wie ich jetzt aus einer gewissen Fertigkeit, Formulierungen des Haschisch selbst in klarem Zustande nachzuahmen, formuliere – jedes Wort von Egon, dem ich zuhörte,

um eine weite Reise. Über die Bilder selbst kann ich wegen der ungeheueren Schnelligkeit mit der sie, übrigens in ziemlich kleinem Maßstabe, entstanden und wieder vergingen, hier nicht mehr viel sagen. Sie waren im wesentlichen gegenständlich. Oft aber mit einem stark ornamentalen Einschlag. Dinge die solchen Einschlag an sich haben, sind bevorzugt: Mauerwerk zum Beispiel oder Gewölbe oder gewisse Pflanzen. Ganz am Anfang bildete ich, um etwas zu kennzeichnen, was ich sah, das Wort »Strickpalmen« – Palmen, wie ich erklären könnte, gewissermaßen mit einem Maschenwerk wie von Jumpern. Dann auch ganz exotische, undeutbare Bilder wie wir sie von Gemälden der Surrealisten kennen. So eine lange Galerie von Rüstungen in denen niemand steckte. Keine Köpfe, sondern Flammen spielten um die Halsöffnung. Einen unerhörten Lachsturm löste bei den anderen mein »Niedergang der Kuchenbäckerkunst« aus. Damit hat es folgende Bewandtnis: Eine Weile erschienen mir riesige überlebensgroße Kuchen, Kuchen die so gewaltig waren, daß ich, als stünde ich vor einem hohen Berge, nur einen Teil von ihnen sehen konnte. Ich erging mich ausführlich in Beschreibungen davon wie solche Kuchen so vollendet seien, daß man nicht nötig habe sie zu essen, weil sie unmitttelbar durch die Augen alle Begierde stillten. Und ich nannte das »Augenbrot«. Wie es dann zu der oben erwähnten Prägung kam, ist mir nicht mehr erinnerlich. Aber ich glaube nicht zu irren, wenn ich sie mir so konstruiere: daß man die Kuchen heutzutage essen müsse, daran sei eben Schuld der Niedergang der Kuchenbäckerkunst. Ganz analog verfuhr ich mit dem Kaffee, welchen ich mir einschenken ließ. Wohl eine Viertelstunde, wenn nicht mehr, hielt ich das Glas voll Kaffee unbewegt in der Hand, erklärte unter meiner Würde, davon zu trinken, verwandelte es gewissermaßen in ein Zepter. Wie man denn im Haschisch von einem Bedürfnis der Hand nach dem Zepter wohl sprechen kann. An großen Prägungen war dieser Rausch nicht sehr reich. Ich erinnere mich an einen »Haupelzwerg« von welchem ich den anderen einen Begriff zu geben suchte. Faßlicher ist meine Erwiderung auf irgend eine Äußerung von Gert, die ich mit der üblichen grenzenlosen Verachtung aufnahm. Und die Formel dieser Verachtung war: »Was Sie da sagen, das ist mir gerade so gut wie ein Magdeburger Dach.«

Merkwürdig war der Anfang, da ich im ersten Vorgefühle des

Rausches die Dinge mit den Instrumenten eines Orchesters verglich, wenn sie, bevor die Vorstellung anfängt, gestimmt werden.

## ⟨VI⟩
## ⟨Über den Versuch vom 7./8. Juni 1930⟩

7./8. Juni 1930. Ganz tiefe Haschischdepression. Heftige Verliebtheit in Gert gefühlt. Maßlos in meinem Sessel verlassen; unter ihrem Alleinsein mit Egon gelitten. Und dabei war seltsamer Weise auch er eifersüchtig, drohte immer sich zum Fenster herauszustürzen, wenn Gert von ihm ginge. Sie hat es aber eben auch nicht getan. Gewiß waren die soliden Grundlagen meiner Trauer schon da. Vor zwei Tagen eine flüchtige Bekanntschaftsbegebenheit, die zum Vorschein brachte, wie sehr sich der Kreis meiner Betätigungen doch verengt hat, und nicht lange vorher (mich stört Klavier von oben) die bemerkenswerte Nacht mit Margarete Köppke, die so sehr auf meinem Kindsein bestand, daß ich deutlich heraushörte, wie sehr sie das Gegenteil von Mann mit dem Wort meinte und die mich so sehr zum Meinigen drängte. Ich fand Blochs Formel: arm, alt, krank und verlassen in mindestens drei ihrer Glieder gut auf mich anwendbar. Ich habe Zweifel, ob ich noch zu einer guten Wendung der Dinge komme. Die Zukunft gibt mir auf Land ⟨?⟩, auf Ort und Stelle, auf die Art und Weise des Wohnens nur den ungewissesten Ausblick, viele Freunde, aber ich gehe von Hand zu Hand, viele Fertigkeiten, aber keine davon zu leben und manche, die mir bei meiner Arbeit im Weg ist. Es war als wollten diese Gedanken mich festhalten, diesmal taten sie's auch und gleichsam mit Stricken, wie war ich geneigt, hinter allem Beschimpfenden, was Gert sagte, Offenbarungen zu sehen, die sie aus meinem Gesichte las, und Köppkes Rätseln mit Daten und Warnungen in mich aufzunehmen. Ich bin so traurig, daß ich fast ununterbrochen gefallen muß um zu leben. Ich war aber auch sehr entschlossen, mir Gert gefallen zu lassen. Als sie tanzte, trank ich jede Linie, die sich an ihr bewegte und was könnte ich über den Tanz und diese Nacht nicht alles sagen, wenn nicht der Satan selber dort oben Klavier spielte. Ich sprach, während ich ihr zusah, in dem Bewußtsein, vieles von Altenberg mir herzuborgen; Worte und Wendungen von ihm vielleicht, die ich selbst niemals bei ihm gelesen hatte. Ich suchte ihr, mitten während sie so im Tanzen war, ihren Tanz zu

beschreiben. Das Herrlichste war, daß ich alles an diesem Tanz sah, oder besser, so unendlich viel, daß mir klar war: alles, das wäre unfaßbar. Was ist die Neigung aller Zeiten, selbst des Kaffers oder mancher Worte, Gedanken, Klänge – Afrikas oder der Ornamente z. B. – zum Haschisch verglichen mit dem roten Ariadnefaden, den uns der Tanz durch sein Labyrinth gibt. Ich ließ ihr alle Chance, im Wesen, im Alter, im Geschlecht sich zu verwandeln, viele Identitäten zogen über ihren Rücken wie Nebel über den nächtlichen Himmel hin. Wenn sie mit Egon tanzte war sie ein schlanker schwarzbewehrter Junge, beide zogen tolle Figuren durchs Zimmer. Allein liebte sie sich viel im Spiegel. Das Fenster in ihrem Rücken stand schwarz und leer, ruckweise traten in seinen Rahmen die Jahrhunderte ein während sie mit jeder ihrer Geberden – so sagte ich ihr – ein Schicksal aufgriff oder fallen ließ, es um sich wand, um sich ganz fest hineinzuwickeln oder ihm nachhaschte, es liegen ließ oder ihm freundlich sich zuneigte. Was Odalisken wenn sie vor Paschas tanzen ihnen tun können, das tat mir Gert. Aber dann brach plötzlich diese Flut schimpfender Worte aus ihr heraus, die sie noch vor dem letzten wildesten Erguß zu stauen schien, ich hatte das Gefühl, sie beherrscht sich, sie hält das schlimmste zurück, und ich werde mich darin wohl nicht getäuscht haben. Dann kam das Alleinsein, Stunden später die Trostversuche mit Stirn und Stimme, aber da war der Gram im Innern meiner Sofabastion schon zu hoch gestiegen und ich bin nicht mehr gerettet worden. Damit ertranken die unnennbarsten Gesichte mit, nichts, fast nichts hinübergerettet, wenn nicht oben auf dieser schwarzen Flut schwimmend die Spitze eines gotischen Kirchturms aus Holz, hölzerne Spitze mit bunten dunkeln grünen und roten Scheiben besetzt.

## ⟨VII⟩

### *Egon Wissing: Versuchsprotokoll vom 7. März 1931*

*W⟨alter⟩ B⟨enjamin⟩, 9 h. eine Kapsel, erste Wirkung 11 h.*

*Liegt, meistens mit geschlossenen Augen, völlig ruhig. Schluß meiner Aufzeichnungen 1 h. Ca. ¼ Std. nach Einsetzen der Wirkung hält er den Zeigefinger der l⟨inken⟩ Hand steil in die Höhe, dies unverändert mindestens eine Stunde beibehaltend.*
*Ein depressives und ein euphor⟨isches⟩ Element bekämpften sich*

*ständig. Es war aber wahrscheinlich nicht nur dieser Konflikt, der die – von der V.P. ⟨Versuchsperson⟩ negativ empfundene – Schwierigkeit oder Unmöglichkeit im Rausch zur eigentlichen Gedankenkonstruktion vorzudringen zur Folge hatte, sondern hier spielte wohl auch die Wirkung des Eukod⟨al⟩ mit, das V.P. um 10 h. 30 nahm (0,02 subc.). Weiter gehört zur allgemeinen Charakteristik, daß immer wieder Spielzeug oder farbige Kinderbilder sich vordrängten.*

*V.P. macht mehrfach vergebliche Ansätze, dem Rausch entgegenzukommen, dabei spielte das Lukenfenster des Schlafzimmers eine Rolle, noch ehe das Blau des Nachthimmels darin unter dem Einfluß des H⟨aschisch⟩ eine ungewöhnliche Intensität und Süßigkeit annahm, daher denn auch später die Erklärung, das Fenster habe »etwas vom Herzen ...«.*

*»Kauernde Windmühlen aus einem Kinderbuch«, agronomische Bilder kamen auch später wieder. Es gab einen Exkurs über die »Ackerwalze« mit ironischen Anspielungen auf die Osthilfe. Die Ackerwalze, deren Kurbel irgendwo tief im Korn versteckt liegt, wird von einem Kobold gedreht und bewirkt das Reifen der Saat.*

*Der aufgerichtete Arm, oder vielmehr die Hand »maskiert sich«, überzog sich mit verschiedenfarbigem Glanzpapier. Die V.P. erläutert, der Arm sei »ein Aussichtsturm – vielmehr Einsichtsturm, – Bilder gehen rein und raus, – ihm tuts nicht weh«.*

*In diesem Stadium werde ich antelefoniert und aus ärztlichen Gründen dringend zu unserer auf dem gleichen Flur wohnenden Nachbarin gerufen. Ich mache mich schleunigst ein wenig zurecht, stehe auf, worüber V.P. äußerst unglücklich zu sein scheint, und dies auch ausspricht: »Laß mich nicht allein« usw. Ich bleibe ca. 10 Minuten, komme dann wieder zurück. V.P. liegt noch in genau gleicher Lage, den Zeigefinger immer noch steil emporgestreckt, und deutet mir an, daß ich sehr viel versäumt hätte.*

*Aus späteren Mitteilungen und Erinnerungen der V.P. ergibt sich als besonders eindrucksvoll das Bild einer Treppe, später »Eistreppe«, aus der ein Ausschnitt in der Spiralgestalt einer Wendeltreppe unterlebensgroß erschien, auf deren jeder Stufe an der Außenmauer eine sehr zartfarbige, winzige, hinschmelzende, puppenähnliche Gestalt erschien, von der V.P. mit dem Bewußtsein, den Tatbestand banausisch zu vergröbern, »Puppenmänn-*

*chen« genannt, später war auch von »Puppenfrauen« die Rede. Das alles durchaus spielhaft, unterlebensgroß.*
*Es kam nun eine Periode, in der vegetabilische Formen im Vordergrund standen. Diese Vorstellungen waren teilweise von einem sadistischen Grundgefühl begleitet. Es spielten dabei die Hauptrolle ganz hohe Bäume, die schlank und von streng symmetrischer Form waren. Es dauerte nicht lange und diese Bäume wurden metallisch. Zu einem von ihnen gab die V.P. ungefähr folgende Erklärung: die Starre und Unbeweglichkeit dieses Baumes sei nichts Ursprüngliches, das sei einst etwas Lebendiges gewesen, man erkenne es noch an dem Schlagen der beiden großen Fittiche, rechts und links unter dem Wipfel. (Also gewissermaßen eine Variante des Daphnemotivs.) Die Bäume machen nach Aussage der V.P. Schnappbewegungen, sie werden »Schnappbäume«, in einem früheren Zusammenhang »Zopperbäumchen« genannt (Vgl. aber das zu Puppenmännchen Gesagte). – Die Leitmotive der folgenden Vorstellungsreihe werden von der V.P. selbst als »heraldisch« bezeichnet. In ihnen tritt zugleich die Vorstellung rhythmisch bewegter Wasserflächen, die sich dann längere Zeit behauptet, zuerst auf. Das visuelle Spiegelverhältnis heraldischer Embleme, die verschobene Entsprechung, die ebenso wie auf Wappen in den Spiegelbildern des Wassers begegnet, wird von der V.P. mit dem Vers ausgesprochen:*

*»Wellen schwappen – Wappen schwellen.«*

*Diese Wortfolge kam als die letztlich befriedigende nach mehreren anderen Versuchen. Die V.P. legte größtes Gewicht auf diesen Vers in der Überzeugung, daß hier die gleiche Spiegelsymmetrie, wie sie Wappen- und Wellenbilder beherrsche, auch in der Sprache – und zwar nicht etwa nachbildend, sondern in originärer Identität mit dem optischen Bilde – zum Vorschein komme. Die V.P. doziert nachdrücklich: »quod in imaginibus, est in lingua«.*
*Das Wasser beherrscht die Bildwelt weiter, die Vorstellung des Meeres, die bei den Wellen zu Grunde lag, tritt aber nunmehr gegen die von Strömen zurück. Ihr Wasser kommt eigentlich nirgends zum Vorschein. Es ist nämlich über und über bedeckt von fruchtartigen Gebilden, später geradezu Obst, und zwar vorwiegend Beerenobst, das in winzigen tartelettartigen Booten, die sich eines ans andere schieben, geschichtet liegt. Die V.P. spricht von »Beerenwiegen«, »Zipwiegen« oder auch »Gartenobstwiegen«. – »Alle Meere und*

*Flüsse erfüllt von kleinen Obstwiegen.« Die vegetabilischen Formen wurden endlich noch von Obst zu Guirlanden abgewandelt, es war von einer »Guirlandenwissenschaft« die Rede.*
*Es schien dann eine Periode tieferer Versunkenheit zu folgen, aus der das ursprüngliche Protokoll den Satz festhält: »Man hört nicht nur mit den Ohren, man hört auch mit der Stimme.« Die V.P. erläutert den Satz: die Stimme ist, im Rausch, nicht nur spontanes, sondern auch rezeptives Organ, sprechend erforscht sie gleichsam das, wovon sie spricht, empfängt z. B., wenn sie von den Steinstufen einer Treppe spricht, in ihrer eigenen Sonorität nachbildend die Hohlräume des porösen Gesteins.*
*Ein Bild, das ohne kontrollierbaren Zusammenhang auftaucht: Fischnetze. »Netze über die ganze Erde vor den Weltuntergang gespannt.« Die Erde dabei völlig menschenleer, grau.*
*Es folgt eine kurze Periode orientalischer Bilder: »Elefanten, wandelnde Pagode. Die Beine der Elefanten wedeln wie Fichten.«*
*Der V.P. erscheint ein Wald. Sie erklärt etwas ironisch, da rede man immer vom Locken des Waldes, ja warum lockt der Wald denn? Das kann man bei den Mexikanern erfahren. »Mexikanisch heißt in den Wald gehen sterben. Darum lockt sie ein Wald.«*
*V.P. erklärt, sie habe einen »schlechten Rausch«. An ihrer »Demoralisation« gibt sie dem Morphium schuld. Unter Demoralisation versteht sie ein bei ihr ungewöhnlich kleines Maß von Erkenntnisertrag im Rausch. Dementsprechend erklärt die V.P. etwas später, sie habe »gar keinen richtigen Rausch, sondern einen Zierrausch und Reklamerausch.«*
*»Grotte aus Laubsägearbeiten«, »Laubsägenase« und mit Abwandlung des Konsonanten »Laufsägespiel«.*
*Im Anschluß daran Erzählung von der Ackerwalze (s. o.).*
*»Gute, gelernte Spielsachen«, später: neue Charakteristik des Rauschs: »Pferdchenrausch, Pflasterrausch«, »zierig, affig und pflastrig« – »alles marzipanhaft eingelegt … muß man Süßigkeiten in verschiedenen Sinnesbereichen unterscheiden?« Offenbar war hier ein ernsthafterer Vorstoß in Richtung auf die Erkenntnis dessen, was die Rede von Süßigkeit in den verschiedenen Sinnes- und Erfahrungsbereichen möglich macht, angelegt. Es wurde aber da nur der Satz formuliert, in welchem zugleich eine Stellungnahme zu diesem Erkenntnisversuch angedeutet sein mag: »Die Erkenntnis des Süßen ist nicht süß.«*

*»Schachtelzustand ...«, »die Bilder wollen den Menschen in eine einsame Kammer schließen, da soll er in sie gehen.«*
*Neue Charakteristik des Rausches: »Wertheimrausch, alles massenhaft.« (Vgl. oben die von gleichartigen Dingen massenhaft erfüllten Ströme.) Im Anschluß daran: »Man müßte aushalten, daß sehr viele Menschen sind, wie man selbst.« Dieser Satz war nicht etwa nur auf die geistige, sondern genauso, vielleicht vor allem, auf die körperliche Erscheinung gemünzt.*
*»Schneeflocken ... Struwwelköpfe ... kindisch.« Die V.P. schildert eingehend, wie der Schnee aus »Wattekästchen« vom Himmel geschüttet werde.*
*»Bilder wollen nur ihren Fluß, denen ist alles gleich.«*
*»Erinnerung ist ein Bad.«*
*Vielleicht mit einer Anspielung auf die verführerische Süße des Rausches, insbesondere des Mo⟨rphiumrausches⟩, hieß es sodann: »Vorsätze in den Wind schlagen ist eine sportlich richtige Betätigung.«*
*Später: »Ich möchte schreiben etwas, das so aus Sachen kommt, wie der Wein aus Trauben.«*
*(Hier eine kleine Lücke im Protokoll)*
*Späterhin schildert die V.P. »ein unglaublich hohes Venedig, wo man kein Meer sieht.« Daß das Meer dort verborgen sei, oder vielmehr gehalten werde, stellte die V.P. mit einem Triumphgefühl dar. Sie unterstrich das mit der Mitteilung des »Wappenspruchs der Stadt«: »Venetiani non monstrant marem.« V.P. verweilt bei Venedig und spricht von »unechten, schummerigen Zauberlagunen.«*
*»Mühle, die die Klage so legt, wie die Hühner die Eier.«*
*»Stadt mit Gärten, wo Leute ein bißchen Haschisch nehmen.« (Eine Art großer, beseligter Laubenkolonie) »Vorteile des allgemeinen Ha⟨schisch⟩genusses müssen vorurteilslos erwogen werden.«*
*Es folgt eine kleine Phantasie, deren Verwandtschaft mit Einfällen von Kubin die V.P. selbst feststellt: »Das ist die Geschichte vom Dachmodisten, der die Dächer der Stadt nach den jeweiligen Formen modelt.«*
*Mit der Bemerkung, die »Schweizer des Papstes« seien aus der »Sächsischen Schweiz« bricht das Protokoll ab.*

## ⟨VIII⟩

### *Fritz Fränkel: Protokoll des Versuchs vom 12. April 1931 ⟨Fragment⟩*

*W⟨alter⟩ B⟨enjamin⟩ 0,4 Gramm 22 Uhr 15. (Es stellte sich später heraus, daß die Dosis zur Erzielung eines tiefen Rausches nicht ausreichte.)*

*Eine gewisse geringe Wirkung stellte sich nach dreiviertel Stunde ein, wurde aber offensichtlich von der V.P. ⟨Versuchsperson⟩ stark unterstützt. Im Zusammenhang mit dem folgenden Protokoll ist besonders eine Bemerkung interessant, wo von einer »Konkurrenz zwischen gelb und grün« gesprochen wird. Der Anlaß dazu war die anhaltende Betrachtung eines Stücks Stanniolpapiers.*
*»Heiligenscheine sind Höhenkurorte für die Engel.« »Das himmlische Jerusalem ist ein Höhenluftkurort.« Das ist wichtig. Umgekehrt: »Luftkurort ist ein religiöser Begriff.«*
*»Wenn Freud eine Psychoanalyse der Schöpfung machen würde, dann würden die Fjorde nicht gut wegkommen.«*
*»Rüststadt: Alte Stadt aus ausrangierten Rüstungen, gebaut für den Sonnenuntergang. Rauhenbein kann die Stadt heißen.«*
*Ein Hund bellt. V.P. spricht von einem schartigen Hund und erklärt Bellen für eine akustische Scharte. In Gegensatz zum schartigen Hund stellt sie den geschliffenen Hund. Das ist ein schweigsamer Hund. (Zugrunde liegt wahrscheinlich die Vorstellung: ungeschliffen von dem Hund, daß er bellt.)*
*»Ornamente sind Geistersiedlungen«.*

## ⟨IX⟩

### *Fritz Fränkel: Protokoll vom 18. April 1931*

*23 Uhr W⟨alter⟩ B⟨enjamin⟩ 1,0 Gramm*

*24 Uhr plötzliches Lachen, wiederholte kurze Lachstöße.*
*»Ich möchte mich in einen Mausberg verwandeln.« (Natürlich: Parturiunt montes, nascetur ridiculus mus)*
*»Das ist mehr Simulin als Haschisch.« Diese Bemerkung brachte*

*besonders deutlich zum Ausdruck das die Versuchsperson im Anfang durchweg beherrschende Mißtrauen in die Qualität des Präparats.*
*»Wir werden diesen Enoch zum Zaungast dieser Veranstaltung machen.« Als ich darüber lache, bemerkt Versuchsperson: »Mit Amarazzim kann man nicht reden.«*
*V.P. ruft plötzlich in betont militärischer Ausdrucksweise: »Halt, stillgeschreibt«. Diese Ausdrucksweise findet sich später wieder. Das Vertrauen in die Qualität des Präparates beginnt sich einzustellen. V.P. äußert, es wäre ein Präparat zum »wippen«. Darin ist eine Zusammenziehung von zwei verschiedenen Verfassungen zu erblicken: Erstens trägt diese Bemerkung dem phasischen Charakter des Verlaufs Rechnung, zweitens aber dem immer noch bestehenden Mißtrauen, in dem die Wippe gewissermaßen zwischen Nüchternheit und Rausch sich bewegt.*
*V.P. bemerkt ein auf dem kleinen Tischchen neben einer Flasche liegendes zusammengeknülltes Stück Papier und bezeichnet dieses in erfreutem Tone als »Äffchen«, vielmehr »Stereoskopinäffchen, Stereoskopinchen«.*
*Gemäß dem sehr lichten und freundlichen Charakter dieses Rauschs bekundet sich das lustvolle Verhältnis zum eignen Dasein hier nicht, wie gewöhnlich, durch Hochmut und Distanz. Das Hochgefühl wird in entgegengesetzter Richtung, nämlich als Zärtlichkeit gegen die Dinge und vor allem die Worte ausgewertet. V.P. gebraucht auffallend viel Diminutiva. Der obige Vorgang an dem Wort Stereoskopinäffchen ist sehr bezeichnend dafür, wie der Haschischrausch eine Art von Verflüchtigung der Vorstellungen in Wortaromen vornimmt, so zwar, daß hier zum Beispiel die eigentliche Vorstellungssubstanz im Wort – der Stamm: Affe – vollkommen verdunstet.*
*Das Mißtrauen setzt neu ein; V.P. äußert, das wäre »alles keine Wirkung«; dann wieder militärisch betont: »Ruhe«; sieht wieder das Papierknäuel und ruft es »komm Äffchen«; »der Affe äfft«, »äffen, nachäffen, voräffen«.*
*Ein Hund, der auf der Straße seit einiger Zeit bellt, wird von der V.P. als »Haschischhund« bezeichnet.*
*Das Mißtrauen bricht zum letzten Mal durch, V.P. äußert, sie hätte »von Wirkung keine Spur, aber verschiedene Gegenstände beginnen, sich danach einzurichten, daß ich eine Wirkung haben*

*könnte«. Das Zimmer, in dem wir uns befinden, wird als »reizloses Zimmer« bezeichnet, Versuchsperson meint, »dazu gehören orientalische Paläste, ich denke nicht daran, mir Paläste auszumalen, das könnte den Palästen so passen«. Weiterhin äußert V.P., sie möchte »etwas Schönes sehen«.*

*V.P. nimmt eine Zeitung und versucht ernsthaft Zeitung zu lesen, ist also wirklich nicht etwa von inneren Gesichten des Rausches beschäftigt. Allerdings gelingt die Lektüre nicht; ob aus physischen oder geistigen Gründen ist nicht feststellbar; offenbar aus beiden; jedenfalls wird die Auffassung der Buchstaben durch ein Flimmerskotom beeinträchtigt. Versuchsperson fühlt sich von den trockensten politischen Schlagworten unbegreiflich erheitert. Ironische Spielerei mit den Namen Frick und Munter. »Pu-pu-pu Ruhe, Respekt und Ordnung.«*

*An dieser Stelle überschreitet die V.P. die Schwelle des eigentlichen Rausches.*

*»Alle Farben gehen aus dem Schnee fort – du mußt vor den Farben Achtung haben.«*

*V.P. hält den rechten Arm und Zeigefinger, wie schon bei früheren Versuchen, auf den Ellenbogen gestützt, steil in die Höhe. »Vielleicht wird meine Hand langsam zu Reiserchen werden.« Es ist nun ganz ungemein bezeichnend,.daß an diese Bemerkung in der Vorstellung der V.P. unmittelbar anschloß – wenn nicht gleichzeitig gegeben war – die Vorstellung, die in Reiser verästelte Hand werde sich mit Reif überziehen, diese Vorstellung aber im Rausch überhaupt nicht zur Sprache kam, vielmehr ihre eigentliche Funktion im dauernden Hinausgeschobenwerden hatte, dergestalt, daß für weite Strecken des Rausches man vom technischen Aufbau einer Rahmenerzählung sprechen kann: Zwei Glieder einer Vorstellung treten auseinander, um in ihrem Intervall die ganze Bilderfülle einer neuen Phase aufzunehmen. Man hat es gleichsam mit dem an die Vorstellung gerichteten »Sesam öffne Dich« zu tun. Die Vorstellung selber tritt auseinander und gibt den Zugang zu neuen Bilderschätzen frei. In diesem dauernd wiederholten Mechanismus liegt eines der intensivsten Lustmomente des Haschischrausches.*

*»Alles ist mit einem leichten Vielleicht angelaufen.«*

*»Ungeziefer gehen Sie nach Hause.«*

*»Der Zylinder ist die Verlängerung des Menschen.«*

*V.P. beschäftigt sich wieder mit dem Zimmer, jetzt in wesentlich*

*freundlicherer Einstellung als bisher, nennt es »Zimmerchen«, sagt »Zimmerchen, ich möchte dir was Schönes sagen.«*
*In einem Zusammenhang, der nicht mehr rekonstruierbar ist, hat die V.P. das Bedürfnis, eine ihrer Bemerkungen als Abschweifung zu kennzeichnen. Dafür kommt ihr der Ausdruck: »Biegung in der Glasur«. Das war verbunden mit einer dem Worte durchaus entsprechenden optischen Vorstellung.*
*V.P. hat jetzt keine Zweifel mehr an der Wirksamkeit des Präparats und äußert: »Die Firma Merck bewährt sich.« V.P. hat einen »Exerzierplatz voll Gedanken«, ein »Tempelhofer Feld voll Gedanken« und sagt dann: »Zimmerchen und Präparat machen ein Tempelhofer Feld voll Gedanken.« Die V.P. kommt auf die Farben zurück, indem sie zunächst das Wort grün in sehr gedehntem, singendem Tonfall ausspricht (ca. 20 Sek.) und dann sagt: »Grün ist auch gelb.«*
*Was zunächst die letzte Bemerkung betrifft, so meint sie zwar nichts andres als sie sagt, wohl aber mehr als sie sagt. Zu Grunde liegt das Erlebnis einer mit dem singenden ü-Klang in »grün« gleichzeitigen Vorstellung von etwas Gelbem neben der von etwas Grünem. Am ehesten wären diese Vorstellungen zu umschreiben im Bild einer schwellenden Wiese, deren Rand gelben Sand freiläßt. – Zur Perseveration des Wortes grün: Hier manifestiert sich vielleicht zum ersten Mal der intensive pathische Akzent des Rausches, der später immer stärker zur Geltung kommt. der langgedehnte Vokal enthält es gleichsam, daß die Stimme vom Klange g e z o g e n wird, wie auch der Vorstellung des Grünen etwas Ziehendes, Lockendes, ins Weite und immer Weitere Führendes eignete. »Wie die Wolken so wandern am himmlischen Zelt«, so wanderte die Stimme dem Klang und der innere Blick den Dingen in diesem Stadium des Rausches nach. Wenn es also heißt: Gelb ist auch grün, so will das ungefähr so viel sagen: Das Gelb, das an dieser Stelle vor dem Berauschten auftaucht, zieht im sanften aber unaufhaltsamen Strome des Grün mit.*
*»Gedanken von Farben sind zart, so zart sind auch norwegische Leut und Blumen: Zart und sehr brennend.« (Diese Bemerkung charakterisiert sich als Moment einer helleren Phase durch das Hineinspielen der willkürlichen, assoziativen Erinnerung.)*
*Es beginnt anscheinend das tiefste Stadium des Rausches. Es beginnt, sehr umständlich eingeleitet, die Verkündung – eine immer*

*wieder hinausgeschobene Verkündung – von Geheimnissen. Leider ist das zweite dieser Geheimnisse nicht wiederzufinden, da an dieser Stelle dem Protokollierenden das Mitschreiben sehr energisch untersagt wurde. Diese Haltung spricht sehr für die Tiefe des Rauschs, da in minder tiefen Stadien die Eitelkeit des Berauschten durch die Tatsache, daß seine Worte notiert werden, sich angenehm berührt fühlt. Das erste dieser Geheimnisse:*

*»Es ist ein Gesetz: Eine Haschischwirkung gibt es nur, wenn man über den Haschisch spricht.«*

*Die V.P. verlangt dringend, daß das Fenster zugemacht wird, vor allem wohl, weil sie sich durch die von außen kommenden Geräusche sehr gestört fühlt. Ich schließe das Fenster, was mit lebhaftem Dank quittiert wird. In diesem Zusammenhange folgt eine Spekulation über »gute Taten«.*

*»Wenn jemand etwas Gutes getan hat, dann wird es vielleicht das Auge von einem Vogel.«*

*Hierzu ist zu bemerken: Es ist für den Haschischrausch ein ebenso gewöhnlicher wie charakteristischer Vorgang, daß das Sprechen mit einer Art von Resignation verbunden ist, daß der Berauschte schon darauf verzichtet hat, auszusprechen, was ihn wirklich bewegt, daß er sich bemüht, etwas Beiläufiges, Unernstes an der Stelle des Eigentlichen aber Unsagbaren zum Ausdruck zu bringen, daß er nicht selten mit dem Gefühl spricht, sich einer Unaufrichtigkeit schuldig zu machen, und daß – dies ist das Merkwürdige und der Aufklärung sehr Bedürftige – das so gewissermaßen auf Abbruch Geäußerte weit merkwürdiger und tiefer sein mag als das, was dem »Gemeinten« entsprechen würde.*

*Das Streichen des Bleistifts übers Papier erscheint der Versuchsperson »wie Streichen über Seide«, »Seitenstreichleinchen«. Dieses Wort wird mehrfach wiederholt.*

*Die Versuchsperson äußert, sie habe »eine ungeheuer starke Wirkung, verbunden mit den gewaltigsten Sachen, die ich je im Haschisch gefühlt habe«. Die Art des Rausches erscheint ihr jetzt »unbeschreiblich feierlich«. An dieser Stelle wird dem Protokollierenden das Mitschreiben energisch untersagt, und es erscheint das zweite Geheimnis. Vorwiegend war die Vorstellung eines engen Platzes, der von sehr hohen Häusern umgeben war, deren Dächer ihn fast gewölbeartig abschlossen. Im Zusammenhang damit das Gefühl beispielloser Feierlichkeit wie es so wohnliche verwohnte,*

*dabei menschenleere Architekturen gaben; auch bezieht sich auf diese, übrigens nur kurz und flüchtig auftauchende, tiefe Bildschicht die Bemerkung: »Alles über mir geschlossen.« (Zu vergleichen wäre der Vorstellungskreis von Grabarchitekturen.)*
*V.P. spricht dem Protokollierenden den Wunsch aus, von ihm nicht geduzt zu werden. Begründung: »Ich bin nicht ich, ich bin der Haschisch in gewissen Augenblicken.« Auch die physischen Erscheinungen sind in diesem Stadium besonders stark. »Die Beine wie zusammengeschnürt«, »Spasmus«, anschließend »Spasmus Sempers Jugendland«, der von der V.P. als »epileptischer Roman« bezeichnet wird.*
*Der nun folgende Satz: »Wichtige Gedanken müssen lange in Schlaf versetzt werden« dürfte sich beziehen auf die schon erwähnte Verzögerung im Aussprechen des Gedachten, eine Verzögerung, welche bisweilen, wie gesagt, zu seiner gänzlichen Unterdrückung führen kann. Es folgt in einer »tiefen Phase, in die ich willkürlich fast hinunterschreite, ungeheuer tief« das dritte »große« Geheimnis. Dieses ist in der Tat eine Zusammenfassung des Grundcharakters gerade dieses Rausches. Es wird als das Geheimnis der Wanderung bezeichnet. Zugrunde liegt dem Wandern nicht eine zweckmäßige Bewegung, nicht eine Spontaneität, sondern ein bloßes unergründliches Gezogenwerden, das Wandern ist ein pathischer Zustand, man könnnte ihn an den Wolken verdeutlichen, wenn man imstande wäre, ihrem Zuge mit dem Gefühl zu folgen, sie zögen nicht sondern sie würden gezogen.*
*»Nur zu schatten braucht die Farbe.«*
*»Diesen Rausch wird keiner verstehen können, der Wille zum Erwachen ist gestorben.«*
*Angebotene Schokolade weist die V.P. zurück mit den Worten: »das Essen gehört in eine andere Welt«; sie sei »durch eine gläserne Wand vom Essen getrennt«.*
*»Schleier wie vor einem Gesicht, das selbst Schleier ist, das ist viel zu himmlisch, um weiter darüber zu reden, das ist eine Sache, die nur der Haschisch kennt.«*
*Hierzu ist zu bemerken, daß die Erscheinung jenes verschleierten Gesichtes, das selber nur Schleier ist, von unerhörter Sinnfälligkeit war, so daß sie noch nach Tagen deutlich vor der V.P. steht. Es war ein kleines, ovales Haupt; hinter dem Schleier waren wieder Schleier, streng der Form eines Gesichts angebildet, und diese*

*Schleier hingen nicht still sondern waren in leiser wie von Hauch erregter Bewegung.*
*»Alle Geräusche schwellen von selbst in Landschaften zusammen.«*
*Ich seufze, worauf V.P. bemerkt: »Das Seufzen gleich Aussicht; wir haben schon Aussichten geseufzt.« (Die Ferne lag vor seinen Augen wie hingehaucht. Die Ferne nähert sich in dem Maße dem Atem als sie sich vom Blick entfernt.) Es wird hier das Problem des Zusammenhanges der Sinne aufgeworfen und wieweit sie in gleiche oder verschiedene Schichten hinabreichen.*
*Die Stimmung schlägt plötzlich um. Versuchsperson ruft plötzlich: »Rausch kehrt!« und äußert wiederholt lachend, sie befände sich »in einer plötzlichen Operettenstimmung«. Dabei war das Bewußtsein der Stärke des Rausches durchaus vorhanden, was sich in der Bemerkung bekundet, »der Rausch könne 30 Stunden dauern«.*
*Arm und Zeigefinger werden ungestützt, steil in die Höhe gehalten, das Hochhalten des Armes ist »die Geburt des Königreichs Armenien«.*
*Vorher, beim Aufrichten des Armes: »Jetzt werden wir uns also der Sterndeuterei zuwenden«, der aufgerichtete Arm erscheint hier als Fernrohr.*
*V.P. schläft plötzlich ein (1 Uhr 15).*

## ⟨X⟩
## Crocknotizen

### I

Es gibt keine nachhaltigere Legitimation des crocks als das Bewußtsein, mit seiner Hilfe auf einmal, in jene versteckteste, im allgemeinen unzugänglichste Oberflächenwelt einzudringen, welche das Ornament darstellt. Fast überall umgibt es uns bekanntlich. Trotzdem versagt vor wenigem unsere Auffassungsgabe derart wie vor ihm. Gewöhnlich sehen wir es eigentlich kaum. Im crock dagegen beschäftigt seine Gegenwart uns intensiv. Das geht so weit, daß wir nun spielerisch mit tiefem Wohlbehagen jene Erfahrungen am Ornament ausschöpfen, die in den Kinderjahren und im Fieber sich uns vermerkbar machten; sie bauen sich auf zwei verschiednen Elementen auf, die beide im crock zu ihrer höchsten Wirkung kommen. Es handelt sich da einmal um die Mehrsinnigkeit des Ornaments. Es gibt keins, das sich nicht mindestens von zwei verschied-

nen Seiten ansehn ließe: nämlich als Flächengebilde oder aber als lineare Konfiguration. Meist jedoch erlauben die Einzelformen, die zu sehr verschiednen Gruppen vereinigt werden können, eine Mehrzahl von Konfigurationen. Diese Erfahrung allein verweist schon auf eine der innersten Eigentümlichkeiten des crocks: nämlich auf seine unermüdliche Bereitschaft, ein und demselben Sachverhalt – z. B. einem Dekor oder Landschaftsbilde – eine Vielzahl von Seiten, Inhalten, Bedeutungen abzugewinnen. Es wird an anderer Stelle darauf hinzuweisen sein, daß diese vielfältige Interpretierbarkeit, die ihr Urphänomen im Ornament hat, nur eine andere Seite der eigentümlichen Identitätserfahrung darstellt, die der crock eröffnet. Der andere Zug, mit dem das Ornament der Phantasie des crock entgegenkommt, besteht in seiner Perseveration. Es ist höchst eigentümlich, daß die Phantasie dem Raucher Objekte – und zumal besonders kleine – gern serienweise vorstellt. Die endlosen Reihen, in denen da vor ihm immer wieder die gleichen Utensilien, Tierchen oder Pflanzenformen auftauchen, stellen gewissermaßen ungestalte, kaum geformte Entwürfe eines primitiven Ornaments dar.

Es treten aber neben das Ornament gewisse andere Dinge der banalsten Merkwelt, welche erst dem crock Sinn und Bedeutung, welche ihnen innewohnen, überliefern. Dahin gehören unter anderm Vorhänge und Spitzen. Die Vorhänge sind Dolmetscher für die Sprache des Windes. Sie geben jedem Hauch von ihm die Form und Sinnlichkeit weiblicher Formen. Und de⟨n⟩ Raucher, der sich in ihr Spiel versenkt, lassen sie alle Freude genießen, d⟨ie⟩ ihm eine vollkommene Tänzerin gewähren kann. Ist aber der Vorhang ein durchbrochener, so kann er zum Instrument eines noch viel sonderbareren Spieles werden. Denn diese Spitzen werden sich dem Raucher gewissermaßen als Schablonen erweisen, welche er der Landschaft auflegt, um sie auf das eigentümlichste zu verwandeln. Die Spitze unterwirft die Landschaft, die hinter ihr zum Vorschein kommt, der Mode, ungefähr wie das Arrangement gewisser Hüte das Federkleid von Vögeln oder aber den Wuchs von Blumen der Mode unterwirft. Es gibt altmodische Ansichtspostkarten, auf denen ein »Gruß aus Bad Ems« die Stadt in Kurpromenade, Bahnhof, Kaiser Wilhelmdenkmal, Schule und Karolinenhöhe aufteilt, jedes in seinem ganz besondern kleinen Rund. Dergleichen Karten können am ehesten davon einen Begriff verleihen, wie der Spitzen-

vorhang im Landschaftsbilde seine Herrschaft übt. Eine Ableitung der Fahne aus dem Vorhang versuchte ich; sie ist mir aber entfallen.
Farben können eine ungemein starke Wirkung auf den Raucher ausüben. Eine Ecke im Zimmer der S⟨elz⟩ war mit Umschlagetüchern verziert, die an der Wand hingen. Auf einer mit einem Spitzentuche überdeckten Kiste standen ein paar Gläser mit Blumen. In den Tüchern und in den Blumen überwog das Rot in den verschiedensten Nüancen. Die Entdeckung dieses Winkels machte ich spät und plötzlich, in einem schon vorgerückten Teil der fête. Sie wirkte fast betäubend auf mich. Augenblicklich schien mir, daß meine Aufgabe darin bestehe, den Sinn der Farbe mit Hilfe dieses ganz unvergleichlichen Instrumentariums zu entdecken. Ich nannte diesen Winkel das »Laboratoire du Rouge«. Mein erster Versuch, die Arbeit in ihm aufzunehmen, glückte nicht. Später aber kam ich darauf zurück. Im Augenblick ist mir von diesem Unternehmen nur erinnerlich, daß sich die Fragestellung für mich verschoben hatte. Sie war nun allgemeiner und erstreckte sich überhaupt auf Farben. Mir erschien ihr Unterscheidendes, daß sie vor allem Form besäßen, daß sie sich vollkommen identisch mit der Materie, an der sie erschienen, machten. Indem sie dennoch an den verschiedensten – z. B. einem Blumenblatt und einem Blatt Papier ganz gleich aufträten, erschienen sie als Mittler oder Kuppler der Stoffbereiche; nur durch sie vermöchten die entlegensten sich mit einander vollkommen zu vereinigen.

II

Eine moralisierende Haltung, die wesentliche Einsichten in die Natur des crocks verstellt, hat auch eine entscheidende Seite der Intoxikation der Beachtung entzogen. Es handelt sich um die wirtschaftliche. Denn es heißt nicht zuviel behaupten, wenn man sagt: ein Hauptmotiv der Sucht ist in sehr vielen Fällen dies, die Eignung des Süchtigen für den Existenzkampf zu erhöhen. Und dieser Zweck ist keinswegs ein fiktiver; er wird vielmehr in sehr vielen Fällen tatsächlich erreicht. Das ist für niemanden verwunderlich, der die Vermehrung der Attraktivkraft hat verfolgen können, die das Gift dem Süchtigen ganz außerordentlich häufig zuteil werden läßt. Das Phänomen ist ebenso unbestreitbar wie seine Gründe verborgen liegen. Mutmaßen kann man, daß das Gift im Zuge der Ver-

änderungen, welche es herbeiführt, auch eine Reihe von Erscheinungen zum Fortfall bringt, die dem Individuum vorwiegend hinderlich sind. Unliebenswürdigkeit, Rechthaberei und Pharisäertum sind Züge, denen man bei Süchtigen nur selten begegnen wird. Dazu kommt eine sedative Wirkung des Gifts, solange dessen Einfluß anhält, und nicht die kleinste Komponente in ihr ist in der Überzeugung eingeschlossen, daß eigentlich nichts es an Bedeutung und an Wert mit dem Gift aufzunehmen vermag. Das alles kann nun selbst bescheidneren Naturen eine Souveränität geben, die sie von Haus – und zumal in ihren beruflichen Funktionen – nicht besäßen. Besonders wertvoll wird diese Verfassung dem Einzelnen, weil sie sich nicht nur anderen – in den Veränderungen des Charakters und zumal der Physiognomie – kund gibt sondern daneben, und vielleicht sogar an erster Stelle, ihm, dem Süchtigen selber. Wie nämlich der Mechanismus der Hemmungen mit Vorliebe in einer rauhen, heiseren, belegten oder erstickten Stimme sich geltend macht, deren Veränderungen dem Sprechenden leicht spürbarer als dem Hörer werden, so gibt sich umgekehrt die Ausschaltung des gleichen Mechanismus, mindestens für das Gefühl des Subjekts in erster Linie durch eine überraschende, präzise, beglückende Beherrschung der eignen Stimme zu erkennen.

Die Entspannung, die diesen Vorgängen zu Grunde liegt, ist sehr wahrscheinlich nicht immer eine unmittelbare Wirkung der Drogen. Es kommt vielmehr in den Fällen, in denen sich mehrere Vergiftete zusammentun, noch etwas anderes hinzu. Mehreren Drogen ist die Eigenheit gemeinsam, das Vergnügen am Beisammensein mit Partnern so außerordentlich zu steigern, daß nicht selten eine Art von Misanthropie bei den Betroffenen entsteht. Der Umgang mit andern, welche ihre Praktiken nicht teilen, scheint ihnen ebenso wertlos wie lästig. Daß es durchaus nicht immer das Niveau der Unterhaltung ist, auf welches dieser Charme zurückgeht, ist selbstverständlich. Wahrscheinlich aber ist es auf der andern Seite auch mehr als ein bloßer Wegfall von Hemmungen, was solchen Sitzungen für viele derer, die sie gewohnheitsmäßig veranstalten, das ganz besondere gibt. Es scheint hier vielmehr etwas wie die Bindung der Minderwertigkeiten, der Komplexe und Störungen, welche in den verschiedenen Partnern ihren Sitz haben, stattzufinden. Die Süchtigen saugen gleichsam aus einander die schlechten Stoffe ihres Daseins an; wie wirken auf einander kathartisch. Daß dies mit

außerordentlichen Gefahren verbunden ist, ist selbstverständlich. Auf der andern Seite kann dieser Umstand aber auch den großen, oft unersetzlichen Wert erklären, den dieses Laster gerade für die geläufigsten Konstellationen des täglichen Lebens besitzt.
Der Opiumraucher oder Haschischesser erfährt die Kraft des Blikkes, hundert Orte aus einer Stelle zu saugen.
Morgenschlaf nach dem Rauchen. Es ist, so sagte ich, als sei das Leben wie Eingemachtes in einer Konserve verschlossen gewesen. Der Schlaf aber die Flüssigkeit, in der es gelegen habe und die nun, von allen Gerüchen des Lebens erfüllt, abgegossen werde.
»Les mouchoirs accrochés au mur tiennent pour moi la place entre torche et torchon.«
»Rot c'est comme un papillon qui va se poser sur chacune des nuances de la couleur rouge.«

## ⟨XI⟩

### *Fritz Fränkel: Protokoll des Meskalinversuchs vom 22. Mai 1934*

*Walter Benjamin. 22. 5. 34.*

*Erhält um 10 h 20 mg Mescalin Merck subkutan in den Oberschenkel.*

*Die erste Reaktionszeit ist zunächst stimmungsmäßig charakterisiert. Es tritt nach 10 min eine Veränderung der Stimmungslage im Sinne der Unzufriedenheit ein. F⟨ränkel⟩ verläßt für kurze Zeit den Raum, der inzwischen verdunkelt war, und W⟨alter⟩ B⟨enjamin⟩ verbleibt bei offenem Fenster allein.*
*Bei Rückkehr von F⟨ränkel⟩ beschreibt er mit folgenden Worten seinen Eindruck vom Fenster: »Wenn man als Toter Sehnsucht nach irgend einem beliebigen Gegenstand aus dem früheren Leben empfinden würde, z.B. nach diesem Fenster, so würde es einem so erscheinen wie ich es jetzt sehe. Die toten und gegenwärtigen Gegenstände können eine Sehnsucht erwecken, wie man sie sonst nur beim Anblick eines Menschen, den man liebt, kennt.«*
*In der folgenden Zeit verstärkt sich zunächst der Unmut sehr erheblich. Äußerlich kommt er zum Ausdruck in ziemlich regellosen motorischen Erscheinungen wie unruhiges Sich-umher-wälzen, fah-*

*rige Bewegungen mit Armen und Beinen. B⟨enjamin⟩ gibt ein Knautschen von sich, jammert über sich und seinen Zustand, über die Unwürde dieses Zustands. Er spricht von ihm als »Ungezogenheit«. Versucht eine psychologische Ableitung der Ungezogenheit; bezeichnet sie als »Nebelwelt der Affekte« und will damit sagen, daß in einem früheren Lebensstadium die Affekte sich noch nicht scharf von einander abgehoben haben, und, was man später als Ambivalenz bezeichnet, die Regel darstellt; spricht auch von der Weisheit der Ungezogenheit, sucht sich der gleichen Erscheinung mit der Erklärung zu nähern, der wahre Grund der Ungezogenheit sei der Verdruß des Kindes darüber, daß es nicht zaubern kann. Die erste Erfahrung, die das Kind mit der Welt macht, sei nicht, daß die Erwachsenen stärker sind, sondern daß es nicht zaubern kann.*

*Während dieser Zeit entwickelt sich in dauernd zunehmendem Grad eine ungeheuere Empfindlichkeit gegen akustische und optische Reize. Gleichzeitig wird kritisch geäußert, daß die Versuchsbedingungen ungünstig sind. Solch ein Versuch müsse im Palmenwald erfolgen. Im übrigen sei die erhaltene Dosis für B⟨enjamin⟩ viel zu gering: ein Gedankengang, der im Lauf des Versuchs immer wieder auftaucht und gelegentlich heftigen Unwillen zum Ausdruck kommen läßt.*

*Bei Prüfung des Pulses erweist sich B⟨enjamin⟩ als ungeheuer empfindlich gegen leichteste Berührung. (Puls selbst unverändert.) Im Laufe der Aussprache über diese Empfindlichkeit, jedenfalls im Zusammenhang, gewinnt das Phänomen des Kitzelns eine starke Bedeutung. Versuch der Erklärung des Kitzelns als ein tausendfaches Auf-einen-zukommen, Lachen als Abwehr.*

*Eine Betrachtung, die an andere Innervationen und an eine andere Gegenstandswelt anschließt, läßt ihre Zugehörigkeit zu einem tieferen Stadium des Rausches erkennen und wird im übrigen während seiner ganzen Dauer immer wieder abgewandelt. Diese Wandlung in der Verfassung der V.P. macht sich zunächst in Betrachtungen über das Streicheln, das Säumen, das Kämmen bemerkbar. Diese Verhaltensweisen werden mehr oder weniger eng an das Wesen der Mutter angeschlossen. Streicheln: das Geschehene ungeschehen machen, das Leben im Fluß der Zeit abwaschen. Es ist das eigentliche Walten der Mutter. Kämmen: der Kamm am Morgen treibt die Träume erst aus dem Haar. Kämmen ist auch ein Werk der Mutter. (Die Stiefmutter kämmt mit vergiftetem Kamm: Schneewittchen.)*

*Auch im Kamm ist ein Trost und ein Ungeschehen-machen des Geschehenen. Dann das Säumen: hier geht die Betrachtung von der Mutter auf das Kind über; das Säumen des Kindes, das Trödeln: es zupft die Fransen aus den Erlebnissen, strähnt sie; darum trödelt das Kind. Saumseligkeit, so könnte man wohl den besten Teil seines Glücksgefühls nennen. – Als Gegensatz zu dieser Welt taucht gelegentlich das Männliche auf, wird u.a. symbolisiert als Gitter. »Denn der Saum liegt, und das Gitter steht.«*

*Bei festem Augenschluß wird das Auftreten von farbigen Bildern verneint. Dagegen sieht B⟨enjamin⟩ vor sich Ornamentales, das geschildert wird als eine haarfeine Ornamentik. Es erinnert ein wenig an die Ornamentik, die man auf polynesischen Rudern findet. Ornamentale Tendenzen machen sich auch in der Rede geltend. Die V.P. gibt gewissermaßen kleine Muster davon. In diesem Zusammenhang wird z.B. der Refrain als gemusterter Saum des Liedes bezeichnet.*

*B⟨enjamin⟩ selbst macht aufmerksam, daß er seine Hand beim Aufleuchten eines Streichholzes durchaus wächsern sieht.*

*Es wird Licht gemacht und Rorschach-Bilder ⟨werden⟩ vorgelegt. Sie werden zunächst als unerträglich einfach abgelehnt. »Das ist die gleiche Kitzlichkeit.«*

*Inzwischen taucht immer wieder erneut die Stimmung der Verdrießlichkeit, der Unlust auf. B⟨enjamin⟩ verlangt nun selbst noch einmal Rorschach-Bilder, um darüber hinwegzukommen.*

*VII wird gedeutet als eine 7 auf einer 0 stehend. (Vorher wurden auch jetzt wieder die Bilder abgelehnt; z.T. mit der Bemerkung: »Das habe ich schon früher abgelehnt.« VII wird als ästhetisch wertvoll bezeichnet. Als F⟨ränkel⟩ es aus der Entfernung etwas näher heranrückt, sagt V.P.: »Nicht näher! Ich darf es nicht anfassen. Wenn ich es anfasse, kann ich nichts mehr sagen.« Zur Erläuterung der Deutung 7 auf 0 nimmt B⟨enjamin⟩ ein Papier und schreibt: »7 steht auf der 0.« Nun erfolgte eine längere Zeit hindurch unabhängig von den Rorschach-Bildern eine Beschäftigung mit Schreiben, die ausgeht von der Beobachtung der V.P., daß sie kindlich schreibt.*

*Zunächst wird die Deutung von II als Jukuthenfrauen, die sich anfaßten (?) gegeben, von I als zwei Pudel, der vordere verschwindet; jetzt entwickelt sich ein dritter Pudel.*

*VII a r grau-blau: Pelikan-Schäfchen, ein Wollschäfchen.*

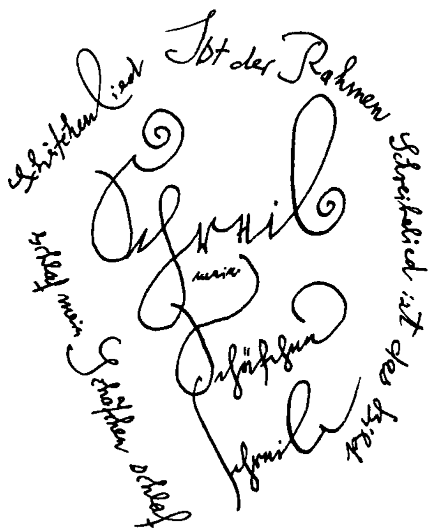


*Abbildung 1*

*Im Anschluß an diese Deutung Schlaflied-Zeichnung.*
*B⟨enjamin⟩ macht auf die Embryo-Form aufmerksam. Innerhalb der Zeichnung finden sich mehrfache Embryonen-Formen. ⟨s. Abbildung 1 und 2⟩*
*III als vier Parzen gedeutet. Dazu Schriftbild, wobei mit den einzelnen Worten das Wesen der Hexen dargestellt werden soll. ⟨s. Abbildung 3⟩*
*Erneute Dunkelheit. Im Verlauf der nächsten Versuchsperiode, die das tiefste Stadium des Rausches bezeichnet, treten eigentümliche Handstellungen auf. Die liegende V.P. hält die Unterarme von sich gestreckt, die Hand liegt gespreizt und die Finger etwas gekrümmt. Mitunter wechselt die Stellung, so daß die Hand nach oben gehalten wird. Die jeweiligen Stellungen werden oft lange Zeit, bis zu 10 min festgehalten. An die Beobachtung dieses Phänomens knüpft B⟨enjamin⟩ wichtige Erörterungen über das Verstehen der katatonen Haltung. Die V.P. interpretiert das Wesen der Katatonie auf der einen Seite, auf der anderen Seite erläutert sie es mit Beziehung auf*

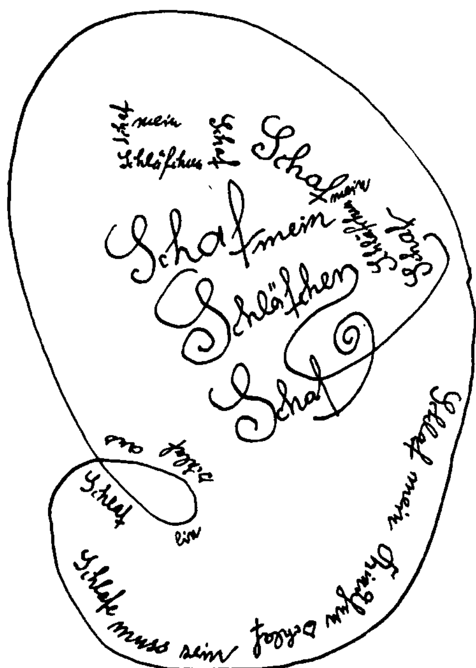



*Abbildung 2*

*bestimmte jeweils gegenwärtige Vorstellungskreise. Sie macht zunächst darauf aufmerksam, daß sie nicht ohne Überraschung beim Öffnen der Augen hätte feststellen können, daß ihre Hände in Wirklichkeit anders standen als sie meinte, daß sie ständen. Hiermit verbindet sie eine sehr merkwürdige Erklärung ihres mehr oder weniger magischen Einflusses auf den V.L. ⟨Versuchsleiter⟩. Sie sagt nämlich: »Die wirkliche Stellung meiner Hände ist eine ganz andere als ich sie im Bewußtsein habe, welches Sie von meinem Gesichtsausdruck ablesen können. Es entsteht derart für Sie eine ungeheuere Spannung zwischen meinem Gesichtsausdruck und meiner Körperhaltung. Diese Spannung übt auf Sie magische Gewalt aus.« Ein kleines Exempel aus dem katatonen Vorstellungs-*

*Abbildung 3*

*kreis schließt sich daran: »Meine Hand«, sagt die V.P., »ist jetzt ebensogut ein Stadtbrunnen (?) wie die Königin von Saba. Sie hat einen Sockel auf den kann man schreiben, was man als Denkmal sich wünscht:*

*Diese Hand ist allerhand.*
*Meine Hand ist sie genannt.«*

*Die eigentliche Deutung der Katatonie ist nun folgende: Die V.P. vergleicht die fixierte Stellung ihrer Hand mit dem Umriß einer Zeichnung, den ein Zeichner ein für allemal festgelegt hat. Wie es nun diesem Zeichner möglich sei, durch unzählige Änderungen in der Schraffierung sein Bild immer wieder neu zu verändern oder*

*neu zu nuancieren, so sei es auch dem Katatoniker möglich, durch winzige Änderungen in der Innervation, die mit der katatonischen Haltung verbundenen Vorstellungskreise zu verändern. Die außerordentliche Ökonomieersparnis dieses Verfahrens stellt einen Lustgewinn dar. Auf diesen Lustgewinn kommt es dem Katatoniker an.*

*Eine bestimmte Gebärde der V.P. erweckt F⟨ränkel⟩s Aufmerksamkeit. Die V.P. läßt ihre erhobenen Hände, die sich nicht berühren, ganz langsam und in großem Abstand von ihrem Gesicht über dieses hingleiten. Der V.L. erklärt später, die zwingende Vorstellung des Fliegens dabei gehabt zu haben. B⟨enjamin⟩ erklärt ihm das so: Die Hände zogen ein Netz zusammen, aber es war nicht nur ein Netz über seinem Kopf, sondern über dem Weltraum. Daher die Vorstellung des Fliegens bei F⟨ränkel⟩.*

*Ausführungen über das Netz: B⟨enjamin⟩ schlägt vor, die ziemlich belanglose Hamlet-Frage: Sein oder Nichtsein, so zu variieren: Netz oder Mantel, das ist hier die Frage. Er erklärt, daß das Netz für die Nachtseite und alles Schauervolle des Daseins steht. »Schauer«, erklärt er, »ist der Schatten des Netzes auf dem Leib. Im Schauer bildet die Haut ein Netzwerk nach.« Diese Erklärung erfolgt im Anschluß an einen Schauer, der der V.P. über den Leib ging.*

*Bei der Frage, ob F⟨ränkel⟩ nach Hause gehen könne, entsteht ein Zustand des Zweifels und der Verzweiflung. Die Atmung verstärkt sich, häufiges Stöhnen, heftige ruckartige Bewegungen mit der Schulter, Erscheinungen, die übrigens schon vorher in einem ähnlichen Zustand aufgetreten waren. F⟨ränkel⟩ entscheidet sich zum Bleiben und das ändert nichts an der trostlosen Traurigkeit der V.P. Sie nennt Traurigkeit den Schleier, der unbewegt hängt und sich nach einem Hauch sehnt, der ihn lüftet.*

*Eingeleitet mit einem Witz: die Elisabeth wird nicht eher ruhen bis man aus dem Nietzsche-Archiv ein Förster-Haus gemacht hat. Das Bild des Försterhauses ist in der V.P. von außerordentlicher Anschaulichkeit. Im Laufe ihrer Berichte erscheint es bald als Schule, bald als Hölle, bald als Bordell. Die V.P. ist ein verstockter, verbockter Pfosten am hölzernen Treppengeländer des Forsthauses. Sie denkt dabei an irgendeine Schnitzerei, in der sich unter Ornamenten auch Tierformen befinden und erklärt sie für gleichsam heruntergekommene Abkömmlinge des Totem-Baums. Das Försterhaus hat etwas von jenen roten Ziegelbauten, die mit besonders dunklem,*

*blutigem Rot auf den Modellier-Bilderbogen prangten. Es hat dann auch wieder etwas von Bauten, die man mit dem Anker-Steinbaukasten machte. Zwischen den Ritzen der Mauersteine wachsen Haarbüschel vor.*
*Das Försterhaus war neben dem Netz die stärkste Bildvorstellung. Gemsenfuß im Försterhaus: V.P. beruft sich mit größter Energie auf das Hähnchen und das Hühnchen auf dem Nußberge und das Lumpengesindel, wo doch das Försterhaus vorkäme.*
*Gelegentliche Bemerkung, daß Kinder am besten mit Süßigkeiten getröstet werden. Diese Süßigkeiten treten erneut ins Bewußtsein, als im Laufe einer katatonen Handstellung die Hände als mit Zukker begossen bezeichnet werden. Daran schließt sich die Offenbarung über das Geheimnis des Struwwelpeters, die aber dem V.L. nach immer neuen feierlichen Ankündigungen immer von neuem vorenthalten wird. (Strafe für die geringe Dosis.)*
*Das Geheimnis des Struwwelpeters: Diese Kinder sind alle nur ungezogen, weil ihnen keiner was schenkt. Das Kind, das ihn liest, ist aber artig, weil es schon auf der ersten Seite so viel geschenkt bekommen hat. Ein kleiner Geschenkregen fällt da auf der ersten Seite vom dunklen Himmel. In Schauern wie die Regenschauer fallen Geschenke auf das Kind herunter, die ihm die Welt verschleiern. Ein Kind muß Geschenke kriegen, sonst wird es wie die Kinder im Struwwelpeter sterben oder kaputtgehen oder fortfliegen. Das ist das Geheimnis des Struwwelpeters.*
*Unter anderen Bemerkungen: Die Fransen sind wichtig. An den Fransen erkennt man das Gewebe. Wollquatsch.*

### ⟨Aufzeichnungen zu demselben Versuch⟩

Wesen der Mutter: das Geschehene ungeschehen machen. Das Leben im Fluß der Zeit abwaschen.
Weibliche Werke: Säumen Knoten Flechten Weben
»Netz oder Mantel – das ist hier die Frage⟨«⟩
Schauer – der Schatten des Netzes auf dem Leibe. Im Schauer bildet die Haut ein Netzwerk nach. Das Netz ist aber das Weltennetz: in ihm ist die ganze Welt gefangen.
Säumen – das Säumen der Kinder, das Trödeln: sie ziehen die Fransen aus den Erlebnissen, strähnen sie. Darum trödeln die Kinder, »Saumseligkeit« – so könnte man wohl den besten Teil dieses

Glücksgefühls nennen. Erst erfährt Faust bei den Müttern das Schaudern; dann kommt der Augenblick, wo er säumig wird. Mitten in der männlichen Arbeit überrascht ihn der Augenblick. Das ist der Augenblick, in dem die Mutter ihn heimholt.
Zweierlei Webstoff: pflanzlicher, tierischer. Haarbüschel, Pflanzenbüschel. Das Geheimnis des Haars: auf der Grenze zwischen Pflanze und Tier. Aus den Ritzen des Försterhauses wachsen Haarbüschel.
Das Försterhaus: (aus dem Nietzschearchiv hat sie ein Försterhaus gemacht) das Försterhaus ist aus roten Steinen. Ich bin eine Stange seines Treppengeländers: ein verbockter, verstockter Ständer. Aber das ist nicht mehr der Totembaum, nur ein kümmerliches Abbild von ihm. Gemsenfuß oder Pferdehuf des Teufels; ein Vaginasymbol.
Netz, Mantel, Saum und Schleier. Traurigkeit, der Schleier, der unbewegt hängt und sich nach einem Hauch sehnt, der ihn lüftet.
Haarfeine Ornamente: au⟨ch⟩ diese Muster kommen aus der Webwelt.
Gedicht auf die Hand: Diese Hand / ist aller Hand / meine Hand / ist sie genannt. Sie hat einen Sockel, auf den kann man schreiben, was man als Denkmal sich wünscht. Sie ist wo anders als ich glaube, daß sie sich befindet. Die Hand des Katatonikers und seine Lust: mit dem Mindestmaß von Innervationswechsel verbindet er das Höchstmaß von Wechsel der Vorstellungen. Diese Ersparnis ist seine Lust. Es ist wie ein Zeichner, der ein für allemal den Umriß seiner Zeichnung gebildet hat und nun durch Millionen immer neuer Schraffierungen immer neue Bilder aus ihr herausholt.
Ungezogenheit ist der Verdruß des Kindes darüber, daß es nicht zaubern kann. Seine erste Erfahrung der Welt ist nicht, daß die Erwachsnen stärker sondern, daß es nicht zaubern kann.
Die Lust, die bei alledem ist, steckt im Kommen: Fühlen der Phasen.
Das Geheimnis des Struwwelpeters: diese Kinder sind alle nur ungezogen, weil ihnen keiner was schenkt. Darum ist das Kind, das ihn liest, artig, weil es schon auf der ersten Seite soviel geschenkt bekommt. Ein kleiner Geschenkregen fällt da vom dunklen Nachthimmel. So regnet es unaufhörlich in Kinderwelten⟨.⟩ In Schleiern, wie die Regenschleier sind, fallen Geschenke auf das Kind herunter, die ihm die Welt verschleiern. Ein Kind muß Geschenke kriegen

sonst wird es wie die Kinder im Struwwelpeter sterben oder kaputtgehen oder fortfliegen. Das ist das Geheimnis des Struwwelpeters.

Weisheit der Ungezogenheit
Nebelwelt der Affekte (die Affekte sind zuerst nicht geschieden)
Lachen stellt eine Lebensrettung dar (Verteidigung), beim Kitzeln
Moment, wo ich die Rorschachbilder anfasse, kann ich nichts mehr sagen
Pelikanschäfchen
Königin von Saba und Brunnen: die Hand
Wachshand
Anspruch auf Palmen

## ⟨XII⟩
## ⟨Undatierte Notizen⟩

Erste absolut winzige Täuschung punkt sechs. Ein Wagen passiert mit Rasseln. Zwei Pinien scheinen zusammenzuhüpfen.
Eine gewisse Beruhigung.
Wenn ich spräche würde wahrscheinlich alles deutlicher sein weil sich soviel an der Ichliebe entzündet.

habt ihr mir einmal etwas ⟨x⟩
jedes Bild ist ein Schlaf für sich
zum Haus nur *ein* Weg plötzlich steil
je brousse les images ⟨xxx⟩

alles was ist wird in der Gegend ⟨?⟩ zum Markstein
Inzwischen ist die alte Frau schon wieder jung ⟨?⟩ geworden.
Wo ist der Mann haft.

Tun ist ein Mittel zum
Träumen
Betrachtung ist ein Mittel
Wachzubleiben.

*Was Ruhe ist*
Großherziger in Rhythmen

Gericht: Er kommt und er vernichtet Gimignano

überall *wohnen* schon Bilder
*wohnen* nicht hier

ich war nicht mehr, der dort drüben wohnte. Aber erst so abstrakt. Ich hatte die Welt. ⟨x⟩ Marktplatz bezogen?

Der Gang eines Menschen der weggeht, ist die Seele des Gesprächs, das sie führten.

Immer noch dieselbe Welt – und doch hat man Geduld

Ich habe gesehen warum man wenn man sich im Gras versteckt in Erde fischen kann





Die Phantasie wird zivilisatorisch –
Ach hätte ich die Lustigen Weiber von Windsor wieder

Humoristische
berliner Dienstleute

Im berliner Nebel
Gottheils Berliner Märchen:
Oh braungebackne Siegessäule
Mit Nebelzucker in den Wintertagen
Französische Kanonen überragen
Mein Fragen.
*Barbarossa 1771*

Das war eben die Sache, ach Gott, das sind doch Verkörperungen minderwertiger Art

Gefangene, die mir freiwillig ihre Orden und Ehrenzeichen abgegeben.

Zum Haschisch⟨:⟩ Der Zustand des Todes ist identisch mit dem der Herrschaft.

# Memorandum zu der Zeitschrift »Krisis und Kritik«

## Krisis und Kritik

Die Zeitschrift dieses Namens soll monatlich erscheinen, ohne sich an feste Termine zu binden. Dadurch soll einerseits flüchtiges und übereiltes Arbeiten vermieden, andrerseits die Möglichkeit offen gelassen werden, unter Umständen bei aktuellen Anlässen umgehend, unabhängig vom Monatstermin hervorzutreten.
Die Zeitschrift wird drei- bis viermal jährlich ein Beiheft ihrer laufenden Ausgabe beifügen. Diese Beihefte sind bestimmt, die kritischen und theoretischen Grundlagen der Kollektivarbeit, die naturgemäß in den laufenden Heften nur allmählich und tastend entwikkelt werden können, zusammenzufassen.
Hier folgen zunächst einige programmatische Angaben über die laufende Zeitschrift:
Sie hat politischen Charakter. Das will heißen, ihre kritische Tätigkeit ist in einem klaren Bewußtsein von der kritischen Grundsituation der heutigen Gesellschaft verankert. Sie steht auf dem Boden des Klassenkampfes. Dabei hat die Zeitschrift jedoch keinen parteipolitischen Charakter. Insbesondere stellt sie kein proletarisches Blatt, kein Organ des Proletariats dar. Vielmehr wird sie die bisher leere Stelle eines Organs einnehmen, in dem die bürgerliche Intelligenz sich Rechenschaft von den Forderungen und den Einsichten gibt, die einzig und allein ihr unter den heutigen Umständen eine eingreifende, von Folgen begleitete Produktion im Gegensatz zu der üblichen willkürlichen und folgenlosen gestatten.
Da die Zeitschrift sich ihre Grundlagen erst erarbeiten muß, kann sie sich im Ganzen nicht auf Autoritäten stützen. Sie muß sich vielmehr ihre Mitarbeiter unter der bürgerlichen Intelligenz im weitesten Sinne suchen, sofern sie nämlich Spezialisten auf irgendeinem Gebiet sind und sich in ihrer Haltung unbestechlich erwiesen haben. Es seien in diesem Sinn provisorisch einige Mitarbeiter genannt:

Benjamin
Hans Borchardt
Behne

Brentano
Brecht
Döblin
Dudow
Eisler
Franzen
Giedion
Gross
Hindemith
Ihering
Kracauer
Korsch
Kurella
Herman Kantorowicz
Lukácz
Hannes Meyer
Marcuse Musil
Piscator
Reger
Reich
Sternberg
Weill
Wiesengrund

Einzelne von den Genannten werden von Fall zu Fall als Redaktionsreferenten für Kritik der Literatur, Philosophie, Soziologie, Architektur, Musik etc. hinzugezogen werden.

Soweit die programmatische Zeitschrift. Die Aufgabe der Beihefte ist folgende:

Sie sollen unabhängig von Aktualitäten, aber im engsten Anschluß an die vorliegenden Beiträge der laufenden Zeitschrift zu einer Sammlung von Thesen kommen, die für die Mitarbeiter an den kommenden Heften der laufenden Zeitschrift verbindlich sein sollen. Das heißt: es ist den Mitarbeitern der laufenden Zeitschrift wohl gestattet, an einzelnen dieser Sätze, die sie etwa glauben ablehnen zu müssen, begründete Kritik zu üben, nicht aber in ihren eigenen Arbeiten diese Sätze zu ignorieren. Das Redaktionskomitee der Beihefte braucht nicht unter allen Umständen einstimmig hinter den Lehrsätzen beziehungsweise Artikeln zu stehen, die es selbst in die Zeitschrift gibt oder zur Veröffentlichung in ihr zuläßt; daher ist

es erforderlich, daß alle Thesen, beziehungsweise Ausführungen in den Beiheften von demjenigen Mitglied oder denjenigen Mitgliedern des obersten Redaktionskomitees gezeichnet werden, die sie verfaßt, beziehungsweise sich mit ihnen einverstanden erklärt haben. Der Ehrgeiz aller Schreibenden müßte sein, von jedem ihrer Beiträge in der laufenden Zeitschrift mindestens einen Satz in die Beihefte aufgenommen zu sehen.

Der Beginn der Arbeit an der Zeitschrift würde so vor sich gehen, daß an die in Aussicht genommenen Mitarbeiter ein Fragebogen, dessen Entwurf vorbehalten bleibt, gesandt würde, auf den die Antworten, soweit sie Interesse haben, in der laufenden Zeitschrift abgedruckt, zum Teil auch in dem ersten Beiheft, das der ersten Nummer beiliegen soll, gesichtet würden. Dieser Fragebogen hätte den Charakter eines Interviews, das sich auf die theoretische Haltung der Mitarbeiter in den Fragen ihres Spezialfachs bezieht.

# Anmerkungen der Herausgeber

ZUM INHALT Die »Gesammelten Schriften« insgesamt sind nach abgeschlossenen und Fragment gebliebenen Texten, die fragmentarischen Texte ihrerseits in drei Gruppen gegliedert: (1) Notizen und Entwürfe, die Vorstufen, seltener auch Nachträge zu abgeschlossenen Arbeiten darstellen, werden in den wissenschaftlichen Apparaten der entsprechenden Arbeiten in den Bänden 1 bis 4 benutzt und zum Teil abgedruckt; (2) die zum Passagenkomplex gehörenden Fragmente finden sich im fünften Band vereinigt; (3) die sonstigen fragmentarischen Texte Benjamins und seine autobiographischen Schriften werden im vorliegenden sechsten Band unter den Titeln (a) »Fragmente vermischten Inhalts« und (b) »Autobiographische Schriften« nebst einem (c) »Anhang« abgedruckt.

(a) Nach Aussonderung der Fragmente zum Passagenwerk und der Paralipomena zu den abgeschlossenen Arbeiten verblieb ein immer noch umfangreicher Teil von Aufzeichnungen aus dem Nachlaß Benjamins, aus dem zunächst knapp 200 separiert und zur Gruppe der »Fragmente vermischten Inhalts« zusammengefaßt wurden. Ausschlaggebend bei der Auswahl waren erkennbare gedankliche oder konzeptionelle Selbständigkeit und der rudimentäre, oft weit und dennoch nicht bis zum optimalen Grad stilistischer und gedanklicher Durcharbeitung gediehene Formcharakter der einzelnen Stücke. Sie reichen vom Stichwort und Anakoluth, der Notierung mehr oder weniger geordneter Gedanken und Brouillons über Definitionen, Schemata und Thesen, Gliederungen und Dispositionen bis zu Aphorismen, Reflexionen, Betrachtungen, Charakteristiken und Fragmenten – im Sinne der Gattung – und bis zu Kritiken, Aufsätzen und Abhandlungen – gelegentlich von beträchtlichem Umfang, fast immer unabgeschlossen und oft genug in der Mischform ausgearbeiteter, aber von Stichworten, Notizen, Dispositionen, bibliographischen Daten und Exzerpten unterbrochener Passagen. Gediehen manche Aufzeichnungen anscheinend dennoch bis zu dem Optimum an Durcharbeitung, das ihre Aufnahme in die Bände 1 bis 4 gerechtfertigt hätte, so gaben der verschiedene Autorisierungsgrad (s. etwa Bd. 2, 1410), darin sich ausdrückende Skrupel und die auffallende Tendenz Benjamins zur Sekretierung der Texte den Ausschlag, sie den Fragmenten dieses Bandes vorzubehalten. Dabei erleichterten Selbstzeugnisse Benjamins, die mutatis mutandis auf den gesamten Komplex der »Fragmente vermischten Inhalts« – zumindest die frühen, weit über die Hälfte zählenden Fragmente aus den Jahren 1916 bis 1922 – bezogen werden können, den Herausgebern die Entscheidung. So schrieb Benjamin 1916, er habe *wohl mehrere neue Arbeiten begonnen, aber keine auch nur halbwegs geendet. Das hängt mit der Größe der Gegenstände, die mich beschäftigen, zusammen.* (Briefe, 124) Über die Aufzeichnung *Eidos und Begriff* (s. fr 15, 29-31) schrieb er: *sie ist improvisiert, unscharf und die Dinge müßten in ganz andrer Breite untersucht werden*; und zuvor: *ich habe wenig Freude daran* (10. 2. 1918, an Gershom

Scholem). Oder er sprach gelegentlich seiner intensiven erkenntnis- und sprachtheoretischen Studien von seinen Bedrängnissen – äußerlichen durch *die trostlosen Wohnungsnöte* und innerlichen *durch eine Fülle von Aufgaben*[,] *da die gehemmte Nötigung Eignes auszusprechen keine gänzlich freie Bahn findet. Meine Gedanken sind teils noch zu unentwickelt, flüchten vor mir beständig und was ich greife bedarf des genauesten Fundaments um ausgesprochen werden zu dürfen.* (Briefe, 187) Charakteristisch sind auch die Bemerkungen zur philosophischen Korrespondenz mit Scholem, die *in mir Gedanken aufgeregt* hat, *die ich mich* [...] *noch nicht fähig finde* [...] *mitzuteilen. Ich versage es mir mit Schmerzen aber ich kann mich nicht entschließen allzu Unfertiges von mir zu entlassen sondern lege mir dieses Schweigen als einen Stachel an im Nachdenken nicht abzulassen.* (Briefe, 170) Beides: die schmerzenden Skrupel über *Unfertiges* und das nicht Ablassen *im Nachdenken*, bestimmen den Charakter nicht nur der frühen Fragmente, bedeutender Zeugnisse von Arbeit und Anstrengung des Begriffs, die Benjamin auf sich nahm. Vorab die frühen Fragmente bilden etwas wie einen Fundus von Motiven, Kategorien und Materien vieler abgeschlossener Arbeiten, der manche ihrer schwierigen gedanklichen Komplexionen im analytischen Nebeneinander liegengelassener Niederschriften erhellen hilft. Viele wirken wie Exerzitien der Selbstverständigung eines Denkens, das seiner Gegenstände und Darstellungsformen tastend und bohrend erst sich zu versichern sucht. Ihrem aufmerksamen Studium, dem Durchgang durch die kategorialen Analysen und Klärungen, durch die metaphysisch-theologischen Setzungen und Voraussetzungen dürfte einiges von dem Geheimnisvollen des jüngeren Benjamin sich lichten.

Die Fülle der sachlichen und kategorialen Aspekte des Materials stellte die Herausgeber vor schwierige Probleme seiner Anordnung. Fragmentarisch im weitesten Sinn, finden sich dennoch die einzelnen Stücke, ob ungemischt oder gemischt, auf einer weiten Skala zwischen den Grenzwerten des Stichworts und dem faktisch abgeschlossenen, den Autor aber aus unterschiedlichen Gründen nicht befriedigenden Text. Dies konnte, prima vista, die Gliederung nach literarischen Formen, mehr oder weniger rudimentären oder entwickelten kürzeren und längeren Darstellungsarten nahelegen, verbot sich aber bald wieder angesichts der zahlreichen Mischformen, die näher besehen nur den stark schwankenden Durcharbeitungsgrad, den Wechsel von Ausführung und Improvisation oder Unterbrechung und Wiederaufnahme oft noch nach Jahren anzeigen. Zwar schied der Einteilungsgrund nach Formen bei der Anordnung nicht völlig aus, doch drängte sich ein anderer, plausiblerer vor: der nach Sachgebieten. Dabei zeigte sich, daß die Masse der frühen Aufzeichnungen fast zwanglos sich ordnete nach traditionellen philosophischen und wissenschaftlichen Disziplinen wie Erkenntnistheorie, Sprachphilosophie, Ethik, Ästhetik,

Geschichts- und Religionsphilosophie, Anthropologie, Psychologie, ungeachtet der kritischen und unkonventionellen Stellung Benjamins zu ihnen; und daß die späteren Fragmente um spezifisch Benjaminsche Gegenstände und Themen wie Literaturkritik und -politik, Para- und Grenzwissenschaftliches, Sach- und Kulturphysiognomisches sich zentrierten. Gerade dabei war aber das Tendieren der Stücke zum distinkten Formcharakter nicht zu übersehen. Im Laufe der Jahre fand Benjamin stets deutlicher zum Gebrauch und zur Beherrschung ihm eigentümlicher, oft dem frühromantischen Kanon affiner Formen wie der Charakteristik, Kritik, Reflexion, Betrachtung und Beobachtung. Auch dem konnte bei der Anordnung zwanglos Rechnung getragen werden. Nach gründlichen Erwägungen und verschiedenen, wieder verworfenen Gruppierungsversuchen gelangten die Herausgeber schließlich zu folgender Gruppierung der Fragmente:

In einer ersten Gruppe wurden die – überwiegend frühen – Fragmente »Zur Sprachphilosophie und Erkenntniskritik« zusammengefaßt. Dabei sollte einerseits ihre enge Verwiesenheit aufeinander, andererseits ihr sachliches Eigengewicht – der signifikationskritische Akzent der bedeutungs- und symboltheoretischen Erörterungen dort, der erkenntniskritische der wahrnehmungs- und erfahrungstheoretischen hier – zum Ausdruck kommen; deshalb wurden sie innerhalb der Gruppe einander nachgeordnet. – Nach analogen Gesichtspunkten wurden in einer zweiten Gruppe die Fragmente »Zur Moral und Anthropologie« vereinigt. Die vorwiegend Kant-kritischen moralischen Reflexionen wurden den psychologiekritischen und kasuistischen, antimythologisch-theologisch akzentuierten Aufzeichnungen zur Anthropologie vorangestellt, wie sehr auch beide gerade hier aufeinander verweisen. – Dies gilt nicht weniger für eine dritte Gruppe gleichfalls überwiegend früher Fragmente »Zur Geschichtsphilosophie, Historik und Politik«, in der die Aufzeichnungen zur Bedeutung der Geschichte und der Geschichtsschreibung zusammengefaßt und den mehr applikativ akzentuierten politischen Reflexionen und Analysen – darunter solchen, die wertvolle Aufschlüsse über die verschollenen Arbeiten zur Politik gewähren dürften (s. Bd. 2, 1423) – vorangestellt wurden. – Eine vierte Gruppe versammelt Fragmente »Zur Ästhetik«, unterteilt nach denen zu einem Sachkomplex, der Benjamin sehr früh und noch über Jahre hinweg beschäftigte – den Aufzeichnungen über Phantasie und Farbe – und mehr generellen, kategorial interessierten. – Um die kennzeichnenden konkretästhetischen, gegen den traditionellen Formalismus gerichteten Intentionen Benjamins, vor allem auch die Untrennbarkeit von literarischer Form und gedanklichem Gehalt in der sprachlichen Darstellung deutlich werden zu lassen, haben die Herausgeber die insgesamt weitaus größere Masse der im allgemeinsten Wortsinn ästhetischen Fragmente weiter unterteilt und zunächst eine fünfte Gruppe, die der »Charakteristiken und Kritiken«,

gebildet, in der die den »Ästhetischen Fragmenten« des zweiten und den »Kritiken« des dritten Bandes oft sehr nahe kommenden Aufzeichnungen versammelt sind. Zeugen sie – im Sinne Friedrich Schlegels – von der Vollendung der urteilenden Kritik in der darstellenden, so war besonders der spätere Benjamin um deren Typus und Theorie bemüht. – Dies erlaubte die Abtrennung einer sechsten Gruppe von Aufzeichnungen »Zur Literaturkritik« aus der Zeit um 1930, die sämtlich um den Plan einer durchgreifenden Reform der Kritik in literaturpolitischer Absicht zentriert sind. – Eine siebte Gruppe von Aufzeichnungen »Zu Grenzgebieten« – gleichfalls überwiegend späteren, charakteristisch Benjaminschen Reflexionen über Graphologie, Telepathie, Astrologie, Masken und Mimesis – ordnete sich wie von selbst an. – Schließlich wurden in einer achten und letzten Gruppe – der zweiten unter Formaspekten gemachten Ausnahme – »Betrachtungen und Notizen« zusammengefaßt, um diese von Benjamin bevorzugten Formen über den gesamten Zeitraum seiner Schriftstellerei zu dokumentieren. Dabei sind die Gattungsbezeichnungen für die aperçu- und fragmentartigen, aphoristischen, anekdotischen und physiognomisierenden Aufzeichnungen über ästhetische, literarische, geographische und psychologische Charaktere – von denen manche den *Denkbildern* des vierten Bandes nahekommen – wie übrigens auch die meisten Gebietsnamen in den Zwischentiteln der »Fragmente vermischten Inhalts« in den Benjaminschen Texten selber mehrfach verbürgt.

Darüber hinaus konnte bei der Anordnung der acht Fragmentengruppen ein weiterer Formaspekt durchgängig Berücksichtigung finden. Eine frühere, von den Herausgebern wieder verworfene Gliederung hatte eine eigene Gruppe von Aufzeichnungen »Zu geplanten Arbeiten« vorgesehen – solchen, bei denen aus Titel oder Text unmittelbar oder aus Briefen und anderen Zeugnissen mittelbar Benjamins Absicht hervorging, entsprechende Vorhaben in Angriff zu nehmen und womöglich zu vollenden. Da sich zeigte, daß diese Notizen in sechs der acht Gruppen zwanglos sich einordnen ließen und in den meisten Fällen die dort versammelten sachlich und gedanklich ergänzen, in ihrem Verständnis weiter erhellen und oft auch chronologisch präzisieren halfen, druckten die Herausgeber sie jeweils hinter den betreffenden Aufzeichnungen ab. Ähnliches gilt für eine ursprünglich geplante Gruppe von »Schemata und Definitionen«, die, nachdem einmal der Formgesichtspunkt für die Anordnung zurückgetreten war, gleichfalls den Sachgruppen ohne Schwierigkeiten sich inkorporieren ließ. Dies geschah so, daß bei den Gruppen mit einem, zwei oder drei sachlichen Haupttopoi zunächst die Fragmente zum ersten Topos abgedruckt wurden, danach – durch einen Asteriskus abgetrennt und wo immer vorhanden – die zugehörigen Fragmente ›Zu geplanten Arbeiten‹, dann – erneut durch Asteriskus abgetrennt – die Fragmente zum zweiten Topos und zum Schluß – nach weiterer Asteriskusmarkierung – wiederum die

einschlägigen Fragmente ›Zu geplanten Arbeiten‹. Bei der fünften und sechsten Fragmentengruppe war nur eine einfache Asteriskusmarkierung erforderlich; bei der siebten und achten konnten Abtrennungen ganz entfallen. Zur genauen Übersicht über die Fragmentengruppen und -untergruppen wird der Leser auf das detaillierte Inhaltsverzeichnis am Ende des Bandes verwiesen (s. 834-839). – Schließlich bleibt darauf hinzuweisen, daß die Fragmente innerhalb jeder der acht Hauptgruppen und wiederum innerhalb jeder der Untergruppen – wo immer solche gebildet wurden – chronologisch angeordnet sind, um den Anfang der Beschäftigung Benjamins mit einer Thematik und ihre Dauer zu dokumentieren. Dabei konnten sich die Herausgeber nur in der geringeren Zahl der Fälle auf verläßliche Zeugnisse stützen; bei der Mehrzahl waren sie auf mancherlei Induktionen, oft auf bloße Vermutungen angewiesen. Eine grobe Chronologie der acht Fragmentengruppen selber ließ nur insoweit sich einhalten, als die jeweils größere Anzahl der Stücke in den ersten vier aus den Jahren 1915/1916 bis 1921/1922 – mit dem Gewicht auf den Jahren 1917 bis 1920 – und die in den letzten vier aus den späten zwanziger und frühen dreißiger Jahren stammt.

(b) Die »Autobiographischen Schriften« vereinen Texte durchaus disparaten Charakters. Wenn Benjamin in der *Berliner Chronik* die Tatsache, daß er *ein besseres Deutsch* schreibe *als die meisten Schriftsteller* seiner *Generation*, auf die *Beobachtung einer einzigen kleinen Regel* zurückführt, nämlich *das Wort »ich« nie zu gebrauchen, außer in den Briefen* (475), so ist den Arbeiten der vorliegenden Gruppe gemeinsam, daß alle im engeren oder weiteren Sinn in der ersten Person singularis stehen. Im engeren Sinn, da in ihnen jenes Pronomen ständig gebraucht wird; im weiteren, weil sie wie immer vermittelter Ausdruck individueller Erfahrungen sind. Man wird Benjamin zwar kaum zugeben, daß das Deutsch der autobiographischen Schriften ›schlechter‹ als das der autorisierten sei; seine Idiosynkrasie gegenüber der Kundgabe der eigenen Subjektivität veranlaßte ihn jedoch, diese Texte von der Veröffentlichung auszuschließen. Noch dort, wo er beim Beginn der Niederschrift – wie im Fall der *Berliner Chronik* – eine Publikation beabsichtigte, gab er den Gedanken wieder auf; erst die ungleich objektiviertere Gestalt, in der die gleichen Motive in der *Berliner Kindheit um neunzehnhundert* begegnen, war im Ernst für den Druck bestimmt. Daß die autobiographischen Schriften nicht zur Veröffentlichung gedacht waren, mag dann wiederum der Grund dafür gewesen sein, weshalb die meisten nicht in dem Grad durchformuliert sind wie die Arbeiten der Bände 1 bis 4 der »Gesammelten Schriften«. Beides aber, die Sekretierung der Texte durch ihren Autor wie seine fehlende letzte Hand, wenn man will: daß diese Prosa zwar *komponiert*, kaum aber *gebaut*, geschweige denn *gewoben* ist (s. Bd. 4, 102), rechtfertigt es, die »Autobiographischen Schriften« neben die »Fragmente vermischten Inhalts« zu stellen, von denen das gleiche gilt.

Die »Lebensläufe«, die die Gruppe eröffnen, sind deutlich unterschieden von den anderen autobiographischen Schriften; sie stellen in gewissem Sinn nur erst Präludien zu diesen dar. Benjamin verfaßte sie zu bestimmten Zwecken, etwa für den Habilitationsantrag oder um eine Stelle oder ein Stipendium zu erlangen. Sie sind dem jeweiligen Adressaten zugedacht, geschrieben gleichsam in einer Rollensprache, von der der Autor sich das Erreichen seines Zweckes erhoffte. Anders die übrigen »Autobiographischen Schriften«, deren ›Ich‹ primär sich mit sich selber zu verständigen bemüht ist, jedenfalls an keinem Leser sich orientiert. Deshalb wurden die »Lebensläufe« einerseits, die sonstigen Autobiographica andererseits gesondert nach den Chronologien ihrer Entstehung angeordnet.
Sowohl dem Umfang nach wie inhaltlich liegt das Gewicht der »Autobiographischen Schriften« auf den tagebuchartigen Aufzeichnungen der Jahre 1906 bis 1939. Es ist schwer zu entscheiden, ob Benjamin über längere Zeiten kontinuierlich Tagebuch geführt hat. Der Beginn von fr 156 scheint es nahezulegen: *Neben dem eigentlichen Tagebuch herlaufend, sollen hier eine Anzahl von Notizen über das Spiel stehen* (190). Jedoch ist angesichts der ungesicherten Datierung (s. 751) nicht völlig auszuschließen, daß mit dem *eigentlichen Tagebuch* eines der überlieferten aus dem Jahre 1931 gemeint ist. Der Charakter der erhaltenen Tagebücher, aber etwa auch eine Notiz wie: *Es hilft nichts; mir entgeht zu viel. Ich muß doch eine Art von Tagebuch schreiben, in das ich die wichtigsten Gesprächsmotive dieser Tage eintrage* (416), sprechen eher dafür, daß Benjamin kein durchgehendes Journal führte. Er bedurfte jeweils des besonderen Anlasses, meistens einer Reise oder des Zusammenseins mit einer ihm bedeutenden Person wie Brecht. Dann allerdings entstanden Aufzeichnungen von einer Schärfe der Beobachtung und Prägnanz der Darstellung, die Benjamin als fulminanten Diaristen ausweisen. Zugleich dienten die Tagebücher ihm als Reservoir, aus dem er für die zum Druck bestimmten Arbeiten vielfach schöpfte. Zahlreiche Aufschlüsse über die literarische Technik Benjamins dürfte es liefern, etwa die *Denkbilder* des vierten Bandes jetzt mit ihren Vorstufen in den Tagebüchern konfrontieren zu können. – Es ist davon auszugehen, daß nicht alle Tagebuchaufzeichnungen erhalten sind. Die *Verstreuten Notizen Juni bis Oktober 1928* etwa stehen in einem Heft, welches Benjamin seinem Jugendfreund Alfred Cohn geschenkt hatte; die Notizen *Mai-Juni 1931* befanden sich im Besitz von Stefan Brecht, dem Sohn des Dichters: wahrscheinlich, daß Benjamin auch anderen Freunden Hefte schenkte, die noch nicht wiederauftauchten. Zumindest gab es weitere Tagebuchaufzeichnungen über Gespräche mit Brecht von März bis Mai 1930, die Benjamin 1938 noch vorlagen (s. Bd. 2, 1372), heute aber verschollen sind. Im Berliner Benjamin-Nachlaß ist eine Art Inventarverzeichnis vorhanden, das dem Schriftduktus nach um 1920, eher noch etwas früher angefertigt sein dürfte; zwei Eintragungen – *II Langer brauner Karton: Erinnerungen aus der*

*Schul- und Studentenzeit* und *VIII Blauer Karton: Tagebücher und Verwandtenbriefe außer denen der Eltern* (Literaturarchive der Akademie der Künste der DDR, Bestand Benjamin, Sign. 51/4) – enthalten Hinweise auf Autobiographica, von denen es unwahrscheinlich ist, daß sie unter den überlieferten, im vorliegenden Band abgedruckten sich befinden. Das *Wachstuch-Tagebuch nach Heinles Tod* (a. a. O., Sign. 51/1) schließlich, das auf einem wohl nach 1933 beschriebenen Zettel erwähnt ist, auf dem einige Manuskripte aufgezählt werden, die Franz Hessel zur Aufbewahrung übergeben waren, ist definitiv nicht mehr vorhanden. – Mit Ausnahme eines kurzen *Tagebuchs für Schreiberhau*, das der zehnjährige Benjamin im Sommer 1902 schrieb (s. Benjamin-Archiv, Ms 1179–1185), haben die Herausgeber sämtliche ihnen zugänglichen Tagebuchaufzeichnungen vollständig abgedruckt.
Die *Berliner Chronik*, die im Frühjahr und Sommer 1932 niedergeschrieben wurde – »unmittelbar autobiographische Aufzeichnungen über Erinnerungen und Vorgänge seiner [scil. Benjamins] Kindheit, Schul- und Studentenzeit« (Scholem, Engel, 174) – unterbricht die Abfolge der tagebuchartigen Aufzeichnungen an der Stelle, an der sie nach der Chronologie der Niederschrift steht. Wohl stellt die *Berliner Chronik* die »Keimzelle« (a. a. O.) der *Berliner Kindheit um neunzehnhundert* dar, ist aber dennoch dieser gegenüber eine selbständige Arbeit; drei Fünftel des älteren Textes haben in dem jüngeren »keinerlei Entsprechung« (a. a. O.), man wird die *Berliner Kindheit* deshalb auch nur in eingeschränktem Sinn eine Umarbeitung der *Chronik* nennen dürfen. Zu vermuten ist, daß Benjamin die *Berliner Chronik* unvollendet liegen ließ, weil sie nach dem Maß seiner literarischen Produktion unzulässig privat geraten war. Um so wertvoller freilich »sind diese Aufzeichnungen [...] für ein Verständnis der Person und der Biographie Benjamins« (a. a. O.). – Eine Reihe kleinerer Notizen mit unverkennbar autobiographischen Intentionen, darunter der rätselvolle *Agesilaus Santander*, ist ebenfalls in die Chronologie der Tagebuchaufzeichnungen eingefügt worden.
(c) Von den im Anhang abgedruckten Texten stehen die »Protokolle zu Drogenversuchen« den autobiographischen Schriften sehr nahe, während der *Wandkalender der »Literarischen Welt« für 1927* und das »Memorandum zu der Zeitschrift ›Krisis und Kritik‹« im œuvre Benjamins isoliert geblieben sind und in der Anordnung der »Gesammelten Schriften« eine Sonderstellung beanspruchen mußten.

Zum Text Das dem Abdruck zugrunde liegende Textmaterial des sechsten Bandes setzt sich aus Manuskripten des im Benjamin-Archiv Theodor W. Adorno aufbewahrten Nachlaßteils und einigen – teils ur-, teils abschriftlichen – Aufzeichnungen aus der Sammlung Scholem zusammen; dazu kommen einige wenige Manuskripte, die im Bertolt-Brecht-Archiv in Berlin

und in der Pariser Bibliothèque Nationale vorhanden sind. Vor allem bei den »Fragmenten vermischten Inhalts« handelt es sich weitgehend um Einzelblätter der verschiedensten Formate und Papiersorten, die überwiegend mit Tinte, gelegentlich auch mit Blei, und zwar bis etwa 1916/17 weitzügig, oft flüchtig und ab etwa 1917/18 in der später nur wenig variierten, charakteristisch enggeführten Kleinschrift Benjamins beschrieben sind, wobei Materialbeschaffenheit und Schriftduktus wichtige, nicht selten die einzigen Hinweise auf die Entstehungszeit gaben. Zahlreiche Blätter sind aus Notizblöcken, manchmal aus Kladden herausgetrennt und fanden sich entweder über das Nachlaßmaterial weit verstreut oder mit gleichartigen und anderen zu Konvoluten vereinigt. Sie verweisen auf den früh bezeugten Usus Benjamins, seine Aufzeichnungen in einer ganzen Zahl solcher Blöcke und Kladden festzuhalten, zu denen später mehrere von Alfred Cohn verfertigte Hefte bis zu Kleinbuchformat hinzukamen. Die Einzelblätter und -blättchen werden im Apparat jeweils kurz beschrieben; die erhaltenen Hefte und Blöcke – Sammelhandschriften – seien an dieser Stelle aufgeführt und charakterisiert:

1 Schwarzes Lederheft, Benjamin-Archiv, Ms 673, S. 1-82. – Aus dem in Bd. 5, 1337, beschriebenen Heft wurden 7 Aufzeichnungen aus den Jahren 1927 bis 1930 in die »Fragmente vermischten Inhalts« sowie das *Tagebuch meiner Loire-Reise* und die *Notizen von der Reise nach Frankfurt 30 Mai 1928* aufgenommen.

2 *Mittleres Pergamentheft*, Benjamin-Archiv, Ms 674, S. 1-67. – Gelbliches Papier mit längsgeripptem Wasserzeichen, das ursprünglich von Hand in Pergament mit Lederrücken eingebunden war, aus dem es sich inzwischen gelöst hat; die Seiten vom Format 17,6×12,3 cm sind bis S. 67 beschrieben, der umfangreiche Rest blieb leer. Benjamin benutzte das Heft von 1930 bis etwa 1934. – Aufgenommen wurden 2 Aufzeichnungen unter die Fragmente, außerdem enthält das Heft das *Tagebuch vom 7.8.1931 bis zum Todestag*, die beiden Fassungen des *Agesilaos Santander*, die *Notizen Svendborg Sommer 1934* und die *Materialien zu einem Selbstporträt.*

3 Pergamentheft, Sammlung Scholem, S. 1-64. – Den Herausgebern stand lediglich eine Photographie der von Benjamin auch einmal *Pergamentbuch* (Briefe, 487) genannten Handschrift zur Verfügung. Beim Original handelt es sich um sehr dünnes Papier im Format von ca. 22×12,5 cm; zu den Entzifferungsschwierigkeiten s. die Anm. zu fr 114, 715. – Das Heft enthält die verschiedensten Aufzeichnungen und Niederschriften, überwiegend aus den Jahren 1928 bis 1930, von denen 5 unter den »Fragmenten vermischten Inhalts« und die *Verstreuten Notizen Juni bis Oktober 1928* unter den »Autobiographischen Schriften« abgedruckt wurden.

4 Erster Notizblock, Benjamin-Archiv, Ms 676-715. – Die in dem ca. 13×7,5 cm großen Block mit blauem Pappdeckel verbliebenen 41, in der Höhe ca. 1,3 cm kleineren Blätter machen nur etwa die Hälfte der ursprünglich vorhandenen aus.

Wie am zusammengehefteten Kopf des Blocks und den perforierten Blattresten erkennbar, wurde die andere Hälfte – unregelmäßig und an den verschiedensten Stellen – herausgetrennt, von der sich einzelne Blätter im Nachlaß wiederfanden; soweit sie die gleichen Tintenverschmierungen an den unteren Rändern aufweisen, wie sie die meisten im Block verbliebenen haben, konnten sie als ursprünglich zu ihm gehörig identifiziert werden. Über 30 von den darin verbliebenen 41 – darunter ein Leerblatt – enthalten im vorliegenden Band abgedruckte Fragmente aus den Jahren 1916 bis 1921 und später.

5 Zweiter Notizblock, Benjamin-Archiv, Ms 716-745. – Der Block hat ein Format von ca. 12×9 cm, die Höhe der Blätter ist um ca. 1 cm geringer. Ein Rest des – abgerissenen oder abgefallenen – blauen Pappdeckels ist am Kopf erhalten. Nach ihm zu schließen, dürfte der Block etwa das Doppelte der verbliebenen 30 Blätter enthalten haben. Auf 18 von diesen finden sich Aufzeichnungen überwiegend aus den Jahren 1928 bis 1930, die unter die »Fragmente vermischten Inhalts« aufgenommen wurden.

6 Dritter Notizblock, Benjamin-Archiv, Ms 746-761. – Der Block mit blauem tintenverschmierten Deckel hat ein Format von ca. 11,5×7,5 cm, die Blätter sind ca. 1 cm kürzer. Den im Kopf verbliebenen Abrißstreifen nach dürfte auch er etwa das Doppelte der in ihm noch vorhandenen 37 Blätter enthalten haben. Davon sind 21 unbeschrieben bzw. hin und wieder bekritzelt, daher auch ohne Signatur. Nur auf 4 von den 16 mit diversen Notizen beschriebenen fanden sich Aufzeichnungen – sie stammen aus den Jahren 1932/33 –, die unter die »Fragmente vermischten Inhalts« aufgenommen werden konnten.

Die Bezeichnung *Mittleres Pergamentheft* ist Benjamins eigene (s. Bertolt-Brecht-Archiv, Sign. 2060/16), die übrigen Bezeichnungen wählten die Herausgeber. Nach ihnen werden die Sammelhandschriften in den Einzelapparaten durchgängig zitiert – und zwar »Schwarzes Lederheft«, *Mittleres Pergamentheft* und »Pergamentheft SSch« mit nachgestellter Seitenangabe und »Erster«, »Zweiter« und »Dritter Notizblock« mit nachgestellter Signatur des jeweiligen – im Falle der Blöcke einzeln signierten – Blattes. – Die Einzelblätter aus dem Benjamin-Archiv werden nur mit der Archivsignatur und der vorangestellten Abkürzung des Zeugentyps bezeichnet: »Ms (bzw. Ts) x«, die in der Sammlung Scholem vorhandenen Zeugen mit der Abkürzung »SSch«, nachgestellter Angabe des Zeugentyps und ggf. Seitenzahl.

Bei der Darbietung der oft nur mühsam zu entziffernden Texte waren die Spuren der Arbeit, das Improvisatorische, vielfach Flüchtige der Niederschrift, die Abbrüche, Wiederaufnahmen und Einschiebungen so treu wie möglich zu dokumentieren. Das gilt bei den »Fragmenten vermischten Inhalts« namentlich auch für die annähernde Bewahrung der Figuren, Schemata und Dispositionen in ihrer Benjaminschen Anordnung durchs Druckbild, wie sie schon bei den Paralipomena in den Bänden 1 bis 5 ange-

strebt wurde. In zwei Fällen wurden schematische Figuren im Faksimiledruck wiedergegeben, in einigen anderen wurde ein kleinerer Schriftgrad gewählt, um die Anordnung der Aufzeichnungen in größeren und kleineren Kolonnen zu erhalten. Die Anordnung der »Fragmente vermischten Inhalts« blieb in den Fällen, in denen sich auf einem Blatt oder bei Blattfolgen mehrere, dem Inhalt wie der Entstehungszeit nach verschiedene Aufzeichnungen finden, beim Abdruck grundsätzlich erhalten; das gilt vor allem für die Notizen- und Aphorismengruppen und die durch Schemata, Dispositionen, bibliographische Daten, Titel u.ä. unterbrochenen Aufzeichnungen.

Über das Verfahren bei der Textrevision, das von dem der abgeschlossenen Arbeiten in den Textteilen der ersten vier Bände abweicht, bei den in den Apparatteilen dieser Bände wiedergegebenen Paralipomena sowie bei den *Zentralpark*-Fragmenten im Textteil des zweiten Bandes aber bereits angewandt wurde, ist im fünften Band zusammenfassend berichtet worden (s. Bd. 5, 1075-1078). Für den Leser des vorliegenden Bandes, der jenen Bericht nicht zur Hand hat, werden im folgenden die notwendigsten Angaben wiederholt.

Unleserliche Wörter werden durch ⟨xx⟩ wiedergegeben, dabei bezeichnet die Anzahl der x die vermutete Anzahl der nicht entzifferten Wörter. Unsichere Lesungen werden durch ein nachgestelltes ⟨?⟩ kenntlich gemacht. Sind bei einem Wort zwei Lesungen möglich, so wird die weniger wahrscheinliche der wahrscheinlicheren in Winkelklammern nachgestellt und mit einem Fragezeichen versehen. Textverluste durch Beschädigung des Papiers oder zu stark verblaßte Tinte werden im edierten Text nach Möglichkeit rekonstruiert und in Winkelklammern gesetzt.

Auf eine Vereinheitlichung oder gar Modernisierung der *Orthographie* ist verzichtet worden. Die vorgenommene Revision beschränkt sich auf die Berichtigung eindeutig fehlerhafter Textstellen. Häufig sind in den Manuskripten Personen- und Ortsnamen falsch geschrieben worden, nicht selten finden sich auch irrtümliche Datumsangaben: hier nahmen die Herausgeber eine stillschweigende Korrektur vor. Andere offenkundige Verschreibungen sowie orthographische Fehler wurden gleichfalls korrigiert, jedoch im edierten Text selber dadurch gekennzeichnet, daß sie, als Herausgeberkonjekturen, in Winkelklammern gesetzt sind. Lediglich die nicht sehr häufigen Dittographien wurden wiederum stillschweigend getilgt. Uneinheitlichkeiten der Manuskripte sind in der Regel bewahrt worden; so auch der Verzicht auf Punkte nach abgekürzten Wörtern, der charakteristisch für Benjaminsche Manuskripte ist.

Bei der Ergänzung von *Interpunktions*zeichen übten die Herausgeber äußerste Zurückhaltung. Nur in den seltenen Fällen, in denen ein fehlendes Komma einen Satz un- oder mißverständlich machen konnte, wurde es in Winkelklammern hinzugefügt. Darüber hinaus erwies sich in den »Frag-

menten vermischten Inhalts« die gelegentliche und dann in gleicher Weise gekennzeichnete Hinzufügung von Gedankenstrichen, Semikola oder Punkten als erforderlich. Hervorhebungen, die in den Manuskripten als Unterstreichungen erscheinen, werden durch Kursivdruck wiedergegeben. Runde ( ) und eckige Klammern [ ] im Textteil stammen von Benjamin und wurden beibehalten, auch wenn ihre Unterscheidung manchmal willkürlich ist.

Redaktionelle *Hinzufügungen der Herausgeber* werden in Winkelklammern 〈 〉 gesetzt. Auf nicht zu Ende geführte Formulierungen wird durch 〈abgebrochen〉 hingewiesen. Gelegentlich erschien es angebracht, unvollständige oder sonst fehlerhafte syntaktische Konstruktionen, deren Berichtigung nicht ohne weiteres auf der Hand lag oder auf verschiedene Weise möglich war, stehenzulassen und durch ein 〈sic〉 zu kennzeichnen. In einigen Fällen ließen die Herausgeber auch eine irrtümliche Sachangabe stehen, weil sie charakteristisch schien; sie wurde dann unmittelbar anschließend in Winkelklammern mit vorangestelltem 〈recte: ...〉 korrigiert.

Der Text der *Exzerpte und Zitate* folgt dem Wortlaut der Benjaminschen Quellen, soweit diese den Herausgebern zugänglich waren. War eine von Benjamin benutzte Quellenschrift nicht erreichbar, so ist möglichst eine andere Ausgabe zur Kontrolle herangezogen worden. Wenn keine andere Ausgabe vorhanden oder erreichbar war, mußte dem Wortlaut des Benjaminschen Exzerpts vertraut werden. Der in den Manuskripten völlig uneinheitliche Gebrauch von An- und Abführungszeichen ist normalisiert worden, und zwar wurden Zitate in doppelte, Zitate in Zitaten in einfache Anführungszeichen gesetzt; gelegentlich fehlende Anführungszeichen wurden in Winkelklammern ergänzt.

Die *Quellennachweise* in den Fragmenten werden wörtlich nach den Benjaminschen Manuskripten wiedergegeben, auch wenn diese Angaben bibliographisch unbefriedigend sind. In Fällen, in denen nur wenige Angaben zu ergänzen waren, wurden diese im Textteil in Winkelklammern beigefügt, in den übrigen Fällen – vor allem bei Literaturlisten oder um das Textbild zu entlasten – sind die Angaben im Nachweisteil des Apparats in extenso nachgetragen worden.

Sämtliche »Fragmente vermischten Inhalts« wurden, ungeachtet ihres Umfangs oder ihrer Zusammensetzung, durch alle Gruppen und Untergruppen durchlaufend gezählt und die Nummern mit der vorgesetzten Abkürzung »fr« in Winkelklammern an das Ende des jeweiligen Fragments gesetzt. Im Apparat wurde umgekehrt verfahren: um die Auffindung zu erleichtern, stellten die Herausgeber die Sigle »fr x« vor den Titel oder das Incipit in der Überschriftszeile.

ZUM APPARAT Bei der Einrichtung des Apparats verfuhren die Herausgeber im wesentlichen wie in den Bänden 1 bis 4 der »Gesammelten Schriften« (s. Bd. 1, 789-795).
Im gesamten Apparatteil wird auf die »Gesammelten Schriften« nur mit Band- und Seitenangaben verwiesen. Verweise, die nur eine Seitenangabe enthalten, beziehen sich stets auf den vorliegenden sechsten Band der »Gesammelten Schriften«. Sämtliche Zitate aus Texten Benjamins werden im Apparat in Kursivdruck, alle Ausführungen der Herausgeber in Antiqua wiedergegeben. Einfügungen der Herausgeber in Benjaminschen Texten werden im Apparat in eckige [ ] Klammern gesetzt. Die außerdem benutzten geschweiften Klammern { } kennzeichnen gestrichene Stellen in Benjaminschen Texten.
Zunächst wird eine knappe Entstehungsgeschichte der abgedruckten Texte gegeben. Vor allem bei den »Fragmenten vermischten Inhalts« wurde angestrebt, dazu das Erreichbare an direkten und indirekten Zeugnissen oder das auch nur Vermutete zusammenzutragen; einzige Quelle waren oft genug die Erinnerungen Scholems, die dieser den Herausgebern mündlich übermittelt hatte (s. R. Tiedemann, Erinnerung an Scholem, in: Scholem, Engel, 217). Bei der Datierung vieler Fragmente erwies sich ihr näherer oder fernerer Zusammenhang mit Themen abgeschlossener Arbeiten Benjamins, mit bereits abgedruckten Paralipomena und vor allem mit anderen, sachlich, gedanklich oder stilistisch verwandten Fragmenten als hilfreich; eine wichtige, wenn auch keineswegs immer zuverlässige Rolle (s. 641, 680, 684, 703, 708, 712, 763 und passim) spielte die Blattfolge in den Blöcken und Heften. Um Wiederholungen zu vermeiden, wurde bei sachlich und zeitlich eng zusammengehörenden Fragmentgruppen die Entstehungsgeschichte der jeweiligen Gruppe zusammenfassend dargestellt.
Hauptquelle waren stets die brieflichen Äußerungen Benjamins und, soweit erhalten und zugänglich, seiner Korrespondenten. Der abkürzende Nachweis »Briefe« bezieht sich auf die Ausgabe

Walter Benjamin, Briefe, hrsg. und mit Anmerkungen versehen von Gershom Scholem und Theodor W. Adorno, 2 Bde., 2. Aufl., Frankfurt a.M. 1978.

Die Ausgabe ist seitenidentisch mit der ersten Auflage von 1966, bietet jedoch einen an manchen Stellen von Druckfehlern und Irrtümern entlasteten Text. Wo der Verweis auf eine Stelle dieser Ausgabe durch ein »s.« eingeleitet wird, haben die Herausgeber in der Ausgabe weggelassene Stellen anhand ihnen vorliegender Abschriften oder Photokopien ergänzt. Für Benjamins Briefe an Scholem, die nach 1932 geschrieben wurden, wird nach der Ausgabe

Walter Benjamin/Gershom Scholem, Briefwechsel 1933-1940, hrsg. von Gershom Scholem, Frankfurt a.M. 1980 (abgekürzt: Briefwechsel Scholem)

zitiert. Diese Ausgabe, die den erhaltenen Briefwechsel vollständig enthält, bringt auch von solchen Briefen Benjamins, die bereits in der älteren Brief-

auswahl sich finden, zuverlässigere und vollständigere Texte. Außerdem wird auf die beiden folgenden Bücher nur mit Abkürzungen verwiesen:

Gershom Scholem, Walter Benjamin – die Geschichte einer Freundschaft, 2. Aufl., Frankfurt a.M. 1976 (abgekürzt: Scholem, Freundschaft).

Gershom Scholem, Walter Benjamin und sein Engel. Vierzehn Aufsätze und kleine Beiträge, hrsg. von R. Tiedemann, Frankfurt a.M. 1983 (abgekürzt: Scholem, Engel).

Die beiden Bände boten, neben den mündlichen und brieflichen Mitteilungen des Autors, die größte Hilfe bei der Erschließung und Identifikation vorab des frühen Fragmentenmaterials. – Zitate aus unveröffentlichten Briefen Benjamins werden mit Datum und Empfängernamen nachgewiesen.

Im Anschluß an die Entstehungsgeschichte werden gegebenenfalls Paralipomena mitgeteilt. Sodann wird die Druckvorlage ausgewiesen und die Datierung gegeben; dabei bedeutet »Ü« Überlieferung und »D« Datierung.

Für die »Fragmente vermischten Inhalts« folgt ein Verzeichnis der bei dem weitgehenden Bruchstückcharakter der Zeugen, dem Improvisatorischen erster, nur selten vom Autor bearbeiteter Niederschriften und bei der oft starken material- und überlieferungsbedingten Textbeeinträchtigung unerläßlichen Lesarten. Neben den im Textteil erfolgten Korrekturen und Ergänzungen werden hier zusätzliche Ergänzungs- und Lesevorschläge geboten sowie – bei besonders wichtigen oder stark korrumpierten Texten – gestrichene Stellen oder Varianten mitgeteilt. Bei den Verweisen in diesem wie dem abschließenden Apparatteil (s.u.) werden die Seitenzahlen des vorliegenden Bandes durch halbfetten Druck hervorgehoben; die jeweils folgende Ziffer bezieht sich auf die Zeilenzahl der betreffenden Seite. Gezählt werden alle bedruckten Zeilen mit Ausnahme des Kolumnentitels. Der Nachteile angesichts des durch die zahlreichen kurzen, manchmal noch in Kleinsatz gehaltenen Fragmente stark unterbrochenen Textbildes sind sich die Herausgeber selbstverständlich bewußt. Wirklich hilfreich wäre nur eine gedruckte Zeilenzählung am Rand des Textteils gewesen; sie ließ sich aus Kostengründen nicht durchsetzen. So bleibt den Herausgebern nur, darauf zu vertrauen, daß der den Apparat nutzende Leser die Mühe auch des Auszählens auf den uneinheitlichen Textseiten nicht scheuen wird.

Den Beschluß bildet ein Nachweisverzeichnis der von Benjamin nicht, unvollständig oder indirekt zitierten Quellen, soweit sie eruiert wurden, vor allem auch der – beabsichtigten und unbeabsichtigten – Selbstzitate Benjamins, wobei den Querverweisen innerhalb der »Fragmente vermischten Inhalts« besondere Bedeutung zukommt. Ebenfalls dem Nachweisteil des Apparats wurden Sacherläuterungen zugewiesen, auf die bei den »Autobiographischen Schriften« nicht verzichtet werden konnte. Während die Herausgeber bemüht waren, allgemein Bekanntes und für den

Leser Benjamins Selbstverständliches nicht anzumerken, versagte ihr Finderglück vor anderen, der Erklärung durchaus bedürftigen Stellen.

Eine nicht ganz kleine Anzahl von verloren geglaubten, unbekannt oder unzugänglich gewesenen Arbeiten Benjamins ist im Verlauf der Editionsarbeiten aufgefunden worden, und zwar zu Zeitpunkten, als die Bände, in die solche Arbeiten jeweils gehört hätten, bereits erschienen waren. Ein siebter Band der »Gesammelten Schriften« wird diese Arbeiten als »Nachträge« vereinen. Im siebten Band wird der Leser auch jene Lektüreliste Benjamins finden können, deren Abdruck in den früheren Bänden wiederholt für Band 6 angekündigt wurde.

# 7-211 Fragmente vermischten Inhalts
## 9-53 [fr 1-32] Zur Sprachphilosophie und Erkenntniskritik

### 9-11 [fr 1] Das Urteil der Bezeichnung

Im November 1916 kündigte Benjamin Scholem die vor dem Abschluß stehende Arbeit *Über Sprache überhaupt und über die Sprache des Menschen* (s. Bd. 2, 140-157) an. *Am Titel* [...] *sehen Sie eine gewisse systematische Absicht, die für mich aber auch das Fragmentarische der Gedanken ganz deutlich macht, weil ich vieles zu berühren noch außerstande bin. Insbesondere ist die sprachtheoretische Betrachtung der Mathematik, auf die es mir ja schließlich sehr ankommt, wenn ich sie auch noch nicht versuchen darf von ganz fundamentaler Bedeutung für die Theorie der Sprache überhaupt.* (Briefe, 129) Die Arbeit resultierte aus dem *Versuch einige aus der nicht geringen Anzahl der Fragen, die Sie mir vorgelegt haben* [s. Scholem, Freundschaft, 48], *im Zusammenhang zu beantworten.* (Briefe, 128) Dabei *ist es mir nicht möglich gewesen, auf Mathematik und Sprache, Mathematik und Denken, Mathematik und Zion einzugehen, weil meine Gedanken über dieses unendlich schwere Thema noch ganz unfertig sind.* (a. a. O.) fr 1 dürfte – wie einige der folgenden, vor allem aber die *Fortsetzungsnotizen zur Arbeit über die Sprache* (s. Ms 516f., Bd. 7) – die Arbeit Benjamins an jenem *unendlich schweren Thema* bezeugen.

Ü: Ms 791f. – 2 Blätter je ca. 11×8 cm, herausgetrennt aus einem Notizblock; spätere Bleistiftpaginierung »12« und »13«.
D: zwischen etwa Mitte 1916 und Mitte 1917

LESARTEN 10,3 *Prädikat .....*] erg. *Prädikat eines Urteils welches aussagt, daß einem Wort seine eigne Bedeutung als Prädikat* gem. dem Passus im vorhergehenden Satz – 10,18 *Prädikat*] konjiziert für *Prädikat,* – 10,31 *Woher*] die Lesart *Vorher* ist nicht auszuschließen – 10,33 ⟨*Bezeichnung*⟩] konj. für *Bedeutung*

NACHWEIS 9,28 *Paradoxon*] s. Bertrand Russell, The principles of mathematics, London 1937 [1. Aufl. 1903], 188ff., 259ff.; s. auch Alfred North Whitehead, Bertrand Russell, Principia mathematica, 3 Bde., Cambridge 1926-1927 [1. Aufl. 1910-1915], 37ff., 60ff.

11 [fr 2] Lösungsversuch des Russellschen Paradoxons

Die Aufzeichnung könnte entweder die Zusammenfassung des Gedankengangs in fr 1 (9,30-10,16 *Russell* bis *prädiziert*) oder die – frühere – Skizzierung des erst dort unternommenen *Lösungsversuchs* sein.

Ü: Erster Notizblock, Ms 705 – Blatt [31].
D: zwischen etwa Mitte 1916 und Mitte 1917

nachweis 11,5 *Paradoxons*] s. Nachweis zu 9,28

11-14 [fr 3] Der Grund der intentionalen Unmittelbarkeit ...

Der erste Teil der Aufzeichnung (11,9-34 *Der* bis *kann*) ist durch Schriftduktus und größere Nähe zur Spracharbeit von 1916 vom zweiten unterschieden. Aufgenommen ist das Problem der Intentionalität, Folge der Befassung mit Husserl (s. Briefe, 162) und dem *Wesen der Phänomenologie* (Briefe, 144) anläßlich der 1916 erschienenen Arbeit Linkes über »Das Recht der Phänomenologie« (s. fr 15 und Anm., 654f.). Der zweite Teil steht im Zusammenhang mit fr 1 und deutet auf die seit Ende 1919 geplante *Untersuchung, welche in den großen Problemkreis Wort und Begriff (Sprache und Logos) fällt* (Briefe, 230; s. fr 9-12 und Anm., 642-648) voraus.

Ü: Ms 504 – Blatt ca. 36×22,5 cm, gefaltet zu 2 Teilblättern; spätere Buntstiftpaginierung »7« auf dem ersten, Siglen (?) von Benjamins (?) Hand auf dem zweiten Blatt.
D: zwischen etwa Mitte 1916 und Mitte 1917

lesart 12,32-34 *Bedeutetem* bis *Gegen⟨stand⟩*] *Bedeutetem* für {*Bedeutungen*}; jedoch vergaß Benjamin analog im folgenden Relativ- und Erläuterungssatz die Plural- durch Singularformen zu ersetzen
nachweise 12,35 *an*] s. A[lois] Riehl, Beiträge zur Logik, 2. durchges. Aufl., Leipzig 1912, 5 (I, 2.) – 13,5f. *synonym gebraucht*] s. auch a. a. O., 28f., (III, 2.) – 13,7 *identisch*] s. a. a. O., 10 (I, 3.) – 13,35 *Abstammungsverhältnis*] s. fr 24

14f. [fr 4] I Der Gegenstand: Dreieck ...

Neugeordnet wird das Schema in fr 3 (s. 13), die dort unerläuterten Begriffe *Zeichen*, *Name*, *Wort* werden in der Reihenfolge von unten nach oben erläutert.

Ü: Ms 790 – Blatt ca. 11×8 cm, herausgetrennt aus einem Notizblock; links oben tintenverschmiert; spätere Bleistiftpaginierung »11«.
D: zwischen etwa Mitte 1916 und Mitte 1917

15 [fr 5] Das Skelett des Wortes

Das Motiv einer *Wortbild-* (15,18) Physiognomik und der Schriftduktus legen, trotz des Zusammenhangs mit Aufzeichnungen wie fr 4, eine spätere Datierung nahe.

Ü: Erster Notizblock, Ms 713 – Blatt [39].
D: etwa 1920/1921

15f. [fr 6] Es ist seltsam ...

Die Aufzeichnung, die auf die Spracharbeit von 1916 rekurriert, den Begriff der *Bedeutung* (15f.) von dem der *Mitteilung* (s. Bd. 2, 140-142) abhebt und mit der Differenz zur *Bezeichnung* (16) die Überlegungen von fr 1-3 weiterführt, wirkt wie die stellenweise Ausführung von fr 5. Dagegen würde die Blattfolge im Notizblock sprechen; andererseits beschrieb Benjamin Blöcke oder Hefte nicht selten in umgekehrter, zumindest unregelmäßiger Blattfolge, etwa nach leergelassenen Blättern wieder von vorn (zum Verhältnis von Blattfolge und Chronologie der Aufzeichnungen in Blöcken und Heften s. 636), was hier der Fall sein dürfte.

Ü: Erster Notizblock, Ms 711 – Blatt [37].
D: etwa 1920/21

16f. [fr 7] Wenn sich in einer Region ...

Die Distinktion zwischen *Zeichen* und *Symbol* (16), *symbolischem Charakter des Systems* und *absoluter Welt der Sprache* (17) deutet auf die Erörterungen des Systemproblems seit 1917. Scholem überliefert eine wohl während seines Aufenthaltes in Bern ab Mai 1918 aufgezeichnete einschlägige Definition Benjamins: *Philosophie ist absolute Erfahrung, deduziert im systematisch-symbolischen Zusammenhang als Sprache.* (cit. Scholem, Freundschaft, 74) Der Satz ist übrigens auch direkt überliefert (s. fr 19, 37).

Ü: Ms 513 – Blatt ca. 33×21 cm, gefaltet, Rückseite des ersten und Vorderseite des zweiten Teilblatts unbeschrieben, Rückseite des zweiten in

umgekehrter Richtung beschrieben; große flüchtige Schrift; spätere Buntstiftpaginierung »6«.
D: etwa 1920/1921, vielleicht früher

17f. [fr 8] ÜBER DAS RÄTSEL UND DAS GEHEIMNIS

Der Symbolbegriff wird über den Begriff des *Geheimnis*ses zu dem der *Nicht-Mitteilbarkeit* (18) aus der Spracharbeit von 1916 in Beziehung gesetzt. Die – wichtige – Aufzeichnung dürfte in eines der Zentren des nachstehend dokumentierten Plans zur ersten Habilitationsschrift zielen.

Ü: Ms 786 – Blatt ca. 11×8 cm, herausgetrennt aus einem Notizblock; Tintenspur.
D: etwa 1920/1921

LESARTEN 17,19 *abzugewinnen*] scil. das daraus zu machen, was – wie Scholem kommentierte – Franz Brentano einen »Enigmathias« nannte – 17,23 *sie* bis *bezieht*] lies *sie – als das Rätsel auf dessen Lösung – bezieht* – 18,2 ⟨*nämlich*⟩] zur Aufhellung des Sinns des Passus konj. für *sondern* – 18,2f. *deren*] scil. der *Lösung* – 18,8 *durch*] davor {*schon*} – 18,10 *bezeichnender als Rätsel*] für {*noch*} *bezeichnender als* {*moderne*} *Rätsel* – 18,20–22 *nur* bis *läßt*] lies etwa *nur als in einem Akt beruhend denken läßt, der aus dem Lebendigen erfolgt, das diesen Akt vollzieht* – 18,23-28 *Die* bis *Rätsel*] der Passus ist später nachgetragen
NACHWEIS 18,23 *Genesis*] s. 2.20

19-26 [fr 9-12] STUDIEN ZU EINER HABILITATIONSSCHRIFT

Ehe Benjamin im November 1919 mit seiner Familie Bern verließ, »besuchte er noch einmal [Richard] Herbertz,« bei dem er im Juni promoviert hatte und »der ihm sichere Aussichten auf eine Habilitation, eventuell sogar auf einen außerordentlichen Lehrauftrag für Philosophie eröffnete. *Meine Eltern sind sehr froh und haben nichts gegen eine Habilitation dort* – schrieb er mir am 16. November – *können sich aber finanziell noch nicht binden. Das nächste, was ich vorhabe, ist eine Habilitationsschrift, und zwar wahrscheinlich ein erkenntnistheoretisches Spezialthema. An die Vorbereitung dieser Schrift will ich hier* [in Wien bzw. auf dem Semmering] *herantreten.* (Scholem, Freundschaft, 112) *Das einzig Gewisse ist,* schrieb er wenig später an Hüne [Siegfried] Caro, *daß ich meine Studien zu einer Habilitationsschrift so bald wie möglich beginne; und jedenfalls kehre ich im Frühjahr in die Schweiz zurück, jedoch – auf wie lange? ob mit meiner*

*Frau? und mit dem Kind? Das alles weiß ich selbst noch nicht.* (Briefe, 221) Um Mitte Januar 1920 berichtete er Scholem aus Breitenstein: *Anfang März werden wir wohl in Bern sein; nach vier Wochen dann in die Nähe von München ziehen, wo wir bleiben, bis die Schweizer Angelegenheit geklärt ist, und je nachdem dann fortgehen oder bleiben. Die Entscheidung* [...] *hängt nicht von Geldfragen allein (wenn auch sehr wesentlich) ab, sondern auch davon, wie sich die Arbeit an meiner Habilitationsschrift gestalten wird. Von dieser besteht bislang nur die Intention auf ein Thema; nämlich irgend eine Untersuchung, welche in den großen Problemkreis Wort und Begriff (Sprache und Logos) fällt, mit dem ich mich beschäftigen werde. Vorläufig suche ich angesichts der ungeheuern Schwierigkeiten nach Literatur, die wohl nur im Bereich scholastischer Schriften oder von Schriften über die Scholastik zu suchen ist. Wobei in der erstern mindestens das Latein eine harte Nuß ist. Ich bin Ihnen für jeden bibliographischen Fingerzeig* [...] *außerordentlich dankbar. Die Wiener Bibliotheksverhältnisse sind so schlecht, daß ich erstens kaum Bücher bekommen, zweitens kaum im Katalog welche finden kann.* [...] *Daß unter der Zahl der Abgründe dieses Problems der Grund der Logik zu suchen ist, darüber sind Sie vielleicht eines Sinnes mit mir.* (Briefe, 229f.) Vier Wochen später heißt es: *Die Münchner Pläne sind wieder ins Wanken geraten, weil wir von Hause die kategorische Vorschrift bekommen, bei meinen Eltern von jetzt ab zu leben, da die schlechten Vermögensverhältnisse meines Vaters ihm nicht gestatten uns ausreichend zu unterstützen um außerhalb des Hauses leben zu können.* [...] *Unter allen Umständen werde ich versuchen in Bern die venia zu erhalten, um, wenn ich dort von ihr keinen längeren Gebrauch machen kann, ihre Übertragung an eine deutsche Universität zu versuchen. Wir sehen unter solchen Umständen dem Berliner Aufenthalt nicht heiter entgegen.* (Briefe, 235f.) Nach Mitte April 1920 schrieb er aus Berlin: *Noch habe ich hier unter den unmittelbar an mich herantretenden Anforderungen nicht zur Habilitationsschrift kommen können und nichts als eine kurze, sehr aktuelle Notiz über »Leben und Gewalt« zustande gebracht* (Briefe, 237; s. auch Bd. 7). Gegen Ende Mai berichtete er: *Meine Schwiegereltern, der einzige* [...] *materielle Rückhalt der uns geblieben ist,* [...] *bestehen darauf, daß ich Buchhändler oder Verleger werde. Nun verweigert mir auch dazu mein Vater Kapital. Aber es ist sehr wahrscheinlich, daß ich nach außen hin von der Verfolgung meiner alten Arbeitsziele werde absehen müssen, nicht werde Dozent werden können und jedenfalls bis auf weiteres heimlich und nächtlich meine Studien neben irgend einer bürgerlichen Tätigkeit werde betreiben müssen. Wiederum weiß ich nicht, neben welcher.* (Briefe, 241) [*N*]*ur wenn ich in halbwegs menschlichen Umständen lebe*, heißt es an früherer Stelle, und *trotzdem die Aussichten auf eine Dozententätigkeit in Bern ja zunichte geworden sind* (Briefe, 240f.), werde *ich an die »Habilitationsschrift« gehen, die diesen wenn nicht ehrenden so*

*doch früher hoffnungsreichen Namen behalten soll* (Briefe, 240). *Es könnte sich höchstens* noch *um die Erwerbung der venia aus Formgründen handeln.* (Briefe, 241) Tatsächlich begann er – so an Scholem Anfang Dezember 1920 – *nach einer langen schlimmen Depressionszeit sehr fleißig zu werden* (Briefe, 246). [*E*]*ine schwere Entscheidung* – die zwischen *zwei so schwierigen, mir unbekannten und einander entlegenen Gebieten wie es die Scholastik und das Hebräische sind* – war zugunsten der ersteren gefallen: *die nähere Bestimmung und Ausführung meiner Habilitationsschrift* werde *so schwierig sein*, daß *das Hebräische (nicht bis zur Habilitation, aber) bis zur Erledigung der Habilitationsschrift zurücktreten* muß (Briefe, 246; zu diesem *Dilemma* s. auch den Brief vom 29. 12. 1920, 248f.). Um dieser willen hatte er *das Buch von Heidegger über Duns Scotus* [scil. »Die Kategorien- und Bedeutungslehre des Duns Scotus«, Tübingen 1916] *gelesen*, es aber *unglaublich* gefunden, *daß sich mit so einer Arbeit*, [...] *die trotz aller philosophischen Aufmachung im Grunde nur ein Stück guter Übersetzerarbeit ist, jemand habilitieren kann.* [...] *Philosophisch ist die Sprachphilosophie von Duns Scotus* [recte: Thomas von Erfurt] *in diesem Buch unbearbeitet geblieben und damit hinterläßt es keine kleine Aufgabe.* (Briefe, 246) Daß Benjamin sie anging, bezeugt fr 11 (s. 22f.). Im selben Brief berichtete er über den Besuch eines Vortrags, den Helmuth Plessner [*ü*]*ber die erkenntnistheoretische Bedeutung der Sprachphilosophie* in der Kantgesellschaft hielt; [*i*]*n der Diskussion sprach niemand außer* [Arthur] *Liebert*, [...] *und ich, der vielleicht unter den Hörern allein etwas zur Sache hätte sagen können, hatte hinsichtlich Lieberts äußere Gründe, nicht zu reden.* (Briefe, 246f.) Auf die Befassung mit einem weiteren sprachphilosophischen Komplex deutet die Bemerkung am Schluß des Briefes: *Bitte schreiben Sie mir, wie es in* [Moritz] *Geigers Philosophie der Mathematik ist.* (Briefe, 247) Gegen Ende 1920 veranschlagte er die Zeit für die *Arbeit*, die, *wiewohl sie mir wichtig ist*, sich doch *abgrenzen, beschränken* lasse, auf *nicht um mehr als höchstens zwei Jahre* (Briefe, 249). Er habe dem *nur noch das Versprechen* [an Scholem] *hinzuzufügen, wirklich nach Beendigung jener Arbeit mich durch keine Gelegenheitsarbeit, und wenn Herbertz 100 Jahre alt wird oder mit der Philosophie goldene Hochzeit feiert, aufhalten zu lassen* und endlich *ins Hebräische* einzutreten. *Was jene geplante Arbeit angeht, so habe ich mich in letzter Zeit mit einer Analyse des Wahrheitsbegriffs beschäftigt, der mir einige Grundgedanken zu dieser Arbeit liefert* [s. vor allem fr 25 und 26]. *Als ich sie neulich Ernst Lewy (dem Sprach-Mann) vortrug, war ich sehr erfreut, sie von ihm, der ja kein Metaphysiker, aber ein kluger und richtig denkender Mann ist, gebilligt zu hören.* (Briefe, 249) Die Frist, die Benjamin sich eingeräumt hatte, wurde als *schwere Wartezeit* empfunden. *Ich weiß, daß sich hier nichts forcieren läßt.* [...] *Schwer ist es mir oft*, schrieb er Scholem im Januar 1921, *weil sich mit dem Opfer* [der Rückstellung der Hebräisch-Studien] *doch natürlich*

*keineswegs sogleich das einstellt um dessentwillen ich es gebracht habe, und ich muß meiner neuen Arbeit gegenüber mich gewissermaßen geduldig auf die Lauer legen. Gewisse Grundgedanken sind freilich fixiert, aber da es mit jedem Gedanken, der in ihren Kreis gehört, in die Tiefe geht, ist anfänglich nicht alles zu übersehen und ich bin auch nach meinen bisherigen Studien vorsichtig geworden und bedenklich, ob es richtig ist die Verfolgung der scholastischen Analogien als Leitfaden zu benutzen und nicht vielleicht ein Umweg, da die Schrift von Heidegger doch vielleicht das Wesentlichste scholastischen Denkens für mein Problem – übrigens in ganz undurchleuchteter Weise – wiedergibt, und sich auch das echte Problem im Anschluß an sie schon irgendwie andeuten läßt. So daß ich mich vielleicht zunächst eher bei den Sprachphilosophen umsehen werde. Zur Zeit habe ich die »Sprachlehre« von A[ugust] F[erdinand] Bernhardi* [Berlin 1801-1803] *vor, die aber monströs unklar geschrieben und gedacht und nur hie und da ertragreicher zu sein scheint. – Auch befindet sich alles noch im vorbereitendsten Stadium* (Briefe, 251 f.). Darüber ist es mit dem Projekt nicht hinausgekommen. Wie die weiteren brieflichen Erwähnungen zwischen Oktober 1922 und Januar 1923 zeigen, fungiert die Berufung auf es mehr als Druckmittel in der fortwährenden Auseinandersetzung mit dem Vater (s. Briefe, 292-294) denn als etwas, woran Benjamin ernstlich noch gearbeitet hätte. Das ließen auch die vielen inzwischen in Angriff genommenen Arbeiten nicht zu, denen jetzt, so wie vorher das Hebräische der Habilitationsschrift, diese zum Opfer gebracht wurde; jedenfalls die sprachphilosophische. Denn unterdessen – und nachdem an eine Habilitation in der Schweiz nicht mehr zu denken war – hatte Benjamin *eifriger als je mit der Prüfung der Habilitationsaussichten* [...] *außerhalb des Bereichs der reinen Philosophie* (Briefe, 293) und an deutschen Hochschulen begonnen. So mit dem Gedanken an eine *Habilitation für neuere Germanistik* (Briefe, 293 f.) in Heidelberg, wo die Chancen sich jedoch als sehr gering erwiesen (Briefe, 295), und dann in Frankfurt, wo sie anfangs größer schienen und zwar zur Abfassung, doch nicht zur Annahme einer Habilitationsschrift, des *Trauerspielbuches*, führten (dazu s. Bd. 1, 895-902; zu Benjamins Habilitationsplänen im Zusammenhang s. auch a. a. O., 868-873; s. ferner vorl. Bd., 771-773).

19-21 [fr 9] Das Wort imprädikabel ...

Das fr ist eine *I-IV* numerierte Blattfolge mit Aufzeichnungen, die 1916/1917 begonnen, bis zum vorletzten Abschnitt (21, 3-8 *BC* bis *bezeichnet*) geführt und – wie der spätere Schriftduktus beweist – um 1920 – im Zusammenhang mit den Vorarbeiten zur Habilitationsschrift – wieder aufgenommen und abgeschlossen wurden.

Ü: Ms 505 – Blatt ca. 45(!)×18 cm, abgeschnitten von einem (Pack-?) Bogen, zweimal zu 4 Teilblättern gefaltet; Blattfolge *II, I, III, IV*; auf den zusammenhängend freigebliebenen Rückseiten, der vollen Blattlänge nach, jedoch in 2 gegenläufigen Blöcken von Dora Benjamin nach Diktat geschriebener Schluß einer Aufzeichnung (vermutlich der *Notiz über »Leben und Gewalt«*, Briefe, 237, vom April 1920; s. Bd. 7).
D: etwa 1916/1917 bis 1920

LESARTEN **19**, mittlere Kolonne (untere Hälfte) *Das Zeichen* bis *U⟨rteile⟩*] der Passus ist nachträglich zwischen die mittlere und die dritte Kolonne eingedrängt. Um ihn übersichtlich zu reproduzieren, haben ihn die Hg. unterhalb der mittleren angeordnet, was durch die Einteilung Benjamins in *Dreisilbig (A)* und *(B)* gerechtfertigt wird – **19**, 25 (rechte Kolonne, zweite Hälfte) *Eigentümlichkeit*] darüber *Schrift* – **19**, 28 f. (ebd.) *oben durchstrichen*] der *oben* (am Anfang der rechten Kolonne, erste Hälfte, hinter *bedeutet*) gestrichene Passus lautet: *Das Wort »Dreisilbig« ist S in einem U, dessen P durch das Zeichen »Dreisilbig« bezeichnet wird.* – **20**, 13 f. *Doch* bis *einfacher⟨?⟩*] der nicht eindeutig zu entziffernde Passus ist flüchtig in Blei nachgetragen und auf die mathematische Figur 21, 3 f. zu beziehen

**21 f.** [fr 10] SCHEMATA ZUR HABILITATIONSSCHRIFT

Das Blatt mit den *Lehrsätzen über Symbolik* im Zentrum ist die einzige überlieferte dispositionsartige Aufzeichnung zum sprachtheoretischen Habilitationsprojekt. Vermutlich hatte Benjamin an die *Schemata* gedacht, als er Januar 1921 schrieb: *Gewisse Grundgedanken sind* [...] *fixiert*, und *Alles befindet sich* [...] *noch im vorbereitendsten Stadium* (Briefe, 252).

Ü: Ms 510 – Blatt ca. 22,5×14,5 cm.
D: um 1920/1921

LESARTEN **22**, 27 f. (letzte Kolonne links) *Versiegen*] mögliche Lesart *Versagen* – **22**, 29-31 (letzte Kolonne rechts) ——— bis *Erkenntnis*] dieses Schema steht auf dem oberen linken Rand der Rückseite, quer zur Schriftrichtung auf der Vorderseite

**22 f.** [fr 11] WENN NACH DER THEORIE DES DUNS SCOTUS ...

Die Aufzeichnung fixiert die von dem Buch Heideggers – auf das Scholem Benjamin aufmerksam gemacht hatte – hinterlassene, nicht geringe *Aufgabe* einer erst noch zu leistenden Durchleuchtung der *Sprachphilosophie von Duns Scotus* (Briefe, 246).

Ü: Ms 932 – Blatt ca. 11×8 cm, herausgetrennt aus einem Notizblock; spätere Bleistiftpaginierung »7«.
D: gegen Ende 1920

NACHWEIS **22,32** *Scotus*] s. Martin Heidegger, Die Kategorien- und Bedeutungslehre des Duns Scotus [recte: Thomas von Erfurt], Tübingen 1916

**23-26** [fr 12] SPRACHE UND LOGIK I-III

Der Titel der Aufzeichnungen verweist unmittelbar auf die Thematik der geplanten *Untersuchung, welche in den großen Problemkreis Wort und Begriff (Sprache und Logos)* fallen und den sprachlichen *Grund der Logik* (Briefe, 230) ausmachen sollte. Das Ende der *verloren gegangen*en Aufzeichnung *I* (23), die gegen Ende 1920 niedergeschrieben sein dürfte, ist auf Blatt *II* erhalten, wie der Beginn mit einem Satzrest (23,20-22 *so* bis *Umläufen*) nahelegt; an welcher Stelle die Aufzeichnung *I* definitiv schließt, ist schwer auszumachen. Eindeutige Änderungen in Schriftduktus und Tintenfarbe finden sich erst ab *Die Vielheit der Sprachen* (24,30); eine sachliche Cäsur läge zwischen *»Neuen Melusine«* und *Das Verhältnis* (23,34f.). Die Aufzeichnungen *II* und *III* könnten, wie der Vermerk *zu Hause* [also in der elterlichen Wohnung in Berlin] *nachzusuchen* (23,12) nahelegt, zwischen etwa Mai und August 1921 – wo Benjamin zeitweise in Grünau-Falkenberg lebte – entstanden sein; am wahrscheinlichsten sind die Juli- und Augustwochen in Heidelberg. – Der »erste Plan einer Habilitation«, schrieben die Hg. an anderer Stelle, ist »über wenige Vorstudien nicht hinausgekommen. Doch wurden in der *Erkenntnistheoretischen Vorrede* zum *Ursprung des deutschen Trauerspiels* zumindest Motive der älteren« Wahrheits- und Sprach- »Problematik wieder aufgenommen.« (Bd. 1, 879 f.) Das gilt namentlich für die Fragmente über *Sprache und Logik* (über die Nachwirkung der Fragmente aus dem Umkreis des frühen Habilitationsplans s. R. Tiedemann, Studien zur Philosophie Walter Benjamins, Frankfurt a.M. 1973², 15-70, passim).

Ü: Ms 501-503 – 3 Blätter, jeweils ca. 11×8 cm, herausgetrennt aus einem Notizblock; *Sprache und Logik I* = Ms 501, *II* = Ms 502, *III* = Ms 503;

Blatt *I* beschädigt, *II* mit Tintenverschmierungen; spätere Farbstiftpaginierung »4«, »5«, »6«.
D: zwischen etwa Ende 1920 und Mai bis August 1921

LESARTEN **24,15** f. *Legitimität* bis *sind*] lies *Legimität* [...] »charakteristisch« oder »von Bedeutung« *sind* – **25,2** *der Bedeutung*] lies »in« *der Bedeutung* oder »im Sinne«; Benjamin wollte *im Sinne* (24,39f.) wohl nicht wiederholen, riskierte aber mit der neuen Wendung das Mißverständnis eines weiteren, auf *sprachlicher Art* bezogenen Genitivs
NACHWEISE **23,15** f. *Erlöschen* bis *Sais*] zur Rekonstruktion der verlorenen Aufzeichnung *I* s. den Passus in der *Erkenntnistheoretischen Vorrede*, Bd. 1, 216,4-20 – **23,21-30** *so ertönt* bis *dicht*] s. a. a. O., 217,36-218,3 – **23,34** *Notizen* bis *Melusine«*] diese in mehreren Briefen (s. etwa Briefe, 389) erwähnten Aufzeichnungen müssen als verloren gelten – **23,35-24,29** *Das* bis *werden*] der Abschnitt kann als Vorstufe zu dem der *Vorrede*, Bd. 1, 214,15-215,27 gelesen werden; was dort terminologisch *Idee*, heißt hier noch *Wesen* – **24,30-25,6** *Die* bis *wäre*] s. die respektiven Passagen in *Über Sprache überhaupt* [...], Bd. 2, 140-157 und *Die Aufgabe des Übersetzers*, Bd. 4, 9-21 – **25,14** *Wortbegriffe.«*] das Exzerpt übernahm Benjamin in die *Vorrede*; s. Bd. 1, 216; den vollständigen Nachweis s. a. a. O., 410 – **26,2** f. (2) *Śat. Br XI* bis *Name*] diese – die zweite – Fußnote fehlt im Exzerpt – **26,15** *σημαίνει*] »Der Herr, dem das Orakel in Delphi gehört, sagt nichts und birgt nichts, sondern er bedeutet.« s. Diels, Heraklit 93

## **26f.** [fr 13] Reflexionen zu Humboldt

*Am vorletzten Abend in Frankfurt* – etwa Ende März/Anfang April 1925, als Benjamin in Sachen seiner Habilitation dort weilte – *suchte mich der Direktor der Bremer Presse, Dr.* [Willy] *Wiegand* [*sozusagen in Hofmannsthals Auftrag* (Briefe, 381)] *auf, um mich für eine Auswahl aus Wilhelm von Humboldt zu gewinnen. Ich sagte ihm, daß ich vertraglich gebunden sei* [an einen neugegründeten Berliner Verlag, *für den ich zugleich das Lektorat (aber ohne Verpflichtung und Honorar) übernehme* (Briefe, 367)], *zudem aber in diese Tiefe der deutschen Klassik mich nicht einlassen könne.* (Briefe, 378) Im Mai, während eines weiteren Aufenthalts in Frankfurt, kam er auf die Angelegenheit zurück und bedauerte seine Absage. *Diese höchst chancenreiche Begegnung habe ich ungenutzt vorübergehen lassen, ja sogar – im sicheren Gefühl meines ja nun abgenutzten Vertrages* [*Mein Verleger*, Littauer, *hat nämlich, ohne auch nur ein einziges Buch zum Erscheinen gebracht zu haben, Bankrott gemacht* (Briefe, 380)] – *gesprächsweise und in der Kritik von Hofmannsthals Intentionen mich viel zu weit vorgewagt. Dergestalt habe ich jetzt, da mir an der Aufnahme der Beziehungen enorm*

*liegen mußte, sehr verminderte Chancen und ich weiß nicht, welchen Erfolg verschiedene Versuche erlangen, die ich in dieser Hinsicht mir vorsetze. Ich habe hier eine der nicht allzu zahlreichen Dummheiten meines Lebens zu beklagen.* (Briefe, 381) Über jene *Versuche* geben mehrere Briefe, so schon der vom Mai (s. Briefe, a. a. O. und 383f.), dann der vom 11. 6. 1925 an Hofmannsthal selbst Aufschluß, in dem er den fauxpas zu cachieren sucht; dort heißt es: *Den Anlaß* [...] *gab mir ein freundlicher Besuch von Herrn Dr. Wiegand in Frankfurt. Selten war es mir erlaubt über literarische und publizistische Fragen mit einem gleich vornehmen und weitblickenden Manne zu reden. Wir kamen auf die* [Neuen Deutschen] *Beiträge zu sprechen und Herr Wiegand sprach von Ihrem bleibenden redaktionellen Interesse an meinen Arbeiten.* (Briefe, 388) Sechs Wochen später berichtete er Scholem: *Kürzlich hat die Bremer Presse sich zum zweiten Male an mich mit dem Gesuch gewandt, eine Ausgabe von Wilhelm von Humboldt in Auswahl für sie zu übernehmen. Aus vielen Gründen* [sicherlich auch wegen des Scheiterns der Habilitation (s. Briefe, 392f. und 399)] *habe ich das zweite Anerbieten angenommen* [...]. *Näheres steht noch nicht fest: ich werde wohl demnächst mit dem Direktor der Bremer Presse zusammenkommen und über das Ganze beraten. Vielleicht kannst Du mir einige wertvolle Hinweise zu Humboldt geben – Du hast ihn doch wohl teilweise studiert. Mir war es sehr angenehm, in diesem Anerbieten mich Spranger, Litt und anderen Universitätslehrern, die dafür sonst ins Auge gefaßt waren, vorgezogen zu sehen.* (Briefe, 395) Mit Humboldt-Studien war Benjamin zur Zeit der Abfassung dieses Briefes bereits beschäftigt; im Postscript berichtete er von seiner Wiederbegegnung mit dem Sprachforscher Ernst Lewy, die *mir eben ein*[fällt] *über der Lektüre von Humboldts sprachphilosophischen Schriften in der von* [Hajim] *Steinthal kommentierten Ausgabe. Diese enthält einen Essay über Humboldts Stil* [s. Berlin 1884, 23-34], *der vorzüglich ist und zeigt, wo die Affinität von Lewy zu seinem Lieblingsautor liegt. Steinthal schreibt über Humboldts »Tiefe« mit hervorragendem Freimut.* (Briefe, 398) Die Beratung mit Wiegand fand Ende Juli 1925 statt (s. Briefe, 399). Benjamin berichtete Hofmannsthal am 2. 8.: *Dankbar und überzeugt werde ich an der Aufgabe mitarbeiten, die Herr Dr. Wiegand mit wenigen Worten mir evident machte: die Studenten zum Gebrauche der großen Gesamtausgaben, die heute unsere großen Denker und Schriftsteller nicht erschließen sondern sekretieren, zu stimmen und vorzubereiten. Die Beschäftigung mit Humboldt führt mich unmittelbar auf meine Studentenzeit, wo ich unter Anleitung eines menschlich höchst seltsamen und dem kontemplativen Ingenium des späten Humboldt auf fast groteske Weise kongenialen Mannes die sprachwissenschaftlichen Schriften im Seminar las* [s. Scholem, Freundschaft, 33f.]. *Ich darf das vielleicht erwähnen, weil der Betreffende Ihnen möglicherweise bekannt ist* [...] *als Verfasser eines Büchleins über »die Sprache des alten Goethe«. Es ist Ernst*

*Lewy, derzeit Professor für finnisch-ugrische Sprachen in Berlin.* (Briefe, 400f.) Anfang November ließ er Hofmannsthal wissen, er hoffe in *zwei Monaten* [...] *frei zu sein, wenn ich im Februar* [1926], *wie ich es plane, nach Paris komme. Ich denke dann das Übersetzen auf eine Zeit gut sein zu lassen und meine nächsten Gegenstände werden die Humboldt-Ausgabe der Bremer Presse sowie die Vorbereitung des Buches über Märchen sein.* (8. 11. 1925, an Hugo v. Hofmannsthal) Das Vorhaben, das ihn noch 1927 beschäftigte, hat Benjamin jedoch nicht realisiert. Gelegentlich seiner Schilderung der Pariser Begegnung zwischen Judah L. Magnes, dem Kanzler der Universität Jerusalem, Benjamin und ihm im Spätsommer 1927 bemerkt Scholem: Benjamin, »beeindruckt und von der Aussicht, die sich in dieser Begegnung eröffnet hatte« – nämlich in Jerusalem Fuß zu fassen –, »hingerissen«, »entwickelte mir Pläne, wie er seine verschiedenen literarischen Verpflichtungen, zu denen auch eine nicht zustandegekommene Anthologie aus Humboldts sprachphilosophischen Schriften gehörte, abwickeln könne«, um »im Sommer oder Herbst 1928 nach Jerusalem zu kommen.« (Scholem, Freundschaft, 175)
Überliefert ist ein Konvolut von 12 Blättern mit einigen wenigen *Reflexionen zu Humboldt* (Blatt 1, Ms 564), einer knappen Legende (Blatt 2, Ms 565) und systematisch angelegten, jedoch nur sporadisch durchgeführten Lektürenoten (Blatt 3-9, Ms. 566-572; Blatt 10-12 blieben unbeschrieben). Welche Texte oder Textauszüge zusammenzustellen Benjamin definitiv vorhatte, ist ungewiß; auf den Tenor von Einleitung oder Kommentar könnten die 5 *Reflexionen* (= fr 13) wenigstens einen Hinweis geben. Auf die Reproduktion der Blätter 3-9 im Textteil haben die Hg. verzichtet; stattdessen folgt ihre kurze Beschreibung:
Blatt 3 führt an »Über den Nationalcharakter der Sprachen« (s. Wilhelm von Humboldts Gesammelte Schriften, hg. von der kgl. preuß. Akademie der Wissenschaften, 1. Abt.: Werke, Bd. 4: 1820-1822, hg. von A. Leitzmann, Berlin 1905, 420-435) und verweist auf 4 Abschnitte (423ff., 426f., 430f. und 432ff.), wobei jeweils erste und letzte Zeilen bezeichnet und der Inhalt in Stichworten angegeben sind; ferner »Über das vergleichende Sprachstudium in Beziehung auf die verschiedenen Epochen der Sprachentwicklung« (s. a. a. O., 1-34) mit 6 Verweisen (3f., 4, 9ff., 14-17, 14-19 und 21).
Blatt 4 verzeichnet »Über den Zusammenhang der Schrift mit der Sprache« und »Über die Buchstabenschrift und ihren Zusammenhang mit dem Sprachbau« (s. a. a. O., Bd. 5: 1823-1826, hg. von A. Leitzmann, Berlin 1906, 31-106 und 107-133) und verweist auf insgesamt 8 Stellen (111ff., 113-116, 117ff., 120f., 122, 124f., 125f. und 131ff.).
Blatt 5 führt lediglich den Titel der Abhandlung »Inwiefern läßt sich der ehemalige Kulturzustand der eingeborenen Völker Amerikas aus den Überresten ihrer Sprachen beurteilen?« an (s. a. a. O., 1-30).

Blatt 6 verzeichnet die Arbeiten »Pindar« mit 3 Verweisen (40, Abschn. 20; 40f., Abschn. 21; 46f., Abschn. 34), »Betrachtungen über die Weltgeschichte« mit 4 Verweisen (59ff., 61, 62, 64ff.), »Über das antike Theater in Sagunt« mit 1 Verweis (103-106) und die »Bruchstücke einer späteren Fassung der ›Skizze über die Griechen‹« ohne Verweis und Stichworte – sämtlich nach der Ausgabe: Sechs ungedruckte Aufsätze über das klassische Altertum von Wilhelm von Humboldt, hg. von A. Leitzmann (Deutsche Litteraturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts, hg. von A. Sauer, Nr. 58/62), Leipzig 1896 (s. 34-54, 55-66, 67-111, 209-214). – Das Blatt ist die Rückseite eines abgebrochenen undatierten Briefes an Siegfried Kracauer, in dem die Rede vom *Austausch* [...] *einiger Berliner Presseerzeugnisse* [scil. des Artikels *Die Waffen von Morgen* (s. Bd. 4, 473-476) in der Vossischen Zeitung vom 29. 6. 1925 und der *Dreizehn Thesen wider Snobisten* (s. a. a. O., 107f.) im Berliner Tageblatt vom 10. 7. 1925] *für Ihre freundliche Sendung* (Ms 569) ist. Der *Austausch* könnte im Juli erfolgt und das Blatt mit dem Brieffragment danach mit den Humboldtnotizen beschrieben und dem Konvolut beigelegt worden sein.
Blatt 7 verweist auf 8 Stellen (369, 373, 375, 376, 377, 377f., 378 und 379) in Bd. 5 der Akademieausgabe, ohne die Abhandlung zu nennen; es handelt sich um »Grundzüge des allgemeinen Sprachtypus« (s. Wilhelm von Humboldts Gesammelte Schriften, a. a. O., 1. Abt.: Werke, Bd. 5, a. a. O., 362-475). – Das Blatt ist die Rückseite der abgetrennten rechten Hälfte eines Briefes an Benjamin, auf der zwar nicht der Name des Absenders, jedoch das Briefdatum – »29. 12. 1927« (Ms 570) – erhalten ist. Demnach hat Benjamin in der Tat noch danach mit der *Humboldt-Auswahl* sich beschäftigt.
Blatt 8 führt die »Rezension von Goethes Zweitem römischem Aufenthalt« mit 2 Verweisen (539, 544f.) und die »Kunstvereinsbericht[e] vom 7. April 1830« (487f.), »vom 1. Mai 1832« (581ff.), »vom 19. März 1833« mit 2 Verweisen (591, 587) und kurzem Exzerpt sowie »vom 29. März 1834« aus Bd. 6 der Akademieausgabe an (s. a. a. O., Bd. 6: 1827-1835. Zweite Hälfte, hg. von A. Leitzmann, Berlin 1907, 528-550; 487-491; 575-583; 584-591; 592-598).
Blatt 9 verweist mit knappen Inhaltsangaben auf 3 Briefe Humboldts an Nicolovius (Nr. 13, 15 und 16) nach der Haymschen Ausgabe (s. Briefe von Wilhelm von Humboldt an Georg Heinrich Ludwig Nicolovius, hg. von R. Haym, Berlin 1894, 29-32, 33ff., 36ff.) und 5 Briefe Humboldts an Goethe (vom 18. 3. 1799, 25. 2. 1804, 5. 6. 1805, 12. 2. 1829 und 6. 1. 1832) ohne Angabe der Quelle.

Ü: Ms 564 – Blatt [1] (ca. 21×13,5 cm) eines Konvoluts von 12 Blättern, davon 8 (durch Faltung von 4 Bögen à 27×21 cm) zusammenhängende und 4 einzelne (3 à 18×14,5 cm und 1 à 14,5×11 cm); Archivnummern (bis Ms 572) haben nur die beschriebenen Blätter.

D: etwa Sommer 1925 bis 1927/1928

LESART 26,28-30 *sich* bis *ist*] lies entweder *sich* [...] *durchdringen läßt* oder [...] *zu durchdringen ist*

NACHWEISE **26**,23f. *magische* bis *Sprache*] s. Bd. 2, 142f. – **26**,32 *IV, 431*] s. Wilhelm von Humboldts Gesammelte Schriften, hg. von der kgl. preuß. Akademie der Wissenschaften, 1. Abt.: Werke, Bd. 4: 1820-1822, hg. von A. Leitzmann, Berlin 1905, 431 (Über den Nationalcharakter der Sprachen) – **26**,33 *IV, 20*] s. a. a. O., 20 (Über das vergleichende Sprachstudium in Beziehung auf die verschiedenen Epochen der Sprachentwicklung. 16.) – **26**,35 *Willkürliches*] s. dagegen fr 4 (15,1f.) – **26**,37 *Knochengerüst*] s. fr 5 und 6 – **27**,2 *nackt Dialektisches*] zu diesem für Benjamin charakteristischen Dialektikbegriff s. etwa Bd. 1, 1249f. – **27**,5 *Prosa*] s. H[ajim] Steinthal, Die sprachphilosophischen Werke Wilhelms von Humboldt, hg. und erklärt, Berlin 1884, 23-34 (Der Styl Humboldts) – **27**,5f. *V, p 2, 16 v. o.*] s. Wilhelm von Humboldts Gesammelte Schriften, a. a. O., 1. Abt.: Werke, Bd. 5: 1823-1826, hg. von A. Leitzmann, Berlin 1906, 2 (Inwiefern läßt sich der ehemalige Kulturzustand der eingeborenen Völker Amerikas aus den Überresten ihrer Sprachen beurteilen? »Außerdem [...] Sprachen.« – **27**,8f. *V, p 7, 6f. v. u.*] a. a. O., 7

**27-29** [fr 14] THESEN ÜBER DAS IDENTITÄTSPROBLEM

Von den mit Benjamin zwischen Februar und April 1917 gemeinsam verbrachten Berliner Wochen schreibt Scholem: »In dieser Zeit [...] hatten [wir] auch eine lange Auseinandersetzung über das Identitätsproblem, über das er 1916 schriftliche Thesen verfaßt hatte.« (Scholem, Freundschaft, 50) Sie haben die Freunde noch fast ein Jahr beschäftigt. Ende Juni 1917 schrieb Benjamin aus Dachau: *Das Heft in dem die Identitätsthesen stehen sende ich mit gleicher Post und bitte Sie es bis auf weiteres aufzubewahren.* (cit. Scholem, a. a. O., 55) Er wollte es bei seiner Ausreise in die Schweiz, bei der er *nur wenige* Manuskripte *mitnehmen* (a. a. O.) durfte, in sicheren Händen zurücklassen; *falls Sie es* [in Allenstein, wo Scholem zum Militär eingezogen worden war (s. a. a. O., 54)] *nicht behalten können*, senden *Sie es* [...] *an Herrn Werner Kraft* [...] *(eingeschrieben).* (a. a. O., 55) Um Mitte Juli heißt es in einem Brief aus Zürich: *Bei dem philosophischen Notizheft* [...] *müssen Sie bedenken, daß alle andern Eintragungen den Identitätsthesen wohl um mindestens ein Jahr, die meisten aber wohl um 3 bis 4 Jahre vorangehen.* (a. a. O.) Als Beispiele nennt er *kindliche Sachen* wie den *Schematismus bei dem K* [...] *»Kunst« R »Religion« bedeutet* und eine ihm *wichtig* gebliebene *Notiz* über *den Begriff der Erbsünde* (a. a. O.). Vier Wochen später, in einem Brief aus St. Moritz, erwähnte er gelegentlich

der Aufzeichnung über *die Verschiedenheit von Malerei und Graphik* [s. Bd. 2, 602 und 1411], daß *nebenbei* [...] *auch in diesem Zusammenhange das Identitätsproblem von neuem auf*taucht (cit. Scholem, a. a. O., 60). Gegen Ende Dezember schrieb er aus Bern: *Lieb wäre mir eine Abschrift der Identitätsthesen wenn möglich mit Ihren Bemerkungen dazu* (Briefe, 161). Die Bitte war mit dem Blick auf künftige Gespräche in Bern getan: *In der Frage des Identitätsproblems könnten wir wohl nur im Gespräch entscheidend vorwärtskommen. Daher messe ich auch den folgenden Sätzen keine unbedingte Sicherheit bei. Immerhin erscheint mir die Sache so: eine Identität des Denkens als eines besonderen, weder »Gegenstandes« noch »Gedachten« würde ich leugnen, weil ich ein »Denken« als Korrelat der Wahrheit bestreite. Die Wahrheit ist »denkicht« (ich muß mir dies Wort bilden weil mir keines zur Verfügung steht). »Denken« als absolutes ist vielleicht nur irgendwie eine Abstraktion aus der Wahrheit. Die Behauptung der Identität des Denkens wäre die absolute Tautologie. Der Schein des »Denkens« entsteht durch die Tautologie. Die Wahrheit wird ebensowenig gedacht als sie denkt./ a ist a bezeichnet meines Erachtens die Identität des Gedachten, besser (einzig richtig) gesagt: die Wahrheit selbst. Zugleich bezeichnet dieser Satz keine andere Identität als die des Gedachten. Die Identität des Gegenstandes, angenommen es gäbe irgendeine solche in vollkommener Weise, hätte eine andere Form (Formen unvollkommener Identitäten, die in der Vollkommenheit zu einer von der Form a ist a werden). – Unter konkretem Gegenstand verstehe ich alles was nicht die Wahrheit selbst und nicht Begriff ist. Z. B. ist der Begriff ein konkreter Gegenstand. Der Begriff des Begriffes ist ein abstrakter. Dies führt wahrscheinlich in der Tat auf die* [phänomenologische] *Eidoslehre.* (Briefe, 162) Drei Wochen später wurde der Abbruch der *schriftliche*[*n*] *Diskussion* des Identitätsproblems bekräftigt: *es läßt sich da wie wir gegenseitig bedauernd beteuern, in der Tat nur im Gespräch vorwärts kommen.* (Briefe, 167) In einem Brief von Ende Januar 1918 heißt es: *Das philosophische Büchlein mit den Identitätsthesen halten Sie in guter Obhut*[,] *nicht wahr?* (Briefe, 171). Zwar ist es heute verloren, jedoch hatte Scholem damals eine Abschrift von den *Identitätsthesen* genommen.

Ü: SSch, handschriftliche Kopie Scholems nach dem verlorenen *philosophischen Notizheft* (s.o.) Benjamins – 4 Blätter je ca. 19,5×15 cm; Datierungsvermerk »1915/16« (s. die revidierte Angabe »1916« in: Scholem, Freundschaft, 50).
D: 1916

LESARTEN **27**,19 *Aidentische*] lies *A-identische* – **28**,26f. und 30f. *1)* [...] *2)*] in Vereinheitlichung der Subnumerierung wurden gemäß 27,25 und 26 die Punkte hinter den Ziffern gestrichen

**29-31** [fr 15] EIDOS UND BEGRIFF

Die Aufzeichnung bezeugt Benjamins Bemühungen ums Eindringen in *das Wesen der Phänomenologie* (Briefe, 144). In einem Brief vom Dezember 1917 an Scholem heißt es: *Den Logosaufsatz von Husserl habe ich* [...] *vor mehreren Jahren gelesen; ebenso seinerzeit* [scil. 1916 Paul F.] *Linkes Auseinandersetzung mit* [Theodor] *Elsenhans in den Kantstudien* (Briefe, 162). Anlaß, darauf zu sprechen zu kommen, bot die Diskussion der Freunde über das *Identitätsproblem* (a. a. O.), sicherlich auch der Umstand, daß Scholem in Jena u.a. bei Linke studierte, einem »unorthodoxen Husserl-Schüler« (Scholem, Freundschaft, 65). Über ihn hatte Benjamin in einem früheren Brief bemerkt: er *wird meines Wissens in phänomenologischen Kreisen nicht sehr geschätzt; doch habe ich* seinem *Aufsatz* [»Das Recht der Phänomenologie« (s.u., Nachweise)] *einige Belehrung über das Wesen der Phänomenologie oder was er dafür ansieht zu danken. Das ist eine Polemik gegen eine verständnislose Kritik der Phänomenologie durch Elsenhans* (Briefe, 143 f.). Bei *Gelegenheit* dieser *Auseinandersetzung* schrieb *ich zur Berichtigung den Aufsatz über Begriff und Wesen* [gelegentlich der Abschrift für Scholem umbenannt in *Eidos und Begriff* (s.u.)], *den sie wie ich mich bestimmt zu erinnern glaube kennen.* (Briefe, 162 f.) Jedenfalls mußte Scholem ihn um die Arbeit gebeten haben; eine *Abschrift* wurde ihm unter dem *13. 1. 1918* (Briefe, 167) angekündigt. Abgeschickt wurde sie etwa einen Monat später. Im Begleitbrief heißt es: *Ich sende Ihnen hier die Notiz über »Eidos und Begriff« die ich im Jahre 1916 geschrieben habe. Ich bedaure jetzt daß ich in unsrer Korrespondenz sie erwähnt habe und nun um Ihre Erwartungen nicht zu enttäuschen* [Scholem schien sie also nicht gekannt zu haben] *sie ihnen senden muß, denn ich habe wenig Freude daran. Zwar bin ich auch heute noch überzeugt darin etwas Richtiges vertreten zu haben: Linkes Ansicht es bedürfe einer Begriffstheorie weil Begriffe eidetisch gegeben seien* [s.u., Nachweise] *ist – in dieser Form jedenfalls – völlig unhaltbar. Es ist auch wesentlich darauf hinzuweisen, daß es Begriffe gibt in der Art desjenigen den ich meiner Notiz zu Grunde gelegt habe (vom Löschblatt* [s. 29]*) und endlich ist auf die unendliche formale Regressionsfähigkeit in der Begriffssphäre (Begriff des Begriffs des Begriffs u.s.w.) Wert zu legen. Aber der diese drei Bemerkungen »verbindende Text« ist improvisiert, unscharf und die Dinge müßten in ganz andrer Breite untersucht werden. Vorallem ist darauf zu achten daß es Begriffe die nicht in einem Relationszusammenhang stehen nicht gibt, z.B. ist der Begriff von dem so und so beschaffnen Löschblatt von dem in der Notiz die Rede ist, der Begriff etwa vom Inhalt der entsprechenden Löschblattvorstellung. Darauf ist in der Notiz garnicht geachtet und doch dürfte ein wichtiger Unterschied zwischen Begriff und Wesen gerade auf diesem Relationscharakter des Begriffes beruhen, während das Wesen eher absoluter Natur*

*zu sein scheint. Ich will aber mit derart gründlich zu führenden Untersuchungen unsern Briefwechsel erst garnicht zu belasten versuchen: denn in dem Stadium meiner Einsichten* k a n n *ich darüber noch nicht schriftlich verhandeln. – Fassen Sie also bitte »Eidos und Begriff« als eine Anregung auf aus der Sie viel machen wenn Sie etwas besseres daraus machen.* (10. 2. 1918, an Scholem)

Ü: SSch, Manuskript Benjamins – 2 Seiten ca. 21×17 cm; von Scholem handschriftlich als »Beilage zu Nr. 44 [d.i. Benjamins Brief vom 10. 2. 1918]« gekennzeichnet und auf »1916« datiert.
D: 1916

LESARTEN **29,33** *Löschblattes*] danach {*hier*} – **30,22** *singulär-tatsächlicher*] lies *als singulär-tatsächlicher* oder wie 3 Zeilen später vereinfacht im Selbstzitat *»singulär-tatsächlich* – **31,31** *beziehen – sind*] konj. für *beziehen sind –*

NACHWEISE **29,21** *1916*] s. Paul F. Linke, Das Recht der Phänomenologie. Eine Auseinandersetzung mit Th. Elsenhans, in: Kantstudien. Philosophische Zeitschrift [...] hg. von Hans Vaihinger und Bruno Bauch, Bd. 21, Berlin 1917, 163-221 – **29,26** *sind*] s. a. a. O., 189; dazu s. 178-189 (III. Die falschen Abstraktionstheorien und die »Allgemeinheit der Idee«); s. auch 202f. – **29,33** *Löschblattes*] s. a. a. O., 184ff., 188f., 191f. – **30,6** *Reduktion*] s. a. a. O., 193-203 (Die Reduktionen) – **30,32** *protestiert*] s. a. a. O., 178-189 – **31,5** *gründen*] s. a. a. O., etwa 189

**32** [fr 16] WAHRNEHMUNG IST LESEN

»Schon damals [im Sommer 1918] beschäftigten [Benjamin] Gedanken über die Wahrnehmung als ein Lesen in den Konfigurationen der Fläche, als die der urzeitliche Mensch die Welt um sich und besonders den Himmel aufnahm. Hier lag die Keimzelle zu den Betrachtungen, die er viele Jahre später in seiner Aufzeichnung *Lehre vom Ähnlichen* [s. Bd. 2, 204-210] angestellt hat. Die Entstehung der Sternbilder als Konfigurationen auf der Himmelsfläche, behauptete er, sei der Beginn des Lesens, der Schrift, die mit der Ausbildung des mythischen Weltalters zusammenfalle.« (Scholem, Freundschaft, 80) Dem Schriftduktus nach ist das fr noch früher niedergeschrieben. Auf der Rückseite stehen die gestrichenen, auf 1915/1916 deutenden Stichworte:

{*Christentum*
*Genius*
*geniushafte Einsamkeit*
*Gott* *Gemeinschaft*}

Ü: Ms 537 – Blatt ca. 13,5×9 cm, herausgetrennt aus einem Notizblock; Ergänzungen in Blei.
D: bis etwa 1917

NACHWEIS **32,4** *Wahnsinns*] s. *Über das Programm der kommenden Philosophie*, Bd. 2, 162

**32** [fr 17] ÜBER DIE WAHRNEHMUNG IN SICH

Der Satz *Wahrnehmung ist Lesen* (32,9) könnte Selbstzitat nach fr 16 oder umgekehrt dort Titel geworden sein; im ersten Fall wäre fr 17 später niedergeschrieben – doch kaum später als 1917, wofür die gleichzeitige Befassung mit dem Problem der *Fläche* in *Über die Malerei oder Zeichen und Mal* (s. Bd. 2, 603 f.) spräche. Zwischen zweitem und drittem Satz zeichnete Benjamin Schemata (Buchstaben und Figuren wie *L*, *o*, Hexagramm, Kreis, Ellipse, Dreieck) mit teilweise unleserlichen Stichworten (wie *Zeichen* [/] *Wahrnehmung* [/] *Symbol, Ausdruck* [/] *Sprache* [/] *Symbol* und *Zeichen* [/] *Schrift* [/] *Symbol*) – zuzuordnen den *Fortsetzungsnotizen* zur Spracharbeit von 1916 (s. Bd. 7).

Ü: Ms 538 – Blatt ca. 13,5×11 cm, Rückseite eines abgetrennten Briefteils von unbekanntem Absender.
D: etwa 1917

LESART **32,12** *Fläche* bis *Zusammenhang*] lies etwa *Fläche, die Konfiguration ist, ist absoluter Zusammenhang*

**32 f.** [fr 18] NOTIZEN ZUR WAHRNEHMUNGSFRAGE

Das fr ist die teilweise Ausführung der Motive von fr 17 und auch im Zusammenhang mit den *Nachträgen* zur Spracharbeit von 1916 (s. Bd. 7) zu lesen. Unausgeführt blieb die unter *2)* angekündigte Bestimmung der *Beziehung des Schriftzeichens zur Sprache* (32,23).

Ü: Erster Notizblock, Ms 681 f. – Blatt [6] und [7]; Vorderseite, zweite Hälfte, und Rückseite von Blatt [7] = fr 79.
D: etwa 1917

LESARTEN **32,25** *absoluten*] erg. *Fläche* – **32,30** *viel*] statt des erwarteten *vielen* lies *v i e l*, das zu dem akzentuierten *ein* in der vorhergehenden Zeile kontrastierend steht

33-38 [fr 19] ÜBER DIE WAHRNEHMUNG

Die Aufzeichnung kann als Vorstudie zum Aufsatz *Über das Programm der kommenden Philosophie* von 1917 (s. Bd. 2, 157-171) gelesen werden, als deren Hauptaufgabe postuliert ist, daß *unter der Typik des Kantischen Denkens die erkenntnistheoretische Fundierung eines höheren Erfahrungsbegriffes vorzunehmen* wäre (a.a.O., 160). Darin geht das fr stellenweise weiter als der Aufsatz, etwa mit der Darlegung des Begriffs *spekulativer Erkenntnis* (35) oder der des Verhältnisses von *Erfahrung* und *Erkenntnis der Erfahrung* (36). Nahe liegt, daß ein Teil »II« das Thema »Erfahrung und Sprache« aufnehmen sollte, zu dem die drei Notizen am Ende (37f.) erste Aufzeichnungen sein könnten. »Während [Benjamin] in der Schweiz von der Philosophie meistens als der Lehre von den geistigen Ordnungen sprach,« berichtet Scholem, »reicht ins Religiöse hinein seine Definition, die ich mir damals aufschrieb [es folgt, bis auf das Komma, wörtlich der drittletzte Absatz des fr; s. 37, 37f. und die Vorform unter Lesarten]« (Scholem, Freundschaft, 74).

Ü: Ms 533-536 – 4 Teilblätter aus 2 gefalteten und ineinander gelegten Blättern vom Format ca. 33×21 cm; die drei Aufzeichnungen am Schluß seitenverkehrt auf Rückseite von Blatt [4], auf Vorderseite (später) notierte Stichworte und Buntstiftskizzen zu *Neapel* (s. Bd. 4, 307-316).
D: wahrscheinlich Oktober 1917

LESARTEN 34,29 *zer⟨r⟩issen*] mögliche Lesart *gerissen* – 35,27 ⟨*Genüge*⟩] Benjamin vergaß ein Akkusativobjekt wie »Genüge« oder »Gewähr« oder »Folge« – 36,19 *aus eben*] lies *aus Gründen eben* – 37,7 *göttlich*] mögliche Lesart *göttliche* – 37,23 *so* bis *Erfahrung*] im Ms *so wie auch* [...] *auch die* [...] *Erfahrung*; das erste *auch* wurde gestrichen – 37,37f. *Philosophie* bis *Sprache*] vor dieser definitiven Fassung findet sich auf der ersten Blatthälfte die mehrfach korrigierte Vorfassung *Philosophie ist absolute Erfahrung deduziert* {*als Symbol* [ersetzt durch]} *im systematisch-* {*symboli passend-* [ersetzt durch]} *symbolisch*{*e Sprache.* [ersetzt durch]} *e*[*n*] *Zusammenhang* {*der* [ersetzt durch]} *als Sprache.* Sie könnte gelautet haben *Philosophie ist absolute Erfahrung deduziert als systematisch-symbolische Sprache.* – 38,5 *absoluten Erfahrung*] danach {*[d.i. alles außer Philosophie, Recht (Sittlichkeit), Kunst] gehört in die Logik als Lehre*} – 38,9f. *Notizen* bis *Erkennen*] späterer, durch Trennstrich vom Vorhergehenden geschiedener Nachtrag

**38f.** [fr 20] ZUM VERLORNEN ABSCHLUSS DER NOTIZ ÜBER DIE SYMBOLIK IN DER ERKENNTNIS

Dem Titel nach müßte die einmal *Notiz*, einmal *Aufsatz* (38 und 39) genannte Aufzeichnung – außer dem im fr resumierten *Abschluß* – Benjamin vorgelegen haben; aber auch sie muß heute als verloren gelten. Der dem Resumé folgende Nachtrag (s. 39) verweist das fr in den Zusammenhang der Studien zu Kant und zum Systemproblem von 1917/1918 (s. etwa Briefe, 158), damit der Bemühungen Benjamins um eine »Symbollehre«, in der – so Scholem – »Gott das unerreichbare Zentrum« bildete, und »die ihn allem Gegenständlichen, aber auch allem Symbolischen entrücken sollte.« (Scholem, Freundschaft, 74) Die Hinweise auf Goethe im Resumé enthalten Motive teils des Schlußabschnitts der Dissertation (s. Bd. 1, 110-119), teils – so der vierte Absatz (38,31-34 *Es* bis *Faust*) – der Wahlverwandtschaftenarbeit (s. a.a.O., 147f.; zur Befassung Benjamins mit Goethe 1917/1918 s. etwa Briefe, 177 und im Verzeichnis gelesener Bücher die Nummern *465*, *475*, *481*, *559*, *603*; s. Bd. 7).

Ü: Ms 498 – Blatt ca. 11×8 cm, herausgetrennt aus einem Notizblock; spätere Bleistiftpaginierung »1«.
D: etwa 1917/1918

LESARTEN 39,2 *⟨Die⟩ Ontologie*] *Ontologie* für {*System*}; *Das* blieb unkorrigiert – 39,3 *diese⟨r⟩ Ontologie*] *Ontologie* für {*System*}; *dieses* blieb unkorrigiert – 39,35 *ist (die* bis *einander),*] konj. für *ist, (die* [...] *einander)*

40 [fr 21] NACHTRÄGE ZU: ÜBER DIE SYMBOLIK IN DER ERKENNTNIS

Das fr ist die Fortsetzung der Nachträge in fr 20 (s. 39,1-36 *Zu* bis *DIALOG*).

Ü: Ms 514 – Blatt ca. 11×8 cm, herausgetrennt aus einem Notizblock; spätere Bleistiftpaginierung »7«.
D: etwa 1917/1918

LESART 40,8 *einstellen*] konj. für *sich einstellen*
NACHWEISE 40,4f. *Wahrheiten* bis *Wahrheit*] s. fr 26 – 40,13f. *musische* bis *Gedankenwelt*] s. *Die frühromantische Kunsttheorie und Goethe*, Bd. 1, 111, 24-35

40-42 [fr 22] VERSUCH EINES BEWEISES, DASS DIE WISSENSCHAFTLICHE BESCHREIBUNG EINES VORGANGS DESSEN ERKLÄRUNG VORAUSSETZT

Im *Nachtrag* zum Aufsatz *Über das Programm der kommenden Philosophie* schreibt Benjamin: [*S*]*o erhebt sich* [...] *die Frage nach der Grenze zwischen Philosophie und Einzelwissenschaft. Die Bedeutung des terminus des Metaphysischen* [...] *besteht nun eben darin diese Grenze als nicht vorhanden zu erklären und die Umprägung der »Erfahrung« zu »Metaphysik« bedeutet daß im metaphysischen oder dogmatischen Teil der Philosophie, in den* [...] *der kritische Teil übergeht, virtuell die sogenannte Erfahrung eingeschlossen ist. (Die Exemplifikation dieses Verhältnisses für das Gebiet der Physik s. meinen Aufsatz über Erklärung und Beschreibung.)* (Bd. 2, 169) »Der *Nachtrag*«, so Scholem anläßlich des posthumen Erstdrucks der Programmschrift, »dürfte im März 1918 geschrieben worden sein, da er auf eine Notiz: *Versuch eines Beweises, daß die wissenschaftliche Beschreibung eines Vorgangs dessen Erklärung voraussetzt* [von Benjamin *Aufsatz über Erklärung und Beschreibung* genannt (s. o.)] rekurriert, die vom Februar 1918 datiert ist und die ich mir seinerzeit aus seiner Handschrift abgeschrieben habe.« (cit. Scholem, Bd. 2, 939) Die Handschrift ist verloren, Scholems Abschrift erhalten.

Ü: SSch, handschriftliche Kopie Scholems – 4 Blätter, paginiert »5.« bis »8.«; Vermerk »Februar 1918« am Schluß.
D: Februar 1918

LESART 42, 10 *mathematische*] erg. *Frage*
NACHWEIS 41, 26 *platonische Problem*] s. *Erkenntniskritische Vorrede*, Bd. 1, 214

43 [fr 23] BEGRIFFE LASSEN SICH ...

Schriftduktus und Blattumgebung im Block verweisen auf den Zusammenhang mit Benjamins Kantstudien.

Ü: Erster Notizblock, Ms 691 – Blatt [17].
D: bis etwa Mai 1918

43-45 [fr 24] Analogie und Verwandtschaft

»Vor meiner Abreise aus der Schweiz«, berichtet Scholem, kam Benjamin »Ende August [1919]« aus Iseltwald, seinem Ferienaufenthalt ab Anfang Juli, »auf einen zweitägigen Besuch nach Lungern am Brünig, wo er mir eine Aufzeichnung von sich, *Analogie und Verwandtschaft*, mitbrachte.« (Scholem, Freundschaft, 109) Wie aus einem ungedruckten Brief vom November 1919 aus Breitenstein am Semmering hervorgeht – wo er *mit dem Ordnen* seiner *Papiere beschäftigt* war –, hatte es sich bei der Aufzeichnung um eine *Abschrift* gehandelt, *die von meiner Niederschrift erheblich abweicht* (16. 11. 1919, an Scholem). Diese könnte während des Ferienaufenthalts in Iseltwald entstanden sein, wie die Aufnahme des Motivs eines *unmittelbar vernommen* [*W*]*erdens im Gefühl* (45) nahelegt, das die Freunde Wochen vorher, »am 31. Mai und 1. Juni« auf »einer Wanderung von Biel nach Neuchâtel«, im Zusammenhang mit dem Problem der Anschauung diskutiert hatten. »Ich notierte mir [damals] Benjamins Definition [...]: *Gegenstand der Anschauung ist die Notwendigkeit eines sich im Gefühl als rein ankündigenden Inhaltes, wahrnehmbar zu werden. Das Vernehmen dieser Notwendigkeit heißt Anschauen.* [...] Gerade das sei der Punkt: Die Sphären seien nicht zu trennen, und es gebe keine reine Anschauung, die nicht ein Vernehmen sei« (Scholem, Freundschaft, 108). Die *Abschrift* der Aufzeichnung, die er Scholem nach Lungern mitgebracht hatte und die das diskutierte Phänomen an der *Verwandtschaft* (43 f.) exemplifizierte, – oder eine von Scholem davon genommene Kopie – erbat sich Benjamin *eingeschrieben und mit der Bezeichnung als »Manuscript« (damit es nicht gestohlen wird)* (16. 11. 1919, an Scholem) zur Komplettierung seiner *Papiere* zurück. Zwei Monate später wiederholte er die Bitte: *Die Notiz über Analogie und Verwandtschaft ist nunmehr dringend in Abschrift erbeten.* (Briefe, 230f.) Während Benjamins *erheblich* abweichende erste *Niederschrift* nicht erhalten blieb, ist seine eigene Abschrift in Scholems Sammlung vorhanden; ob Scholem selber damals eine Kopie anfertigte und diese Benjamin sandte, ist unbekannt.

Ü: SSch, Manuskript Benjamins – 4 Seiten ca. 22×14,5 cm.
D: wahrscheinlich Juli/August 1919

LESARTEN 43, 16 *erweisen*] für {*manifestieren, deren Ausdruck*} – 43, 17f. *Analogie*] für {*Ähnlichkeit*} – 43, 35 *was*] danach {*in*} – 44, 11 *entdecken*] für {*ergründen*} – 44, 34f. *die Musik*] für {*das Gefühl*} – 45, 14 *hinzuwirken*] danach {*und dessen Richtung zu bestimmen*}

NACHWEISE 43, 19 *werden*] s. Bd. 4, 13 – 44, 7 *Historiker«*] Friedrich Nietzsche, Werke in drei Bänden, hg. von K. Schlechta, Bd. 1, München 1960, 1201 (Morgenröte. Gedanken über die moralischen Vorurteile, Viertes

Buch, Aph. 340 (»Es ist eine gut bewiesene Sache, daß die Menschen aus dem Mutterleibe hervorgehen: trotzdem lassen erwachsene Kinder, die neben ihrer Mutter stehen, die Hypothese als sehr ungereimt erscheinen; sie hat den Augenschein gegen sich.« – 45,25 *Leben«*] Friedrich Schiller, Wallensteins Tod. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen, 5. Aufzug, 3. Auftritt

45f. [fr 25] ERKENNTNISTHEORIE

Die – wichtige – Aufzeichnung dürfte um die *Zeit*, da Benjamin sich *mit einer Analyse des Wahrheitsbegriffs beschäftigte* (Briefe, 249) – gegen Ende 1920 – begonnen, ihr zweiter Teil (46, 5-33 *1) Die* bis *Urphänomene*) später, jedoch kaum nach 1921, nachgetragen worden sein. Vorausgesetzt scheint die Befassung mit dem Problem der *Unendlichen Aufgabe* (45), die für die Zeit zwischen Ende 1917 und Mai 1918 belegt ist (s. 664). Das fr ist im Zusammenhang mit Benjamins Gedanken zu einer »Symbollehre« (s. 658) zu lesen, die er während der Zeit des ersten Habilitationsprojekts (s. 646) erneut aufnahm. Das Motiv eines *Jetzt der Erkennbarkeit* (46), das bis in Benjamins letzte Schrift begegnet (s. Bd. 1, 695), dürfte hier erstmals formuliert worden sein.

Ü: Ms 499 – Blatt ca. 12×7,5 cm, herausgetrennt aus einem Notizblock; Rostspuren; spätere Bleistiftpaginierung »2«.
D: um 1920/1921

LESART 46, 13 *Weltzustand).*] konj. für *Weltzustand.)*

46-48 [fr 26] WAHRHEIT UND WAHRHEITEN ERKENNTNIS UND ERKENNTNISSE

Das fr dürfte eine weitere Aufzeichnung aus der Zeit der Beschäftigung *mit einer Analyse des Wahrheitsbegriffs* (Briefe, 249) sein. Die motivische Nähe zu fr 25 ist nicht zu übersehen.

Ü: Ms 509 – Blatt ca. 28×22 cm, gefaltet; auf Rückseite der zweiten Blatthälfte die (auf das Trauerspielbuch bezüglichen) Stichworte *Dialektik, Torso, Heteronomie, Geschichte, Ruine*; Faltlinie eingerissen und beschädigt; spätere Buntstiftpaginierung »2«.
D: um 1920/1921

LESARTEN 47, 25f. *Materie* bis *aufbaut*] im Ms *Materie aus welche der höhere sich (als auch Elementen?) aufbaut. welche* und *auch* sind Verschrei-

bungen; auf den ersten Blick, so scheint es, auch *der* (statt »die höher organisierte Materie«); jedoch ist *der* mit *Teil* zu verbinden und auf die *Teile* [...] *der Wahrheit* weiter oben (47, 19f.) zu beziehen

NACHWEISE 47, 17-22 *Die Kunstwerke* bis *ergänzen sind*] s. *Goethes Wahlverwandtschaften*, Bd. 1, 181, 172f. – 47, 39 *erweisen.«*] Motto über der *Erkenntniskritischen Vorrede*, Bd. 1, 208; s. den Nachweis a. a. O., 410; Benjamin exzerpierte nach: Goethe, Sämtliche Werke. Vollständige Ausgabe in zehn Bänden, mit Einleitungen von Karl Goedeke, Bd. 10, Stuttgart 1875, 361 (Zur Farbenlehre, Materialien zur Geschichte der Farbenlehre) – 48, 1 *sei«*] a. a. O.

## 48f. [fr 27] Arten des Wissens

Die definitive Formulierung *die Wahrheit ist der Tod der intentio* (48) dürfte Aufzeichnungen wie fr 25 und 26 voraussetzen. Das fr könnte dann eines der 1921 niedergeschriebenen Resultate von Benjamins Erkenntnis- und Wahrheitsanalysen sein.

Ü: Ms 500 – Blatt ca. 11×8 cm, herausgetrennt aus einem Notizblock; spätere Buntstiftpaginierung »3«.
D: etwa 1921

NACHWEIS 48, 25 *die* bis *intentio*] s. *Erkenntniskritische Vorrede*, Bd. 1, 216, 937

## 49f. [fr 28] Intentionsstufen

Das fr greift auf Motive der Aufzeichnungen über *Phantasie* aus den Jahren 1918ff. (s. 693) unter geschichtsphilosophischen und erkenntniskritischen Aspekten zurück.

Ü: 525 Ms – Blatt ca. 16,5×10,5 cm; lila Tinte; spätere Bleistiftpaginierung »1«.
D: 1922/1923

## 50f. [fr 29] Zum Thema Einzelwissenschaft und Philosophie

Unterstellt man, mit *meiner Barockarbeit* (51) ist das Trauerspielbuch gemeint, läge der terminus a quo der Aufzeichnung frühestens März 1923, wo »dessen Thema und Gegenstand festgestanden haben dürften« (Bd. 2,

999). Ist aber an die Arbeit *»El mayor monstruo, los celos« von Calderon und »Herodes und Mariamne« von Hebbel* (s. Bd. 2, 246-276) gedacht, wäre als terminus a quo frühestens November 1921, wahrscheinlich aber das zweite Viertel des Jahres 1923 anzusetzen (s. Bd. 1, 998). »Möglicherweise wurde« der »Aufsatz über den Herodesstoff« »als eine Art Fingerübung« zum Trauerspielbuch »geschrieben« (a. a. O., 999). Dies ließe sich mutatis mutandis auf fr 29 beziehen, das mit Motiven wie der *intentionslosen Wahrheit* (50), strengsachlicher *Autorität* (a. a. O.), des Ur*sprungs* und der *Induktion* (51) der *Erkenntniskritischen Vorrede* zu präludieren scheint. So könnte der Passus, wonach *in meiner Barockarbeit* die *Autorität* der *akademische*[*n*] *Akribie* verabschiedet wird (51), gelesen werden: *in meiner* in Angriff genommenen oder zu nehmenden *Barockarbeit*, und sich jedenfalls zeitlich sowohl auf die »Fingerübung« wie das Trauerspielbuch selbst beziehen.

Ü: Ms 508 – Blatt ca. 15,5×10,5 cm; beschädigt mit leichter Textbeeinträchtigung.
D: wahrscheinlich Frühjahr/Sommer 1923

LESARTEN 50,4 *Z⟨UM THEMA⟩*] rekonstruiertes beschädigtes Textstück; vielleicht auch nur zu lesen *Zu⟨:⟩*; die übrigen Konjekturen in Winkelklammern sind zweifelsfreie Rekonstruktionen – 51,9 *sie*] scil. eine *die akademische* [...] *Akribie verabschiedende Autorität*

51-53 [fr 30-32] DOKTORARBEIT: DER BEGRIFF DER »UNENDLICHEN AUFGABE« BEI KANT

Benjamins Plan einer *Doktorarbeit* über den *Begriff der »unendlichen Aufgabe« bei Kant* (Briefe, 159) ging aus dem ursprünglichen hervor, *über Kant und die Geschichte zu arbeiten. Noch weiß ich nicht*, schrieb er am 22. 10.1917 an Scholem aus Bern, *ob ich den notwendigen durchaus positiven Gehalt in dieser Beziehung bei dem historischen Kant vorfinden werde. Davon hängt es auch mit ab, ob ich aus dieser meine Doktordissertation werde entwickeln können.* [...] *ich denke, es wird sich für den, der mit richtigem Verstand herangeht, genügend und mehr als das finden. Oder aber ich werde dabei ein anderes Arbeitsgebiet finden.* (Briefe, 151, 152) Etwa anderthalb Monate später heißt es: *unsere Auseinandersetzung über Kant muß von mir aus noch aufgeschoben werden. Doch scheint mir zweierlei von dem was Sie schreiben wahrscheinlich oder vielmehr das Eine davon sicher: daß nämlich zunächst die Beschäftigung mit dem Buchstaben der Kantischen Philosophie notwendig ist. Gerade das Studium der Kantischen Terminologie* [...] *führt auf die Erkenntnis ihrer außerordentlichen*

*Potenz und jedenfalls kann man, indem man sie in sich immanent entwikkelt und präzisiert sehr viel lernen. In diesem Sinne bin ich neulich auf ein Thema zu einer Doktorarbeit gekommen das eventuell für mich in Betracht käme: Der Begriff der »unendlichen Aufgabe« bei Kant.* Zum anderen Punkt bemerkte er, daß es *jedenfalls* [...] *gewisse Probleme wie eben die uns zentralen der Geschichtsphilosophie* gibt, *für die wir bei Kant im entscheidenden Sinne wohl erst dann etwas lernen können wenn wir sie für uns neu gestellt haben.* (Briefe, 158f.) Nicht lange danach schrieb er: *Was Kants Geschichtsphilosophie angeht, so bin ich durch die Lektüre der beiden speziellen Hauptschriften (Ideen zu einer Geschichte..., Zum ewigen Frieden) auf die Enttäuschung meiner hochgespannten Erwartung geraten. Das ist mir besonders in Hinsicht meiner Pläne für das Thema meiner Doktorarbeit sehr unangenehm, aber ich finde garkeinen wesentlichen Beziehungspunkt zu den uns nächstliegenden geschichtsphilosophischen Schriften in diesen beiden Arbeiten Kants und sehe eigentlich nur eine rein kritische Stellungnahme zu ihnen ab. Es handelt sich bei Kant weniger um die Geschichte als um gewisse geschichtliche Konstellationen von ethischem Interesse.* [...] *Als Ausgangspunkt oder eigentlichen Gegenstand einer selbständigen Abhandlung finde ich Kants Gedanken ganz ungeeignet.* [...] *Für den neuen Plan den ich zu meiner Doktorarbeit habe kann ich es auch nur immer wieder bedauern daß Sie nicht hier sind* [...] *Die Frage lautet ungefähr: Was heißt es daß die Wissenschaft eine unendliche Aufgabe ist*[?] *Dieser Satz ist sowie man näher zusieht viel tiefer und philosophischer als man auf den ersten Blick glaubt. Man muß sich nur klar gemacht haben, daß von einer »unendlichen Aufgabe« gesprochen wird und nicht von einer »unendlich viel Zeit erfordernden Lösung« und daß der erste Begriff in keiner Weise in den zweiten übergeführt werden kann und darf.* (Briefe, 161f.) Diesen Gedanken führt fr 30 (s. 51f.) aus, das um die gleiche Zeit niedergeschrieben sein dürfte und die Keimzelle der nicht zustandegekommenen Arbeit bildet. Am 1. 2. 1918 heißt es zwar noch: *Von der »unendlichen Aufgabe« im nächsten Briefe*, aber in diesem (s. 10. 2. 1918, an Scholem, oben 654f.) ist davon keine Rede. Erst Ende März kam Benjamin auf das Thema zurück, doch nur, um anzuzeigen, daß er *mit Absicht nicht mehr* darauf eingehe. Es gehöre *zu denjenigen die brieflich kaum zu behandeln sind.* Die *fernere Auseinandersetzung mit Kant und Cohen muß verschoben werden.* Er werde jetzt *alle Kräfte auf die Erledigung meines Doktors, bezw. den Beginn meiner Dissertation konzentrieren* (Briefe, 180) – man erwartet: der über *die »unendliche Aufgabe«*. Jedoch ist die gemeint, mit der er tatsächlich promovierte – über den *Begriff der Kunstkritik in der deutschen Romantik* (s. Bd. 1, 7-122; s. auch 799-801). Gleichwohl war der Plan einer Arbeit über *die »unendliche Aufgabe«* nicht aufgegeben; sie dürfte gemeint gewesen sein, als er im Mai 1918 – im März war die Entscheidung über das neue Thema gefallen (s. Briefe, 179) – Ernst Schoen schrieb: *Eine sehr wich-*

*tige erkenntnistheoretische Arbeit bin ich bisher unvermögend zu vollenden, sie liegt schon monatelang.* (Briefe, 188) Das gemeinsame Kant-Cohen-Studium nach Scholems Ankunft in Bern (s. Scholem, Freundschaft, 76, 78) könnte sie noch ein Stück weit gefördert haben, ehe sie vollends liegenblieb.

**51f.** [fr 30] Die unendliche Aufgabe

Ü: Erster Notizblock, Ms 715 – Blatt [41]; die letzten Zeilen (*Der* bis *Aufgabe«*) späterer Nachtrag.
D: Dezember 1917

**52f.** [fr 31] Über die transzendentale Methode

Benjamin »regte schon eine Woche nach meiner Ankunft [in Bern am 4. 5. 1918] an, gemeinsam ein philosophisches Werk zu studieren. Nach einigem Hin und Her einigten wir uns, da er damals besonders an Kant interessiert war, auf das grundlegende Werk der Marburger Schule, [Hermann] Cohens ›Kants Theorie der Erfahrung‹ [1871, ²1885] das wir dann in vielen Stunden analysiert und diskutiert haben.« »Wir [...] gingen mit großen Erwartungen [...] an diese Lektüre heran. Aber die Deduktionen und Interpretationen Cohens kamen uns sehr fragwürdig vor, und wir zerpflückten sie mit viel Schärfe. [...] Benjamin konnte mit dem rationalistischen Positivismus, der uns gelegentlich dieser Lektüre beschäftigte, nichts anfangen, weil er *absolute Erfahrung* suchte. Unsere Beschwerden [...] wurden schließlich so scharf, daß wir die Lektüre [...] im August nicht fortsetzten. Benjamin beschwerte sich über die *transzendentale Konfusion«* der Cohenschen »Darlegungen. *Da kann ich auch gleich katholisch werden.«* (Scholem, Freundschaft, 76, 78f.) Gut paßt die Aufzeichnung – wie auch die folgende (s. fr 32) –, die beide auf den Neukantianismus und seinen *Faktizitätsschwindel* (53) gemünzt sind, zu der »großen Enttäuschung«, von der Scholem berichtet (Scholem, Freundschaft, 78).

Ü: Erster Notizblock, Ms 683 – Blatt [9].
D: Sommer 1918

53 [fr 32] ZWEIDEUTIGKEIT DES BEGRIFFS DER »UNENDLICHEN AUFGABE« IN DER KANTISCHEN SCHULE

Ü: Erster Notizblock, Ms 683 – Blatt [9]; auf Rückseite, zweite Hälfte.
D: Sommer 1918

## 54-89 [fr 33-60] Zur Moral und Anthropologie

### 54 [fr 33] Zur Moral

Die Exemplifizierung des Intentionalitäts-Problems, das Benjamin 1917 beschäftigte, am *Dogma* (54) läßt an seine *halbjährige, mit Unterbrechungen geführte, Lektüre* der *Dogmengeschichte von Harnack* denken, von der er am 30. 3. 1918 schrieb, er habe sie inzwischen *ausgelesen* (Briefe, 180); demnach dürfte er Oktober 1917 damit begonnen haben (s. Briefe, 152). *Der Gewinn einer solchen Lektüre ist derart, daß er sich nicht* [...] *übersehen läßt. Um nur eines zu bezeichnen, so habe ich erkannt, wie neben anderem auch die Unwissenheit eine starke Quelle der neukatholischen Strömung in der Gegenwart ist* (Briefe, 180). Zur Anknüpfung an den bayrischen Katholizismus (s. 54) könnten Benjamins Aufenthalte in München 1916 und in Dachau 1917 Anlässe geboten haben.

Ü: Erster Notizblock, Ms 708 – Blatt [34].
D: etwa 1917/1918

### 55 [fr 34] Alle Unbedingtheit des Willens ...

*Jetzt bin ich in* [Kants] *Ethik verbissen – es ist unglaublich wie man diesem Despoten auf die Spur kommen muß*, heißt es in einem Brief vom Mai 1918, *auf die Spur seines erbarmungslos gewisse Einsichten die gerade in der Ethik zu den verwerflichsten gehören erphilosophierenden Geistes.* (Briefe, 187) Das fr könnte das Kantische Radikale Böse paraphrasieren.

Ü: Ms 783 – Blatt ca. 11×8 cm, herausgetrennt aus einem Notizblock; spätere Buntstiftpaginierung »3«.
D: Frühsommer 1918

### 55 [fr 35] Zur Kantischen Ethik

Weitere Niederschrift aus der Zeit der Studien über die Kantische Ethik; der zweite Abschnitt (55,20-24 *Der* bis *hatte*) ist später nachgetragen. – Zum Entwurf einer *Ethik* als *Freiheits-*, [*Rechts-*] und *Handlungslehre* als *zweiten Teils des Systems* im Sinn der Programmschrift von 1917/1918 s. fr 65 sowie das in den Anmerkungen (s. 684) abgedruckte Schema Ms 528.

Ü: Erster Notizblock, Ms 699 – Blatt [25].

D: Frühsommer 1918

NACHWEISE 55,14 *Wesen«*] Kants Gesammelte Schriften, Akademieausgabe, 1. Abt., Bd. 4, Berlin 1911, etwa 408 (Grundlegung zur Metaphysik der Sitten, Zweiter Abschnitt); a. a. O., Bd. 5, Berlin 1913, etwa 27 (Kritik der praktischen Vernunft, I, 1, 1. Hauptstück, Lehrsatz III) – 55,20 *Neigung«*] a. a. O., Bd. 4, a. a. O., etwa 398 (Grundlegung [...], Erster Abschnitt); a. a. O., Bd. 5, a. a. O., etwa 33 (Kritik [...], I, 1, 1. Hauptstück, Lehrsatz IV)

55 [fr 36] DIE SPONTANEITÄT DES ICH ...

Weitere Niederschrift aus der Zeit der Studien über die Kantische Ethik.

Ü: Erster Notizblock, Ms 690 – Blatt [16].
D: Frühsommer 1918

56 [fr 37] DER CYNISMUS

Weitere Niederschrift aus der Zeit der Studien über die Kantische Ethik. – Die Aufzeichnung mag das abschließende Urteil Scholems über den Benjamin rechtfertigen, den er nach längerer Zeit in Bern wiedersah und an dessen »Beziehung [...] zu Dingen des täglichen Lebens« ihn »ein strikt amoralisches Element«, »ein nicht geringes Maß von Zynismus« befremdete; »moralische Kategorien erkannte er nur in der Lebenssphäre, die er um sich aufgebaut hatte, und in der geistigen Welt an«; »oft war [...] ein starker Schuß Nietzsche in seinen Reden« – und doch »möchte ich sagen, daß Benjamin im Grunde ein durchaus unzynischer Mensch war, was wohl mit seinem tief verwurzelten messianischen Glauben zusammenhing.« (Scholem, Freundschaft, 70, 71 f.)

Ü: Erster Notizblock, Ms 688 – Blatt [14].
D: Frühsommer 1918

LESART 56,25 f. *dieses* bis *leidet*] lies etwa *an diesem* [...] *leidet*. Der Passus ist mehrfach, jedoch nicht abschließend umgeschrieben: *dieses Schmarotzen* {*ernährt* [ersetzt durch]} *befriedigt ihn nur,* {*sofern*} {*weil* [ersetzt durch]} *daß* {*der andere darunter* [ersetzt durch] *der Edle leidet.*

56 [fr 38] SOVIEL HEIDNISCHE RELIGIONEN ...

In der Berner Zeit »trug [ich Benjamin] oft meine Ideen über das Judentum und dessen Kampf gegen den Mythos vor«, berichtet Scholem. »Besonders zwischen Mitte Juni und Mitte August [1918] sprachen wir oft über diese Themen. Wir haben uns damals wohl besonders stark gegenseitig beeinflußt.« (Scholem, Freundschaft, 79) Das fr dürfte Niederschlag dieser Gespräche sein (s. dazu auch fr 161).

Ü: Erster Notizblock, Ms 714 – Blatt [40].
D: Sommer 1918

57 [fr 39] DIE DREI GROSSEN GEISTIGEN WURZELN DER SÜNDE

Nach Scholems Auskunft handelt es sich um weitere Notizen vom Sommer 1918, der Zeit, da Benjamin und er auch über »Das Böse in der Kabbala« – so der Titel eines späteren Eranos-Vortrags Scholems – sprachen. Dem Schriftduktus nach könnten sie auch später, etwa bis 1921, niedergeschrieben sein (s. die Aufnahme des Themas in Bd. 1, 404).

Ü: Ms 790 – Blatt ca. 11×8 cm, herausgetrennt aus einem Notizblock.
D: Sommer 1918, vielleicht später, etwa bis 1921

57-59 [fr 40] ÜBER DEN »KRETER«

Die Aufzeichnung entwickelt aus der *intralogisch*en Unauflösbarkeit (58) des Fangschlusses die Unabweisbarkeit des Begriffs eines *objektiven Scheins* (58 f.). Damit knüpft sie an die Kantstudien der Jahre 1917/1918 an. Für eine spätere Datierung spricht die motivische Nähe zu Benjamins Vorarbeiten zum Wahlverwandtschaftenaufsatz, etwa zu der Aufzeichnung *Über Schein* (s. Bd. 1, 831-833), die sich stellenweise mit dem fr berührt und sowohl Ähnlichkeit des Schriftduktus wie des Blattmaterials aufweist. Das fr wurde nicht dort, sondern an dieser Stelle abgedruckt, weil es ein moralisches Grundproblem aufwirft und wie ein Prolegomenon zur geplanten *Arbeit über die Lüge* (s. fr 42 und 43) sich liest.

Ü: Ms 787 und 764 – 2 Blätter je ca. 11×8 cm, herausgetrennt aus einem Notizblock; das erste einzeln, das zweite in einem Konvolut (Ms 762-779) überliefert; spätere Bleistiftpaginierungen »7« und »3«.

D: etwa 1919/1920

LESART 59, 14 *Und* bis *er*] Beginn des zweiten Blattes; *er* scil. *Dieser Schein* (59,7)

NACHWEIS 57, 10 *Lügner*] der Ausspruch, den Paulus im Titusbrief (1, 12) zitiert, wird dem Kreter Epimenides (Wundertäter und Theolog, um 600 oder 500 v. Chr.) zugeschrieben; zum »Kreter« s. C. Prantl, Geschichte der Logik im Abendland, Bd. 1, 1885, 42ff., 491ff.

## 59f. [fr 41] GRUNDLAGE DER MORAL

Der Titel der Aufzeichnung steht in der *Nachtragsliste zur Einbahnstraße*, die Benjamin etwa um 1930 zusammenstellte, an siebenunddreißigster Stelle (s. Bd. 4, 912); die Aufzeichnung selbst ist in Gestalt eines der Typoskripte überliefert, die er für die Zeitschrift »Der öffentliche Dienst« anfertigte und von denen die Stücke *Die Zeitung* und *Käuflich doch unverwertbar* (s. Bd. 2, 628f., 630) im Frühjahr 1934 publiziert wurden (s. a. a. O., 1437 und 1438). Ob das fr zurückgewiesen oder von Benjamin nicht erst eingeschickt wurde, ist unbekannt. Da letzteres nicht ausgeschlossen werden kann, der Autorisierungsgrad also problematisch ist, haben die Hg. das Stück nicht unter den »Ästhetischen Fragmenten« in Bd. 2, sondern an dieser Stelle abgedruckt.

Ü: Ts 1785 – Durchschlagsblatt mit 1 handschriftlichen Korrektur Benjamins.
D: zwischen frühestens 1926 und 1930, spätestens 1934

NACHWEIS 59, 32 *dégoût*] Charles Baudelaire, Œuvres complètes. Texte établi et annoté par Yves-Gérard Le Dantec, éd. rév. [...] par Claude Pichois, Paris 1961, 113 (Les fleurs du mal. Un voyage à Cythère: »Ah! Seigneur! donnez-moi la force et le courage / De contempler mon cœur et mon corps sans dégoût!«)

## 60-64 [fr 42f.] EINE ARBEIT ÜBER DIE LÜGE

Daß Benjamin *eine Arbeit über die Lüge* plante, belegen der *Versuch einer Disposition* in fr 42 (s. 60) und die *Notizen* von fr 43 (s. 62). Aus den Briefen ist seine Verwendung des Terminus *objektive Verlogenheit* – so der Titel des zweiten Teils der geplanten Arbeit (s. 60) – bekannt; im Mai 1918 schrieb er gelegentlich Borchardts und seines *Willen*[*s*] *zur Lüge*: *Auch in ihm ist die »Umkehrung einer Idee«* [...] *zu finden; die objektive Verlogenheit wie ich es nenne.* (Briefe, 189, 190; s. auch Postscriptum, 192) »Unter den kritischen Termini« schon des dreiundzwanzigjährigen Benja-

min »stand *objektive Verlogenheit* hoch im Kurs.« (Scholem, Freundschaft, 18) Die *Notizen* und die *Disposition* der nicht zustandegekommenen Arbeit schrieb Benjamin 1922 nieder; das Thema beschäftigte ihn noch Jahre später. *Die letzte Nummer des Literaturblatts* [der »Frankfurter Zeitung«], schrieb er Kracauer 1927 aus Paris, *verzeichnet den Eingang eines Sammelwerks über die Lüge. Wenn das Buch nicht vergeben ist, läge es mir nahe, etwas dazu zu sagen.* (25. 8. 1927, an Siegfried Kracauer)

**60-62** [fr 42] NOTIZEN ÜBER »OBJEKTIVE VERLOGENHEIT« I

Die Aufzeichnung setzt die Kenntnis des 1919 von Scholem »verfaßten [bis heute unveröffentlichten] Manuskripts ›Über das Buch Jona und den Begriff der Gerechtigkeit‹« (Scholem, Freundschaft, 181) voraus. »Einmal [während seines Berner Aufenthaltes 1918/1919] hatten wir zu Dreien ein großes Gespräch über die zehn Gebote – Dora hatte gefragt, ob man sie übertreten dürfe – und die Bedeutung der Vorschriften der Tora. Ich las Aufzeichnungen über den Begriff der Gerechtigkeit als ›Handeln im Aufschub‹ vor, die bei Benjamin ein starkes Echo fanden. Sie wollten wissen, warum ich bei meiner religiösen Haltung dennoch die orthodoxe Lebensführung nicht annähme. Ich erklärte, [... es] stimmt etwas in der Anordnung nicht: Die Ordnungen stoßen sich aneinander. Ich müsse den anarchischen Suspens aufrechterhalten.« (a.a.O., 93) Jene Aufzeichnungen (bei Benjamin *Scholems Notizen über Gerechtigkeit*, 60) aber gab Scholem, einer späteren Auskunft zufolge, erst 1920/1921 Benjamin zu lesen. Dessen eigene *Notizen* sind dann nicht früher als 1922 entstanden, wie die späteste bibliographische Angabe beweist (s. Nachweis zu 60,35).

Ü: Ms 768 – Blatt ca. 11×8 cm, herausgetrennt aus einem Notizblock, beigelegt einem Konvolut (Ms 762-779); *Disposition* und nachfolgende *Notiz* (60,17-31 *Versuch* bis *Verkündigung*) in lila Tinte; spätere Bleistiftpaginierung »7«.
D: 1922/1923

NACHWEISE **60,31** *Verkündigung*] Rudolf Borchardt, Die Päpstin Jutta. Ein dramatisches Gedicht. Erster Teil: Verkündigung, Berlin 1920 – **60,33** *Liebe«*] s. Knut Hamsun, Sklaven der Liebe. Novelle. Die kleinen Saturnbücher, Nr. 25, Heidelberg 1919 – **60,34** *Tolstoi*] s. Maxim Gorki, Erinnerungen an Lew Nikolajewitsch Tolstoi, München 1920 – **60,35** *Lüge*] s. Johan Bojer, Macht der Lüge. Aus dem Norwegischen übers. von R. Carrière, München 1922 – **60,36** *Lüge*] s. Detlev v. Liliencron, Leben und Lüge. Biographischer Roman, Berlin, Leipzig 1908 (Sämtliche Werke, Berlin 1896ff., Bd. 15) – **61,2** *latin*] s. Anatole France, Le génie latin.

Essays, Paris 1913 – **61**, 3 *Recht*] s. Rudolf v. Jhering, Der Zweck im Recht, 2 Bde., Leipzig 1877-1883 – **61**, 14 *Widerruf*] Quelle dürfte das von Benjamin in seiner Leseliste unter *837)* (s. Bd. 7) verzeichnete Buch von *J. J. Roy, Histoire de Fénelon (d'après le cardinal de Beausset)* sein

**62-64** [fr 43] NOTIZEN ZU EINER ARBEIT ÜBER DIE LÜGE II

Gleichartigkeit von Schriftduktus und Blattmaterial lassen einen zeitlich nahen Anschluß an fr 42 annehmen.

Ü: Ms 794 – Blatt ca. 11×8 cm, herausgetrennt aus einem Notizblock.
D: 1922/1923

**64** [fr 44] ANTHROPOLOGIE

Das im Faksimile wiedergegebene Schema ist die wohldurchdachte Anordnung von Elementarbegriffen einer metaphysisch-geschichtsphilosophischen Theorie des Menschen. Sie hat die Figur eines Kreisausschnittes; auf einem mittleren imaginären Radius sind, beginnend mit dem Gebietsbegriff *Anthropologie*, die Zentralkategorien *Individuum*, unterschrieben *Menschlich*, *Person*, unterschrieben *Unmenschlich* in Richtung auf den linken Radius und *Übermenschlich* in Richtung auf den rechten, sowie – jenseits der Peripherie – *Mensch*, unterschrieben *Göttlich*, angeordnet. Auf dem linken Radius folgt erst *Leib*, dann *Gespenstisches*, darunter *Unterleiblich*, auf dem rechten erst *Sprache*, dann *Gerechtigkeit* und darunter *Übersprachlich*; die beiden Doppelkategorien sind durch das *Aufhebung* gekennzeichnete Peripheriestück miteinander verbunden. Von *Leib* auf dem linken Radius führt eine Verbindungslinie zu dem Begriff *Dämonisches* auf einer imaginären Horizontalen und von *Sprache* auf dem rechten eine zu dem Begriff *Recht*; dieser ist mit dem korrespondierenden links durch das Peripheriestück eines einbeschriebenen Kreises verbunden, das mit dem Begriff *Simultan* gekennzeichnet ist. Von *Leib* links und *Sprache* rechts führen Verbindungslinien zum Mittelpunkt *Individuum* auf der imaginären Horizontalen. Diese Zentralkategorie ist weiter gekennzeichnet *Geniushaftes* links und *Freiheit* rechts; beide Begriffe sind durch das Peripheriestück eines zweiten einbeschriebenen Kreises, bezeichnet *Vermählung* (64), verknüpft.
Dieses Schema hat Schlüsselcharakter für das Benjaminsche Denken zumindest der Jahre 1916-1920, das Scholem so charakterisierte: sein »Geist kreist und wird noch lange kreisen um das Phänomen des Mythos, an den er von den verschiedensten Seiten herangeht. Von der Geschichte,

wo er von der Romantik ausgeht, von der Dichtung, wo er von Hölderlin ausgeht, von der Religion, wo er vom Judentum ausgeht, und vom Recht aus. *Wenn ich einmal meine Philosophie haben werde* – sagte er zu mir – *so wird es irgendwie eine Philosophie des Judentums sein.*« (Scholem, Freundschaft, 45) Im Zusammenhang mit dieser seiner Tagebuchaufzeichnung von 1916 berichtet Scholem: »Die entschiedene Wendung Benjamins zu einer philosophischen Durchdringung des Mythos [...] kam [in den Seeshaupter Gesprächen Juni 1916] zum ersten Mal zum Vorschein [...] Benjamin sprach [...] in diesem Zusammenhang von dem Unterschied zwischen Recht und Gerechtigkeit, wobei das Recht eine nur in der Welt des Mythos begründbare Ordnung sei. [Er] muß in dieser Zeit mit den Schriften Bachofens in nähere Berührung gekommen sein und auch Schriften des Ethnologen Karl Theodor Preuß über Animismus und Präanimismus gelesen haben. Er benutzte öfters dessen Ausführungen über den Präanimismus. Das brachte uns auf Gespenster und deren Rolle im präanimistischen Zeitalter.« (a. a. O., 44) Das Schema freilich ist später, ab 1918 aufgezeichnet. Im Sommer dieses Jahres las Benjamin »mir eine [verlorene] längere Aufzeichnung über Traum und Hellsicht vor, in der er auch versuchte, die Gesetze, die die Welt des vormythischen Gespenstischen beherrschten, zu formulieren. Er unterschied zwischen zwei historischen Weltaltern des Gespenstischen und des Dämonischen, die dem Weltalter der Offenbarung [...] vorangingen« (a. a. O., 80), also auch der historischen *Sprache* – alles Kategorien des Schemas, das Benjamin zu dieser Zeit entworfen haben könnte.

Ü: Ms 667 – Blatt ca. 16,5 × 10,5 cm.
D: ab 1918

**64-66** [fr 45] Psychologie

Die Aufzeichnung ist im Zusammenhang der erkenntnistheoretisch-moralischen Reflexionen aus den Jahren 1917/1918 zu lesen. Ähnlich wie in fr 22 wird die Differenz von Beschreibung und Erklärung in metaphysischer Absicht herausgestellt (s. 65 f.), möglicherweise in Anknüpfung an fr 22 und gelegentlich der Freudstudien 1918 (s. 674).

Ü: Ms 770, 785 – 2 Blätter je ca. 11 × 8 cm, herausgetrennt aus einem Notizblock; das erste in einem Konvolut (Ms 762-779), das zweite einzeln überliefert; spätere Bleistiftpaginierungen »9« und »5«.
D: etwa 1918

lesarten 65,28 *erkenntnistheoretische*] davor zweite, jedoch nicht

geschlossene Klammer; vermutlich wollte Benjamin nur dieses Wort herausheben, vergaß aber die Schlußklammer – **65,33-35** *Dies* bis *Äußerliches*] wegen der verwirrenden Interpunktion konj. für *Dies ist nichts »Innerliches«. Innerlich ist* [...] *das Moralische* [...], *sondern etwas Äußerliches* – **65,39f.** *Konstruktion*] die Buchstaben *Konst* sind, ohne erkennbaren Ersatz, gestrichen – **66,1** *gereinigten*] lies *gereinigten Menschen* (Plural)

**66f.** [fr 46] Zum Wahrnehmungsproblem Wahrnehmung und Leib

Scholem berichtet, daß Benjamin 1918, anläßlich eines Seminars bei Paul Häberlin über Freud, mit Daniel Schrebers »Denkwürdigkeiten eines Nervenkranken« sich beschäftigte (s. Scholem, Freundschaft, 75; s. auch Bd. 4, 615-617). Die erste Notiz des ersten Teils der Aufzeichnung (66,17-25 *In* bis *Städte*) könnte zu dieser Zeit niedergeschrieben sein. Dem Schriftduktus und der Tintenart nach sind die zweite Notiz und die erste des zweiten Teils (66,26-67,17 *Sonntagskinder* bis *Leibe*) im Anschluß aufgezeichnet. Die letzte (67,18-34 *Es* bis *hinten*) ist später, wahrscheinlich erst Anfang der zwanziger Jahre, nachgetragen.

Ü: Ms 801 – Blatt ca. 12×7,5 cm, herausgetrennt aus einem Notizblock (wahrscheinlich dem Ersten, wie die Tintenspuren am unteren Blattrand nahelegen, die auch der größere Teil der Blätter dort aufweist); 4 Markierungen »x« jeweils am Beginn des 2., 3. (hier zweimal) und 4. Abschnitts, möglicherweise von Benjamins Hand.
D: 1918 bis etwa 1920/1921

Lesart **66,34** *hätten*] unsichere Lesung; vielleicht *hüten*

**68f.** [fr 47] Zwei Gatten ..., über die Ehe

Der erste – unbetitelte – Teil der Aufzeichnung dürfte aus der Zeit nach der Ankunft Scholems in Bern Mai 1918 stammen, wie neben Blattfolge im Block und Schriftduktus auch der Inhalt nahelegt. Der zweite Teil ist später, nach Scholems Auskunft »etwa 1920, zu dieser Zeit der Benjaminschen Ehe«, nachgetragen.

Ü: Erster Notizblock, Ms 689 – Blatt [15].
D: Frühsommer 1918 bis etwa 1920

LESARTEN 68,37 *⟨gefeit⟩*] ein Wort wie das hinzugefügte fiel im Ms aus – 69,4 *tun heißen*] konj. für *heißen tun*

69-71 [fr 48] ÜBER DIE SCHAM

Über seine Goethe-Studien 1918 berichtete Benjamin Schoen im November: *Das wichtigste was ich im Sommer gelesen habe war die Metamorphose der Pflanzen* [...] *Ehe ich später die Farbenlehre lese hoffe ich noch einmal auf die Meteorologie zurückzukommen mit der ich mich schon früher einmal beschäftigt habe.* (Briefe, 204) Hat er diese Reihenfolge eingehalten, müßte er die *Farbenlehre* nach Wiederaufnahme der *Meteorologie* 1919 – so weist es die Leseliste, Nr. *646* (s. Bd. 7) aus – gelesen haben. Einen terminus ad quem gibt die Sommer 1921 bis Februar 1922 geschriebene Wahlverwandtschaftenarbeit, in der die *Farbenlehre* wenigstens dreimal zitiert wird (s. Bd. 1, 132, 148, 160); einen genaueren die frühestens 1919/1920 entstandene erste Niederschrift (s. a. a. O., 824). Danach könnte Benjamin tatsächlich ab 1919 mit der *Farbenlehre* sich beschäftigt haben. Eine Datierung von fr 48 auf etwa 1919/1920 ginge auch mit Benjamins Wiederaufnahme des Komplexes *Phantasie und Farbe* zwischen 1919 und 1921 (s. 693) überein. Wegen des moralisch-anthropologischen Grundtenors wurde das fr nicht unter die Aufzeichnungen dort aufgenommen, sondern an dieser Stelle abgedruckt.

Ü: Ms 527 – Blatt ca. 16,5×10,5 cm; Brandspur; am Anfang der Vorderseite Notizen zu *Phantasie* (s. fr 85), auf Rückseite 4 gestrichene bibliographische Angaben.
D: etwa 1919/1920

LESARTEN 70,26-35 *Und* bis *Antlitz*] der Passus ist durch zwei Längsstriche am Rand hervorgehoben – 70,33 *schießt*] konj. für *schließt*; Benjamin schrieb erst *erschließt sich nicht*, strich dann *er* und *sich nicht* und vergaß, das *l* zu tilgen
NACHWEISE 69,21 *absondern.«*] Goethe, Gedenkausgabe der Werke, Briefe und Gespräche, hg. von E. Beutler, Bd. 16: Naturwissenschaftliche Schriften. Erster Teil, 2. Aufl., Zürich 1961, 180 (Entwurf einer Farbenlehre. Didaktischer Teil, 3. Abt., LIV, 666) – 70,16 *kann.«*] William Hogarth, Aufzeichnungen. Seine Abhandlung Analyse der Schönheit, ergänzt durch Briefe und autobiographische Erinnerungen, übertr. und hg. von M. Leitner, durchges. von J. Thümmerer, Berlin 1914, 181 – 70,25 *Wirkung«*] Goethe, a. a. O., 207-244 (a. a. O., 6. Abt., Sinnlich-sittliche Wirkung der Farbe)

71 [fr 49] TOD

Der Schriftduktus ist flüchtig. Die Nähe zum Todesmotiv in fr 47 (s. 68) legt eine Datierung auf etwa 1920 nahe. Die definitionsähnlichen Bestimmungen der Begriffe *Individuum*, *Person*, *Mensch*, *Leib* aus dem Schema fr 44 schließen eine frühere Datierung nicht aus.

Ü: Erster Notizblock, Ms 696 – Blatt [22].
D: etwa 1920, vielleicht früher

LESARTEN 71,28-30 *Der* bis *wird*] der Passus ist durch zwei Längsstriche am rechten Rand hervorgehoben – 71,28 *Manometer*] das Wort ist doppelt unterstrichen

71 f. [fr 50] ZU IGNATIUS VON LOYOLA

Nach Scholems Mitteilung blieb ihm der Satz *Loyolas Exercitien sind eine Erziehung zur Zwangsneurose*, den er 1919 von Benjamin gehört hatte, deutlich in Erinnerung. Nach der Leseliste, die das Buch unter der Nr. 700 verzeichnet (s. Bd. 7), muß er es 1920 gelesen haben.

Ü: Ms 766 – Blatt ca. 11×8 cm, herausgetrennt aus einem Notizblock; beigelegt einem Konvolut (Ms 762-779).
D: etwa 1920

NACHWEIS 71,32 *Exercitien*] s. Ignatius de Loyola, Exercitia spiritualia, Rom 1548; verbr. dt. Ausg.: Geistliche Übungen. Übers. von B. Köhler, eingel. u. hg. von R. Schickele, Berlin 1907

72-74 [fr 51] ÜBER LIEBE UND VERWANDTES. (EIN *EUROPÄISCHES* PROBLEM)

Wie aus dem Hinweis *Über die Ehe s. im andern Heft* (scil. im Ersten Notizblock, Blatt [15]; s. fr 47) hervorgeht, soll die – geschichtsphilosophisch bedeutende – Aufzeichnung an jene thematisch anschließen. Wie der Schriftduktus nahelegt, dürfte sie es auch zeitlich.

Ü: Ms 793 – Blatt ca. 11×8 cm, herausgetrennt aus einem Notizblock; durch Knicken beschädigt.
D: etwa 1920

LESARTEN 73, 10f. *der* bis *⟨bleiben⟩*] *der* für {*zur*}; *verschlossen* für {*blind*}; sowohl vor wie nach der Sofortkorrektur fiel ein Verb wie »bleiben« oder »sind« aus; es sei denn, der Passus war als Parenthese gedacht: *da – auch sie* {*zur*} *der Einsicht* [...] {*blind*} *verschlossen – wo* – 73, 16-18 *die* bis *Geliebten*] der Passus ist am linken Rand markiert – 73, 19 und 20 *⟨ist⟩*] um der besseren Lesbarkeit des unausgeführten Passus willen wurde zweimal »ist« ergänzt – 74, 1-4 *Der* bis *werden*] wegen der nicht eindeutigen Streichung des Passus beließen ihn die Hg. textintegral; eindeutig *verwandelnden Stromes* für {*Umschmelzungsprozesses*}

74 [fr 52] IN DEM SEXUELLEN SCHULDGEFÜHL ...

Obschon ohne Verweis auf fr 51 und 47, schließt die Aufzeichnung sachlich und dem Schriftduktus nach an sie an (s. auch den Aph. *Nachtglocke zum Arzt*, Bd. 4, 140f.)

Ü: Erster Notizblock, Ms 707 – Blatt [33].
D: etwa 1920

LESART 74, 28 *Verschwörung*] lies, analog Zeile 20, *Beschwörung*

75 [fr 53] DIE DIRNE

Die Aufzeichnung gehört sachlich zu fr 47, 51 und 52, ist aber eher später, zur Zeit des *Baudelaire*-Vortrags (s. fr 109) niedergeschrieben.

Ü: Ms 802 – Blatt ca. 11×8 cm, herausgetrennt aus einem Notizblock.
D: etwa 1921

75-77 [fr 54] ÜBER DAS GRAUEN I II

Das wohl aus fr 51 und 52 aufgenommene Motiv des *Grauens* findet sich im Blick auf Kategorien des Schemas fr 44 wie das *Gespenstische*, *Leib* und *Sprache* durchgeführt. Die Aufzeichnung erinnert an die »über Traum und Hellsicht«, von der Scholem berichtet (s. Scholem, Freundschaft, 79), die ihm aber Benjamin schon 1918 vorlas.

Ü: Ms 807f. – 2 Blätter je ca. 11×8 cm; Wasserspuren.
D: etwa 1920 bis 1922

77f. [fr 55] LERNEN UND ÜBEN

Ende 1922 berichtete Benjamin über seine *Habilitationsaussichten* in Heidelberg, sie seien *auch dadurch erschwert, daß ein Jude, namens* [Karl] *Mannheim, sich dort bei Alfred Weber voraussichtlich habilitieren wird. Ein Bekannter von Bloch und Lukács, ein angenehmer junger Mann, bei dem ich verkehrt habe.* (Briefe, 295) Scholem erwähnt »leidlich freundschaftliche Beziehungen«, die sich dabei hergestellt hatten (Scholem, Freundschaft, 142). Benjamin hielt sich zwischen November 1921 und Ende Februar 1922 und noch einmal im Dezember 1922 in Heidelberg auf, was eine Datierung der Aufzeichnung etwa um Ende 1921/Anfang 1922 oder um Ende 1922 nahelegt.

Ü: Erster Notizblock, Ms 712 – Blatt [38]; lila Tinte.
D: um Ende 1921/1922 oder Ende 1922

NACHWEIS 77,34 *apprises«*] Vauvenargues [Marquis de Luc de Clapiers], Réflexions et maximes. Edition intégrale avec introduction, notes critiques et variantes par J.-Roger Charbonnel, Paris 1934, 125 (Maximes supprimées dans la seconde édition, 828)

78-87 [fr 56] SCHEMATA ZUM PSYCHOPHYSISCHEN PROBLEM

*Schemata* kleineren oder größeren Umfangs schrieb Benjamin oft im Zusammenhang mit umfangreicheren Arbeiten nieder, gelegentlich aber auch nur um der gedanklichen Klärung bestimmter Problemkomplexe willen, gleichgültig, ob daraus einmal eine Arbeit würde oder nicht. Bei fr 56 scheint es um solche Schemata sich zu handeln. Sie auf eine – verlorene – Arbeit *über das »Wahrnehmungsproblem«*, von der Benjamin 1925 spricht (Briefe, 383), zu beziehen, ist wohl abwegig. Zwar ist das *Wahrnehmungsproblem* in der langen Aufzeichnung mehrfach berührt (s. 79, 82, 85), aber dem *psychophysischen* Haupt-*Problem* untergeordnet; am ehesten noch wäre fr 46 als Schema zu jener Arbeit anzusehen. – fr 56 bietet auf weite Strecken durchformulierte Stücke, die stellenweise wie liegengebliebene erste Niederschriften wirken, etwa zur *Wahlverwandtschaftenarbeit*, in die sie (wie etwa die Passagen s. 84) gut hätten eingefügt werden können. Andererseits scheinen sie diese zeitlich vorauszusetzen, was mit größerer Wahrscheinlichkeit vom *Theologisch-politischen Fragment* (s. Bd. 2, 203 f.) gesagt werden kann; Schema *III Leib und Körper* (s. 80f.) liest sich wie eine bedeutende Variante davon. Einen sicheren terminus a quo gibt die bibliographische Notiz *Vom kosmogonischen Eros* (84); das Buch erschien 1922 und figuriert unter den von Benjamin 1922/1923 gelesenen (s. Nr. *833*,

Bd. 7). Daß er eine entschiedene Position zu dem *Problem* schon früher eingenommen hatte, geht aus einem Brief vom Januar 1921 hervor, wo es heißt: *Nun habe ich* [...] *die Bekanntschaft mit einem Buche gemacht, das soweit ich* [...] *urteilen kann, die bedeutendste Schrift über Politik aus dieser Zeit mir zu sein scheint* [...]: *Politik und Metaphysik* [Berlin 1921], und wo er von *meinem höchst lebhaften Interesse an* [Erich] *Ungers Gedanken* spricht, *die sich z.B. was das psycho-physische Problem angeht mit den meinigen überraschend berühren* (Briefe, 252, 253). Der – zentrale – Gedanke einer *Identität* von *Geist und Leib* (78) findet sich noch früher, in der Aufzeichnung *Psychologie* von 1918 (s. fr. 45), formuliert.

Ü: Ms 1965-1969 – 5 Blätter je ca. 11×8 cm, herausgetrennt aus einem Notizblock; Paginierung und Titelwiederholung nur Blatt *I* bis *IV*; die Abschnitte gleichfalls römisch, aber durchgehend, *I* bis *VI* paginiert.
D: etwa 1922/1923

LESARTEN **78**, 18 *nicht* bis *Kategorie*] lies *nicht aber ist Leib die Kategorie* – **79**, 3 f. *nur nicht Gott*] lies *nur nicht zu Gott* – **80**, 14 *Ausdeutung* ⟨*sic*⟩] lies *Ausdehnung* – **83**, 1 *und seiner*] konj. für *und zwischen seiner* – **85**, 1 *dem die*] dazwischen {*vielmehr allein*}; durch die Streichung tritt der Kontrast in der Konstruktion nicht mehr hervor – **86**, 5 *Bewußtsein von Wahrheit*] hervorgehoben durch eine liegende geschweifte Klammer – **87**, 15 *Gegenstück* ⟨*Gegensatz?*⟩] es ist nicht auszumachen, ob Benjamin *-satz* in *-stück* oder *-stück* in *-satz* umkorrigierte, welche Version also gelten soll
NACHWEISE **84**, 6 *1919*] s. Ludwig Klages, Vom Traumbewußtsein. II: Das Wachbewußtsein im Traume. In: Zeitschrift für Pathopsychologie, Bd. 3, Heft 4 (1919), 373-429 – **84**, 8 *Heft 6*] s. ders., Geist und Seele. Psychologische Grundbegriffe. In: Deutsche Psychologie, Bd. 1, Heft 5 (1917), 361-397 und Bd. 2, Heft 6 (1919), 171-197 [recte: 271-297] – **84**, 9 *Bewußtseins*] s. ders., Vom Wesen des Bewußtseins. Aus einer lebenswissenschaftlichen Vorlesung, Leipzig 1921 – **84**, 10 *Erde*] s. ders., Mensch und Erde. Fünf Abhandlungen, München, Jena 1920 – **84**, 11 *Eros*] s. ders., Vom kosmogonischen Eros, München, Jena 1922 – **86**, 14 *gebannt«*] Goethe, Gedenkausgabe der Werke, Briefe und Gespräche, hg. von E. Beutler, Bd. 3, 2. Aufl., Zürich 1961, 299 (West-östlicher Divan. Buch des Sängers, Selige Sehnsucht) – **86**, 32 f. *202/03*] Platonis opera, ed. Burnet, tom. II, Oxford 1901, 202 d-203 a – **87**, 15 *Verlassenen«*] s. Karl Kraus, Worte in Versen (Bd. 7 der Werke, hg. von H. Fischer), München 1959, 263 (V, Die Verlassenen) – **87**, 19 f. *Strophe*] s. a. a. O. (v. 6-10)

**87f.** [fr 57] SOTERIOLOGIE UND MEDIZIN

Das Schema beider Heilungsarten steht in thematisch und wohl auch zeitlich engem Zusammenhang mit fr 56 (s. vor allem *V Lust und Schmerz*, 82f.). Schon früh hatte sich Benjamin an dem Thema versucht; so heißt es in einem Brief vom März 1916: *Seit der Hölderlin-Arbeit und dem »Regenbogen«* [s. Bd. 7] *habe ich wohl mehrere Arbeiten begonnen, aber keine auch nur halbwegs geendet. Das hängt mit der Größe der Gegenstände, die mich beschäftigten, zusammen: Organische Natur, Medizin und Moral.* (Briefe, 124) fr 57 steht auf der Rückseite eines Ausrisses aus einer hektographierten Einladung (zu einer »Kasperl-Theater Aufführung« der Berliner Künstlerin Elisabeth Richter, s.u.), auf dem das Aufführungsdatum »Mittwoch, 22. März« erhalten blieb; Wochen- und Monatstag fielen im Jahre 1922 zusammen. Die Aufzeichnung kann also nicht früher, als die Einladung erging, etwa ab Mitte März 1922, niedergeschrieben sein. Dem Blatt fand ein weiteres (Ms 666) sich beigefügt, auf dem die wohl themenbezogene unausgeführte Notiz steht: *Über konventionelle Vorurteile in der Geltung der Körperschönheit.*

Ü: Ms 665 – Blatt ca. 14×11,5 cm; Rückseite des Fragments einer hektographierten Einladung, datiert »22. 3. [1923]«.
D: ab etwa Mitte März 1922

**88** [fr 58] ZUR THEORIE DES EKELS

Die Aufzeichnung, die sich wie ein Nachtrag zum Aphorismus *Handschuhe* (s. *Einbahnstraße*, Bd. 4, 90f.) liest, findet sich gleichwohl in der *Nachtragsliste zur Einbahnstraße* (s. a. a. O., 911f.) nicht verzeichnet. Wie Blattfolge im Block und Schriftduktus – in diesem Fall einmal zuverlässig – nahelegen, ist das in Nachbarschaft zu *Gide*-Notizen von Anfang 1928 und zur *Chaplin*-Aufzeichnung aus dem gleichen Jahr (s. fr 113) stehende fr in diesem Jahr niedergeschrieben.

Ü: Zweiter Notizblock, Ms 734 – Blatt [19].
D: 1928

**88f.** [fr 59] ZUR ERFAHRUNG

Des empirisch-anthropologischen Tenors wegen wurde das fr hier und nicht unter den Fragmenten »Zur Erkenntniskritik« abgedruckt, auf die es freilich bezogen bleibt (s. etwa fr 19 und Anm. 657). Es gehört in den

Gedankenkreis der *Lehre vom Ähnlichen* von 1933 und dürfte, wie der Schriftduktus nahelegt, 1 bis 2 Jahre früher niedergeschrieben sein.

Ü: : Ms 777 – Blatt ca. 11,5×8 cm, herausgetrennt aus einem Notizblock, beigelegt einem Konvolut (Ms 762-779); spätere Bleistiftpaginierung »16«.
D: etwa 1931/1932

LESART **89,3** *wollen*] für {*werden*}
NACHWEISE **88,28** *Erfahrung*] s. auch fr 182 – **88,31** *Ähnlichkeiten*] s. auch Passagen wie Bd. 4, 414f. – **89,6f.** *Dissertation*] s. Bd. 1, 59-61

89 [fr 60] HENRI DAMAYE: PSYCHIATRIE ET CIVILISATION

Anfang Februar 1935 schrieb Benjamin an Helene Weigel: *Das Buch, nach dem Sie fragen, heißt* [Absatz] *Henri Damaye: Psychiatrie et Civilisation* [Absatz] *Paris 1934 (Alcan)* [Absatz] *Es handelt sich da aber nicht um Massenpsychosen sondern um Bakterien als Erreger von Individualpsychosen. Insbesondere behauptet der Verfasser, daß bestimmte Formen des Kochschen Bazillus nicht Tuberkulose sondern Psychosen hervorrufen.* (Briefe, 645) Benjamin plante eine Rezension des Buches, wie aus dem Deckblatt des Konvoluts, dem die *Damaye*-Notizen beigelegt sind, hervorgeht: *Kritiken F*[*rankfurter*] *Z*[*eitung*] *Z*[*ei*]*tschr*[*ift*] *f*[*ür*] *Sozialw*[*issenschaft*] (recte: Sozialforschung)] (Ms 1296; zu dem Konvolut von Rezensionsniederschriften und -fragmenten s. Bd. 3, 707 und Bd. 7). Warum die Kritik nicht zustandekam, ist unbekannt.

Ü: Ms 1297 – Blatt ca. 16,5×13,5 cm, beigelegt dem Konvolut *Kritiken FZ Ztschr f Sozialw* (Ms 1296-1302); Rückseite eines Briefentwurf-Fragments aus der Zeit der *Bachofen*-Arbeit (Sommer 1934 bis Januar 1935).
D: zwischen etwa Spätsommer 1934 und Anfang 1935

## 90-108 [fr 61-76] Zur Geschichtsphilosophie, Historik und Politik

90 [fr 61] Das Heidentum ...

»Wir gerieten«, »bei einer Erörterung« in Seeshaupt Juni 1916, auf das Thema »Philosophie und Mythos.« Benjamin sagte, »Philosophie sei nichts Eigenes, und nur die Religion durchbreche [die] Welt des Mythos.« »Die entscheidende Wendung Benjamins« zu dessen »philosophische[r] Durchdringung«, fährt Scholem fort, »kam hier zum ersten Mal zum Vorschein und hat noch vielen unserer Gespräche ihr Gepräge gegeben.« »All dies hing natürlich sehr eng mit seinem Interesse an Geschichtsphilosophie zusammen [...] In meinem Tagebuch schrieb ich: ›Benjamins Geist kreist [...] um das Phänomen des Mythos, an den er von den verschiedensten Seiten herangeht. Von der Geschichte, wo er von der Romantik [...], von der Dichtung, wo er von Hölderlin [...], von der Religion, wo er vom Judentum ausgeht‹« (Scholem, Freundschaft, 44, 45). fr 61 ist eines der frühesten Zeugnisse Benjaminscher Bemühung um einen geschichtsphilosophischen und symboltheoretischen Mythosbegriff – hier des *Heidentums* und seiner konstitutiven Bedeutung für die *Kunst* (90).

Ü: Ms 762 – Blatt ca. 12×7,5 cm, beigelegt einem Konvolut (Ms 762-779).
D: etwa 1915/1916

NACHWEISE 90,4 *geniushafter Einsamkeit*] zu diesem und ähnlichen Termini s. *Zwei Gedichte von Hölderlin*, Bd. 2, etwa 116 – 90,16,25 *μηχανη*] s. Hölderlin, Sämtliche Werke, hg. von F. Beißner, Leipzig 1965, 1182 (Anmerkungen zum Ödipus) – 90,15-20 *Heidentum* bis *Geniushäften*] s. *Sokrates II*, Bd. 2, 131 f. – 90,27 *Ausdruckslosen*] eine der frühesten Verwendungen des zentralen Terminus; s. auch a. a. O., 130

90 [fr 62] Die historischen Zahlen ...

»Wir sprachen [über Geschichtsphilosophie] einen ganzen Nachmittag im Anschluß an eine schwierige Bemerkung von [Benjamin], die Reihe der Jahre sei wohl zählbar aber nicht numerierbar. Das führte auf die Bedeutung von Ablauf, Zahl, Reihe und Richtung. Ob wohl die Zeit, die gewiß ein Ablauf sei, auch eine Richtung hätte [...] ob Jahre, so wie Zahlen, vertauschbar seien, so wie sie numerierbar sind.« (Scholem, Freundschaft, 45) Die Notiz, die festhält, die *historischen Zahlen* seien *Namen*, also unvertauschbar, dürfte zu der Zeit dieses Gesprächs – im Sommer 1916 –

niedergeschrieben sein. Im Blick auf den Hinweis im Titel des Trauerspielbuchs *Entworfen 1916* (Bd. 1, 203) liest sich das fr wie eine seiner gedanklichen Urzellen.

Ü: Erster Notizblock, Ms 695 – Blatt [21].
D: Sommer 1916

91 [fr 63] Die Kosmogonie leistet ...

Die Notiz könnte 1918, zu der Zeit, da Benjamin mit »Spekulationen über Kosmogonie« sich beschäftigte (Scholem, Freundschaft, 79), festgehalten worden sein; die beiden letzten Definitionen – oder Permutationen – (*Chiffre* bis *Himmel*, 91,4f.) sind später nachgetragen, wie Schriftduktus und lila Tinte (die Benjamin um 1920/1921 und 1922/1923 gelegentlich benutzte) zeigen.

Ü: Erster Notizblock, Ms 709 – Blatt [35].
D: 1918 bis 1920/1921 oder 1922/1923

91 [fr 64] Zum Problem der Physiognomik und Vorhersagung

Das fr liest sich wie eine Vorform des Passus *Der Kartenleger* bis *Abwandlungen* in *Schicksal und Charakter* (s. Bd. 2, 176), dem Aufsatz, an dem Benjamin zwischen März 1918 und Juni 1919 arbeitete. Der Aufzeichnung folgen die auf den vorletzten Abschnitt des Aufsatzes (s. a. a. O., 177f.) zu beziehenden Stichworte:

*Charakter und Komik*
*Komik und Unschuld*
*Charakterkomödie (Molière)*

Ü: Erster Notizblock, Ms 706 – Blatt [32]; auf Vorderseite, zweite Hälfte, und Rückseite Paralipomena zu *Einbahnstraße* (s. Bd. 4, 936f.).
D: zwischen März 1918 und Juni 1919

91-93 [fr 65] Die Ethik, auf die Geschichte angewendet ...

Wegen des applikativen Tenors wurde das fr nicht denen »Zur Moral« zugeordnet, sondern an dieser Stelle abgedruckt. Die Durchgliederung der *Ethik* (s. *A* bis *C*, 91f.) ist als wichtiger Annex zur Programmschrift von 1917/1918 anzusehen, wo es heißt: *so bleiben noch zwei Fragen übrig.*

*Erstens diejenige nach der Beziehung des kritischen zum dogmatischen Moment in Ethik und Ästhetik,* [...] *zweitens diejenige nach dem Verhältnis von Philosophie und Religion* (Bd. 2, 169). Zumindest in bezug auf die *Ethik* als Systemteil *der kommenden Philosophie* (a. a. O., 157) hat, wie auch der letzte Abschnitt des fr (*»Moral« Titel des zweiten Teils des Systems*, 93) beweist, Benjamin jene übrigen *Fragen* nicht *auf sich beruhen lassen* (Bd. 2, 169). – Ein an anderer Stelle (s. fr 86) gestrichenes, die Differenz von *Moral* und *Ethik* skizzierendes Schema wird zur Ergänzung nachfolgend abgedruckt:

| | Moral | Ethik |
|---|---|---|
| {*Gradunterschiede* | | |
| *Rangunterschiede* | *sitt⟨licher⟩ Wille* | *sittliche Persönlichkeit* |
| *Logische Deduktion* | | *Weltgesch. Betrachtungen* |
| | *guter Wille* | *großer Wille* |

*Sittlichkeit*
*die Freiheit / das Übersinnliche*
*Ethik* — *Moral*, *Recht*

*sind ganz versch. Willensbegriffe*

*Systematik der eth. Werte nicht nur (überhaupt??) Grad- sondern Rangunterschiede*

*Wertordnung hat mit Systematik nichts zu tun*

*aktueller und potentieller Konfliktgehalt*}

Druckvorlage: Benjamin-Archiv, Ms 528

Ü: Erster Notizblock, Ms 693f. – Blätter [19] und [20].
D: Frühsommer bis Spätherbst 1918

LESARTEN **92**, 14 *Moment*] lies *Moment ist* – **92**, 22f. *frühern*] von Benjamin gestrichen, jedoch nicht ersetzt
NACHWEIS **92**, 33 *Reihe* bis *Zahlen*] s. fr 62

**93** [fr 66] ARTEN DER GESCHICHTE

Die Aufzeichnung entstand in zeitlicher Nähe zu fr 65 – der Blattfolge nach früher, was aber ein minder sicheres Indiz ist.

Ü: Erster Notizblock, Ms 687 – Blatt [13].
D: Frühsommer bis Spätherbst 1918

LESART **93**, 17f. *(für* bis *Zusammenhang)*] später nachgetragene Korrektur, die den Passus {*bis zum Limes der Geschichte*} ersetzt

NACHWEISE 93,12-15 *Kosmogonie* bis *Individuum*] s. fr 63 – 93,21-23 *Menschen* bis *Geschöpf*] s. fr 44

93f. [fr 67] METHODISCHE ARTEN DER GESCHICHTE

*Über Philologie*, heißt es in einem Brief an Scholem vom Februar 1921, *habe ich (auch damals in der Schweiz) mir einige Gedanken gemacht. Evident war immer das Verführerische an ihr. Mir scheint – ich weiß nicht ob ich es im selben Sinne wie Sie verstehe – Philologie verspricht aller geschichtlichen Forschung, aber aufs höchste gesteigert, die Genüsse die die Neuplatoniker in der Askese der Kontemplation suchten. Vollkommenheit statt Vollendung, gewährleistetes Verlöschen der Moralität (ohne ihr Feuer auszutreten). Sie bietet eine Seite der Geschichte, oder besser eine Schicht des Historischen dar, für die der Mensch zwar vielleicht regulative, methodische, wie konstitutive, elementar-logische Begriffe mag erwerben können; aber der Zusammenhang zwischen ihnen muß ihm verborgen bleiben. Ich definiere Philologie nicht als Wissenschaft oder Geschichte der Sprache sondern in ihrer tiefsten Schicht als Geschichte der Terminologie, wobei man es dann sicher mit einem höchst rätselhaften Zeitbegriff und sehr rätselhaften Phänomen zu tun hat. Ich ahne auch, ohne es ausführen zu können, was Sie andeuten, wenn ich nicht irre, daß Philologie der Geschichte von Seiten der Chronik nahesteht.* [...] *Ob Sie mit den Orakeln über Philologie etwas anfangen mögen weiß ich nicht. Seien Sie versichert, daß ich mir darüber klar bin, daß man zu dieser Sache noch einen anderen Zugang als den »romantischen« gewinnen muß* (Briefe, 257) – den über *Chronik – Interpolation – Kommentar* (a. a. O.), wie er Scholem einräumt. – Das fr ist Niederschlag der *Gedanken*, die er *auch damals in der Schweiz* schon sich machte, in den Jahren der Romantik-Studien von 1917-1919 bis zum Abschluß der Dissertation, und wurde in – zeitlicher und sachlicher – Nachbarschaft zu fr 66 und 65 niedergeschrieben.

Ü: Erster Notizblock, Ms 692 – Blatt [18].
D: Frühsommer bis Spätherbst 1918

LESART 94,9 *besonders modifiziert*] für {*eine Grenzidee*}

94f. [fr 68] DIE FAHNE

Der Schriftduktus der kosmologisch-eschatologischen Aufzeichnung kommt dem von fr 67 und 65 am nächsten; sie ist wie diese zu datieren.

Ü: Erster Notizblock, Ms 698 – Blatt [23].
D: Frühsommer bis Spätherbst 1918

LESART 94,33 *getilgt*] für {*gelöst*}

95 [fr 69] MAN UNTERSCHEIDET HEUTE BRIEFWECHSEL ...

Die Reflexion ist ein – bearbeitetes – Exzerpt aus einem Brief Benjamins an Ernst Schoen vom 19. 9. 1919. Sie steht dort in folgendem Zusammenhang: *Sehr schön, wegen seiner menschlichen Wärme und adeligen Distanz, die sich in fünfundzwanzig Jahren gleichbleiben, ist Goethes Briefwechsel mit dem Grafen Reinhardt* [...] *Man gewahrt im Verkehr sehr ungleicher* [...] *Menschen von beiden Seiten eine erstaunliche, höchst edle und unbeirrbare Sicherheit des Tones mit dem sie von einander und zu einander reden. An das Thema: Briefwechsel lassen sich verschiedene Digressionen anschließen. Erstens darüber, wie sehr diese unterschätzt werden, weil* [folgt das Exzerpt.] *Eine zweite Reflexion, die sich aufdrängt: heute verlieren schon viele Leute den Sinn für Briefwechsel. Man gibt sinnloserweise Briefe von irgend jemandem heraus* [...] (Briefe, 219f.). Die Stelle dürfte vor Absendung des Briefes ausgezogen worden sein.

Ü: Ms 934 – Blatt ca. 12×7,5 cm, herausgetrennt aus einem Notizblock (wahrscheinlich dem Ersten, wie die Tintenspuren am unteren Blattrand nahelegen, die auch der größere Teil der Blätter dort aufweist).
D: 19. 9. 1919, vielleicht früher

LESARTEN 95,3 *Man* bis *Briefwechsel*] Zusammenziehung des Briefpassus *An* bis *werden*, Briefe 220 – 95,3 *Begriff*] *völlig schiefen Begriff*, a. a. O. – 95,4 *völlig schief bezogen*] *bezogen*, a. a. O. – 95,5 *sie in Wahrheit*] *sie*, a. a. O. – 95,6 *das*] *ein*, a. a. O. – 95,6 *ist*,] *ist*, a. a. O. – 95,10 *hereinragt*] *hineinragt*, a. a. O. – 95,11-13 *(Nicht* bis *Wasserscheide.)*] fehlt im Brief; im Ms ersetzt die Parenthese: {*Für die Nachkommenden*}, welchen Passus Benjamin nach der Parenthese erneut niederschrieb – 95,15 *Briefe*,] *Briefe*, a. a. O. – 95,17 *objektiv*] *objektiv*,, a. a. O. – 95,18 *Zeit*,] *Zeit*, a. a. O.

95-97 [fr 70] ZUR GESCHICHTSPHILOSOPHIE DER SPÄTROMANTIK UND DER HISTORISCHEN SCHULE

*Ich ahne* [...], *was Sie andeuten* [...], *daß Philologie der Geschichte von Seiten der Chronik nahesteht*, schrieb Benjamin Scholem im Februar 1921 (s. Anm. zu fr 67, 685). *Die Chronik ist die interpolierte Geschichte. Die philologische Interpolation in Chroniken bringt an der Form einfach die Intention des Gehalts zum Vorschein, denn ihr Gehalt interpoliert Geschichte.* (Briefe, 257) Daß Benjamin die ganze Aufzeichnung nachträglich unter den Aspekt der *Chronik* rückte, geht aus der Notiz am Ende hervor, wo es heißt: *Für sie ist das* [in der Aufzeichnung] *angedeutete Kategoriensystem das zutreffende* (97). Es könnte sich so verhalten haben, daß ihm über der Niederschrift zunehmend klarer wurde, daß seine Gedanken über Geschichte und Philologie nach dem von Scholem in die Debatte gebrachten Begriff der *Chronik* (s. Briefe, 257) tasteten, den er dann am Ende niederschrieb und auf das ganze zurückbezog.

Ü: Ms 933 – Blatt ca. 11×8 cm, herausgetrennt aus einem Notizblock; spätere Bleistiftpaginierung »8«.
D: um Februar 1921

LESARTEN **96,7** *⟨unterscheiden⟩*] dieses oder ein sinngemäßes Verb vergaß Benjamin – **96,27** *inne.*] im Ms folgt der gestrichene abgebrochene Passus {*Ganz in diesem Sinne verhalten sich die Forscher der historischen Schule und in ihm sind ihre Grenzen klar zu ermessen. Denn was zulänglich in dem hohen, aber endlichen Bereiche ist, den das Verhältnis des Vaters zum Sohn bezeichnet, was zudem in eben diesem Bereiche mannigfach verwandelt und beschränkt zu werden vermag, wird zuletzt dem unendlichen Bereiche der Völker und der Geschichte gegenüber fast eine Anmaßung, wenn nicht die Schönheit der Darstellung, die dem Glück der Kontemplation verdankt wird,*}
NACHWEIS **96,7** *Beobachtung*] s. Bd. 1, 59-61

97f. [fr 71] DIE BEDEUTUNG DER ZEIT IN DER MORALISCHEN WELT

Die moralische Reflexion über das *jüngste Gericht* und seine mythisch-rechtliche Verkennung variiert die Ausführungen über *göttliche Gewalt*, [...] *die waltende*, im Aufsatz *Zur Kritik der Gewalt* von 1921 (s. Bd. 2, 203, 199-201); vielleicht ging sie ihnen auch zeitlich vorher. Hilfreich dürfte Scholems Hinweis sein, daß er sein »Manuskript ›Über das Buch Jona und den Begriff der Gerechtigkeit‹«, in dem das »›Handeln im Aufschub‹« erörtert wird (Scholem, Freundschaft, 181, 93), Benjamin 1920/

1921 zu lesen gab. Den Begriff nahm Benjamin zweimal auf – in fr 71 (s. 98) und in fr 42 (s. 60), das 1922/1923 zu datieren ist (s. 671). Schriftduktus und größere Nähe zum Gewaltaufsatz sprechen für eine frühere Datierung von fr 71. – Das fr wurde 1981 zuerst (deutsch und in französischer Übersetzung) veröffentlicht: s. Walter Benjamin, Le rôle du temps dans le monde morale. Traduction et postface de Patricia Konigsberger, in: Le nouveau commerce, cahier 49, Paris 1981, 49-58.

Ü: Ms 798 – Blatt ca. 11×8 cm, herausgetrennt aus einem Notizblock.
D: 1921

LESARTEN 97,33-35 *Die* bis *heute*] der Passus resultierte aus dem folgendermaßen zusammengestrichenen: {*Der Vergeltung in der Welt des Rechts steht die Vergeltung in der moralischen Welt gegenüber – auch sie gegen den zeitlichen Ablauf so wenig indifferent wie die Vergeltung: denn eigentlich indifferent steht vielleicht nicht einmal*} *die Vergeltung der Zeit gegenüber, sofern sie* {*je später, desto mehr nicht allein*} *in Kraft bleibt* {*sondern zuletzt herausgefordert wird.*} *und noch heute* – 98,3 *leeren Säumens*] konj. für *leerem Säumen* – 98,5 *flüchtend⟨e⟩*] erg. *Termin* – 98,15 *⟨Untat⟩*] fiel im Ms aus

NACHWEISE 98,20 *Bilde*] s. die Variante Bd. 1, 697f. (Über den Begriff der Geschichte, IX)

98 [fr 72] GESCHICHTE IST CHOCK ...

Die Notiz findet sich auf der Rückseite des vorletzten Blatts eines Konvoluts mit Aufzeichnungen und Materialien zu *Baudelaire* und den geschichtsphilosophischen Thesen. Wie aus den bibliographischen Angaben auf der Vorderseite hervorgeht, ist die – zusammen mit allen übrigen – gestrichene Notiz frühestens 1939 niedergeschrieben.

Ü: Ms 1078 – Improvisiertes Ringbuchblatt, ca. 13,5×10,5 cm, beigelegt einem Konvolut (Ms 1050-1079).
D: ab 1939

98-100 [fr 73] 1) WELT UND ZEIT ...

*Ich habe viel für mich nachgedacht und dabei Gedanken gefaßt, die so klar sind, daß ich hoffe, sie bald niederlegen zu können. Sie betreffen Politik.* So Benjamin an Ernst Schoen im September 1919. *In vieler Beziehung – nicht allein in dieser – kommt mir dabei das Buch eines Bekannten zustatten,*

*welcher der einzige Mensch von Bedeutung ist, den ich in der Schweiz bisher kennen lernte. Mehr als sein Buch noch sein Umgang, da seine Gespräche so oft gegen meine Ablehnung jeder politischen Tendenz sich richteten, daß sie mich endlich zur Vertiefung in diese Sache nötigten, die sich wie ich hoffe gelohnt hat. Von meinen Gedanken kann ich noch nichts verlauten lassen. Das Buch heißt »Geist der Utopie« von Ernst Bloch. Ungeheure Mängel liegen zu Tage. Dennoch verdanke ich dem Buch Wesentliches und zehnfach besser als sein Buch ist der Verfasser. Es mag Ihnen genügen, zu hören, daß dies doch das einzige Buch ist, an dem ich mich als an einer wahrhaft gleichzeitigen und zeitgenössischen Äußerung messen kann. Denn: der Verfasser steht allein und steht philosophisch für diese Sache ein, während fast alles, was wir, von Gleichzeitigen, heute, lesen sich anlehnt, sich vermischt und nirgends an dem Punkte seiner Verantwortung zu fassen ist, sondern höchstens auf den Ursprung des Übels hin führt, das es selbst repräsentiert.* (Briefe, 218f.) Kennengelernt hatte Benjamin Bloch »im März oder April 1919 [...] durch Hugo Ball«. Er wurde »in den Gesprächen mit Bloch und Ball mit der Frage politischer Aktivität konfrontiert, die er in dem Sinne, wie seine Partner ihn dazu aufforderten, ablehnte.« (Scholem, Freundschaft, 101f., 103) Von einem eigenen Gespräch mit Benjamin Ende Mai/Anfang Juni berichtet Scholem: es ging »über Politik und Sozialismus, über den wir, wie über den Stand des Menschen bei seiner eventuellen Realisierung, große Bedenken hatten. Noch immer lief es bei uns auf theokratischen Anarchismus als die sinnvollste Antwort auf die Politik hinaus.« (a. a. O., 108) In der Aufzeichnung findet sich diesem der *Katholizismus* als *(falsche, irdische) Theokratie* (99) kontrastiert und die *Bedeutung der Anarchie für den profanen Bezirk* (a. a. O.) reklamiert. Das fr, das auf *Zur Kritik der Gewalt* und das *Theologisch-politische Fragment* vordeutet, kann, wie der Abschnitt *Meine Definition von Politik* (99) nahelegt, vor allem als Aufzeichnung zur Herbst 1919 bis Dezember 1920 entstandenen, jedoch verschollenen Arbeit über *Den wahren Politiker* (s. Bd. 2, 1423 und 943-945) angesehen werden und Aufschluß über die darin entwickelten Gedanken gewähren.

Ü: Ms 811 – Blatt ca. 21×15 cm, Rückseite eines Zollinhaltserklärungs-Formulars.

D: zwischen etwa Herbst 1919 und Dezember 1920

NACHWEIS **99,** 12 *Notizen* bis *Theokratie*] nicht bekanntes Manuskript Benjamins; vielleicht identisch mit der verschollenen *Phantasie über eine Stelle aus dem Geist der Utopie* (Briefe, 249), einem Buch, an dem Benjamin als *größtes Verdienst* hervorhob, *die politische Bedeutung der Theokratie mit aller Intensität geleugnet zu haben* (Bd. 2, 203).

100-103 [fr 74] KAPITALISMUS ALS RELIGION

Den Titel der zweiteiligen Aufzeichnung, in der u.a. eine der wenigen Äußerungen Benjamins über Nietzsche und Freud sich findet (101), setzte er, nach einem Einschub von Notizen über *Geld und Wetter* (s. Bd. 4, 941), erst über den zweiten Teil. Der terminus a quo ist durch die Literaturangaben im ersten gesichert: das spätest erschienene Buch ist das Ungersche von 1921 (s. Nachweis zu 102,16); den terminus ad quem helfen die Angaben in Benjamins Leseliste bestimmen: unter den sicher nicht später als bis zur Jahreshälfte 1921 verzeichneten Autoren finden sich *Sorel*, *Landauer* und *Adam Müller* (s. Nr. 734, 736 und 748, Bd. 7; s. auch u., Nachweise). Da das Müllersche Buch im zweiten Teil der Aufzeichnung zitiert ist, kann als sicher gelten, daß sie um Mitte 1921 abgeschlossen wurde.

Ü: Erster Notizblock, Ms 700-702 – Blätter [26], [27], [28]; titelloser erster Teil auf Blättern [26] und [27], Fortsetzung mit Titel auf Rückseite, *Geld und Wetter* (s. Bd. 4, 941) auf Vorderseite von Blatt [28].
D: bis um Mitte 1921

LESARTEN 100,9 *Religion*] vom zweiten Teil der Aufzeichnung (*Das* bis *Angehörigen*, 102,30-103,14) übernommener Titel – 101,18f. *ihr Gott*] lies *ihr* dativisch – 102,25 *Mönchtum*] gemeint wohl *Vaganten- und Bettelmönchtum*

NACHWEISE 101,13 *nicht tot*] s. das konträre Diktum bei Nietzsche, etwa Die fröhliche Wissenschaft, Aph. 115, 127, 207, oder Also sprach Zarathustra, Vorrede 2 und Von den Mitleidigen – 101,34 *im* bis *saltum«*] scil. der lex continuitatis, wonach »la nature ne fait jamais des sauts«; Leibniz, Nouveaux Essays (Préf.), in: Philosophische Schriften, hg. von C.J. Gerhardt, Berlin 1875-1890, Bd. 5, 49 – 102,11 *Banknoten*] s. Bd. 4, 139 (*Einbahnstraße. Steuerberatung*, 3. Aph.) – 102,14 *violence*] s. Georges Sorel, Réflexions sur la violence, 5e éd., Paris 1919 – 102,16 *Metaphysik*] s. Erich Unger, Politik und Metaphysik (Die Theorie. Versuche zu philosophischer Politik, 1. Veröffentlichung), Berlin 1921 – 102,17 *Gesellschaft*] s. Bruno Archibald Fuchs, Der Geist der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft. Eine Untersuchung über seine Grundlage und Voraussetzungen, Berlin, München 1914 – 102,18 *Religionssoziologie*] s. Max Weber, Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie. 2 Bde., Tübingen 1920f. – 102,19 *Gruppen*] s. Ernst Troeltsch, Die Soziallehren der christlichen Kirchen und Gruppen. Gesammelte Schriften, Bd. 1, Tübingen 1912 – 102,22 *Sozialismus*] s. Gustav Landauer, Aufruf zum Sozialismus. Vortrag, Berlin 1911; ders., Aufruf zum Sozialismus. Revolutionsausgabe, 2. verm. u. verb. Aufl., Berlin 1919 – 102,39 *Beredsamkeit*] s.

Adam Müller, Zwölf Reden über die Beredsamkeit und deren Verfall in Deutschland, gehalten zu Wien im Frühlinge 1812, Leipzig 1816

103 f. [fr 75] Hitlers herabgeminderte Männlichkeit ...

Durch den Passus *Hitler nahm den Reichspräsidententitel nicht an* (104) ist der terminus a quo der Aufzeichnung fixiert; nach Hindenburgs Tod am 2. 8. 1934 übernahm Hitler gemäß dem »Gesetz über das Staatsoberhaupt des Deutschen Reiches« vom 1. 8. 1934 das Amt des Reichspräsidenten unter Verzicht auf den Titel. Die Aufzeichnung dürfte nicht lange danach in Svendborg entstanden sein, wo sich Benjamin zwischen Juli und Oktober 1934 bei Brecht aufhielt. *Man verfolgt [die Weltgeschichte] hier leicht im Radio; aber auch von Gazetten ist man nicht abgeschnitten* (Sommer 1934, an Siegfried Kracauer).

Ü: Ms 1178 – Briefbogen ca. 26,5×21 cm.
D: etwa August 1934

lesart 104, 2 *bessere Herr*] für {*Gent*}
nachweis 104, 16 *wieder.«*] Schlager aus dem Film »Der Kongreß tanzt« von 1931

104-108 [fr 76] Das Recht zur Gewaltanwendung Blätter für religiösen Sozialismus I 4

Ein Hinweis Benjamins auf seine Absicht, den Aufsatz zu rezensieren, ist nicht bekannt, doch legt die detaillierte Durchgliederung der Niederschrift den Gedanken an eine wie immer geplante Arbeit nahe. Dem Verweis auf den – verlorenen – *Aufsatz »Leben und Gewalt«* (106) zufolge kann die Aufzeichnung nicht früher als April 1920, der Zeit der Entstehung jener *sehr aktuellen Notiz* (Briefe, 237; s. auch 241), niedergeschrieben sein. Der Hinweis auf die *Aufgaben meiner Moralphilosophie* (106) ist auf das Schema in fr 65 (s. 91-93) von 1918 zu beziehen; er zeigt, wie sehr die dort fixierte systematische Disposition Benjamin noch Jahre später als zu realisierender Plan gegenwärtig war. Nicht auszuschließen ist, daß die Aufzeichnung in die Vorstudien zum Gewalt-Aufsatz von 1921 einging und so den eventuellen Plan einer Rezension hinfällig machte.

Ü: Ms 812 – Faltblatt ca. 21×15,5 cm, herausgetrennt aus einer Kladde.
D: nicht vor April 1920

LESARTEN 104,22f. *Das* bis *Sozialismus I 4*] dreifach unterstrichen – 104,29f. *intensive*] für {*hohe*} – 104,32 *Um den*] lies *Es handelt sich um den* – 105,28 *Sicherung*] davor {*zwangsweise*} – 105,34 *nicht*] doppelt unterstrichen – 106,19 *abzusagen*] davor {*ausdrücklich*} – 106,30 *inkonsequent*] für {*fälschlich*} – 107,3f. *eine* bis *Macht*] für {*ein göttliches Geschenk*} – 107,4 *Machtvollkommenheit*] *vollkommenheit* doppelt unterstrichen

NACHWEISE 104,23 *Blätter* bis *I 4*] s. Blätter für religiösen Sozialismus. Herausgeber: Carl Mennicke, Jg. 1 (Berlin 1920), H. 4 – 104,27f. *wiederherzustellen.* ⟨«⟩] Herbert Vorwerk, Das Recht zur Gewaltanwendung, in: a.a.O., 14 (I. a) – 104,34f. *Rhythmus* bis *verläuft*] s. *Theologisch-politisches Fragment*, Bd. 2, 204 (Ende d. vorl. Absatzes) – 105,1 *Gewaltanwendung«*] Herbert Vorwerk, a.a.O., 15 (I. b) – 105,14 *leugnen*] s. a.a.O., 15 (II. 1) – 105,16 *anerkennen*] s. a.a.O., 15 (II. 2) – 105,17 *anerkennen*] s. a.a.O., 16 – 105,18f. *anerkennen*] s. a.a.O., 15 – 105,21 *bezeichnete*] s. a.a.O., 15 (II.) – 105,23 *Kulturniveaus*] s. a.a.O. – 105,28 *ist*] s. a.a.O. – 105,32 *Recht*] s. a.a.O. – 106,5 *zu*] s. a.a.O. – 106,7 *Menschen«*] a.a.O. – 106,12 *Gewalt«*] verlorene Arbeit Benjamins von 1920; s. den möglicherweise erhaltenen Schlußabschnitt (Ms 505$^{v}$), Bd. 7 – 106,31 *nennt*] s. Herbert Vorwerk, a.a.O., 15 (II.) – 107,6 *Herausgebers*] s. [Carl] M[ennicke], Bei aller ausgezeichneten Übersichtlichkeit [...], in: a.a.O., 16 – 107,10 *widerspruchsvoll*] s. a.a.O. – 107,11f. *Nicht-Vollreife«*] a.a.O. – 107,16 *Geste«*] a.a.O. – 107,20 *werde«*] Goethe, Gedenkausgabe der Werke, Briefe und Gespräche, hg. von E. Beutler, Bd. 1: Sämtliche Gedichte. Erster Teil, 2. Aufl., Zürich 1961, 344 (Aus Wilhelm Meister. Mignon, 3. Stück, v. 1) – 107,20f. *Prognosen*] s. [Carl] M[ennicke], a.a.O., 16

## 109-129 [fr 77-102] Zur Ästhetik

### 109-125 [fr 77-91] Phantasie und Farbe

Die in dieser Gruppe zusammengefaßten heterogenen Aufzeichnungen sind allesamt um einen sachlichen Komplex zentriert, mit dem Benjamin früh – seit etwa 1914 – sich zu beschäftigen begann und der ihn, namentlich in der Verbindung mit der spezifischen Anthropologie des Kindes und mit der Kinderbuchliteratur, über Jahre fesselte. Die Spuren dieser Beschäftigung lassen sich bis in die Rezensionen von Kinderbüchern aus den Jahren 1930/1931 verfolgen. Der Absicht, eine dem gesamten Komplex gewidmete Arbeit zu schreiben, war Benjamin offenbar schon 1915 bis zur Vollendung nahegekommen; im Januar dieses Jahres schrieb er Ernst Schoen: *Ich hoffe ein Zusammensein mit Ihnen am Anfang des Februar, da ich bis dahin eine erfreuliche Arbeit über die Phantasie und die Farbe beendet haben werde.* (Briefe, 120; zum Plan s. fr 83, 5. Notiz, 118) Sie »scheint nicht erhalten«, merkt Scholem in einer Fußnote an (Briefe, 120). Wohl aber ist es ein Konvolut von auf das Thema bezogenen Aufzeichnungen (Ms 520-523; s. u.), die, wie nicht nur der Schriftduktus zeigt, fraglos aus der Zeit um 1914/1915 stammen. Dabei handelt es sich um zwei abgeschlossene Texte – *Aphorismen zum Thema* (s. fr 77) und *Die Farbe vom Kinde aus betrachtet* (s. fr 78) – und um Aufzeichnungen und Notizen (s. fr 83 f.) dazu. Es ist nicht auszuschließen, daß die ersteren mehr oder weniger fertige Teile jener *erfreuliche*[*n*] *Arbeit* sind, die Benjamin bis Anfang Februar 1915 *beendet haben* wollte; wahrscheinlicher, daß mit dieser die inzwischen aufgefundene Arbeit über den *Regenbogen* (s. Bd. 7) gemeint ist. – Bei der Präsentation der Texte schien es am sinnvollsten, die abgeschlossenen, von dem Gesamtkomplex *Phantasie und Farbe* derivierten Aufzeichnungen in der ersten Untergruppe und die Notizen dazu in der zweiten abzudrucken.
Ähnlich wurde mit einer zweiten Gruppe von Aufzeichnungen verfahren, die die spätere Entstehungszeit – ca. 1918-1921 – und die stärkere Akzentuierung des Themas *Phantasie* gemeinsam haben. Es handelt sich um vier integrale oder relativ integrale Texte (s. fr 79-82) und um eine Reihe von überwiegend auf sie bezogenen Notizen und Materialien (s. fr 85-91). Geht man von Benjamins über Jahre gehegten – etwa 1921 bezeugten (s. fr 90 und 701), 1922 erweislichen (s. 699 f.) – Plan einer größeren Arbeit über Phantasie und Farbe aus, den er nie als ganzen, wohl aber in einzelnen, auf bestimmte Aspekte konzentrierten Reflexionen verfolgte und bei mehr äußeren Anlässen, etwa im Zusammenhang mit seiner Kinderbüchern gewidmeten Sammler- und Rezensententätigkeit, immerhin teilweise verwirklichte, dann waren auch hier – nicht unähnlich übrigens wie bei den

Arbeiten über Kinderbücher in den Bänden 3 und 4 der »Gesammelten Schriften« – die integraleren Texte als Derivate der Befassung mit dem Gesamtkomplex in der ersten Untergruppe, die Notizen und Materialien dazu – und, das ist im Auge zu behalten, zu der größeren Arbeit selber – in der zweiten abzudrucken. Eine Ausnahme ist das letzte dort abgedruckte Fragment mit Aufzeichnungen zu einer eigenen, jedoch unrealisiert gebliebenen Arbeit über *Lyser* (s. fr 91).
Zu erwähnen bleibt Benjamins *große[r] Plan über das Dokumentarwerk »Die Phantasie«*, den er dem *Leiter der Abteilung des Gosverlages, die sich mit Kinderbüchern beschäftigt*, während seines Moskauaufenthaltes Januar 1927 *auseinander[setzte]* (386). Dieser Plan dürfte Teil des ehrgeizigen Editionsvorhabens gewesen sein, das er vermutlich mit Unterstützung durch den neugegründeten, jedoch nicht reussierten Berliner Verlag Littauer ab 1924/1925 zu realisieren hoffte. Nach den im Nachlaß erhaltenen langen handschriftlichen Listen Benjamins (s. Ms 1374-1376; s. auch die – späteren – Aufstellungen im Schwarzen Lederheft, S. 30) handelte es sich um Sammel-*Werke* in *Reihen* u.a. über: *Geschichte* einzelner Bildarten und Bildmotive der Kunst; illustrierte *Autobiographien*, *Novellen* und *Essayistik*; *Die deutschen Illustratoren des 19ten Jahrhunderts* und um monographische *Sammelschriften* u.a. über: *Panoptikum*; *Ästhetik der Ansichtskarte*, der *Reklame*, der *Schrift*, der *Geste*, des *Varietés*, des *Kitsches* usw.; *Illustration der alten Kinderbücher*; *Bilderbuch-Kommentare*; *Die Kunst des Illustrierens* und um Rätselbücher *mit Illustrationen* (s. Ms 1374-1376). Zur Mitarbeit sollten zahlreiche namhafte *Autoren und Illustratoren* eingeladen werden, auch Freunde wie *Bloch*, und Benjamin selbst, unter den Mitwirkenden sein (s. a. a. O.).

**109f.** [fr 77] APHORISMEN ZUM THEMA PHANTASIE UND FARBE

Nach Auskunft Scholems ist die Niederschrift auf die Zeit zwischen dem Freitod Fritz Heinles – unmittelbar nach Kriegsausbruch 1914 – und Anfang 1915 zu datieren.

Ü: Ms 520 – Blatt ca. 17×10,5 cm, herausgetrennt aus einer Kladde; Blatt [1] eines Konvoluts (Ms 520-523).
D: 1914/1915

110-112 [fr 78] Die Farbe vom Kinde aus betrachtet

Scholem hielt die 1914/1915 zu datierende Aufzeichnung für eine Art pseudepigraphischer Nachschrift zum – wiederaufgefundenen – *Regenbogen* (dazu s. Bd. 7).

Ü: Ms 521 – Doppelblatt, jeweils ca. 17×10,5 cm, herausgetrennt aus einer Kladde; Blätter [2] und [3] eines Konvoluts (Ms 520-523); Vorderseite und erste Zeile der Rückseite von [2] mit Blei, Rest der Rückseite sowie Vorder- und Rückseite von [3] mit Tinte beschrieben.
D: 1914/1915

lesarten 110,14 *welches*] danach mit Tinte gestrichen {*Form gibt und*} – 110,22 *Abziehbildern und Laterna magica*] lies *Abzieh- und Laterna magica-Bildern* – 111,14 ⟨*seiner*⟩] Benjamin schrieb *ihrer*, vergaß aber, *des Kindes* zu korrigieren – 111,19 *Die* bis *geht*] modifizierter, am Ende des vorhergehenden Absatzes gestrichener Passus {*Die Farbigkeit der kindlichen Welt ist*}, mit dem der neue Absatz anfängt – 111,31 *affiziert nicht*] für {*ist nicht*} – 111,32f. *Kindes der*] dazwischen Radierspur in Größe eines 3 bis 4-buchstabigen Wortes – 111,33 *entspringt.*] danach {*Es ist Gegenstand ohne Raum und also Raum ohne Gegenstand was Kinder sehen*}
nachweis 110,19-36 *Kinder* bis *halten*] s. *Aussicht ins Kinderbuch* (1926), Bd. 4, 614

112f. [fr 79] Über die Fläche des unfarbigen Bilderbuches

Die Aufzeichnung findet sich – jedoch im späteren Schriftduktus Benjamins – angeschlossen an die *Notizen zur Wahrnehmungsfrage* von 1917 (s. fr 18) und dürfte frühestens 1918, eher 1919 auf dem Blatt nachgetragen sein – als weitere Reflexion zum Wahrnehmungsproblem im Zusammenhang mit der *reinen Empfänglichkeit* des Kindes (111). Die Datierung wird gestützt durch Scholems Mitteilungen über die Zeit, in die »die Anfänge [von Benjamins] Sammlung alter Kinderbücher« fallen, die er »im Juli 1918 in einem gedruckten Brief an Ernst Schoen [s. Briefe, 198] geschildert hat.« Benjamins Frau und er »pflegten sich mindestens bis 1923, solange ich mit ihnen zusammen war, zu ihren Geburtstagen illustrierte Kinderbücher zu schenken und machten vor allem Jagd auf handcolorierte Exemplare [...] Er liebte es, über Bücher dieser Art kleine Vorträge vor Dora und mir zu halten, um besonders die unerwarteten Assoziationen herauszustreichen, die dabei in den Texten unterliefen. Im Juni 1918 fanden wir bei einem Antiquar in Bern den ersten Band des ›Bilderbuches für Kinder‹ von [Friedrich] Bertuch – aus dem Weimarer Kreis –, von dem er dann noch mehrere

Bände erwarb. Es bildete einen besonderen Focus seiner liebevollen Versenkung. Bei seiner Kommentierung des einen oder anderen Blattes entzündete sich schon damals, ohne daß wir uns dessen bewußt wurden, sein ausgesprochener Sinn für Emblematik [...] Sein Hang zur imaginativen Welt der Assoziationen, der« mit seiner »tiefen Anteilnahme und Versenkung in die Welt des Kindes zusammenhängt, war auch in seinem ausgesprochenen Interesse für Literatur von Geisteskranken erkennbar. Seine [...] Beziehung zur Malerei [...] gehörte wohl auch hierher« (Scholem, Freundschaft, 85 f.).

Ü: Erster Notizblock, Ms 682 – Blatt [7], zweite Hälfte der Vorderseite und ganze Rückseite, nach Schluß von fr 18.
D: frühestens 1918, eher 1919

LESARTEN 112,9 *typische*] danach {*farbige*} – 112,33 *sondern allein*] für {*aber gerade*} – 113,5 *die*] danach {*dergestalt*}
NACHWEISE 112,32 *Perugino*] Pietro Vanucci, 1446-1524, Lehrer Raffaels – 113,7-31 *Mit* bis *sind*.] Der Passus ist streckenweit fast wörtlich übernommen in *Alte vergessene Kinderbücher* (s. Bd. 3, 20f.) und z.T. in *Aussicht ins Kinderbuch* (s. Bd. 4, 610)

113f. [fr 80] ZUR MALEREI

Die Erwähnung *Mackes* (114) legt eine Datierung auf Frühjahr 1921 nahe; Ende März berichtete Benjamin: *Hier* [in Berlin] *gibt es jetzt etwas ganz Wunderbares zu sehen: die Gedächtnisausstellung der Bilder des Malers August Macke, der 1914 mit 27 Jahren gefallen ist.* (Briefe, 260) Dagegen spricht die motivische Nähe zur Aufzeichnung *Über die Malerei* von 1917 (s. Bd. 2, 603-607) und deren brieflichen Kommentierung (s. Briefe, 154-156, 173); der Schriftduktus wiederum spricht eher für 1919/1920. Dies wird durch den zitierten Brief gestützt, in dem Benjamin fortfährt: *Schon früh haben mich die wenigen Bilder, die ich von* [Macke] *kennen lernte, angezogen. Nun hat mir die Ausstellung einen wunderbaren Eindruck gegeben. Ich habe einen kleinen Aufsatz über diese Bilder geschrieben.* (Briefe, 260) Er kann mit fr 80, das *Macke* nur – neben andern Malern – erwähnt, nicht identisch sein und muß als verloren gelten. Da das Fragment das Verhältnis von *Bild* und *Phantasie* thematisiert, wurde es an dieser Stelle eingeordnet.

Ü: Ms 784 – Blatt ca. 11×8 cm, herausgetrennt aus einem Notizblock; Bleistiftpaginierung »4« von unbekannter Hand; Tintenspuren.
D: etwa 1919/1920

LESARTEN 113,33 *Malerei*] danach {*(vielleicht auch jedes Kunstwerk) trägt die beiden*} – 114,3 *im*] danach {*empirischen, jedenfalls*} – 114,6 *des* bis *Bildraums*] für {*der*} bis {*Erscheinungsfläche des Bildes*}

### 114 [fr 81] GEDANKEN ÜBER PHANTASIE

Der Titel ist Überschrift einer augenscheinlich als Sammlung von *Gedanken* geplanten Niederschrift, von der aber nur der erste aufgezeichnet wurde. Der Raum bis zum dritten des in vier Teilblätter gefalteten Schreibblattes blieb frei, auf ihm steht – als Pendant zur Überschrift *Gedanken über Phantasie* – *Gedanken über Farbe* ohne weitere Aufzeichnung.

Ü: Ms 532 – Blatt ca. 36×22,5 cm, erst der Länge, dann der Breite nach gefaltet; beschrieben nur auf erstem und drittem Teilblatt; Blatt [5] eines Konvoluts (Ms 528-532).
D: etwa 1920/1921

### 114-117 [fr 82] PHANTASIE

Bei der Datierung des teilweise integralen Textes helfen motivische Nähe (s. 115, 28f. und 38) zum *Theologisch-politischen Fragment* von 1920/1921 (s. Bd. 2, 204) und der Hinweis auf *Jean Paul* als *geniale*[*n*] *Lehrer der Erziehung* (116), dessen »Levana« Benjamin im Sommer 1920 las (s. Briefe, 243), schließlich die Benutzung violetter Tinte, deren Benjamin in den Jahren 1920-1922 gelegentlich sich bediente.

Ü: Ms 795f. – 2 Blätter je ca. 11×8 cm, herausgetrennt aus einem Notizblock; Blatt [2] nur auf dem oberen Rand der Vorderseite beschrieben.
D: etwa 1920/1921

LESARTEN 115,5 *versucht,*] danach {*fällt sie in Zerstörung*} – 115,28f. *ewiger Vergängnis*] für {*ewigem Untergang*}; nach *Vergängnis.* Markierung, die ein Absatzende bezeichnen könnte – 115,36 *liegt*[1]] Fußnotenverweis und Fußnote in schwarzer Tinte nachgetragen – 116,9 *zu übersehen*] lies *zu sichten* oder *zu berücksichtigen* – 116,11 *Reine*] Der Absatz begann ursprünglich {*Phantasie als der Geist reiner Empfängnis des sich Entstaltenden liegt, aber als reine Empfängnis, die allerdings nicht auf die Phantasie allein*}
NACHWEISE 114,22 – 116,35 *Für* bis *gab.*] Auf diesen Teil des Fragments dürfte Benjamin bei der Formulierung des vorletzten Absatzes von *Der eingetunkte Zauberstab* (s. Bd. 3, 416f.) zurückgegriffen haben – 114,28,

115,2 und passim *Entstaltung, entstaltet*] Das Wort begegnet auch bei Hölderlin; s. etwa »Hyperion. Die metrische Fassung«, in: Sämtliche Werke, hg. von F. Beißner, Leipzig 1965, 673 – 115,29,34 *Abendrot*] s. die Notiz *Aufnehmen – Sonnenuntergang* am Ende des ersten Abschnitts des fr 83 von 1915 (117); die Befolgung der Arbeitsanweisung in fr 82 und der Rückgriff auf dieses in der Arbeit von 1934 (s.o.) beweist die Beschäftigung mit dem Komplex *Phantasie und Farbe* über wenigstens zwei Jahrzehnte – 116,22-30 *Sie* bis *meist*] s. Bd. 3, 21, 21-28 und Bd. 4, 613, 25-32

## 117f. [fr 83] Die Reflexion in der Kunst und in der Farbe

Vier von den sieben Notizen (s.u.) zu einer *Arbeit über die Phantasie und die Farbe* (Briefe, 120) sind auf dem Blatt gestrichen. *Sie wissen*, schrieb Benjamin 1915 an Ernst Schoen, *daß zu diesem Gegenstande Schönes bei Baudelaire zu finden ist.* (a.a.O.) Eben darauf ist in der fünften Notiz, die den Grundgedanken der *Arbeit* angibt, hingewiesen (s. 118). – Die Aufzeichnung ist weitgehend in fr 78 (s. 110-112) eingegangen.

Ü: Ms 522 – Blatt ca. 17×10 cm, herausgetrennt aus einer Kladde und am Rand beschnitten; das Wortbruchstück am Anfang der Rückseite (s. 117,27) setzt ein – verlorenes – Blatt voraus; Blatt [4] eines Konvoluts (Ms 520-523).
D: 1914/1915

LESARTEN 117,13-25 *Die* bis *Demut.*] gestrichen – 117,26 *Aufnehmen – Sonnenuntergang.*] flüchtig in Blei notierte Arbeitsanweisung; s.o., Nachweis zu 115, 29,34 – 117,32 *(Stäbchenspiel)*] doppelt unterstrichen – 118,1 *Aussehen*] für {*Sehen*} – 118,1,2 *Farben, F a r b e n*] für {*Dinge*}, {*D i n g e*} – 118,2 *s i c h*] dahinter sollte augenscheinlich der eine Zeile tiefer stehende Passus {*aber im geistigen*} eingeschoben werden, der aber dann doch gestrichen wurde – 118,4-13 *Die* bis *beziehen.*] gestrichen
NACHWEIS 118,14 *färben/*] Vers oder Ausspruch Fritz Heinles; s. fr 89, 121

## 118f. [fr 84] Die Farbe hat ...

Von den sieben weiteren Notizen zu der 1914/1915 geplanten Arbeit sind die unter dem Titel *Aphorismen* zusammengefaßten vier (s. 119) in die *Aphorismen zum Thema* (s. fr 77) eingegangen und auf dem Blatt gestrichen, die übrigen motivisch in *Die Farbe vom Kinde aus betrachtet* (s. fr 78) verwendet.

Ü: Ms 523 – Blatt ca. 17×10 cm, von einem größeren abgetrennt; beidseitig quer beschrieben; Blatt [5] eines Konvoluts (Ms 520-523).
D: 1914/1915

LESARTEN 118,24 *der Farbe*] für {*des Raumes*} – 119,1-8 *APHORISMEN* bis *Malerei.*] gestrichen
NACHWEIS 118,30 *Regenbogen*] s. *Der Regenbogen*, Bd. 7

119 [fr 85] VERHÄLTNIS DER UTOPIE ...

Die drei auf fr 82 (s. 114-117) zu beziehenden Notizen stehen auf dem Blatt vor der Aufzeichnung *Über die Scham* (s. fr 48 und 675), die thematisch auch dem Komplex der Aufzeichnungen über *Phantasie und Farbe* zuzurechnen ist, jedoch wegen des anthropologischen Tenors an früherer Stelle abgedruckt wurde.

Ü: Ms 527 – zur Beschreibung s. 675.
D: 1920/1921

119f. [fr 86] SCHEIN

Die drei weiteren – schematischen – Notizen zu fr 82 finden sich auf der Rückseite eines früher – 1916 und 1918 – beschriebenen Blattes. Nach Streichung der Aufzeichnungen von 1916 (darunter eine Niederschrift des 8. Aph. in Bd. 2,601) und 1918 (s. Schema, 684) machte es Benjamin zum ersten Blatt eines Konvoluts von fünf Blättern (s. u.), von dem jenes, das zweite, vierte und fünfte als fr 86, 87, 88 und 81 abgedruckt wurden; auf den Abdruck des dritten (s. Ms 530) – einer Liste von 25 bibliographischen Angaben zu dem Stichwort *Farbe* auf der Vorderseite und 3 zu andern Themen auf der Rückseite, geführt ab ca. 1919/1920 bis frühestens 1922, dem Erscheinungsjahr des auf der Vorderseite zuletzt verzeichneten Titels – wurde verzichtet. Von den 25 Angaben – darunter 3 lediglich von Autorennamen: {*Agrippa von Nettesheim*}, *Philipp Otto Runge* und *Strygowski* – sind 14 gestrichen – darunter {*J. Walter: Geschichte der Ästhetik im Altertum*}, {*Steiner, Rudolf: Goethes Farbenlehre*}, {*Portal: Couleurs symboliques*} und mehrere fachwissenschaftliche Artikel (dazu s. fr 90) –; die verbleibenden Titel bzw. Autoren – darunter *L. Kobell: Farben und Feste*, *Leonardo da Vinci: Traktat von der Malerei*, *M. Malais: Des couleurs liturgiques*, *Emil Lucka: Die Phantasie*, *Viktor Goldschmidt: Die Farben in der Kunst* und Artikel wie der des Psychoanalytikers *S. Feldmann: Über Erröten* – waren augenscheinlich zur Bearbeitung vorgesehen, ein Indiz

mehr für Benjamins Absicht, ab 1922 weiter mit dem Komplex *Phantasie und Farbe* konzentriert sich zu befassen.

Ü: Ms 528 – Ringbuchblatt ca. 19×11,5 cm; Blatt [1] eines Konvoluts (Ms 528-532), begonnen mit der Rückseite; beidseitig Tintenspuren.
D: 1920/1921

LESARTEN 119,1. linke Kolonne *Die* bis *färben*] gestrichen – 120,3 *Reines Licht*] für *Reine{r Schein}*; die drei Adjektive *a-c* in der Kolonne darunter vergaß Benjamin zu korrigieren – 120,6 *seraphisches*] für *{farbloser}* – 120,6 *Farbe*] darunter die gestrichene abgesetzte Zeile *{I Die Grenze der Phantasie}*

120 [fr 87] ERRÖTEN IN ZORN UND SCHAM

Die fünf auf fr 82 zu beziehenden Notizen setzen das ästhetische Fragment *Über die Malerei oder Zeichen und Mal* (s. Bd. 2, 603-607) von 1917 und – wahrscheinlich – das anthropologische *Über die Scham* (s. fr 48) von ca. 1919/1920 voraus. Schriftduktus und Tintenart sind die von fr 86.

Ü: Ms 529 – Blatt ca. 11,5×6,5 cm, abgetrennt von einem größeren; Blatt [2] eines Konvoluts (Ms 528-532); Tintenspur unten rechts.
D: 1920/1921

LESARTEN 120,18 *von*] danach *{außen u}* – 120,22 *Mal⟨:⟩*]: konj. für ,, um den definitorischen Sinn zu akzentuieren – 120,29f. *schämen* bis *Alter*] am Rand zwei Markierungen Benjamins

121 [fr 88] SCHEMATA

Das Schema fr 86 findet sich weiter präzisiert und durch Aufnahme der Notizen von fr 87 erweitert.

Ü: Ms 531 – Blatt ca. 16,5×10,5 cm, abgetrennt von einem größeren; Blatt [4] eines Konvoluts (Ms 528-532; Blatt [3] = die Literaturliste, s. Anm. zu fr 86; Blatt [5] = fr 81, s. Anm. 697); Tintenspuren auf Vorder- und Rückseite.
D: 1920/1921

**121 f.** [fr 89] ZUR PHANTASIE

Die erste Notiz, *Herbst und Winter* (s. 121 f.), liest sich wie ein Nachtrag zum zweiten Abschnitt von fr 82 (s. 115 f.); demnach könnte sie – wie die folgenden – auch später niedergeschrieben sein.

Ü: Ms 526 – Blatt ca. 11,5×7 cm, abgetrennt von einem Briefbogen mit dem Anfang eines – in lila Tinte geschriebenen – Briefes Benjamins an seine Frau auf der Rückseite, wohl aus der Semmeringzeit 1919/1920, seine Wiedereinreise nach Deutschland betreffend; zu 4/5 mit Blei und 1/5 mit schwarzer Tinte beschrieben.
D: 1920/1921, vielleicht später

**122 f.** [fr 90] ZU RICHARD MÜLLER-FREIENFELS ...

Zumindest die erste der vier Glossen zu Benjamins farbentheoretischer Lektüre ist Resultat der Bearbeitung der Literaturliste Ms 530 (s. Anm. zu fr 86, 699 f.), wo sich die bibliographische Angabe zu *Müller-Freienfels* gestrichen findet. Die Bemerkung *Einschränkung der Fragestellung in der meinigen* [scil. *Arbeit* über Phantasie und Farbe] (122) beweist ein weiteres Mal, daß Benjamin noch seit den frühen zwanziger Jahren mit dem Plan zu einer solchen Arbeit sich trug.

Ü: Ms 524 – Blatt ca. 28×22 cm, gefaltet; die Glossen auf Vorderseite des ersten Teilblatts; auf Rückseite des beschnittenen zweiten wenige Notizen (Schriftübungen?); Textbeeinträchtigung durch starke Beschädigungen.
D: 1920/1921

LESARTEN **122**, 23 *p⟨241-274⟩*] nach Ms 530 rekonstruiert; erg. i. Titel »Zur Theorie der« und nach *Bd 46* »[Jg.] 1908« – **122**, 28, 30, 32 *⟨en⟩*, *⟨- und die⟩*, *⟨können⟩*] Rekonstruktionen beschädigter Stellen
NACHWEISE **123**, 1 *fiel.«*] Goethe, Gedenkausgabe der Werke, Briefe und Gespräche, hg. von E. Beutler, Bd. 3, 2. Aufl., Zürich 1961, 365 (West-östlicher Divan. Buch Suleika, Wiederfinden, v. 27-32; Hervorhebung von Benjamin) – **123**, 7-9 *Tuschen* bis *Dinge*] die Stelle ist modifiziert übernommen in *Aussicht ins Kinderbuch*, s. Bd. 4, 609

**123-125** [fr 91] ZU EINER ARBEIT ÜBER DIE SCHÖNHEIT FARBIGER BILDER IN KINDERBÜCHERN

In seinen Mitteilungen über »die Anfänge [von Benjamins] Sammlung alter Kinderbücher« berichtet Scholem: »Er zeigte mir etwa [Johann Peter] Lysers Sachen mit einem Entzücken, in dem sich die Freude an der Entdekkung mit der am künstlerischen Ergebnis [der Jagd auf handcolorierte Exemplare] innig verbanden.« (Scholem, Freundschaft, 85 f.) Wie der Schriftduktus der Aufzeichnung bis zur *Disposition* (s. 124 f.) einschließlich nahelegt, ist dieser Teil etwa 1918/1919 niedergeschrieben, davorstehendes *Motto* und der Rest sind augenscheinlich später, etwa 1920/1921, nachgetragen. Scholem hielt sie, trotz des »ganz andere[n] Text[es]«, für die »Keimzelle von *Aussicht ins Kinderbuch*« (Notiz zu Ms 1713 im Benjamin-Archiv). Da die – geplante – *Arbeit* über *farbige Bilder* wie schon ihr Pendant über das *unfarbige Bilderbuch* (s. fr 79) als Derivat von dem Plan der größeren Arbeit über *Phantasie und Farbe* anzusehen ist, wurde die Aufzeichnung nicht als Paralipomenon in Bd. 4, sondern im vorliegenden abgedruckt.

Ü: Ms 1713 – Blatt ca. 11×8 cm, herausgetrennt aus einem Notizblock; leicht beschädigt.
D: zwischen 1918/1919 und 1920/1921

LESARTEN **123,28** *große*] für {*hohe*} – **124,13** *ist*] danach {*schon*} – **124,20** *dennoch*] für {*allzu heftig*} – **124,22** *die Farbe*] für {*die Farbenwelt*} (erste Streichung) und {*das farbige Gewölk*} (zweite Streichung) – **124,31** f. *die* bis *Gesichte*] für {*wie die magnetische*} *Wand* {*, auf der seine*} *Gesichte* {*haften*} – **124,33** *buntere*] für {*bunte Wolken*}
NACHWEISE **123,15** *Lyser*] s. *Alte vergessene Kinderbücher*, Bd. 3, 19 und *Aussicht ins Kinderbuch*, Bd. 4, 613-615 – **123,16** *Regenbogen*] s. Bd. 7 – **123,26** *Dosso Dossi*] Giovanni Luteri aus Ferrara, um 1480-1542 – **124,34** *Abendrot*] s. Bd. 4, 609 – **125,11** *Mal«*] s. *Über die Malerei oder Zeichen und Mal*, Bd. 2, 603 f. (A.c.) und 606 f. (B.b.); s. auch *Malerei und Graphik*, a.a.O., 602 f.

**125 f.** [fr 92] DIE FORM UND DER GEHALT ...

Gelegentlich der Übersendung einer *Notiz über Malerei* [s. Bd. 2, 603-607] schrieb Benjamin Ende 1917/Anfang 1918 an Ernst Schoen, er denke *schon lange darüber nach wo endlich freier Raum, Entfaltung und Größe für die »Aesthetischen« Grundbegriffe überhaupt gefunden werden könnten und sie aus ihrer ärmlichen Isoliertheit (die in der Aesthetik das ist was bloße*

*Artistik in der Malerei ist) erlöst werden könnten.* (Briefe, 173) Die Reflexionen fr 92-94 könnten, wie Schriftduktus und Blattnachbarschaft im Block nahelegen, erster Niederschlag jenes Nachdenkens sein. Angenommen ist hier eine der – wahrscheinlichen – zeitlichen Reihenfolge der ca. 1917/1918 aufgezeichneten Reflexionen entgegengesetzte sachliche, die generellere den spezielleren Reflexionen vorordnende, die aber sehr wohl auch die zeitliche sein könnte (zum Verhältnis von Chronologie und Blattfolge in Blöcken s. 641). – An welche *Definition* des Humors (126) Benjamin dachte, ist ungewiß; möglicherweise an geläufige Dicta wie das Vischersche »Der Humorist treibt immer Metaphysik« aus dem ersten Teil der »Ästhetik« oder an das von der »humoristischen Totalität« aus Jean Pauls »Vorschule der Ästhetik«, die Benjamin »im Zusammenhang mit seinen Studien über die Romantik las« (Scholem, Freundschaft, 87), vielleicht auch an Bahnsens Bestimmung des »Humors als ästhetischer Gestalt des Metaphysischen« im Buch dieses Titels von 1887. Am wahrscheinlichsten ist die Beziehung auf Benjamins eigene Definition aus fr 103 (s. 130), wonach *Humor* [...] *die Rechtsprechung ohne Urteil, d.h. ohne Wort* ist; da fr 103 gleichfalls um 1917/1918 entstand, könnte es bei dem Passus *nach der Definition* in fr 92 (126) um eine Art internen Verweises sich handeln.

Ü: Ms 685 – Erster Notizblock, Blatt [11].
D: um 1917/1918

**126** [fr 93] DIE MUSIK ...

Ü: Ms 680 – Erster Notizblock, Blatt [5].
D: um 1917/1918

NACHWEIS **126**,7-10 *Die* bis *ist.*] s. die Definitionen fr 61, 90, 23-26

**126** [fr 94] DER KANON ...

Die fr 92 und 93 benachbarte Aufzeichnung liest sich wie eine spätere Exemplifizierung von Sätzen des Sprachtraktats von 1916 wie dem, daß [*f*]*ür die Erkenntnis der Kunstformen der Versuch* gilt, *sie alle als Sprachen aufzufassen*, so auch den *Gesang* (Bd. 2, 156).

Ü: Ms 677 – Erster Notizblock, Blatt [2].
D: um 1917/1918

**126** [fr 95] DIE AKTUELL MESSIANISCHEN MOMENTE ...

Dem geschichtstheologischen Motiv, mit Sicherheit dem Schriftduktus nach ist die Aufzeichnung nicht früher als 1919/1920 entstanden.

Ü: Ms 765 – Blatt ca. 11×8 cm, herausgetrennt aus einem Notizblock und beigelegt einem Konvolut (Ms 762-779); spätere Bleistiftpaginierung »4«.
D: um 1919/1920, eher 1919

**126f.** [fr 96] DAS MEDIUM, DURCH WELCHES KUNSTWERKE ...

Der terminus a quo ist durch den Hinweis auf *Kandinsky* (126) gegeben; *»Über das Geistige in der Kunst«* las Benjamin *mit Hinblick* auf eine *Auseinandersetzung über Expressionismus* gelegentlich seiner *Besprechung vom »Geist der Utopie«* (Briefe, 229), wie er Scholem Januar 1920 berichtete. Dazu machte er einen Monat später den in den »Briefen« ausgelassenen Nachtrag: *Auch sonst habe ich sehr viel gelesen* [...] *Kandinsky: Über das Geistige in der Kunst, das in seinen Grenzen ausgezeichnet ist. Es enthält Material zu einer Kunstlehre von der Malerei, nicht zur Kunstphilosophie.* (s. Briefe, 235) Das Buch besaß er seit 1918: »Noch in Jena hatte ich« es ihm »besorgt«; ihn zogen »offenkundig gerade die mystischen Stücke der darin enthaltenen Theorie« an (Scholem, Freundschaft, 85).

Ü: Ms 767 – Blatt ca. 12×7,5 cm, herausgetrennt aus einem Notizblock (mit hoher Wahrscheinlichkeit aus dem Ersten, wie die Tintenspuren am unteren und rechten Rand zeigen, die auch die meisten der im Block verbliebenen Blätter aufweisen), beigelegt einem Konvolut (Ms 762-779); spätere Bleistiftpaginierung »6«.
D: etwa Anfang 1920

NACHWEIS **127,2** *Augen*] s. [Wassily] Kandinsky, Über das Geistige in der Kunst, insbesondere in der Malerei. 1., 2. Aufl., München [Januar, April] 1912, 66f. (VI. Formen- und Farbensprache; i. O. nicht *Ewigkeitswert der Kunstwerke* sondern »das Rein- und Ewig-Künstlerische«, »Ewigkeit-Kunst«)

127 [fr 97] ZU DEN SCHIFFEN ...

Das listige Sophisma dürfte, wie der Schriftduktus nahelegt, bis ca. 1932 aufgezeichnet worden sein. Der terminus a quo ist durch den bibliographischen Nachweis (s. 127) gegeben.

Ü: Ms 779 – Blatt ca. 11,5×8 cm, herausgetrennt aus einem Notizblock, beigelegt einem Konvolut (Ms 762-779).
D: etwa 1931/1932

NACHWEISE 127,15 *Goethe*] Zit. i. Zit. s. Wahlverwandtschaften, II, 6 – 127,21 *p. 9*] erg.: (Franz Glück, Umriß der Persönlichkeit)

127 [fr 98] DIE ERKENNTNIS, DASS DIE ERSTE MATERIE ...

Die Aufzeichnung findet sich, ohne unmittelbaren Zusammenhang, hinter Exzerpten zum Kunstwerkaufsatz (dazu s. Bd. 1, 1037f.) auf einem Blatt, das zu einem »durchweg 1936« (a. a. O., 1038) geschriebenen Konvolut gehört. Die Reflexion, die Benjamin in keine der Fassungen des Kunstwerkaufsatzes aufnahm, ist eine wichtige Variante zu seiner Mimesis-Theorie von 1933 (s. Bd. 2, 204-213).

Ü: Ms 396 – Ringbuchblatt ca. 17×9,5 cm aus dem Konvolut Ms 384-410; über dem Text grüne Sigle *M*, weitere grüne Sigle *V* links unten; Paginierung *4*.
D: 1936

128f. [fr 99-102] ZU EINER ARBEIT ÜBER DIE IDEE DER SCHÖNHEIT

Der einzige bislang bekannte Hinweis Benjamins auf eine *Arbeit über die Idee der Schönheit* oder deren Plan ist der Titel von fr 99. Dieses wie die folgenden drei Fragmente gehören in den Umkreis der Vorarbeiten zur *Wahlverwandtschaftenarbeit* und dürften frühestens ab der zweiten Hälfte 1919 (s. Bd. 1, 811) und nicht später als bis Sommer 1921 (s. a. a. O., 824f.), dem mutmaßlichen Beginn der Reinschrift, niedergeschrieben worden sein. Am wenigsten scheint fr 99 dem Gedankenkreis der Goethearbeit sich einzufügen; der geschichtsphilosophische Tenor differiert deutlich vom ästhetisch-symboltheoretischen der übrigen. Dennoch haben die Hg. sie zusammengeordnet. Dafür sprachen zum einen Blattgleichheit und Schriftähnlichkeit der höchstwahrscheinlich hintereinander niedergeschriebenen Stücke fr 99 und 100, zum andern die Aufnahme des Titelbe-

griffs in fr 101 und 102. So schien es sinnvoller, fr 100-102 dem Titelfragment 99, statt den Wahlverwandtschaften-Paralipomena *Kategorien der Ästhetik* und *Über »Schein«* (s. a.a.O., 828-830, 831-833) – weit mehr textbezogenen Stücken – zuzuordnen.

**128** [fr 99] ZU EINER ARBEIT ÜBER DIE IDEE DER SCHÖNHEIT

Ü: Ms 782 – Blatt ca. 11×8 cm, herausgetrennt aus einem Notizblock; spätere Farbstiftpaginierung »2«.
D: etwa 1919/1920

**128** [fr 100] REINHEIT UND STRENGE ...

Ü: Ms 800 – Blatt ca. 11×8 cm, herausgetrennt aus einem Notizblock.
D: etwa 1919/1920

**128f.** [fr 101] SCHÖNHEIT

Für eine spätere Datierung – ca. 1920/1921 – sprechen folgende Notizen auf der Rückseite des Blatts: *Erster Teil: Das Mythische als Thesis* [dazu s. die *Disposition zu den Wahlverwandtschaften*, Bd. 1, 835], *Wer blind wählt dem schlägt Opferdampf in die Augen* [dazu s. a.a.O., 126] und – gegenläufig geschrieben und gestrichen – {*Dreifache Bedeutung des Opfertodes der Ottilie*
*1) Ein Opfer zur Entsühnung der andern*
*Unschuld*
*Reliquien*
*2) Ein Opfer des Geschicks*
*Schuldig – Unschuldig*
*3) Eine Sühnung eigner Schuld*
*Reinigung*
*Freitod*} [dazu s. a. a. O., 173-175].
Der gestrichene Passus zeigt gleichen Schriftduktus und gleiche Tintenart wie die Aufzeichnung auf der Vorderseite und ist auf den dritten Teil der Wahlverwandtschaftenarbeit, also ihr fortgeschrittenstes Stadium bezogen.

Ü: Ms 805 – Blatt ca. 15,5×11 cm.
D: etwa 1920/1921

NACHWEIS 129,4-9 Schema *Leib* bis *Sprache*] s. das Schema *Anthropologie*, fr 44 (64) und die *Schemata zum psychophysischen Problem*, fr 56 (78-87)

**129** [fr 102] SCHÖNHEIT UND SCHEIN

Das fr zeigt gleichen Schriftduktus und gleiche Tintenart wie fr 101 und lag auch mit diesem im Nachlaß beisammen.

Ü: Ms 806 – Blatt ca. 11×6,5 cm, trapezförmig; Rückseite eines Briefausrisses.
D: etwa 1920/1921

## 130-160 [fr 103-131] Charakteristiken und Kritiken

### 130 [fr 103] Der Humor

Die Aufzeichnung stammt aus der Zeit der Romantikstudien Benjamins. Eine Präzisierung läßt Scholems Hinweis auf seinen Briefwechsel mit ihm »zwischen September 1917 und April 1918« zu, bei dem »wir [...] auch gegenseitig viel Propaganda für die von uns favorisierten Bücher« machten. »Ich verdanke ihm unter anderem die Bekanntschaft mit den Grotesken [...] von Mynona, vor allem mit dem Band ›Rosa die schöne Schutzmannsfrau‹ [Leipzig 1913], einem unübertroffenen Werk dieser Gattung [...] Die philosophischen Hintergründe dieser Geschichten beschäftigten Benjamin und haben dann zu seiner hohen Schätzung von Mynonas unter seinem bürgerlichen Namen Salomo Friedländer erschienenen Hauptwerk ›Schöpferische Indifferenz‹ [München 1918]«, das er 1920 las, »geführt [...] Er war mit Benjamin, der öfters recht positiv über ihn sprach, seit der Zeit der Neopathetiker [»Neo-pathetisches Kabarett«, gegründet 1910] bekannt« (Scholem, Freundschaft, 62 f.). Die Exemplifizierung *des Humors* (130) an Friedländer und der Schriftduktus sprechen für die Datierung auf jenes halbe Jahr.

Ü: Erster Notizblock, Ms 676 f. – Blätter [1] und [3]; Blatt [1] beschädigt, spätere Markierung Benjamins am oberen Rand.
D: zwischen September 1917 und April 1918

LESARTEN 130, 20 *ihre*] für {*die*} – 130, 26 *liegen*] Ende von Blatt [1], Verweis Benjamins *s. 2 Blätter weiter*; er beweist, daß die Blätter zumindest im Ersten Notizblock nicht immer hintereinander, sondern mit Überspringung schon beschriebener benutzt wurden

NACHWEIS 130, 3 und 6 *Rechtsprechung ohne Urteil* und *Vollstreckung*] s. die Anwendung der Definition noch in der Hebelcharakteristik von 1933, Bd. 2, 628; s. auch vorl. Bd., 703

### 131 [fr 104] Bei der Betrachtung der Romantik ...

Im Mai 1918 schrieb Benjamin an Ernst Schoen: *Ich studiere* [...] *jetzt die Romantik und zwar, neben der Lektüre des Athenaeums, den mir bisher am wenigsten bekannten A*[ugust] *W*[ilhelm] *Schlegel.* (Briefe, 191) Seine Erwähnung (s. 131), der ähnliche Tenor in der Beurteilung *dieser Menschen* (a. a. O.) und im Briefpassus über die Humanität *dieser Leute* (Briefe, 191) sowie in weiteren Parallelurteilen legen eine Datierung um die Zeit nahe, zu der der Brief geschrieben wurde.

Ü: Erster Notizblock, Ms 684 – Blatt [10]; Rückseite: fr 105.
D: Mai 1918

LESARTEN 131,9 *beherrscht*] *sch* stillschweigend erg. – 131,13 *ganz*] mögliche Lesart *lang* – 131,16 *vertagten*] mögliche, gleichfalls nicht weiter erhellende Lesart *verfaßten* – 131,20 *zu ihr*] man erwartet *zu ihnen*; gemeint wohl *zur Romantik*

131f. [fr 105] LUCINDE

Das angeführte Buch von *Enders* (131) figuriert unter der Sekundärliteratur zur Dissertation Benjamins (s. Bd. 1, 121), die zwischen März 1918 und Juni 1919 entstand. Die Niederschrift der Charakteristik eher ab Juni 1918 wird durch Benjamins Leseliste gestützt, die das Enderssche Buch unter der Nr. *573* kurz vor Goethes Metamorphose der Pflanzen, gelesen Sommer 1918 (s. Briefe, 204), ausweist (s. Bd. 7).

Ü: Erster Notizblock, Ms 684 – Blatt [10]; Vorderseite: fr 104.
D: ab Juni 1918

LESART 131,26 *Wunsche*] für {*Sinne*}
NACHWEISE 131,22 *Werkes*] s. Friedrich v. Schlegel, Lucinde. Ein Roman, Berlin 1799 – 132,6 *Alarcos*] s. ders., Alarcos. Trauerspiel in zwei Aufzügen, Berlin 1802

132 [fr 106] STRINDBERG: NACH DAMASKUS

Benjamin las das Drama etwa Anfang 1920, wie aus einer – gestrichenen – Stelle seines Briefes an Scholem vom 13. 2. 1920 hervorgeht. Dort heißt es u.a.: *Auch sonst habe ich sehr viel gelesen. Ein maßlos schönes Buch von Stendhal: La Chartreuse de Parme. Strindberg: Nach Damaskus. Kandinsky: Über das Geistige in der Kunst* [...] (s. Briefe, 235). Die auch dem Schriftduktus nach um diese Zeit entstandene Aufzeichnung ist den *Notizen über Dramen* zuzurechnen, von denen in einem Brief vom Ende Dezember 1920 die Rede ist (s. Briefe, 250). Darin kündigte Benjamin Scholem Abschriften dieser Notizen an, von denen drei erhalten und unter den »Ästhetischen Fragmenten« in Band 2 (s. 610-615) abgedruckt sind. Warum unter diesen Abschriften die der *Notiz* über das Strindbergdrama fehlt, ist unbekannt. Auszugehen war vom verschiedenen Autorisierungsgrad (s. a. a. O., 1410) und das fr dem vorliegenden Band vorzubehalten.

Ü: Ms 769 – Blatt ca. 11×8 cm, herausgetrennt aus einem Notizblock, beigelegt einem Konvolut (Ms 762-779); spätere Bleistiftpaginierung »8«.

D: etwa Anfang 1920

LESARTEN 132,9 *bewegt zu einer*] für {*legt eine*} – 132,13 *vielleicht*] für {*wohl*} – 132,18 *Das* [...] *Auge*] für *die* [...] *Betrachtung*

NACHWEIS 132,8 *Damaskus*] s. August Strindberg, Nach Damaskus. Deutsch von E. v. Hollander, Berlin, München 1919; Benjamin könnte auch die Ausgabe: ders., Nach Damaskus. Verdeutscht von E. Schering (Strindbergs Werke. Deutsche Originalausgabe), 2. Aufl. des 1. und 2., 1. Aufl. des 3. Teils, München 1912 benutzt haben

132 [fr 107] NEGATIVER EXPRESSIONISMUS

Trotz der Stichwortförmigkeit war das fr der physiognomischen Relevanz wegen dieser Gruppe zuzuordnen; zur reservierten Stellung Benjamins zum Expressionismus s. auch Scholem, Freundschaft, 85.

Ü: Erster Notizblock, Ms 697 – Blatt [23].

D: etwa 1921

133 [fr 108] KASPERLETHEATER

Der Schriftduktus ist dem von fr 52 auf Blockblatt [33] noch am ähnlichsten; die spätere Blattfolge im Block legt eine Datierung auf etwa 1921 nahe, vorausgesetzt, sie indiziert spätere Eintragung, was aber zumindest im Ersten Notizblock eher zu den Ausnahmefällen rechnet.

Ü: Erster Notizblock, Ms 710 – Blatt [36].

D: eher 1921

NACHWEISE 133,4 *Skys*] Trumpfkarte im Tarockspiel – 133,10f. *Totentanz*] s. Alfred Rethel, Auch ein Totentanz. Holzschnittfolge (6 Blätter, mit Versen von R. Reinick), ersch. 1849; ferner: ders., Der Tod als Würger, Der Tod als Freund. Holzschnitte, ersch. 1847-1851

133-135 [fr 109] BAUDELAIRE II, III

Aus Heidelberg berichtete Benjamin am 25. 7. 1921, er denke *ein bißchen über den Vortrag über Baudelaire nach, der meine winterliche Vorlesung (in der Ewer Buchhandlung?) einleiten soll und sehr schön werden soll.* (Briefe, 268) Im Dezember ist die Rede von *der Beschäftigung mit Baudelaires Leben, der ich mich jetzt etwas zuwenden muß. Denn es ist Aussicht vorhanden, daß ich im Laufe des Winters in einer* [Berliner] *Buchhandlung (vielleicht bei Reuß und Polla*[c]*k) die oftgeplante Vorlesung aus den* [Baudelaire-] *Übersetzungen* [s. Bd. 4, 7-82] *halten kann und dabei will ich den Gedichten einen Vortrag über den Dichter vorausschicken, in dem ich die größte Exaktheit mit einigen wesentlichen Andeutungen unter absolutem Ausschluß von Tiefsinn verbinden will.* (Briefe, 287) *Vorlesung* und *Vortrag* sollten *dem Vertrieb des Buches* [scil. *Charles Baudelaire, Tableaux parisiens. Deutsche Übertragung mit einem Vorwort über die Aufgabe des Übersetzers*, das Richard Weißbach 1923 in Heidelberg herausbrachte] *einen ebenen Weg* [...] *bahnen* (Anfang 1922, an Richard Weißbach). Vorlesung und Vortrag fanden am 15. 3. 1922 in der Buchhandlung Reuß und Pollack statt (s. Bd. 4, 891 f.). »Wahrscheinlich sprach Benjamin frei; denn es heißt in einem späteren Brief [an Weißbach vom 24. 1. 1924]: *Von meinem Baudelaire-Vortrag in Berlin habe ich keine schriftlichen Aufzeichnungen.«* (a.a.O., 892) Damit mußte ein *Vortrag*smanuskript gemeint sein, denn *schriftliche Aufzeichnungen* – augenscheinlich solche zu dem Vortrag – sind in Gestalt der fragmentarischen *Baudelaire II* und *III* tatsächlich erhalten; Abschnitt *I* und möglicherweise *IV* und weitere sind verloren.

Ü: Ms 1048 f. – zwei Blätter je ca. 11×8 cm, herausgetrennt aus einem Notizblock; Blatt [2] schließt mit *Baudelaire III* nicht an *II* an, sondern danach folgt die Fortsetzung einer Aufzeichnung zur *Wahlverwandtschaftenarbeit* (*sein kann* bis *erwachsen*, s. Bd. 7) auf dem Rest der Vorder- und der ganzen Rückseite von Blatt [1]; beide Blätter durch Klammerung leicht beschädigt.
D: 1921/1922

LESARTEN 133,22 *Apparates*] konj. für *Apparates*, – 134,5 *uns*] konj. für *uns*, – 135,11 *Will er nicht sagen*] für {*Meint er nicht*} – 135,11 *Trübsinnigen*] für {*Trübsinnigsten*}

NACHWEISE 134,8 f. *hedonische* bis *Dirne*] s. fr 53 – 134,11 *schön«*] Macbeth, 1. Akt, 1. Szene – 134,21 *Laforgue*] Benjamin meint den französischen Dichter Jules Laforgue (1860-1887), einen Vertreter des Symbolismus und Freund Mallarmés – 134,26 *Verworfne*] s. Charles Baudelaire, Der Verworfene [Les fleurs du mal, Ausz.]. Nachdichtungen von Hans

Havemann, Hannover 1920 – 134,31 *Idéal*] zur Ausgabe der »Fleurs du mal«, die Benjamin seinen Übertragungen zugrundelegte, s. Bd. 4, 893 – 134,33 *Vergeistigung«*] s. Charles Baudelaire, Blumen des Bösen. Umgedichtet von Stefan George, Berlin 1891; s. auch: ders., Gesamt-Ausgabe der Werke. Endgültige Fassung, Bd. 13/14 – 134,36f. *spirituelle*] s. »Spleen et idéal«, 49. Gedicht; Benjamins Übertragung, Bd. 4, 70

135 [fr 110] Über den Dilettantismus

Die Aufzeichnung setzt bestimmte Überlegungen der Fragmente über *Phantasie* (s. fr 81f. u.a.) voraus. Der Schriftduktus ist der der – aufrechtstehenden – Eintragungen in Benjamins Leseliste im Zeitraum 1922/1923 (s. Bd. 7).

Ü: Ms 860 – Blatt ca. 11×8 cm, herausgetrennt aus einem Notizblock.
D: etwa 1922/1923

LESARTEN 135,25 *Tanze*] danach {*mit*} – 135,27 *diese*] für {*solche*}

136f. [fr 111] Gegen die Theorie des »verkannten Genies« ...

Der terminus a quo ist durch den Hinweis auf das *Moskauer Tagebuch* (136; s. 292-409) gegeben, ein terminus ad quem durch die Arbeitsanweisung in Notiz *9)* zum *Programm der literarischen Kritik* von 1929/1930: *Theorie des verkannten Genies ist hier einzusetzen* (163). Zwar folgt im Zweiten Notizblock die Charakteristik der ersten Gruppe der *Programm*notizen *1)-11)* (s. 734), müßte also der Blattfolge nach später entstanden sein; aber es ist unwahrscheinlicher, daß der Arbeitshinweis in Notiz *9)* etwa bedeutet, die erst noch zu fixierende Aufzeichnung zur *Theorie des verkannten Genies* wäre *hier einzusetzen*, als daß er vielmehr die schon fixierte voraussetzt – dann aber gegenläufig zur Blattfolge, mit Überspringung leergelassener Blätter, die später beschrieben wurden; ein, wie auch bei dieser Gelegenheit anzumerken ist, nicht seltener Fall. Wegen der gedanklichen Nähe des zweiten Abschnitts der Charakteristik (s. 136f.) ist zu vermuten, daß sie eher 1927, kaum später als 1928 niedergeschrieben wurde.

Ü: Zweiter Notizblock, Ms 723 – Blatt [8].
D: eher 1927

LESARTEN 136,18 *die*] danach {*auch wo sie auf der Höhe stehen*} – 136,22 *selten wird*] für {*nie kann*} – 136,31 *Opportunismus –*] dazwischen {*mit*}

NACHWEISE 136,4 *Zeiten«*] Wallenstein. Erster Teil, Prolog, v. 48f. – 136,26 *nachschlagen*] s. etwa *22. Dezember*, 321 – 137,2 *werden*] s. Deutsche Dichtung, hg. und eingeleitet von St. George und K. Wolfskehl, Bd. 3: Das Jahrhundert Goethes, Berlin 1902; 2. Ausg., Berlin 1910, 7 (Vorrede)

137 [fr 112] EINIGE DER BÜCHER VON DENEN MAN SPRICHT ...

Der Passus *Ungefähr gleichzeitig* (137) läßt eine Datierung der – augenscheinlich unvollendeten – Kritik entweder auf 1927 oder 1928 zu; »Les mémoires de Joséphine Baker« und das erste Erinnerungsbuch Yvette Guilberts (»La chanson de ma vie«) erschienen 1927, ein zweites (»L'art de chanter une chanson«) und drittes (»La passante emerveillée«) 1928. Ist mit *Ungefähr gleichzeitig* das Erscheinen des Bakerschen und ersten Guilbertschen Buches 1927 gemeint, dürfte die Aufzeichnung noch in diesem Jahr entstanden sein; wollte Benjamin die Zeitdifferenz zwischen dem Erscheinen des Bakerschen und des zweiten und dritten Guilbertschen ein Jahr später ausdrücken, dann nicht vor 1928.

Ü: Schwarzes Lederheft, S. 31
D: 1927 oder 1928

LESARTEN 137,5 *und*] den Raum für einen vierten Namen ließ Benjamin leer – 137,11 *eingerichtet,*] danach {*indem sie einen jungen und talentierten Journalisten*} – 137,19f. *mittleren Verfahren*] für {*Mittelwege*}
NACHWEIS 137,7 *Baker*] s. Les mémoires de Joséphine Baker, recueillis et adaptés par Marcel Sauvage. Ed. originale. Avec 30 dessins inédits de Paul Colin, Paris 1927

137f. [fr 113] CHAPLIN

»The Circus« von 1928 wurde ab diesem Jahr auch in Deutschland aufgeführt. Benjamin dürfte den Film 1928/1929 in Berlin gesehen haben.

Ü: Zweiter Notizblock, Ms 735 – Blatt [20].
D: 1928/1929

LESARTEN 137,27 *Lachen*] für {*Gelächter*} – 138,6 *Kreis*] danach {*nun abgeschritten hat, in dem ihm*} – 138,24 *Echtheitsmarke*] für {*Fabrikmarke*} – 138,25 *Signet*] für {*Zeichen*} – 138,26 *ist*] davor {*zu spüren*}

138-141 [fr 114] Hans Henny Jahnn: Perrudja

1929 »veröffentlichte die Lichtwark-Stiftung zu Hamburg den Roman Perrudja in einer limitierten Auflage von etwa 1020 Exemplaren« (H.H. Jahnn, Perrudja. Roman, 2.-5. Tsd. d. Gesamtaufl., Frankfurt a.M. 1958, 7). Eine *Kopie* vom *Manuscript* des ersten *Teiles* war bei einem Verlag eingereicht worden, für den Benjamin ein Gutachten anfertigte; zum *zweiten Teil* (s.u.) heißt es – später – bei Jahnn: »Der Autor hatte den Plan, einen zweiten Roman mit dem gleichen oder einem ähnlichen Titel folgen zu lassen. Die politischen Abläufe in Deutschland zerschlugen die Absicht. Der limitierten Ausgabe der Stiftung folgte auch keine weitere. Von der Fortsetzung der Arbeit erschien nur ein einziger Abschnitt« (H.H. Jahnn, Perrudja, a.a.O.). Außer der Niederschrift des Benjaminschen Gutachtens ist der Entwurf der *Liquidation* und eines Begleitschreibens erhalten; leider fehlen Datum und Verlagsadressat. Er lautet: *Liquidation* [/] *Ein Gutachten über HHJ: P* [/] *(Umfang über 40 Bogen)* [/] *200 M zahlbar Konto Dr WB. Deutsche Bank* [danach:] *Sehr geehrter Herr Doktor,* [/] *beiliegend erhalten Sie das Gutachten; morgen folgt das Manuscript. Die Verzögerung entstand schließlich im wesentlichen durch die Schwierigkeit der ausgedehnten Lektüre, die durch den Zustand der stellenweise schwachen Kopie noch erhöht wurde.* [/] *Sie entnehmen dem Gutachten meine eindeutig ablehnende Stellungnahme und ihre Begründung. Ich würde es, von allem andern abgesehen, für schwer verantwortbar halten, die Mittel eines angesehnen Verlages an ein Unternehmen zu wenden, bei dem Umfang (vergl die Voranzeige eines zweiten Teiles am Schlusse) und geistiger Ertrag in so irreparablem Mißverhältnisse stehen.* [/] *Stets gern zu Ihren Diensten Mit den besten Empfehlung*[*en* /] *Ihr sehr ergebener* (Pergamentheft SSch, S. 52). Der *angesehne Verlag* könnte Rowohlt gewesen sein, den Benjamin – freilich erst 1930 – gelegentlich der Lektüre von *Lektorengutachten* in der »Frankfurter Zeitung« Scholem gegenüber erwähnte: *Dergleichen verfasse ich jetzt des öfteren für Rowohlt. Genau gesagt sind es Obergutachten über Manuskripte, die ihm von den ordentlich bestellten Lektoren empfohlen werden. Dieses streng unter uns zu halten* (Briefe, 518). Nimmt man die Angabe *jetzt* wörtlich, ist die Anfertigung eines Gutachtens für Rowohlt über einen Roman, der 1929 bereits erschienen war, auszuschließen. Berücksichtigt man aber die *Verzögerung* des Gutachtens *durch die Schwierigkeit der ausgedehnten Lektüre*, wird ein terminus a quo um 1928/1929 wenigstens für die erste Niederschrift wahrscheinlich – eine Zeit, zu der Benjamin zu Rowohlt auch in Beziehung stand, und zwar in höchst unbefriedigender vertraglicher (s. Briefe, etwa 455); das braucht eine gelegentliche Gutachtertätigkeit schon damals jedoch nicht auszuschließen. Vielleicht entsann sich Benjamin des Einzelfalls 1930 nicht mehr, vielleicht auch ist mit *jetzt* nicht dieses Jahr, sondern »in letzter Zeit«

oder ähnliches gemeint. Er könnte des Auftrags auch für einen andern Verlag sich entledigt haben. Am wahrscheinlichsten ist, daß das verzögerte Gutachten – für Rowohlt oder wen auch immer – sich durch das Erscheinen des Romans 1929 erledigt hatte.
Die Erschließung der Niederschrift bot Schwierigkeiten vor allem bei der Rekonstruktion der Textfolge; ihre Aufzeichnung ist exemplarisch für die Art, wie Benjamin das – Alfred Cohn geschenkte und aus dessen Nachlaß in Scholems Besitz übergegangene – Pergamentheft benutzte. *Seitdem ich weiß*, so Benjamin im Februar 1929 an Cohn, *daß Du das Pergamentbuch bekommen sollst, bin ich, jedenfalls darin, viel fleißiger und beschreibe es in die Kreuz und die Quer* [...] *Der Umgang mit ihm hat mir zudem ein beschämendes faible für dieses ganz dünne, durchscheinende* – mit Sicherheit nicht nur Cohn die größten Entzifferungsschwierigkeiten bereitende – *und doch vorzügliche Papier gegeben, das ich hier* [*in Berlin*] *leider nirgends auftreiben kann.* (Briefe, 487) Die betreffenden Seiten mit der *Jahnn*kritik sind folgendermaßen beschrieben: der Text beginnt auf S. 50 mit der 6. Zeile, wird, nach der 19., auf S. 51 bis zur 6. Zeile weitergeführt, springt von da zurück zur 1. auf S. 50, füllt den Leerraum bis zur 5. Zeile, wechselt wieder zur S. 51 über, die ab der 7. Zeile bis zur 48. vollgeschrieben wird, um schließlich auf dem Rest der S. 50 von der 20. bis zur 39. Zeile zu Ende geführt zu werden. Ein zwingender Grund für solche Textführung ist, jedenfalls der Photographie der Handschrift nach zu urteilen, nicht auszumachen. Der Entwurf der *Liquidation* und des Begleitschreibens (s. o.) findet sich in kräftiger Schrägschrift auf dem Rücken der durchlässigen S. 51 – mit seinerseitigem Durchschlagseffekt auf den dort stehenden Text.

Ü: Pergamentheft SSch, S. 50f.
D: 1928/1929

LESARTEN 138,29f. *vorliegende⟨,⟩*] diese wie die meisten folgenden Hinzufügungen sind in der Regel leicht zu erschließende Ergänzungen auf den Blatträndern, die beim Photographieren nicht optimal erfaßt wurden – 139,2f. *auf keine Weise*] für {*nicht*} – 139,18 *sei⟨nes⟩*] für {*der Physis des*} – 139,29 *läßt).*] konj. für *läßt.)* – 140,9 *Form*] für {*Stilfo⟨rm⟩*} – 140,36 *tödlichem*] für {*richterl⟨ichem⟩*} – 141,26 *formale Vollendung*] für {*Strenge*} – 141,27 *Motiven*] für {*Stoffen*} – 141,27f. *um* bis *werden*] für {*um die ganze Enge zu spüren, mit der das ⟨x⟩ Leben hier ⟨x⟩ eingeht ⟨xx⟩*}
NACHWEISE 138,28 *Perrudja*] s. Hanns Henny Jahnn, Perrudja. Roman, 2 Bde., Berlin 1929 – 140,23 *war«*] ders., dass., 2.-5. Tsd. d. Gesamtaufl., Frankfurt a. M. 1958, 524 – 140,27 *Schwären.«*] a. a. O., 93 – 141,14 *Brust*] s. die Rezension von »Jutt und Jula«, Bd. 3, 101-104

141 f. [fr 115] Zu Dostojewski

Die Aufzeichnung findet sich im Zweiten Notizblock zwischen der zweiten und dritten Gruppe der Notizen zum *Programm der literarischen Kritik* (s. 734) von 1929/1930 und dürfte in der zweiten Hälfte 1929 niedergeschrieben sein. Sie ist im Zusammenhang der Äußerungen seit der *Kritik des »Idioten«* von 1917 (Briefe, 173; s. Bd. 2, 237-241) bis zu dem Brief an Leo Löwenthal von 1934 (s. Bd. 2, 978 f.) und ihrer Konstanz in der Schätzung Dostojewskis zu lesen.

Ü: Zweiter Notizblock, Ms 740 – Blatt [25].
D: zweite Hälfte 1929

LESART 142, 5 f. *idealistische Bourgeois*] für {*gedankenlose Frömmler*}

142 f. [fr 116] Zu Knut Hamsun 1

Der letzte Abschnitt der Ende Juli 1929 entstandenen Aufzeichnung (143) ist durch größeres Spatium und Trennstrich abgesetzt, aber eindeutig, wie Schriftduktus und Tintenart zeigen, im gleichen Schriftzug niedergeschrieben. Zu vermuten ist, daß Benjamin der eher biographisch getönten Introduktion eine Gedankenreihe folgen lassen wollte, die er mit dem letzten Abschnitt eröffnete, aber an dieser Stelle nicht weiterführte. Als eine Fortsetzung kann fr 117 gelesen werden.

Ü: Schwarzes Lederheft, S. 27
D: Ende Juli 1929

NACHWEIS 142, 14 f. *Berendsohn*] s. Walter A[rtur] Berendsohn, Knut Hamsun. Das unbändige Ich und die menschliche Gemeinschaft, München 1929

143 [fr 117] Zu Knut Hamsun 2

Die Aufzeichnung steht auf dem letzten Blatt des Zweiten Notizblocks, auf dem vorletzten eine *Siena 28 Juli 1929* datierte Notiz (s. fr 175). Zufolge der Zeitangabe in fr 116 (s. 142) befand sich Benjamin auf der Rückreise aus Italien über München nach Berlin. Dies spricht auch chronologisch für die Niederschrift sehr bald im Anschluß an fr 116 – jedenfalls der ersten drei Abschnitte (s. 143); die beiden letzten haben anderen Schriftduktus.

Ü: Zweiter Notizblock, Ms 745 – Blatt [30].
D: bald nach Ende Juli 1929

LESART 143, 10f. *Fluch und Vorrecht*] für {*ein Vorrecht*}
NACHWEIS 143, 21 *Landstreicher«*] s. Knut Hamsun, Landstreicher. Roman, übersetzt v. Julius Sandmeier u. Sophie Angermann. Gesammelte Werke in 15 Bdn. Deutsche Originalausgabe, bes. u. hg. von Josef Sandmeier, Bd. 14, München 1928; s. Benjamins Leseliste, Nr. *1115*, Bd. 7.

143f. [fr 118] ZUR KRITIK VON LUDWIG, STRACHEY, MAUROIS ETC.

Die Aufzeichnung findet sich auf einem augenscheinlich von dem Zweiten Notizblock hinten abgetrennten Blatt und weist den Schriftduktus etwa der Blätter mit den Notizen zum *Programm der literarischen Kritik* (s. 734) auf, in deren weiteren Umkreis auch die Charakteristik der *neuen Biographik* (143) gehört. Von deren Erzeugnissen lagen bis 1930 – dem wahrscheinlichsten Entstehungsjahr des fr – u.a. vor: »Goethe« (1920), »Rembrandts Schicksal« (1923), »Napoleon« (1925), »Wilhelm II«, »Bismarck« (1926), »Der Menschensohn« (1928), »Michelangelo« und »Lincoln« (1930) von Emil Ludwig, »Eminent Victorians« (1918), »Queen Victoria« (1921) und »Elizabeth and Essex« (1928) von Lytton Strachey und »Ariel, ou la vie de Shelley« (1923), »Disraeli« (1927) und »Byron« (1930) von André Maurois.

Ü: Ms 598 – Blatt ca. 11×9 cm, herausgetrennt aus dem Zweiten Notizblock.
D: etwa 1930

LESARTEN 143, 31 *So*] für {*hier*} – 144, 7f. *seinen Helden bildlich, oft*] für {*einen Menschen vorbildlich*} – 144, 13 *Goethe«.*] danach {*Sie sind aber nicht nur dem strengen Begriffe des Helden und seiner Verehrung sondern vor allem dem Menschen selber konträr, weil sie ihm in Sein und Handeln das Zufällige und eben damit das nehmen, wie seine Gestalt am drastischsten, konkretesten zusammenschießt.*} – 144, 17 *seine Leser*] für {*die*} *Leser* {*mit*}
NACHWEISE 144, 5-20 *Die* bis *lassen*] der Passus ging wenig verändert ein in *Wider ein Meisterwerk*, Bd. 3, 256 (s. Z. 26-39) – 144, 6 *Ludwig*] s. Bd. 4, 944 – 144, 15 *Millionäre*] s. a.a.O., 729-737

144f. [fr 119] ZU MICKY-MAUS

Zur Datierung der Aufzeichnung hilft der Hinweis auf Gustav *Glück* (144), den Benjamin in einem Brief an Scholem vom 17. 4. 1931 als einen der *mir Nahestehenden, Dir noch unbekannte*[*n*] erwähnte – *kein Schriftsteller, sondern ein höherer Bankbeamter* (Briefe, 529) –, ein Vertrauter aus dem Umkreis der *kleine*[*n*] *aber wichtigste*[*n*] *avantgarde* die eine *Stellung* [*hier* in Berlin] *zurzeit besetzt hält* (Briefe, 530). Ende Oktober 1931 nannte er *Gustav Glück* seinen *nächste*[*n*] *Umgang* [...] *seit ungefähr einem Jahr* (Briefe, 542; s. den *Porträtabriß*, a.a.O., von 1931, Bd. 4, 396-398); er lernte ihn also etwa im Spätherbst 1930 kennen. Das *Gespräch* (144), das Motive festhält, die in den Kunstwerkaufsatz von 1935 eingingen, dürfte im Laufe des Jahres 1931 geführt worden sein.

Ü: Ms 778 – Blatt ca. 11,5×8 cm, herausgetrennt aus einem Notizblock und beigelegt einem Konvolut (Ms 762-779); spätere Bleistiftpaginierung »17«.
D: 1931

LESARTEN 144,21 und passim *Micky-Maus*] Benjamin schrieb durchgängig *Micki Maus*; die korrekte amerikanische Schreibweise »Mickey Mouse« kommt bei ihm nur in der französischen Fassung der Kunstwerkarbeit, s. Bd. 1, 732, vor, in der deutschen schrieb er *Micky-Maus*, s. a.a.O., 433, 462. Diese der geläufigen deutschen Version »Mickymaus« am nächsten kommende wurde für das fr übernommen – 144,23 und 145,4 *Micky-Maus-Film*[*e*]] konj. für *Micki Maus Film*[*e*]
NACHWEIS 144,21 *Zu Micky-Maus*] s. *Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit*, Bd. 1, 462, 732 und die – wichtige – Variante zu Disney, Bd. 7; s. auch Bd. 2, 218

145f. [fr 120] HOFMANNSTHAL MIT ALECO DOSSENA ZUSAMMENZURÜCKEN ...

Die Charakteristik findet sich auf einem aus dem Zweiten Notizblock herausgetrennten Blatt. Wäre es aus dem vorderen Teil – mit Aufzeichnungen überwiegend aus den Jahren 1928/1929 – herausgetrennt worden, könnte dies auf zwei Ereignisse in diesen Jahren als Anlässe zur Niederschrift hinweisen: den Erweis von angeblichen Skulpturen des Trecento und Quattrocento, auch griechisch-archaischer Plastiken in mehreren Museen als Fälschungen des italienischen Bildhauers Aleco Dossena (1878-1937) im Jahre 1928 und den Tod Hofmannsthals am 15. 7. 1929. Schriftduktus und Tintenart freilich sprechen mehr für eine Niederschrift aus den Jahren

1930/1931 – eine aus dem hinteren Blockteil, möglicherweise, wie schon bei fr 118 vermutet (s. 717), vom Blockende.

Ü: Ms 598 – Blatt ca. 11×9 cm, herausgetrennt aus dem Zweiten Notizblock.
D: 1931, vielleicht 1930

LESARTEN **146**,16f. *wesentliche Geschehen*] für {*Geschehende*} – **146**,24 *in der politischen Pfalz*] für {*im Hexensabbath*}
NACHWEISE **145**,20 *Ödipus*] s. Hugo v. Hofmannsthal, Ödipus und die Sphinx, Berlin 1906 – **145**,20f. *Elektra*] s. ders., Elektra, Berlin 1904 – **145**,21 *Venedig*] s. ders., Das gerettete Venedig, Berlin 1905 – **145**,21 *Jedermann*] s. ders., Jedermann, Berlin 1911 – **145**,22 *Traum*] s. ders., Der Turm, München 1925 und [neue Fassung] Berlin 1927; s. die Rezensionen Bd. 3, 29-33 und 98-101 – **145**,25 *Schatten*] s. ders., Die Frau ohne Schatten, Berlin 1919 – **145**,30 *Turm*] s. Anm. zu 145,22

**146f.** [fr 121] SCHEMA ZU EINEM NACHRUF AUF JOSEPH ROTH ...

Roth starb am 27. 5. 1939 in Paris; das *Schema* dürfte Benjamin unter dem Eindruck von der Todesnachricht niedergeschrieben haben. Es findet sich – zusammen mit einer Notiz (s. fr 188) – auf der Rückseite eines Briefabrisses; der Brief konnte nach erhaltenen Durchschlägen identifiziert werden (s. 17. 2. 1939, Max Horkheimer an Benjamin; sign. Trude Bloch). Die Angabe *den ersten Abend, da ich meine* [*Berliner*] *Wohnung auf immer verließ*, ist auf den Tag Anfang August 1929 zu beziehen, als Benjamin aus seinem Elternhaus in Grunewald auszog.

Ü: Ms 641 – Blatt ca. 21,5×10 cm; abgetrennter unterer Teil des Briefs Horkheimers an Benjamin vom 17. 2. 1939; die dem *Schema* folgende Aufzeichnung s. fr 188.
D: etwa Ende Mai 1939

NACHWEISE **146**,27 *Roth*] s. auch *Moskauer Tagebuch*, 311f. (*16. Dezember* 1926) und Scholem, Freundschaft, 177

147 [fr 122] Notizen zu einer Kritik von Franz Marc

Wie aus Benjamins Lektüreverzeichnis (s. *823) Marc: Briefe (zum größten Teil [scil. gelesen])*, Bd. 7) hervorgeht, befaßte er sich mit dem Buch 1922.

Ü: Ms 669 – Blatt ca. 16,5×10,5 cm, abgetrennt von einem Bogen.
D: 1922

lesart 147,14 *hellseherischem Training*] für {*hellseherischer Einfühlung*}
nachweise 147,10 *p 50*] s. Franz Marc, Briefe, Aufzeichnungen und Aphorismen, Bd. 1, Berlin 1920, 50 (12. 4. 1915) – 147,13 *Hellsicht*] s. auch a. a. O., 41 (28. 3. 1915), 129 (Aph. 45), 131 (Aph. 87) – 147,15 *tun*] s. a. a. O., 48 (8. 4. 1915)

147f. [fr 123] Zu Scheerbart: »Münchhausen und Clarissa«

Benjamin las den Roman, wie das Lektüreverzeichnis unter Nr. *851* (s. Bd. 7) ausweist, um 1922/1923.

Ü: Ms 836 – Blatt ca. 14×11 cm, abgetrennt von einem Bogen.
D: um 1922/1923

nachweise 147,25 *Clarissa«*] s. Paul Scheerbart, Münchhausen und Clarissa. Ein Berliner Roman, Berlin 1906 – 147,28 *Apparat*] s. a. a. O., 29f. (Der Montag) – 148,2 *Lesabéndio*] s. ders., Lesabéndio. Ein Asteroidenroman, München 1913; s. Benjamins Kritik, Bd. 2, 618-620; zur zweiten Arbeit über Scheerbart (s. a. a. O., 630-632) und zur verlorenen dritten s. a. a. O., 1423-1425 – 148,11 *p 8*] s. Scheerbart, Münchhausen und Clarissa, a. a. O., 8 (Das Vorspiel) – 148,12 *Plastiken*] s. a. a. O., 51-63 (Der Mittwoch) – 148,15 *Bloch*] scil. die verlorene von »Geist der Utopie«, die Benjamin zwischen 5. 12. 1919 (s. Briefe, 227) und 2. 2. 1920 (s. Briefe, 232) schrieb – 148,20 *Melbourne*] s. Scheerbart, a. a. O., 91 (Der Freitag) und 109f. (Der Sonnabend) – 148,20f. *Sonnenstaat*] s. Tommaso Campanella, La città del sole [Civitas solis, 1623], hg. von A. Aggazi, Siracusa 1958; verbr. dt. Ausg.: Thomas Campanella, Der Sonnenstaat. Übers. [...] von J. E. Wessely [hg. von E. Fuchs], München 1900

148 [fr 124] Leon Daudet

Die Notizen finden sich auf der Rückseite eines Blatts mit – gestrichenen – Aufzeichnungen hauptsächlich zu Benjamins Interview mit dem französi-

schen Faschistenführer George Valois (s. *Für die Diktatur*, Bd. 4, 487-492), das er September 1927 in der »Literarischen Welt« veröffentlichte (s. a. a. O., 1035). Bei *Daudet* handelt es sich um den Mitbegründer der monarchistischen Zeitung »Action française«, royalistischen Parteiführer und Literaten Léon, den Sohn Alphonse Daudets. Sein Buch »Etudes et milieux littéraires« las Benjamin 1927, wie die Nr. *1053* seines Lektüreverzeichnisses ausweist (s. Bd. 7). Auf es dürften die Notizen – wohl solche zu Hintergrundstudien für das Interview (s. Bd. 4, 489) – sich beziehen; da Benjamin sie nicht strich, ist anzunehmen, daß er sie anderweitig zu verwerten vorhatte.

Ü: Ms 435 – Blatt ca. 13,5×10,5 cm, abgetrennt von einem Bogen; die Notizen zu *Daudet* stehen – zusammenhängend – zwischen den gestrichenen zum Valois-Interview; Brandspur.
D: August/September 1927

LESART 148,34 *Anekdote*] im Ms folgende Zeile {*Typen des kritischen Gew*}

**149** [fr 125] JOUHANDEAU: LES PINCENGRAIN

Das Buch, das Benjamin Januar 1930, neben anderen von Jouhandeau, Scholems Lektüre empfahl (s. Briefe, 507), figuriert unter den Eintragungen in seine Leseliste aus dem Jahr 1925 (s. Nr. *987*, Bd. 7). Jouhandeau fesselte ihn ähnlich wie Julien Green. *Ce sont*, schrieb er von Büchern des erstern, *des études de la vie journalière catholique en province française qu'il fait: toute imbue d'un mysticisme formidable et* [...] *»un peu sentant le fagot«. En effet il y a dans ces tableaux où toujours les mêmes personnages reviennent, une sorte d'enchevêtrement entre la piété de la vice qui, des fois, frise le satanisme.* (Briefe, 506f.) Ein Jahr zuvor hatte er Scholem von seiner Übersetzung *eine*[*r*] *große*[*n*] *Novelle von Jouhandeau »Le marié du village«* berichtet – eine *Novellen*-Auswahl für *Kiepenheuer* übernahm er 1930 (cit. Scholem, Freundschaft, 203) – und hinzugefügt: *En demeurant glaubt* [*der Endesunterfertigte*] *Dich auf diesen Autor, dem in der Stickluft kleiner französischer Sakristeien Visionen sich zeigen, vor denen die gewiegtesten Heiligen von nebenan Reißaus nehmen würden, schon hingewiesen zu haben.* (Briefe, 490) Die Notizen zu *Les Pincengrain* können nicht gelegentlich der ersten Lektüre 1925 entstanden sein, sondern frühestens ab 1927, dem Erscheinungsjahr der *Adrienne Mesurat*, die Benjamin 1928 gelesen haben dürfte (s. Bd. 2, 1070) und auf die die letzte Notiz (149) verweist – es sei denn, sie wurde wenigstens zwei bis drei Jahre später nachgetragen, was aber wegen des Schriftduktus wenig wahrscheinlich ist.

Ü: Ms 1957 – Blatt ca. 16,5 × 10,5 cm, abgetrennt von einem Bogen; diverse Notizen auf der Rückseite.

D: etwa 1928

LESARTEN **149,24** *verwandeln*] dahinter ein großer Pfeil, der auf den Passus *Staatswesen* bis *halten* (149,30-35) in der vorletzten Notiz weist – **149,36** *laïque*] danach, in großem Abstand, am rechten unteren Blattrand ·/., zu lesen wohl »fortzusetzen«

NACHWEISE **149,1** *Pincengrain*] s. Marcel Jouhandeau, Les Pincengrain, Paris 1924 (trois. éd.) – **149,4** *Zéline*] s. a. a. O., Mademoiselle Zéline ou bonheur de dieu, 59-78; von Benjamin übersetzt (s. den Nachweis Bd. 4, 1045) – **149,8** *Lenoir*] s. a. a. O., Mélanie Lenoir ou comme on fait son lit, on se couche, 79-97 – **149,12** *Novellensammlung*] s. a. a. O.: Les Pincengrain, 7-57; Mademoiselle Zéline ou [...], 59-78; Mélanie Lenoir ou [...], 79-97; Clodomir l'assassin, 99-109; Madame Quinte ou la chèvre d'ivoir, 111-129; Vieille Françoise ou »A la conquête de l'honorabilité«, 131-147; Noémie Bodeau ou la morte maquillée, 149-187; Paul Kraquelin ou la chambre-sans-fenêtre, 189-237 – **149,16** *Munch*] s. Kurt Glaser, Edvard Munch, Berlin 1918 (3. Aufl. 1922) – **149,23** *Biblische Mottos*] s. Les Pincengrain, a. a. O., 59, 131, 149, 189, 217 – **149,36** *Mesurat*] s. Julien Green, Adrienne Mesurat, Paris 1927; s. Benjamins Kritik von 1928, Bd. 3, 153-156 und den Essay *Julien Green* von 1929, Bd. 2, 328-334

## **150f.** [fr 126] FRANZÖSISCHE BUCHKRITIKEN

Das Blatt mit der – abgebrochenen – Skizzierung von *Hauptthemata* (150), nach denen Benjamin einflußreiche zeitgenössische und jüngere Bücher aus und über Frankreich zu behandeln vorhatte, findet sich im Zweiten Notizblock unmittelbar hinter der ersten Notizengruppe zum *Programm der literarischen Kritik* von 1929/1930 (s. 734). Die Skizze, die von *Hauptthemata* nur eines und von diesem sieben Unterthemen (s. *a*-g, 150) verzeichnet, scheint, wie das fünfte (s. *e) Sonderkapitel: Gide*, a. a. O.) vermuten läßt, Anfang der Disposition zu einer größeren Arbeit gewesen zu sein. Die Blätter Ms 719 und 726f. in der näheren und weiteren Umgebung der Skizze im Block lassen einen diesbezüglichen Zusammenhang erkennen; es handelt sich um Notizen zu [*Luc*] *Durtain* [*: L'autre Europe* und *Arrivé en Russie*], [*Alfred*] *Fabre-Luce* [*: Russie*] und [*Georges*] *Duhamel* [*: Voyage en Russie*] und zur Frage: {*Welche Stellung nahm die Intelligenz in* [lies *zu*] *der russischen Revolution ein?*} (s. Zweiter Notizblock, Ms 719); um bibliographische Stichworte u. a. zum gleichen Thema und den Vermerk: *Sämtliche französische Zeitschriften der letzten Zeit aus meinem Besitz durchzusehen* (a. a. O., Ms 726); schließlich um die Aufzeichnung *Frankreich und Rußland*, die mit ihren auf das zweite Unterthema (s. *b*) *Ruß-*

*land*, 150) zu beziehenden Notizen nachstehend in extenso abgedruckt wird:

*Frankreich und Rußland*

*Die Bemerkungen des durchschnittlichen Reisenden: kein Russisch* [/] *reist im Sommer* [/] *fühlt sein Klassenbewußtsein wie einen freiliegenden Nerv verletzt* [/] *wird durch Toleranz am meisten gehindert, an das Wesen der Sache heranzukommen* [/] *Unkenntnis des früheren Rußland*
*Durch seine Unkenntnis des früheren Rußland trägt der durchschnittliche Betrachter eine falsche Note in seine Betrachtungen hinein. Er sieht nicht, daß die Revolution ein Abgrund war, über den kein russischer Mensch in das Gewesene zurückzublicken vermag und wie das Kollektivum die verschiedenen Impulse, Kräfte und Gegenkräfte, die von der Revolution ausgingen, einfach ins Gleiche zu bringen, zu balancieren strebt.*
*Reisende, die keine russischen Witze zu hören bekommen*
{[*Henri*] *Béraud* [s. Ce que j'ai vu à Moscou, Paris 1925] *hat der Lüge über Rußland Bahn gebrochen – Fabre-Luce trottet nun diesen gebahnten Weg als braver Esel und bepackt mit allen bürgerlichen Ressentiments nach.*}
*Die gefährliche Flachheit im Vergleiche des materialistischen Dogmas mit dem einer Religion. Das ist die schärfste journalistische Waffe gegen Rußland (Fülöp-Miller)*
*Man erwacht jeden Morgen in Rußland wie an Bord eines Schiffes*
*»Genosse Ernte« ([Andrée] Viollis [: Seule en Russie, Paris 1927] p 98)*
*Blumenporträt von Djersinsky (Viollis p 26)*
*»Prärie der Architektur«*
*»valises en boi ciré«*
*Der Hauch von Sünde, der die großen Hotels umwittert (Bolsikaja Moskowskaja, Savoy). Führer*⟨.⟩ *Und*⟨?⟩ *gerade dort werden die bürgerlichen Reisenden untergebracht. Dagegen* ⟨*x*⟩ *für Gewerkschaften, Komintern. Die Isolierung der Fremden. Nicht nur Mißtrauen. Ethos. Erzählung des deutschen Konsuls. – Der konzessionierte Tanzboden. Gerade dieses Wichtige: die Achtung der Bourgeoisie wollen die Reisenden nicht sehen. Fabre-Luce.*
*Versuchen über den Sowjet-Humor etwas zu sagen. Vgl. Durtain 2* ⟨*1?*⟩ *58*
*Sieg über die Feierlichkeit*
*Desiderat statt der Reiseliteratur: Bücher von ausländischen Kommunisten, die Russengewandte sind.*
⟨*x*⟩*: die doppelte Fremdheit: Klassenfremdheit und nationale*

| | |
|---|---|
| *Die großen Reportagebücher: Kisch, Béraud*<br>*Das Intelligenzlerbuch: Matthias*<br>*Das Vermittlerbuch: Duhamel*<br>*Das Memoirenbuch: Reed* | } *Die Darstellung Rußlands ein großes europäisches Konkurrenzthema* |

*Die Stellung der deutschen Autoren ist in freundlichem oder feindlichem Sinn viel extremer als die der Franzosen. Die Rußland-Reportage war für Deutschland der gegebene Vorwurf für die »neue Sachlichkeit«. »Je vois à présent que tous, tout que nous sommes, grands et petits, nous n'aurons pas plus de postérité que n'en eurent les derniers écrivains de l'antiquité latine, et que l'Europe nouvelle sera trop différente de l'Europe qui s'* ⟨*x*⟩ *à cette heure sous nos yeux pour se soucier de nos arts et de notre pensée.« Anatole France, La vie en fleur*
*Isadora Duncan und Jessenin*
*»Un cadavre maquillé, c'est le symbole qu'a choisi le bolschevisme« (Fabre-Luce p 131) »Moscou est oase« (Béraud) Die Unfähigkeit wahrer Kritik, Neigung*⟨*,*⟩ *Symbole zu suchen.*
*{Problematischer Nebengewinn der Sprachunkenntnis: der Reisende erfährt (sieht) weniger und wird dadurch veranlaßt, aus de*⟨*r*⟩ *einzelnen wahrgenommenen Sache viel mehr herauszuholen. Die Dinge werden mit Vorliebe in irgendeine symbolische Belichtung gerückt. Die Reservat-(Schutz)Gebiete der bürgerlichen Denkart bei den sowjetfreundlichen Autoren: das Mißtrauen, (Überwachung), die politische Erziehung, die Zensur, Behandlung der Sozialrevolutionäre*
*Buch von Fabre-Luce durch die Wahlen bestimmt*
*Rezension des Buches durch Durtain Europe 15 mars 1928*

Druckvorlage: Zweiter Notizblock, Ms 727

Einzelne Motive der Disposition sind in die verschiedensten Arbeiten Benjamins eingegangen (s. vor allem die Kritiken und Rezensionen französischer Autoren etwa ab 1929 in Bd. 3 und die Arbeit *Zum gegenwärtigen gesellschaftlichen Standort des französischen Schriftstellers* von 1933/1934, Bd. 2, 776-803).

Ü: Zweiter Notizblock, Ms 721 – Blatt [6].
D: 1929/1930

151-153 [fr 127] SCHEMATA UND GLOSSEN ZUM JUGENDSTIL I

Am 6. 6. 1929 schrieb Benjamin Scholem: *Ich bereite vor: »Die singende Blume oder die Geheimnisse des Jugendstils« für die Frankfurter Zeitung.* (Briefe, 494) *Schon jetzt beansprucht* das Studium des Hebräischen *mich soweit, daß ich an keine große Arbeit denken kann und die kleinen noch länger brauchen als sonst*, heißt es in einem knapp drei Wochen später geschriebenen Brief an Hofmannsthal. *Immerhin hoffe ich Ihnen nach eini-*

*gen weiteren Wochen einen ganz kleinen Versuch über den Jugendstil senden zu können, der in der »Frankfurter Zeitung« erscheinen soll.* (Briefe, 497f.) Anscheinend handelte es sich um eine – wohl von Kracauer angeregte – Auftragsarbeit, bei der Benjamin auf *einige Materialien in den Notizen zur Passagenarbeit* (151; s.u., Nachweise) zurückgreifen konnte. Zu dem *ganz kleinen Versuch* war es nicht gekommen; Benjamin hatte vor, ihn im Umfang eines *Essays* wiederaufzunehmen. Gegen Ende Januar 1930 schrieb er Scholem aus Paris: *Quant aux travaux j'espère en pouvoir rendre compte publiquement en quelque temps, Rowohlt étant disposé de publier sous forme d'un livre, un choix de mes essays* [...] *C'est pour ce livre que je prépare deux nouveaux essays surtout: l'un concernant le »modern style« (Jugendstil), l'autre la situation et la théorie de la critique.* (Briefe, 504f.) Der Passus *je prépare deux nouveaux essays* von 1930 dürfte eher als der von 1929 *Ich bereite vor* auf den terminus a quo der *Schemata und Glossen zum Jugendstil I* (ein Teil *II*, sollte er überhaupt geschrieben worden sein, ist nicht überliefert) deuten, denn ziemlich am Anfang ist dort von dem *längst geplanten Aufsatz* (151) die Rede. Vielleicht sind sie noch später begonnen, jedenfalls fortgesetzt worden, denn Benjamin hatte noch 1931 seinen Plan nicht aufgegeben. Anfang Februar dieses Jahres berichtete er Scholem, daß es ihm *gelungen* sei, *den Erscheinungstermin meiner gesammelten Essays, die im Frühjahr herauskommen sollten, um ein halbes Jahr zu verschieben* [...] *Ich habe nicht nur die Vorrede »Die Aufgabe des Kritikers«* [s. fr 137] *noch zu schreiben sondern vor allem die Hoffnung, meinen großen Essay über den Jugendstil, dessen Gedankengänge zum Teil schon im Bereiche der Passagenarbeit liegen, im Sommer zustande* zu bringen. (cit. Scholem, Freundschaft, 208f.) Aber nicht nur diese *Hoffnung* hatte getrogen, wie dem denkwürdigen Brief vom 26. 7. 1932 zu entnehmen ist; dort heißt es: *Ich will nicht von den Plänen reden, die unausgeführt, unangerührt bleiben mußten, aber doch* [...] *die vier Bücher aufzählen, die die eigentümliche Trümmer- oder Katastrophenstätte bezeichnen, von der ich keine Grenze absehen kann, wenn ich das Auge über meine nächsten Jahre schweifen lasse. Es sind die »Pariser Passagen«, die »Gesammelten Essays zur Literatur«, die »Briefe* [*Deutscher Menschen*, die dann (1936) doch noch erschienen]« *und ein höchst bedeutsames Buch über das Haschisch* [dazu s. 819-825]. (Briefwechsel Scholem, 23)

Ist weder ein *Versuch*, noch ein *Aufsatz*, noch ein *Essay über den Jugendstil* zustandegekommen, so gewährt doch – neben dem, was die *Schemata und Glossen* von dem Plan erkennen lassen – das Passagen-Konvolut *S* einen Blick in einzelne *Gedankengänge* des prospektiven Essays und, was wichtiger sein dürfte, in den geschichtsphilosophischen Zusammenhang, in den der *Passagen*-Torso den *Jugendstil* rückt. Die Niederschrift der *Schemata und Glossen* dürfte 1931, vielleicht später abgebrochen worden und, was als Teil *II*, vielleicht *III* ff. geplant sein mochte, übergegangen sein in das

Konvolut *S*, dessen Notizen *S1-S4a* (s. Bd. 5, 674-685) »mit Sicherheit vor Juni 1935 geschrieben« wurden (a. a. O., 1262). Wie die Notizen *S7-S11* (s. a. a. O., 689-697), die »zwischen Dezember 1937 und Mai 1940 geschrieben worden sein« dürften (a. a. O., 1262), und ihre teilweise, mindestens motivische Übereinstimmung mit den meisten *Schemata und Glossen* zeigen, müssen diese Benjamin als Vorlage einer modifizierenden und ordnenden, gleichsam auswertenden Übertragung in das Konvolut *S* gedient haben.

Ü: *Mittleres Pergamentheft*, S. 9f.
D: 1930/1931

NACHWEISE **151,6** *Jugendstil*] s. auch 442 – **151,12** *1930*] erg.: Traduit de l'anglais par Louise Servicen (6e éd., 1931) – **151,16** *Die singende Blume*] dieser *Titel*teil ist Zitat eines Passus aus dem »*Tagebuch einer Verlorenen*« (s. 152, 25 und den Nachweis dazu); s. das Motiv auch bei Balzac, Die menschliche Komödie. Ges.ausg. in 12 Bdn., hg. und eingel. von E. Sander, Bd. 6, München 1971, 816 (Das Bankhaus Nucingen) – **151,18** *Passagenarbeit*] s. Bd. 5, Konvolut *S* [Malerei, Jugendstil, Neuheit], 680-697; als *Materialien* dürften freilich nur die Notizen 680-685 (S2,5-S4a,4) in Betracht kommen – **151,18-20** *Stellen* bis *révolution«*] s. a. a. O., 680 (S2,5 und S2a,1) sowie Nachweis, 1280 – **151,21-25** *Aufsatz* bis *auftreten*] s. a. a. O., 692 (S8,6); der Passus ist – wie auch die folgenden, auf die Seiten 689-697 bezogenen Stellen – modifiziert übernommen in den letzten, zwischen Dezember 1937 und Mai 1940 entstandenen Teil des Konvoluts *S* – **151,26** *Augen«*] s. Ernst Bloch, Erbschaft dieser Zeit. Ges.ausg., Bd. 4, Frankfurt a. M. 1962, 26f.; die Erstausgabe erschien 1935, den Aufsatz muß Benjamin früher gelesen haben – **151,31** *1905* eine unvollständige *Abschrift* der *Rezension* ist im Nachlaß erhalten; s. Benjamin-Archiv, Ts, S. 1-8 – **151,33-152,2** *Der* bis *Gomorrhe«*] s. Bd. 5, 684 (S 4,6) – **151,34** *Gray*] s. Oscar Wilde, The picture of Dorian Gray, 1890 – **151,34** *catlaya«*] s. Marcel Proust, Du côté de chez Swann, Paris 1914; dt. Frankfurt a. M. 1953, 347 – **152,2** *Gomorrhe«*] s. ders., Sodome et Gomorrhe, Paris 1921ff. – **152,5-9** *Das* bis *Redon*] s. Bd. 5, 690 (S7a,3) und 691 (S7a,6) – **152,6** *Mütter«*] s. a. a. O., 687 (S5a,3) und 690 (S7a,4) sowie Nachweis, 1333f. – **152,10** *Fidus*] s. a. a. O., 692 (S8,8) – **152,11-13** *Die* bis *George)*] s. a. a. O., 690f. (S7a,4) und 691 (S8,4) – **152,15** *Abendburg*] erg.: Jena 1909 – **152,16** *Drüberbrettl-Buch*] erg.: für Nomaden, Secessionisten und andere Herrenmenschen – **152,18** *Moderne*] erg.: in Wort und Bild, hg. von L. Wulff, Berlin 1901 – **152,19** *Überbrettl*] erg.: Anleitung mit meiner Frau zu tanzen. Der Insel der Blödsinnigen anderer Theil, hg. von L. Wulff, Berlin 1902 – **152,20** *Verlorenen«*] s. Tagebuch einer Verlorenen. Von einer Toten, überarb. und hg. von Margarete Böhme, 7. Tsd., Berlin

1905 – 152,21 *Fahnenreich«*] a.a.O., 97 – 152,21 *Ausland«*] a.a.O., 293 – 152,22 *genießen«*] a.a.O., 162, 254 (für »schminken«) – 152,22 *zugealtert«*] a.a.O., 287 – 152,23 *Jugend«*] a.a.O., 94 – 152,25 *Blume.«*] der Passus findet sich in der o.a. Ausgabe nicht; Benjamin muß aus einer früheren Ausgabe, von der den Hg. kein Exemplar zugänglich war, zitiert haben – 152,27 *Friedens«*] a.a.O., 162f. – 152,29 *aus.«*] a.a.O., 270 – 153,8 *»Jugend«*] Wochenschrift für Kunst, Literatur, Leben und Politik; gegr. von Georg Hirth, erschien 1896-1940 in München – 153,11 *herbei!«*] cit. Tagebuch einer Verlorenen, a.a.O., 169f. – 153,17 *Augen«*] s. Nachweis zu 151,26 – 153,19 *Der* bis *Redons*] s. Bd. 5, 691 (S7a,6) – 153,20-22 *Diese* bis *Meer*] s. a.a.O., 691 (S8,1) und 684 (S4,6); *»ideale Forderung«* s. Ibsen, Die Wildente; *»in Schönheit sterben«* s. ders., Hedda Gabler; *»Heimstätten für Menschen«* s. ders., Baumeister Solneß – 153,27-29 *Sie* bis *entgegen*] s. Bd. 5, 691 (S7a,5)

153f. [fr 128] »IDEALREALISMUS« ...

Die Notizen finden sich auf dem vorletzten Blatt des Konvoluts *Studien zur Kritik* (Ms 815-833; s. 733f.) und wurden, wegen des augenscheinlichen Charakters einer geplanten Rezension, nicht unter den Fragmenten »Zur Literaturkritik« sondern an dieser Stelle abgedruckt.

Ü: Ms 832 – Blatt ca. 14,5×9 cm, abgetrennt von einem Bogen, beigelegt dem Konvolut *Studien zur Kritik* (Ms 815-833).
D: 1930/1931

LESARTEN 154,21-24 *Das* bis *räumt*] im Ms gestrichen – 154,27-37 *Es* bis *kommt*] im Ms gestrichen
NACHWEISE 154,3 *sei«* und passim] dieses und die übrigen Zitate waren in fünf in Betracht kommenden Büchern von Utitz nicht zu ermitteln – 154,21-24 und 27-37 *Das* bis *räumt* und *Es* bis *kommt*] Teile dieser gestrichenen Abschnitte gingen ein in *Literaturgeschichte und Literaturwissenschaft* von 1931, s. Bd. 3, 288f.

155-157 [fr 129] ES IST IM HÖCHSTEN GRADE FESSELND ...

In einem Brief vom 28. 10. 1931 spricht Benjamin von der derzeitigen *lächerlichen Vielgestaltigkeit meiner simultan unternommenen Arbeiten* und zählt u.a. auf *die Briefreihe* [s. *Deutsche Menschen*, Bd. 4, 149-233], *die fortgeht* [s. a.a.O., 941-943], und einen *etwas eingehenderen physiognomischen Versuch, die Zusammenhänge des kantischen Schwachsinns (im*

*Alter) mit seiner Philosophie darzustellen* (Briefe, 542). »Zu diesem Versuch, der nicht fertiggestellt wurde oder verschollen ist, stellen die *Unbekannten Anekdoten von Kant«* – veröffentlicht 11. 12. 1931 in der »Literarischen Welt« (s. Bd. 4, 808-815) – »wahrscheinlich eine Nebenarbeit dar.« (a. a. O., 1089) Erhalten sind jedoch Aufzeichnungen und Exzerpte, die teils auf diese »Nebenarbeit«, teils auf jenen *Versuch* sich beziehen. Sie setzen, wie aus dem Verweis auf *meine Bemerkung zum Brief von Kants Bruder* (156; s. Bd. 4, 156f.) hervorgeht, die Bearbeitung des am 6. 12. 1931 in der »Frankfurter Zeitung« veröffentlichten Briefs von J. H. Kant (s. Bd. 4, 952; der von S. Collenbusch an Kant, s. 163f., war bereits am 8. 4. 1931 dort erschienen, s. 951) voraus, dürften also im selben Jahre, eher gegen Ende 1931, niedergeschrieben worden sein.

Ü: Ms 813f. – zwei Blätter je 22×14 cm, zurechtgeschnitten; beide zu ca. 2/3 nur auf der Vorderseite beschrieben.
D: gegen Ende 1931

LESART 156,4 *Bruder.)*] Ende der Notizen von Ms 813; darunter mehrere nicht mehr zu entziffernde Streichungen
NACHWEISE 155,5 *Teste*] s. Paul Valéry, Une soirée avec M. Teste, Paris 1895 – 155,20 *Sitten«*] s. Kant, Gesammelte Schriften, Akademieausg., Bd. 6, Berlin 1914, 423f., 426, 428, 431, 433f., 437 (Die Metaphysik der Sitten, Zweiter Theil. Ethische Elementarlehre I, 1) – 156,4 *Bruder*] s. Bd. 4, 156f. – 156,10 *stören.«*] Kant, a. a. O., Bd. 8, Berlin 1923, 110 (Fußnote) – 156,19 *Geld«*] a. a. O., Bd. 6, a. a. O., 434 (Die Metaphysik der Sitten, Zweiter Theil. Ethische Elementarlehre I, 1, 2. Hauptstück III, § 11; *äußeren* und *Preis* i. O. gesperrt) – 156,26 *Physiognomik*] s. Bd. 4, 808 – 156,30 *Leben*] die folgenden Seitenverweise und Exzerpte s. Felix Groß (Hg.), Immanuel Kant. Sein Leben in Darstellungen von Zeitgenossen. Die Biographien von L.E. Borowski, R.B. Jachmann und A.Ch. Wasianski (1804), Berlin 1912 (Deutsche Bibliothek, Bd. 4) – 157,11 *Schwalbengeschichte*] s. Bd. 4, 810

157 [fr 130] PROJEKTE

Im 7. und 8. Jahrgang des Berliner Magazins »Der Uhu« erschienen von Benjamin *Myslowitz – Braunschweig – Marseille* (1930; s. Bd. 4, 729-737) und *Der enthüllte Osterhase* (1932; s. a. a. O., 398-400); die *Projekte* dürften für den folgenden Jahrgang geplant gewesen – *Kaspar Hausers 100jähriger Todestag* (157) stand am 17. 12. 1933 bevor –, aber wegen des politischen Umschwungs nicht mehr realisiert worden sein. Die letzte Kritik in der »Literarischen Welt« erschien 10. 2. 1933 (s. Bd. 3, 377-380). Ein *Hör-*

*spiel* (157) über Spiritismus ist nicht überliefert. Was mit dem *Theaterprojekt* (157) gemeint war, ist unklar. – Zu dem *Uhu*projekt *Seefahrt als Wissenschaft* (a. a. O.) existiert eine Liste *Seehandbücher* mit ca. 8 Titeln aus den Jahren 1929-1932 (s. Benjamin-Archiv, Ms 649).

Ü: Dritter Notizblock, Ms 748 – Blatt [3].
D: etwa 1933

NACHWEIS 157,21 *Hausers*] s. die Rundfunkarbeit, Bd. 7

157-160 [fr 131] LA TRADUCTION – LE POUR ET LE CONTRE

Gelegentlich einer brieflichen Anfrage an Gretel Adorno vom Januar 1971 berichtete Günther Anders: »Im Jahre 35 oder 36 habe ich mit Walter ein (deutschsprachiges) Zwiegespräch über philosophische Probleme der Übersetzung entworfen – ein Gespräch, das wir einmal im Rundfunk zu senden hofften. Ich besitze keine Kopie davon. Könnten Sie mir mitteilen, wo, wenn überhaupt, dieses Manuskript aufgestöbert werden könnte?« (28. 1. 1971, G. Anders an G. Adorno) Rolf Tiedemann, der anstelle der erkrankten Adressatin antwortete, schrieb u.a.: »Das einzige, was [im Frankfurter Benjamin-Nachlaß] ist, sind zwei handschriftliche Blätter, die den fragmentarischen Entwurf zu einem Dialog über philosophische Fragen der Übersetzung enthalten [s. Ms 1344f.]. Ob dieser Text mit dem von Ihnen gesuchten etwas zu tun hat, können nur Sie entscheiden. Die Blätter sind undatiert, könnten nach Schriftduktus und Papierart aber sehr wohl um 1935 oder 1936 geschrieben sein. Ich sende Ihnen Xerokopien und eine Transskription der beiden Blätter. [/] Wenn ich Ihre Ausführungen jedoch richtig verstehe, so muß damals ein mehr oder weniger abgeschlossener Text entstanden sein, zu dem dann die Seiten, die ich Ihnen schicke, allenfalls eine Vorstufe darstellen könnten. Möglicherweise ist der endgültige und vollständige Text im Deutschen Zentralarchiv, [...] Potsdam, [...] vorhanden.« (1. 5. 1971, R. Tiedemann an G. Anders) Wie die Autopsie der Hg. in Berlin (Ost) September 1983 ergab, scheidet diese Möglichkeit aus. »Wir beabsichtigen,« fährt Tiedemann fort, »das Fragment über Übersetzung abzudrucken. Ich wäre Ihnen deshalb sehr verbunden, wenn Sie mir gelegentlich mitteilen würden, ob dieser Text tatsächlich in den Zusammenhang jener Gemeinschaftsarbeit mit Ihnen gehört und gegebenenfalls, was daran Ihr, was Benjamins Anteil ist.« (a. a. O.) In der Antwort Anders' heißt es: »Ja, die Seiten [...] haben mit dem Dialog zwischen Benjamin und mir [...] zu tun. Das déjà vu-Erlebnis war nach dem Lesen der ersten drei Worte bereits überzeugend. Ich nehme an, daß Benjamin nach unserer ersten Vorbesprechung die Probleme, die aufgetaucht waren, skizziert hat

– und diese Skizze ist nun wohl das Manuskript, das Sie mir zugeschickt haben. Sehr sonderbar ist, daß Benjamin die Dialogpartner nicht identifiziert hat – ich könnte es heute nicht mehr entscheiden, welche Aussagen von ihm stammten und welche von mir, und dies um so weniger, als es gewisse Ähnlichkeiten zwischen seinen und meinen Arbeiten oft gegeben hat. – Wie oft wir – Benjamin und ich – an dieser Arbeit gesessen haben, und wie weit diese damals vorgeschritten ist, das kann ich nun nach 35 oder 36 Jahren nicht mehr mit Sicherheit berichten. Gemeint war – das steht fest – der Dialog für den Pariser Rundfunk, nicht zufällig ist ja auch schon der Titel französisch formuliert. Ich glaube kaum, daß es zu einer Übersetzung des Dialogs gekommen ist, auf keinen Fall ist die Arbeit gesendet worden, daran würde ich mich erinnern.« (8. 5. 1971, G. Anders an R. Tiedemann) – Bei den systematischen Erschließungs- und Transskriptionsarbeiten am Benjaminschen Nachlaß fand sich ein weiteres, auf das Thema des geplanten Dialogs bezügliches Blatt (*Was spricht für Übersetzen*, Ms 1346); Schriftduktus, gleiche Tinten- und Papierart sprechen für eine Niederschrift nahe um die Entstehungszeit der Dialogskizze, zu der Benjamin weitere Motive notiert haben dürfte.

Ü: Ms 1344-1346 – 2 Blätter je 20,5×13,5 cm, vorderseitig zweispaltig beschrieben, und 1 Blatt ca. 18×13,5 cm, Rückseite eines Pariser Hotelbriefbogens (auf der Vorderseite diverse Notizen und eine Zeichnung).
D: 1935 oder 1936

LESARTEN 158,19 *vorausgese⟨t⟩zt*] davor {*vorangezeigt und*} – 158,20 *ist.*] danach {*Man sieht mit dem Munde.*} – 158,21 *überzeugt war*] für {*gesagt hat*} – 158,23 *sieht.*] Ende des ersten Dialogteils auf Ms 1344; der zweite beginnt auf neuem Blatt, Ms 1345 – 158,27 *sich*] danach {*an der Traditionslosigkeit und ⟨x⟩ niemals gelungenen*} – 159,15 *problematisch.*] dieser Dialogteil bricht mit dem gestrichenen Passus {*Wenn man die Übersetzung als Geschehnis zwischen zwei Sprachregionen ansieht ⟨xx⟩*} ab; danach Bleistiftsignatur *F* – 160,3 *repräsentieren*] für {*sprechen*}

NACHWEISE 159,11-13 *Und* bis *werden*] s. *Die Aufgabe des Übersetzers*, Bd. 4, 19; s. auch *Über Sprache überhaupt und über die Sprache des Menschen*, Bd. 2, 151f. – 159,25 *Sprachbaus*] s. Wilhelm von Humboldt's Werke, hg. von A. Leitzmann, Bd. 6: 1827-1835, 1. Hälfte, Berlin 1907, 111-303 (Über die Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaues) – 159,26 *Musik*] s. Bd. 1, 388 – 159,31 *Christophe*] s. Romain Rolland, Johann Christof. Roman, 3 Bde. Berechtigte Übers. aus dem Französischen von O. und E. Grautoff, Frankfurt a. M. 1918

# 161-184 [fr 132-151] Zur Literaturkritik

## 161-180 [fr 132-143] STUDIEN ZUR KRITIK

Spätestens ab 1929 trug sich Benjamin mit dem Plan einer Arbeit über Theorie und Situation der Kritik, das Thema selbst hatte seine Gedanken weit früher okkupiert. So heißt es 1920: *Mich interessiert* [...] *sehr das Prinzip der großen literarisch-kritischen Arbeit: das gesamte Feld zwischen Kunst und eigentlicher Philosophie* (Briefe, 232). Die Zeitschrift *Angelus Novus* will, so die *Ankündigung* 1922, *dem kritischen Wort seine Gewalt zurück* [...] *gewinnen* [...] *Diktum und Verdikt sind zu erneuern* (Bd. 2, 242). Des *ursprünglichen Grundes und Wertes der Kritik auch in meinen eignen Arbeiten* wurde er sich zunehmend *bewußt* (Briefe, 232). Der Gedanke, des *Grundes* [...] *der Kritik* sich zu versichern, beschäftigte ihn beim *Aufbau* des Trauerspielbuches; 1925 heißt es: *Meine ursprünglich festgefaßte Absicht, der inoffiziellen Einleitung einen gleichbeschaffenen Schluß entsprechen zu lassen, wird sich wohl* [...] *nicht verwirklichen. Die Steigerung, die ich in dem Abschluß des Hauptteils erreiche, wäre nicht zu überholen und um den methodischen Gedankengängen über »Kritik«, die ich plante, die Kraft, nach diesem Abschluß nachzufolgen zu verleihen, wäre eine weitere Arbeit von Monaten erforderlich, deren Resultat dann durch den Umfang leicht den ganzen Bau erdrücken könnte.* (Briefe, 376) Blieben diese *methodischen Gedankengänge* auch unausgeführt, so wirkte der Plan doch weiter, um in den Jahren 1929-1931 – einer Phase entschiedenen literaturkritischen und politischen Engagements – virulent zu werden. *Unter den Artikeln, die ich vorbereite*, heißt es Februar 1929, *ist einer, mit dem ich etwas Anstoß zu geben hoffe: »Tiefstand der literarischen Kritik in Deutschland«.* (Briefe, 489f.) Erhalten ist der Entwurf einer Glosse zu diesem Thema (s. fr 134). Im selben Jahr hatte Benjamin mit der Niederschrift von insgesamt 40 thesenartigen Notizen zu einem *Programm der literarischen Kritik* (s. fr 132) begonnen – Aufzeichnungen, in denen er in Abständen bis etwa 1930 gelegentlich seiner belletristischen und literarwissenschaftlichen Lektüre Motive und Glossen zusammentrug. Januar 1930 schrieb er Scholem: *Le but, que je m'avais proposé n'est pas encore pleinement réalisé, mais, enfin, j'y touche d'assez près. C'est d'être considéré comme le premier critique de la littérature allemande. La difficulté c'est que, depuis plus de cinquante ans, la critique littéraire en Allemagne n'est plus considérée comme un genre sérieux. Se faire une situation dans la critique, cela, au fond, veut dire: la recréer comme genre. Mais sur cette voie des progrès sérieux ont été réalisés – par d'autres, mais surtout par moi. Voilà pour ma situation. Quant aux travaux j'espère en pouvoir rendre compte publiquement en quelque temps, Rowohlt étant disposé de publier sous*

*forme d'un livre, un choix de mes essais* [...] *C'est pour ce livre que je prépare deux nouveaux essais: l'un concernant le »modern style«* – s. fr 127–, *l'autre la situation et la théorie de la critique.* (Briefe, 505f.) Die Notizen zum *Programm der literarischen Kritik* dürften, zusammen mit denen *Zur Charakteristik der neuen Generation* (s. fr 133), etwas wie einen Motivfundus des geplanten *essais* gebildet haben. Eine Reihe weiterer Aufzeichnungen (s. fr 135-143), Aufnahmen und stellenweise weit gediehene Durchführungen solcher Motive neben Skizzen und Vermerken zu einer Disposition, lassen einen Essay in statu nascendi erkennen, wenn auch die definitive Komposition aus den Stücken nicht eindeutig hervortritt. Das gilt schon für den Titel der geplanten Arbeit, von dem man nicht weiß, ob er nur variiert wird – *Tiefstand der literarischen Kritik in Deutschland*, so Februar 1929; *La situation et la théorie de la critique* Januar 1930; *Studien zur Kritik* oder *Kritik* 1930/1931 –, oder ob mit den wechselnden Formulierungen mehrere Arbeiten, mindestens Teile einer einzigen, gemeint waren. Indessen scheint der Titel *La situation et la théorie de la critique*, zusammen mit einem weiteren, Februar 1931 bezeugten, auf eine identische Arbeit, die einmal *essai*, einmal *Vorrede* heißt, bezogen werden zu können; Benjamin schrieb Anfang jenes Monats, daß es ihm *gelungen* war, *den Erscheinungstermin meiner gesammelten Essays, die im Frühjahr* [*bei Rowohlt*] *herauskommen sollten, um ein halbes Jahr zu verschieben* [...] *Ich habe* [...] *die Vorrede »Die Aufgabe des Kritikers« noch zu schreiben* (cit. Scholem, Freundschaft, 208). Nicht auszuschließen ist, daß der Oktober/November 1930 akut gewordene Plan, zusammen mit Brecht *eine neue Zeitschrift* (Briefe, 518) *namens »Krise und Kritik«* [...] *im Verlag Rowohlt als Zweimonatsschrift* herauszubringen (Briefe, 519; zur Geschichte des gescheiterten Projekts s. Briefe, 520-522 u. Bd. 2, 996f., insbes. Bd. 6, 619-621 und 825-828), sich vor den Plan schob, *»Die Aufgabe des Kritikers« noch zu schreiben*, und daß Benjamin daran dachte, die Arbeit, in welcher Form auch immer, der *neuen Zeitschrift* zuzubringen.

Die Präsentation der Aufzeichnungen zu dem Komplex *Kritik* und *literarische Kritik* bot einige Schwierigkeiten. Die Frage war, ob – analog den Fragmenten zu *Phantasie und Farbe* (s. fr 77-91 und 693f.) – die mehr ausformulierten Stücke von Entwürfen, Skizzen und Notaten zu sondern wären. Dagegen sprach, daß es hier abgeschlossene oder relativ selbständige Texte eigentlich nicht gibt. Wohl aber ließ sich über eine andersartige Cäsur nicht hinwegsehen: die zwischen thesenartigen, programmatischen Aufzeichnungen und solchen, in denen sich etwas wie das Gerüst einer größeren mehrteiligen Arbeit abzeichnet – einer, die Motive der ersten Notizengruppe aufnehmen und durchführen sollte und sie, in Gestalt der zweiten, wenigstens teilweise und fragmentarisch wirklich durchführt. Das legte eine Einteilung in die Fragmente 132-134 und 135-143 nahe – doch nicht, wie sonst, durch Abtrennung mehr selbständiger von mehr

skizzenhaften Stücken und Nachordnung der letztern, sondern in durchlaufender – auch chronologisch begründeter – Anordnung. – Verzichtet wurde auf den Abdruck einiger Blätter aus dem Konvolut *Studien zur Kritik* (Ms 815-833); es handelt sich um bibliographische Notizen (Titel von *Goethe*, *Voß*, *Hamann*, *Gerstenberg*, der Brüder *Schlegel*, von *Wienbarg*, *Kant*, *Merger*, *Bin Gorion* und *Franz Roh*; s. Ms 824), vier Exzerpte aus Hamann (*Schriften II ed. Roth, 388, 397, 400* und *405*; s. Ms 825) und weitere bibliographische Notizen (Titel von *Brunetière*, *Hatzfeld et Meunier*, *Chauvin et le Bidois*, *Vial et Denise*, *Belis*, *Hugo*, *Flaubert*, *Ganz* und *Paul Binswanger*; s. Ms 826). Ein weiteres Blatt überwiegend mit glossierten Schlegelzitaten wird an dieser Stelle vollständig abgedruckt:

*»und ich weiß nicht, ob nicht auch alle Polemik wenigstens als eine der Kritik sehr nah verwandte Gattung betrachtet werden sollte.« F. Schlegel: Lessings Gedanken und Meinungen aus dessen Schriften I Lpz 1804 p 20*

*Wenn man nur hört, wie Schlegel im klassischen Zeitalter der Deutschen sich über die literarischen Zustände ausspricht. lc p 24 {Der Tadel} Die Ablehnung ist das eigentliche Training des Kritikers und das Lob sein Preiskampf. Natürlich ist damit ein Lob verstanden, mit dem er etwas einsetzt; das prophetische Lob sozusagen.*

*Schlegels historische Bemerkungen p 27 werfen Licht auf das Verhältnis von Kritik und Tradition. Welche Bedeutung für die Tradition die Kritik von heute besitzen kann. Theorie der Verpackung.*

*p 27/28 Zwei Zitate*

*Fernhintreffende Geschosse p 31 »das Kunstgefühl war ihnen ...«*

*Heutige Gegenstände der Polemik: die Richtungen – im allgemeinen; das aus ihnen resultierende Unechte im besonderen.*

*Eine materialistische Kritik: die beste Warnung für Dilettanten, die ja immer glauben, alles zu jeder Zeit hervorbringen zu können. Das ist die andere Quelle des Unechten – neben den Richtungen.*

*Im Schluß seines Essays »Vom Wesen der Kritik« schlägt Friedrich Schlegel plötzlich um. Er führt, ohne sich ganz des Verhältnisses bewußt zu sein das die neue Art der Kritik zur alten hat, als »Vollendung« der urteilenden die darstellende unter dem Namen der Charakteristik an.*

*»Kritik als ein Mittelglied der Historie und der Philosophie« F Schlegel lc p 39 Diese Definition ist ganz durchsichtig nur von der Synthesis aus.*

*Es ist bemerkenswert, daß Schlegel p 40 »Nachkonstruktion«* ⟨,⟩ *nicht Einfühlung der C h a r a k t e r i s t i k verlangt.*

Druckvorlage: Benjamin-Archiv, Ms 831

Das vorletzte Blatt des Konvoluts (Notizen zu einer *Utitz*-Kritik; s. Ms 832) wurde wegen des augenscheinlichen Charakters einer geplanten selb-

ständigen Kritik ausgesondert und in der zweiten Gruppe der »Charakteristiken und Kritiken« abgedruckt (s. fr 128); es bleibt im Zusammenhang der Fragmente »Zur Literaturkritik« zu lesen.

**161-167** [fr 132] PROGRAMM DER LITERARISCHEN KRITIK

Die vierzig numerierten Aufzeichnungen finden sich – in drei, von andern Aufzeichnungen unterbrochenen Gruppen – im Zweiten Notizblock und wurden in Abständen ab etwa 1929 bis 1930 niedergeschrieben.

Ü: Zweiter Notizblock, Ms 720, 739 und 741 – Blätter [5] (Notizen *1)*-*11)*), [24] (Notizen *12)*-*28)*) und [26] (Notizen *29)*-*40)*).
D: um 1929/1930

LESARTEN **162,32** *den*] danach {*gefährlichen,*} – **163,20** *Gewißheit*] danach {*und Praxis*} – **163,22** *das Fehlen einer*] für {*die kümmerliche*} – **163,33** – **164,1** *1* bis *5*] die von Benjamin auch bei der Subnumerierung verwendeten Klammern wurden weggelassen – **164,5** *Materialistische* bis *dazu*] der Passus steht auf dem Blatt weiter oben und ist durch einen Pfeil in die Rubrik *16)* verwiesen – **164,19** *wäre,*] danach {*ja viellei⟨cht⟩*} – **165,4** *Gruppierung*] für {*Herrschaft der*} scil. *Autoren* – **167,10** *aushebt* bis *heben*] Benjamin schrieb *aushebt und dann* [...] *heben*; soll *heben* sich auf *Wurzeln* beziehen, war *und*, im Sinne eines Relativsatzes, durch ⟨*die,*⟩ zu ersetzen. Gemeint sein kann freilich auch folgende Konstruktion: *Das Wichtigste ist der zarte Griff* [...], *und dann* »ist« *das Erdreich* [...] »zu« *heben*
NACHWEISE **161,25** *Leserkreis*] s. *Literaturgeschichte und Literaturwissenschaft*, Bd. 3, 288 – **162,2** *Sektenwesens*] s. a.a.O. 255f. – **163,4** *Universitäten*] s. a.a.O., 288f. – **165,7** *Kriegsromane*] s. a.a.O., 238f. – **167,19** *3*] (Kritiken, XXVI. Der ewige Jude; *thue*, *schreibe*, *recensire* i.O. gesperrt)

**167f.** [fr 133] ZUR CHARAKTERISTIK DER NEUEN GENERATION

Die fünf numerierten Aufzeichnungen können als Fortsetzung, jedenfalls im engen Zusammenhang mit fr 132 gelesen werden.

Ü: Ms 816 – Blatt ca. 21×13,5 cm; Blatt [2] des Konvoluts *Studien zur Kritik* (Ms 815-833; Blatt [1] = gefaltetes Titelblatt, Titel rot).
D: etwa 1930

LESARTEN 167,26 *1)*] danach {*Keine theoretischen Legitim⟨ationen⟩*} – 167,30 *ebensowenig*] danach {*die mindeste*} – 168,16 *avant-garde*] für {*eigentlich⟨en⟩*}

**168f.** [fr 134] TIP FÜR MÄZENE

Der Entwurf zu einer Glosse dürfte Nebenprodukt des 1929 geplanten *Artikels* über den *Tiefstand der literarischen Kritik* (Briefe, 490) sein; vielleicht sollte die Glosse den nicht zustandegekommenen *Artikel* später ersetzen.

Ü: Pergamentheft SSch, S. 75 – das fr steht zwischen Notizen zu der Mehringkritik (s. Bd. 3, 183f.) von 1929.
D: 1929

LESARTEN **168,35** *Mäzene*] der Titel, den Benjamin hinter dem ersten Abbruch (169,17) notierte, wurde über das fr gesetzt – **169,19** *sagen:*] die Rede blieb unausgeführt; die schräg aufwärts notierte Schlußzeile (169,20) scheint sie zusammenzufassen

**169f.** [fr 135] ANTITHESEN

Das Schema und die folgenden acht Fragmente (fr 136-143) sind Aufzeichnungen und Niederschriften zu dem geplanten Essay über Kritik. Benjamin scheint an drei Hauptstücke gedacht zu haben – einen Abschnitt über Aufgabe und Technik des Kritikers, einen über den Verfall von Kritik und Ästhetik und einen über das Fortleben der Werke, wobei aber auch der mittlere als teils dem ersten, teils dem dritten zuzuschlagender gedacht gewesen sein könnte (s.u., zu fr 136f. und fr 142). Die Fragmente wurden so angeordnet, daß jeweils orientierende Schemata und Notate solchen vorhergehen, die einzelne Schwerpunkte aufnehmen und auf kürzere oder längere Strecken durchführen. – Das Schema fr 135 läßt eine dreiteilige prinzipielle Disposition am ehesten erkennen und wurde vorangestellt.

Ü: Ms 833 – Blatt ca. 14×11 cm, abgetrennt von einem Hotelbriefbogen (»Zoppot«); letztes Blatt [19] des Konvoluts *Studien zur Kritik*.
D: nicht vor Juni 1930

LESART **169,2.** Kolonne *Geschmacksurteil* bis *Regel*] senkrecht durchgestrichen; von unten her, entlang dem Strich: *polemische* (eher *Polemik. p⟨agina ?⟩e) AXV*

**170f.** [fr 136] I ERSTE FORM DER KRITIK ...

Die beiden mit Tintenblei – von Gretel Karplus[-Adorno] nach Diktat – geschriebenen Schemata skizzieren Ausgangspunkt (*subjektiver Standpunkt des Kritikers*, 170) und Ziel (*Theorie des Zitats* und *Fortleben der Werke*, a. a. O.) der Untersuchung und dürften nach fr 135 diktiert worden sein.

Ü: Ms 827f. – 2 Blätter, das erste ca. 21×13,5 cm, das zweite die abgerissene Hälfte eines gleichartigen, ca. 13,5×10 cm; Rückseiten der Blätter [13] und [14] des Konvoluts *Studien zur Kritik*; auf Vorderseite von [13] Stichworte zu Rundfunkarbeiten, dazwischen ein Aphorismus (= fr 179), und von [14] dto. Stichworte und bibliographische Notizen (s. 733).
D: nach Juni 1930

LESARTEN 170, 17 *klassischen*] für {*großen*} – 171, 3 *ist.*] darunter auf Abrißrand in Blei *Theorie der* (zu erg. wohl *Kritik*)
NACHWEISE 170, 18 *ließen*] s. Goethe, Gedenkausgabe der Werke, Briefe und Gespräche, hg. von E. Beutler, Bd. 23, 2. Aufl., Zürich 1961, 198 (»Ein Buch, das große Wirkung gehabt, kann eigentlich gar nicht mehr beurteilt werden.« 11. 6. 1822, Goethe zu Kanzler von Müller) – 171, 2 *Übersetzung*] s. Bd. 4, 10-21 und Bd. 2, 151-153; s. auch fr 131

**171f.** [fr 137] DIE AUFGABE DES KRITIKERS

Es handelt sich um eine erste Skizze zu der Februar 1931 erwähnten und als *Vorrede* zu *meinen gesammelten Essays* (cit. Scholem, Freundschaft, 208) geplanten Arbeit. Das *Gespräch mit einem berliner Verleger* (171) dürfte das gleiche sein, von dem Benjamin Scholem berichtete (s. Scholem, Freundschaft, 207, 208). Die Skizze läßt eine zweiteilige Disposition vermuten: einen *Abschnitt »Aufgabe des Kritikers«* und einen *Abschnitt »Technik des Kritikers«* (171; s. o., 735).

Ü: Ms 817 – Blatt ca. 22×12,5 cm, unregelmäßig, mit leichter Textbeeinträchtigung abgetrennt von einem Bogen; Blatt [3] des Konvoluts *Studien zur Kritik*; auf Rückseite Formulierungsvarianten zu *Maulbeer-Omelette* von 1930 (s. Bd. 4, 380f.).
D: etwa Februar 1931

LESARTEN 171, 7 *oft nichts*] für {*nichts*} – 171, 14f. *Im übrigen*] für {*vielleicht*}
NACHWEISE 171, 34f.-36 *Hauptgegenstände* bis *Polemik*] s. fr 132, *8), 37)*,

*17)*f., *40)*, *15)* – 171,37-172,1f. *Kritik* bis *Kritik*] s. a.a.O., *12)*, *21)*, *6)*, *14)*, *3)*, *4)*, *31)*

172 [fr 138] ES KOMMT DOCH BEI FAST ALLEM ...

Von den fünf Notizen zum Verhältnis von *Literaturgeschichte* und *Kritik* (172) gingen die erste und dritte (s. a.a.O.) in fr 142 ein.

Ü: Ms 822 – Blatt ca. 11×9 cm, herausgetrennt aus einem Notizblock und als Blatt [8] dem Konvolut *Studien zur Kritik* beigelegt; Tintenspuren.
D: etwa 1931

LESARTEN 172,6-11 *Es* bis *aus*] gestrichen – 172,15-19 *Genießbarkeit* bis *werden*] gestrichen – 172,20 *Urteil*] für {*Kunsturte⟨il⟩*}
NACHWEISE 172,14 *Theorie*] s. etwa fr 111 – 172,23 *dem Werke innerlich*] s. *Der Begriff der Kunstkritik in der deutschen Romantik*, Bd. 1, insbes. 65-72

172f. [fr 139] NOTWENDIG WÄRE ES ...

Die überwiegend durchformulierte Aufzeichnung visiert den zeitgenössischen Wissenschaftsbetrieb unter dem Aspekt einer Revision von *Forschung und Lehre* (172). Sie könnte ausgehen von Notiz *11)* in fr 132 (163) und als eine erste Niederschrift zu *Literaturgeschichte und Literaturwissenschaft*, der Ermatinger-Kritik von 1931 (s. Bd. 3, 283, 290), gedient haben. Nicht ganz auszuschließen ist, daß es sich auch um die Aufzeichnung zu einem Vortrag Benjamins im Frankfurter Institut für Sozialforschung handelt, von dem in einem Brief vom November 1930 die Rede ist: *Was Sie* [scil. Adorno] *an dem Thema, das ich für Frankfurt vorschlug, ausstellen, kommt eigenen Bedenklichkeiten entgegen. Um so lieber nehme ich Ihre Formulierung: Zur Philosophie der Literaturkritik auf. Dieser Tage schreibe ich das an Horkheimer* (10. 11. 1930, an Th.W. Adorno) »Zustande gekommen ist ein Vortrag Benjamins [...] anscheinend nicht.« (Bd. 2, 1508)

Ü: Ms 830 – Blatt ca. 15×14,5 cm, abgetrennte Hälfte eines Gäste-Fragebogens (des Frankfurter Hotels Excelsior); Blatt [16] des Konvoluts *Studien zur Kritik*.
D: um 1930/1931

NACHWEISE 172,28 *revidieren*] s. Bd. 3, 288 – 173,14f. *Literaturge-*

*schichte«*] s. Aufriß der deutschen Literaturgeschichte nach neueren Gesichtspunkten, hg. von H. A. Korff und W. Linden, Leipzig 1930 – **173,15** *Literaturwissenschaft«*] s. Philosophie der Literaturwissenschaft, hg. von E. Ermatinger, Berlin 1930; dazu s. Bd. 3, 285-287 – **173,17** *Totalmethode*] s. a. a. O., 286

**173f.** [fr 140] KRITIK ALS GRUNDWISSENSCHAFT DER LITERATURGESCHICHTE ...

Es handelt sich um zehn, eng auf fr 138f. zu beziehende Notizen zu dem jetzt wieder *dritte Abteilung* (174) genannten letzten Essay-Abschnitt (s. o., 735 und 736) über das *Fortleben der Werke* (174). Terminus a quo ist das Erscheinen der *Arbeiten von Wiesengrund* (a. a. O.) 1929/1930 und 1930.

Ü: Ms 829 – Blatt, abgetrennt von einer Fastnachts-Einladung (nicht mehr ersichtlichen Datums) und so gerissen, daß nach Faltung ein kleineres (ca. 7×5 cm) und ein größeres Teilblatt (ca. 7×14 cm) entstand; die ersten 3 Notizen auf dem kleineren, die übrigen 7 auf dem größeren; Blatt [15] des Konvoluts *Studien zur Kritik*.

D: bis 1930/1931

NACHWEISE **173,35** *Magische Kritik*] s. etwa H. Simon, Die theoretischen Grundlagen des magischen Idealismus von Novalis, Heidelberg 1905 – **174,3** *Kritik*] vermutlich dachte Benjamin an »Skeptizismus in der Ästhetik«, 1-19 – **174,7** *Wozzeck*] s. Th. Wiesengrund[-Adorno], Die Oper Wozzeck. In: Der Scheinwerfer. Blätter der städtischen Bühnen Essen, Jg. 3 (1929/30), H. 4, 108-114; s. Theodor W. Adorno, Gesammelte Schriften, Bd. 18: Musikalische Schriften V, hg. von R. Tiedemann und K. Schultz, Frankfurt a.M. 1984, 472-479 – **174,7** *Tempi*] s. ders., Neue Tempi. In: Pult und Taktstock, Jg. 7 (1930), H. 1, 1-7; s. Theodor W. Adorno, Gesammelte Schriften, Bd. 17: Musikalische Schriften IV, hg. von R. Tiedemann, Frankfurt a.M. 1982, 66-73 – **174,14** *Schrumpfung*] s. ders., Neue Tempi, a. a. O.; s. Gesammelte Schriften, Bd. 17, a. a. O., 67f. – **174,19f.** *Sachgehalte*] s. *Goethes Wahlverwandtschaften*, Bd. 1, 125-127 – **174,26** *Fortleben der Werke*] s. fr 135f.

174f. [fr 141] NOTWENDIGKEIT, MIT DEM VERMITTELNDEN CHARAKTER...

Auf dem Blatt stehen zwei Aufzeichnungen, von denen die erste (s. 174) gestrichen ist. Es folgen in gegenläufiger Schrift flüchtig festgehaltene Notate und, quer auf dem rechten unteren Rand, der abgebrochene Anfang von fr 142 *Falsche Kritik* (s. 175).

Ü: Ms 823 – Blatt ca. 11×9 cm, herausgetrennt aus dem Zweiten Notizblock und als Blatt [9] dem Konvolut *Studien zur Kritik* beigelegt; Tintenspuren.
D: etwa 1930

LESARTEN 174,29-33 *Notwendigkeit* bis *hervor*] gestrichen – 174,36 *aus*] für {*in engste⟨r⟩*} – 175,2 *freiwilligen*] für {*wahren*}

175-179 [fr 142] FALSCHE KRITIK

Es handelt sich um die ausführlichste, die meisten Motive der vorstehenden Fragmente aufnehmende und über längere Strecken durchführende Niederschrift zu dem jetzt *thetischer Teil* (175) genannten ersten Hauptstück des geplanten Essays. Dem Durchformulierungsgrad nach ist sie, zusammen mit fr 143, das das Thema *»Neue Sachlichkeit«* (178) weiterführt, augenscheinlich die späteste Aufzeichnung zu dem Komplex. Der Hinweis auf *Kraus* (177) deutet auf die zeitliche Nähe zu Benjamins Arbeit am Kraus-Essay, der zwischen März 1930 und Februar 1931 entstand, und darauf, daß Motive der Aufzeichnung eher in diesen eingingen als umgekehrt.

Ü: Ms 819-821 – 3 Seidenpapierblätter, auf ungefähr gleiches Format (ca. 22×14 cm) zurechtgeschnitten, Ränder teilweise stark beschädigt; um weiterer Beschädigung vorzubeugen, wurden die – einseitig beschriebenen – Blätter Ms 819 und 820 (sowie Ms 818 = fr 142, s. u.) auf weiße Bögen aufgezogen; Blätter [5] (*Falsche Kritik* bis *gerichtet hat*, 175 f.), [6] (*Es entspricht* bis *sie verdient*, 176-178 und [7] (*Nichts kennzeichnet* bis *und Echtheit*, 178 f.) des Konvoluts *Studien zur Kritik*; auf Rückseite von Blatt [7] die abgebrochene Notiz *Das echte und das falsche Prinzip der materialistischen Kritik:*.
D: 1930/1931

LESARTEN 176,16 *detaillierter*] für {*mehr*} – 176,18 f. *seinem Publikum*] für {*Leser*} – 176,29 *Planlosigkeit*] für {*Mangels an leitend⟨en⟩*} – 176,35

*Dies*] für {*Es*} {*Denn all*} – 176,37f. *herauskommt, ist*] dazwischen {*genügt, hat in Wahrheit nichts weiter zu bedeuten als die servilste*} – 177,7 *der*] für {*das nihilistische*} – 177,23 *den eigenen Reaktionen*] für {*der*} *eigenen* {*Meinung, den privatesten Tempera⟨mentsausbrüchen⟩*} – 177,24f. *längst vergangnen Zustand*] für {*Atavismus*} – 178,2 *Beste*] konj. für *Besten* – 178,8 *werden.*] danach {*Für den deutschen Literaturbetrieb*} – 178,14 *Es*] für {*Für die »neusachliche« Richtung heißt das: ihre Ansprüche politisch zu wirken sind durch keinerlei*} – 178,18 *grundsätzlichen*] für {*absoluten*} – 178,24 *ernsten*] für {*guten*} – 178,24 *sich nähert*] für {*mit*} *ihm* {*ernst macht*}; im Ms *sich nähert ansieht*, wobei aber der aberrierenden Konstruktion (»den« *vermittelnden Charakter* [...] *sich* »näher« *ansieht*) schon durch das richtig konstruierte »ihm« *sich nähert* vorgebeugt war; das nicht gestrichene *ansieht* wurde demgemäß im Text weggelassen – 178,25 *erkennt,*] danach {*wie sehr an ihm*} – 178,34 *Kritik*] für {*Kunst ⟨kritik⟩*} – 178,37 *dem*] danach {*bei uns*} – 178,37 *beinahe*] für {*sämtliche*} – 178,39 *da*] konj. für *das* – 179,3 *Marxisten*] für {*Soziologen*}

NACHWEISE 175,15-25 *Die* bis *Meisterschaft*] s. *Karl Kraus*, Bd. 2, 342f. – 177,19 *gesagt*] s. fr 132, *35)* – 177,29 *werden*] s. a. a. O., *31)* – 177,38-178,8 *Charakteristik* bis *werden*] s. Bd. 2, 342 (*Wechselspiel zwischen reaktionärer Theorie und revolutionärer Praxis*) – 178,9 *Sachlichkeit«*] s. fr 132, *30)* und fr 143 – 178,24 *Schrifttums*] s. fr 141 – 178,28-179,10 *Für* bis *u.s.w.*] s. fr 138 – 179,11-15 *Der* bis *Kritik*] s. fr 140, 2. (173) und 5.-10. Notiz (174)

179f. [fr 143] ZUR KRITIK DER »NEUEN SACHLICHKEIT« ...

Die Aufzeichnung führt – unter Rückgriff auf Motive von fr 132 und 133 – die Überlegungen von fr 142 (s. 178) weiter. Sie ging teilweise ein in den Vortrag *Der Autor als Produzent* von 1934.

Ü: Ms 818 – Seidenpapierblatt ca. 22×14 cm (s. Rubrik »Ü« zu fr 142, 739); Blatt [4] des Konvoluts *Studien zur Kritik*.
D: 1930/1931

LESARTEN 179,32f. *jede theoretische Besinnung*] für {*⟨der⟩ Überbau*} – 180,8f. *ausschließt.*] danach {*Was die Besinnung ausschließt aber ist eben die Überzeugung, ihr Schrifttum wirke.* – 180,13 *werden.*] danach {*Woher kommen diese Autoren? (Regularisierung von ⟨globalen? xxx⟩ falschem*} – 180,16 *aussichtslose*] für {*ausweglose*} – 180,23f. *Produktionsmittel*] für {*Instru⟨mente⟩*}

NACHWEIS 180,14-37 *Der* bis *ist*] s. *Der Autor als Produzent*, Bd. 2, insbes. 692 und 700

181-184 [fr 144-151] Studien zum geplanten Vortrage bei Dr. Jean Dalsace

Aus Paris, gegen Ende des ersten Jahrs seiner Emigration, berichtete Benjamin Brecht: *Um mir* [...] *einige Mittel zu beschaffen, bin ich auf einen* [...] *Gedanken gekommen.* [/] *Ich kündige in den mir zugänglichen, und einigen andern französischen Kreisen eine Vortragsfolge »L'avantgarde allemande« an. Ein Zyklus von fünf Vorträgen – die Karten müssen für die ganze Folge subscribiert werden. Aus den verschiednen Arbeitsgebieten greife ich nur je eine Figur heraus, in der sich die gegenwärtige Situation maßgebend ausprägt.*

*1) le roman (Kafka)*
*2) l'essay (Bloch)*
*3) théâtre (Brecht)*
*4) journalisme (Kraus)*

*Vorangeht ein einleitender Vortrag »Le public allemand«.* [/] *Soviel zu meinen derzeitigen Projekten.* (Briefe, 602 f.) Zwei Tage vorher, am 3. 3. 1934, war die Nachricht bereits an Gretel Adorno und Scholem gegangen: *Die neue Initiative, die ich durch Dich* [scil. Gretel] *und Teddie* [Adorno] *gewonnen habe, wende ich nun nach zweifacher Richtung auf. Über die eine – die der Passagenarbeit* [...] *ein andermal. Die andere beruht darauf, daß man mir einen – ganz kleinen – Kunstsalon für einige Vorträge* [in der rue Saint-Guillaume, 31; der erste war für den 13. 4. 1934 vorgesehen] *zur Verfügung stellen will. Ich würde dort vor einem französischen Publikum einen Zyklus von Vorträgen aus meinem Arbeitskreis halten: so über Kafka, Ernst Bloch und einige andere im Rahmen einer geschlossenen Reihe sprechen. Natürlich steht es noch dahin, ob die Sache zustandekommt. Ich kann nur sagen, daß ich es sehr hoffe und alle Verbindungen, die ich hier habe, dafür zu mobilisieren suche.* (Briefe, 600) An Scholem hatte er geschrieben: *Hier meiner Arbeitskraft die angemessene Verwertung zu finden – dazu wäre beinah ein Wunder nötig. Mein neuestes Experiment in dieser Richtung habe ich durch die Ankündigung eines Vortragszyklus über die »Avantgarde allemande« unternommen, für den man mir einen kleinen Raum in Gestalt eines Kunstsalons und einige französische Subscribenten in Aussicht stellen will. Das alles im kleinsten Rahmen und noch ganz im Projektstadium. Zumindest wäre solche französische Vortragsfolge sprachlich ein gutes Training.* (Briefwechsel Scholem, 126) Die Hoffnung zerschlug sich schnell. *Steht einmal ein tröstlicher Stern an diesem französischen Himmel*, heißt es etwa einen Monat später, *so kann man mit den exzentrischsten Zufällen rechnen: er muß verschwinden. Endlich war alles für meine conférence vorbereitet. Konnte ich mir auch keinen unmittelbaren Ertrag von ihr erwarten, so hätte sie doch gewisse Aussichten eröffnet. Ganz zu schweigen von der Bedeutung, die heute – da ihre Möglichkeiten so*

*beschränkt sind – jede objektive Manifestation meiner Arbeit hat.* [/] *Und nun erfahre ich heute, daß der Arzt, der seine Wohnung und seine Beziehungen mir zur Verfügung stellen wollte* [scil. Dr. Jean Dalsace], *an einer Lungenentzündung erkrankt ist. Ein geringer Trost, daß das wahr ist und bestimmt keine Ausflucht darstellt. Auch zweifle ich nicht daran, daß die Absicht besteht, diese conférence zu einem spätern Zeitpunkt doch stattfinden zu lassen. Aber wieviel, wenn schon nicht kostbare so doch kostspielige Zeit geht verloren. Und schließlich laufe ich Gefahr, hart am Rande der saison zu starten, die zu Ende ist, ehe ich recht begonnen habe.* [/] *Meine Vorbereitungen zu diesem Vortrag sind im übrigen zu weit vorgeschritten, um ein Abbrechen der Arbeit zu rechtfertigen. Ich werde sie also durchführen.* (7. 4. 1934, an Gretel Adorno) Einen Tag später berichtete er Scholem: *Meinen Aufenthalt in Paris habe ich in den letzten Wochen ausschließlich der Vorbereitung eines Vortrages gewidmet, der in einem recht angesehenen Privathause geladnen Gästen den Ausgangspunkt einer Reihe von Betrachtungen über die gegenwärtige deutsche Literatur hätte vertraut machen sollen. Es war geplant, an diesen Vortrag, wenn möglich, conférencen anzuschließen, welche zum Unterschied von dieser ersten entgeltlich hätten sein sollen. Nun, kurz vor dem anberaumten Termin erfahre ich, daß der Veranstalter – ein sehr bekannter Gynäkologe – an Lungenentzündung erkrankt ist. Alles mußte abgesagt werden. Und die gedruckten Einladungen waren bereits verschickt.* [/] *So kommt es, daß ich die Gestaltung der kommenden Wochen noch garnicht übersehen kann. Sollte es später zu dem geplanten Vortrag kommen, so ist es doch noch fraglicher, als es von Haus aus war, geworden, ob sich weitere an ihn anschließen könnten* [...] *Der geplante Vortrag sollte zu* [dem *Aufsatz über die gegenwärtige gesellschaftliche Lage des französischen Schriftstellers*, s. Bd. 2, 776-803] *das Gegenstück darstellen: Courants politiques dans la littérature allemande actuelle* [...] *PS: Der Zustand des Arztes hat sich verschlechtert. An die Vorträge ist im Augenblick nicht mehr zu denken.* (Briefwechsel Scholem, 129f., 131) In einem Brief an Adorno vom folgenden Tag – am 9. 4. – heißt es: *Mich* [der *Passagenarbeit*] *ganz wieder zuzuwenden, werde ich umso mehr Zeit haben, als ein greifbares Objekt, das ich der Arbeit der vergangenen Wochen vorgesetzt hatte, sich gerade eben schmerzlich verflüchtigt. Wie Sie von Felizitas* [Gretel Adorno] *vielleicht gehört haben, hatte man mir die Aussicht eröffnet, im Hause eines bekannten hiesigen Gynäkologen einen Vortrag über die deutsche Literatur der letzten zehn Jahre zu halten. Seine Bedeutung hätte darin bestanden, mich in maßgebenden Kreisen bekannt zu machen. Eine Woche vor dem angesetzten Termin* [...] *erkrankte der Arzt* [...] *und auch jetzt kann noch nicht über sein Leben entschieden werden. Ob der Vortrag in dieser Saison noch zustandekommt, ist höchst fraglich, daß etwa fernere sich anschließen könnten, unmöglich geworden.* [/] *Die geplante Vortragsreihe war bestimmt, mir eine Reserve für den Sommer*

*zu schaffen. Daran ist nun nicht mehr zu denken.* (9. 4. 1934, an Th.W. Adorno)

Benjamin hatte ein Konvolut von 25 Blättern angelegt, das er *Studien zum geplanten Vortrage bei Dalsace* (Ms 539-563; s.u.) überschrieb: Aufzeichnungen zu dem *einleitenden Vortrag* des *Zyklus*, von dem eine schriftliche Fassung nicht existiert. Eine Motivliste (s. fr 144), diverse *Schemata* (s. fr 145-148) und Notizen (s. fr 149-151) geben eine Vorstellung von der ersten *conférence*, die Benjamin möglicherweise frei zu halten vorhatte. Sie und die übrigen Aufzeichnungen waren – über den Anlaß hinaus – als Materialien zu einer Aufsatz-Fassung, dem Gegenstück zur Arbeit *über die gegenwärtige gesellschaftliche Lage des französischen Schriftstellers*, gedacht, die ebensowenig wie der Vortrag samt dem anschließenden *Zyklus* zustandekam. Dabei handelt es sich – neben den abgedruckten Fragmenten – um folgende, März 1934 begonnene und über April hinaus fortgeführte Notizen:

1. Exzerpt aus *Frank Thieß* mit dem Zusatz *Sport gilt Thieß als Keimzelle eines neuen Heroismus. (Kracauer)* (Ms 542) – 2. 2 *Ernst Jünger*-Zitate aus *Der Arbeiter. Herrschaft und Gestalt*, die Notiz *Der Titel im Stil Georges!* und ein *Kracauer*-Exzerpt zum *»Gestaltbegriff«* Jüngers (Ms 543) – 3. *Kracauer*-Exzerpt betr. *Thomas Mann: Varia* und *»das sonderbare Liebeswerben des großen bürgerlichen Prosaisten um die Demokratie«* (Ms 544) – 4. 4 Exzerpte aus Ernst v. *Salomon: Die Geächteten* zur *»angenehmsten Kampfesart«*, dem Kampf *»mit geistigen Waffen«*, *p 29*, zum *Rathenaumord, p 309, p 315* und, zum *Vergleich mit Cendrars*, ein Gespräch Salomons mit *»Kern«*, *p 303* (Ms 545) – 5. 4 Exzerpte aus Günther *Gründel: Sendung* der jungen Generation *über Remarque, p 107*, zum *»reinen Menschen«* in den *»Kriegsbüchern«*, *p 108*, zur *»Dichtung dieser ganzen Zeit von etwa 1923/24 bis gegen 1927/28«*, *p 103* und zum *»›Wilhelm Meister‹ und ›Grünen Heinrich‹ unserer Generation«*, *p 116* (Ms 546; dazu s. *Der Autor als Produzent*, Bd. 2, 696) – 6. Exzerpt aus Bernard v. *Brentano: Kapitalismus* und Literatur zu: Unbekanntschaft mit dem *»Arbeiter«*, *p 54* (Ms 549) – 7. Literaturliste mit Titeln von *Benn*, *Borchardt*, *Döblin*, *Ihering*, *Brentano*, *Tucholsky*, Erich *Unger*, *Mannheim*, *Th. Mann*, *Leonhardt*, *Naville*, *Ball*, *Gründel*, *Kracauer*, *Salomon* und Stichwort *Reichsverfassung* (Ms 550) – 8. Exzerpt aus *Theorien des deutschen Faschismus* (Ms 554; s. Bd. 3, 248, 3-10) – 9. 2 *Kracauer*-Exzerpte *zu Döblin: Hocke* und zum *»Sozialismus«* Döblins sowie 3 *Döblin*-Exzerpte zu *»Entkräftigung des Staates«*, zum *»Kernstück«* des *Marxismus, p 91* und zur Nichtisolierbarkeit der *»Ökonomie«*, *p 93* (Ms 555) – 10. 7 weitere Exzerpte aus *Döblin: Hocke* zu Marx, *p 98*, zu *»Zeit der Erhebung der Zivilisten«*, *p 100/01*, zum *»aus ökonomischen Vorstellungen konstruierten«* Menschen, *p 103*, zur *Theorie vom Überbau*, *p 105*, zur *»Feudalität* [...] *in Deutschland«*, *p 112*, zu Marx als *»Humanist«* und seinem *»waschechten Messianis-*

*mus«*, *p 147* und zur neuformierten *»Front* [...] *gegen die feudalen Reste«*, *p 123*; vor dem letzten Exzerpt die Notiz *Epische Bedingtheit der Döblinschen Position. Hinweis auf Keller* (Ms 556) – 11. Exzerpt aus Florens Christian *Rang*: Deutsche Bauhütte (Ms 558; s. *Theorien des deutschen Faschismus*, Bd. 3, 243 f.) – 12. 5 weitere Exzerpte aus *Theorien des deutschen Faschismus* (Ms 559; s. a. a. O., 238,28 f., 239,2-4, 242,11-26, 243,21-26, 244,29 f., 247,9-12) – 13. 2 *Kracauer*-Exzerpte zu *Heinrich Mann: Die große Liebe*, eines zum *Inhalt* des Romans, eines zu seiner künstlerischen Bedeutung (Ms 560) – 14. 4 Exzerpte aus der ersten *Kommerell-Rezension* zu *George* (Ms 561; s. *Wider ein Meisterwerk*, Bd. 3, 253,11-14, 254, 4-6, 15 f., 255,25-28, 259,34-36) – 15. 2 Exzerpte *Aus der deutschen Reichsverfassung* zu *Graf: Einer gegen alle*, das eine zur sittlichen Betätigungspflicht *»jedes Deutschen«*, das andere zur Unterhaltsgewährung bei Arbeitslosigkeit, sowie die Notiz *Verwandtschaft zwischen Graf und Fallada* (Ms 562) – 16. 3 Exzerpte aus *Rudolf Borchardt*: *Aufgaben der Zeit* zur Verwandlung der *»Ecclesia pressa des deutschen Geistes in eine ecclesia militans«*, *p 64*, zum Leben und Überleben der *»deutschen Poesie«*, *p 56* und zum *»proletarischen Ursprung«* von *»neunzig Prozent des deutschen Lesepublikums«*, *p 52/53* (Ms 563).

Ü: Ms 539-563 – Konvolut von 25 Blättern (Titelblatt *Studien zum geplanten Vortrage bei Dalsace*, ca. 9,5×6 cm, rot), Blanko-Rezeptformulare (des Berliner Facharztes für Nerven- und Geisteskrankheiten Dr. Fritz Fränkel, ca. 15×8 cm); mit Ausnahme des Blattes [5] rückseitig beschrieben; Blatt [11] auf ca. 8×6,5 cm zurechtgeschnitten; Blatt [2 f.], [9 f.], [13-15] und [19] (jedoch in anderer Reihenfolge) im Textteil abgedruckt (s. u.), die übrigen 16 oben beschrieben.
D: Frühjahr 1934

181 [fr 144] Motivliste zum geplanten Vortrage bei Dalsace

Das Blatt, das den vollständigsten Überblick über die Motive des *einleitenden Vortrags* (Briefe, 603) bietet, wurde vorangestellt. Auf einem dem Konvolut nicht beigelegten Blatt fanden sich zwei (von drei eher 1930/1931 niedergeschriebenen) Notizen, die wegen des sachlichen Bezugs nachstehend abgedruckt werden:
*Über den Unterschied von einpackender und auspackender Literatur.*
*Gute Werke muß man aus sich (den Werken) heraus, schlechte aus ihrem Publikum kritisieren.*

Druckvorlage: Benjamin-Archiv, Ms 789

Ü: Ms 548 – Blatt [10] des Konvoluts *Studien zum geplanten Vortrage bei Dalsace* (Ms 539-563).

D: Frühjahr 1934

LESART 181,5,15f.,19,22] am Rand markiert *x*
NACHWEIS 181,27 *Künstler ...«*] Goethe, Sämtliche Werke, hg. von E. Beutler, Bd. 1: Sämtliche Gedichte, Erster Teil, 2. Aufl., Zürich 1961, 375 (Vorspruch zur Abt. »Kunst«: »Bilde, Künstler! Rede nicht! / Nur ein Hauch sei dein Gedicht.«)

181f. [fr 145] SCHEMATA

Ü: Ms 552 – Blatt [14] des Konvoluts (s.o.)
D: Frühjahr 1934

NACHWEIS 181,30-182,2 *Tendenz* bis *Lesers*] s. die Verarbeitung in *Der Autor als Produzent*, Bd. 2, 683-701; s. auch a.a.O., 1460-1462

182 [fr 146] DIE UMFUNKTIONIERUNG

Ü: Ms 540 – Blatt [2] des Konvoluts (s.o.)
D: Frühjahr 1934

NACHWEIS 182,3-29 *Die* bis *Kulturbolschewismus*] s. die Übernahme von Motiven aus »Kommentare zu Werken von Brecht« (Bd. 2, 506-539) und in *Der Autor als Produzent* (a.a.O., 686f., 691f., 694, 696f.)

182f. [fr 147] WIDERSTÄNDE GEGEN DIE UMFUNKTIONIERUNG

Ü: Ms 541 – Blatt [3] des Konvoluts (s.o.)
D: Frühjahr 1934

183 [fr 148] DAS SCHÖPFERISCHE ...

Ü: Ms 547 – Blatt [9] des Konvoluts (s.o.)
D: Frühjahr 1934

NACHWEIS 183,13-17 *Das* bis *Sachlichkeit*] s. fr 146f.

183 [fr 149] DIE TECHNISCHE FRAGESTELLUNG ...

Ü: Ms 551 – Blatt [13] des Konvoluts (s.o.)
D: Frühjahr 1934

NACHWEIS 183,18-27 *Die* bis *fallen*] s. *Der Autor als Produzent*, Bd. 2,686

183 [fr 150] ZUR KRISIS DER KUNST

Ü: Ms 553 – Blatt [15] des Konvoluts (s.o.)
D: Frühjahr 1934

184 [fr 151] ZUM »ALEXANDERPLATZ«

Ü: Ms 557 – Blatt [19] des Konvoluts (s.o.)
D: Frühjahr 1934

NACHWEISE 184,1 *Alexanderplatz«*] s. Alfred Döblin, Berlin Alexanderplatz. Die Geschichte vom Franz Biberkopf, Berlin 1929; s. *Krisis des Romans*, Bd. 3, 230-236 – 184,2-5 *Der* bis *ein*] s. *Der Erzähler*, Bd. 2, 438-465

## 185-194 [fr 152-159] Zu Grenzgebieten

### 185 [fr 152] Zur Graphologie

Die – theoretische und praktische – Befassung Benjamins mit Graphologie ist mehrfach bezeugt. Ende Mai 1920, nach *dem vollständigen Zerwürfnis* (Briefe, 239) mit seinen Eltern, schrieb er Scholem von der Notwendigkeit *irgend einer bürgerlichen Tätigkeit* und erwähnt in Parenthesis: *Diesen Monat habe ich 110 M mit drei graphologischen Analysen verdient* (Briefe 241; Scholem bemerkt dazu: »W. B. war ein außergewöhnlich begabter und hellsichtiger Graphologe, der seinen Freunden manchmal erstaunliche Proben seiner Fähigkeiten gab. Er gab 1922 sogar graphologischen Privatunterricht.« a. a. O.). Ende Januar 1922 heißt es: *Von morgen ab soll ich einem Grunewald-Backfisch, der hier nebenan wohnt, Graphologie-Stunden geben, das Stück zu 30 Mark. Ich habe mir im KDW* [Kaufhaus des Westens] *einen Zauberstab gekauft. Mit dessen Hilfe hoffe ich, die Sache sehr in die Länge zu ziehen.* (cit. Scholem, Freundschaft, 143) Benjamin dürfte dabei solcher Schriften wie »Handschrift und Charakter. Gemeinverständlicher Abriß der graphologischen Technik« von Ludwig Klages (Leipzig 1921; den Autor hatte Benjamin 1913/1914, als Vorsitzender der »Freien Studentenschaft«, zu einem *Vortrage über Graphologie* »im Sommer 1914« vor dieser Vereinigung »in Berlin« eingeladen; Bd. 2, 879) sich bedient haben – ein Buch, das er Jahre später, gelegentlich seiner Besprechung von Anja und Georg Mendelssohns »Der Mensch in der Handschrift« (Leipzig 1928-1930) zitierte (s. Bd. 3, 137). Zu diesem schrieb er Scholem August 1928: *Ich bin im Begriffe, nach seiner Lektüre den Sinn für Schriften, der mir vor ungefähr 10 Jahren verlorenging, wieder zu gewinnen. Es ist ein Buch, das genau die Richtung hält, die ich im Grunde in der Betrachtung von Schriften gefühlt und doch selbstverständlich nicht gefunden habe.* (Briefe, 477; s. auch Bd. 3, 630) Das fr *Zur Graphologie* könnte dem Tenor nach – der These von der Irreduktibilität des *Charakters* (185) aufs bloß impulsiv Gestische – unter dem Eindruck des Mendelssohnschen Buches entstanden sein (s. Bd. 3, 137, 18-23 und 138, 16-23). Angesichts des Schriftduktus und der Papierart ist eine frühere Datierung – etwa auf 1922 – freilich nicht auszuschließen. – Gelegentlich der Einrichtung *eines Zentralinstituts für wissenschaftliche Graphologie* an der *Lessing-Hochschule in Berlin (unter der Leitung von Anja Mendelssohn)* 1930 (Bd. 4, 596) hielt Benjamin einen Rundfunkvortrag über *Alte und neue Graphologie*, dessen Manuskript zwar verschollen ist (s. a. a. O., 1047), auf den aber ein erhaltenes Programm mit mutmaßlichen »Auszügen aus dem Vortrag« (a. a. O., s. 596-598) hinweist. – Die Sammlung Scholem bewahrt das Fragment einer

*Graphologischen Analyse über die Handschrift von R. L., Berlin 1926 durch Walter Benjamin*, das nachstehend abgedruckt wird:

*Der Schreiber ist eine Natur, die mit sich selber nicht im Reinen ist und auch schwerlich dahin gelangen wird. Er gehört zu den Typen, an deren Beobachtung man lange Zeit wenden muß und die man selbst dann zu kennen nie sicher sein kann. Im Ganzen wird die erste Zeit der Bekanntschaft mit ihm die angenehmere sein, denn die ansprechenden Züge liegen zu Tage, die bedenklichen nicht. Durchaus ansprechend sind die Manieren, die eines wohlerzogenen Mannes. Im Berufsleben ist der Schreiber zuverlässig, tüchtig und selbständig. Die allgemeine Intelligenz ist hoch über dem Durchschnitt. Der Schreiber ist eben um so bequemer, zuverlässiger und brauchbarer, je äußerlicher die Beziehungen sind, die ihn mit einem Menschen verbinden. Je tiefer jedoch die Beziehungen, in denen er steht, ihn betreffen, desto mehr ist mit subalternen Instinkten, mit Ressentiments und Jähzorn zu rechnen. Die Grundlage seiner Meriten und seiner Aktivität, die auf der Oberfläche liegen, sowie der moralischen Ausfallserscheinungen, die versenkt liegen, bildet ein Minderwertigkeitskomplex, der in ersterer überkompensiert wird, in der zweiten durchbricht. Von daher ein beständiges Bedürfnis »Stellung zu nehmen«, seinen Standpunkt herauszustreichen, zu widersprechen, mit einem Worte: der Umgebung zu imponieren. Die Kehrseite der Erscheinung ist eine große Verletzlichkeit. Seine stets wachen Abwehrinstinkte machen ihn mißtrauisch. Auch ist er, wo er einmal gereizt ist, ein unbequemer, unberechenbarer Gegner. Typus des Mannes, von dem sich Überraschungen erwarten lassen, der sich selber nur wenig kennt und sehr wenig für sich einstehen kann. Er wird wahrscheinlich immer etwas ⟨U⟩nreifes behalten. Damit hängt weiter seine Anpassungsfähigkeit und seine Beeinflußbarkeit zusammen. Er kennt diese Schwäche vielleicht: jedenfalls ist er in seinen menschlichen Beziehungen vorsichtig bis zur Ängstlichkeit, ist auch von Innen heraus auf Menschen in tieferem Sinne nicht angewiesen. Es verbindet ihn wenig mit anderen, er beobachtet sie aber um so schärfer und ist im ganzen ein guter Menschenkenner. Er ist sehr verschlossen und grade seinen Confidenzen gegenüber ist Mißtrauen sehr am Platze.*

*Grade weil dieses Gesamtbild nicht anziehend ist, muß betont werden, daß der Schreiber durchaus »ein anständiger Mensch« ist, der nie unvornehmes Verhalten bewußt sich gestatten würde. Aber trotz seiner hohen intellektuellen Entwicklung ist eben innere Klarheit (Bewußtheit über sich selber) nicht seine Stärke. Das Gemütsleben, die Affektivität ist dazu zu stark. Eine glückliche Natur ist der Schreiber durchaus nicht.*

*Er wird immer weit mehr Wärme von seiner Umgebung empfangen als er sie abgeben kann: kein sonniger Mensch. Wie weit ein unharmonischer Zustand des Unbehagens in ihm chronisch ist, oder durch Umstände, welche*

*beim Schreiben dieses Briefes speziell wirksam waren, hervorgerufen wurde, ließe sich nur* [*abgebrochen*]

Druckvorlage: Sammlung Scholem, maschinenschriftliche Kopie

Ü: Ms 663 – Blatt ca. 13×10,5 cm, abgetrennt von einem Bogen; auf Rückseite Fragment eines Briefentwurfs; Tintenspuren.
D: etwa 1922, vielleicht auch 1928

NACHWEIS 185,15 *goetheschen Sinne*] s. Goethe, Sämtliche Werke. Gedenkausgabe, hg. von Ernst Beutler, Bd. 9, 2. Aufl., Zürich 1961, 573 (Maximen und Reflexionen. »Es gibt eine zarte Empirie, die sich mit dem Gegenstand innigst identisch macht und dadurch zur eigentlichen Theorie wird.«)

185-187 [fr 153] EINIGES ZUR VOLKSKUNST

Die Aufzeichnung steht im Zweiten Notizblock hinter Notizen zum Proust-Essay von 1929 (s. Ms 717, Bd. 2, 1064) und vor denen zu geplanten französischen Buchkritiken von etwa 1929/1930 (s. Ms 719, Anm. zu fr 126, 722), was eine Datierung auf spätestens 1929 erlaubt.

Ü: Zweiter Notizblock, Ms 718 – Blatt [2].
D: spätestens 1929

LESARTEN **186,22** *und*] danach {*überall*} – **186,29** *klingt auf*] für {*ist der Grund, auf*} – **186,29** *wir*] danach {*dem Eindruck der primitiven*} – **186,35** *Kinderbüchern,*] danach {*Sachen*} – **187,2** *im*] danach {*modernen*} – **187,10** öffnet] für {*ist*} – **187,17** *In Wahrheit*] für {*Aber*}
NACHWEISE **186,18f.** *Es* bis *Improvisation*] s. *Vom Glauben an die Dinge, die man uns weissagt*, Bd. 4, 322f. – **186,32-187,23** *Nie* bis *entgegenkommt*] s. Ms 650 (2.-4. Abschnitt), Bd. 4, 995 – **187,12** *Arsenal von Masken*] s. *Traumkitsch*, Bd. 2, 622: *der Kitsch* [...] *ist die letzte Maske des Banalen, mit der wir uns* [...] *bekleiden, um die Kraft der ausgestorbenen Dingwelt in uns zu nehmen.* – 187,12-20 *Masken* bis *heraus*] s. Bd. 4, 373

**187f.** [fr 154] TELEPATHIE

Zentrum der Erörterung ist in der Aufzeichnung – wie auch in den zwei folgenden – das (Roulette-)*Spiel.* Nach Scholems Auskunft besuchte Benjamin in den Jahren zwischen 1925 und 1930 hin und wieder Spielbanken. In seinen Erinnerungen heißt es, daß er im Frühsommer 1927 von Paris aus

mit seiner Frau »an die Riviera« fuhr »und für ein paar Tage nach Monte Carlo« ging, »wo er so viel Geld gewann, daß er sich davon eine Reise von einer Woche nach Korsika leisten konnte.« (Scholem, Freundschaft, 166) Ein im Nachlaß erhaltener – undatierter und abgebrochener – Briefentwurf Benjamins nimmt augenscheinlich hierauf Bezug: *Lieber* [*Franz*] Hessel [/] *Sie müssen nicht böse sein, wenn es mit Nachricht bisher nicht hoch herging. Ich hielt es für nötig* [...] *der ganzen Postmisere einmal den Rücken zu kehren und lasse mir seit zehn Tagen nichts nachschicken. Das scheint insofern richtig gewesen zu sein, als ich in Monte Carlo ganz niedlich gewonnen habe. Denn ich spielte mit einer Seelenruhe wie sie mein von Berlin her gespeister Gram mir nicht gelassen hätte.* (Benjamin-Archiv, Ms 1286) »Mit Fritz Radt«, schreibt Scholem an anderer Stelle, »reiste er ein oder zweimal nach Zoppot, wo er einer ihn manchmal überkommenden Spielleidenschaft im dortigen Kasino fröhnte. Auf einer dieser Reisen [1929 oder 1930; s. Briefe, 514-516] verlor er seine gesamte Barschaft bis auf den letzten Pfennig und mußte sich das Geld für die Rückreise nach Berlin borgen.« (Scholem, Freundschaft, 160) – Von den drei Aufzeichnungen fr 154-156 dürfte die über [*Tele*]*pathie* die früheste sein. Setzt man die Exemplifizierung der Improvisation am *glücklichen Spieler* (188) zu Benjamins Spielerfolg in Monte Carlo in Beziehung, liegt eine Datierung auf frühestens 1927/1928 nahe, wofür auch der Schriftduktus spricht. Die Skizze am Schluß ist in etwa doppelter Vergrößerung faksimiliert wiedergegeben; der obere Strich schließt ungefähr an das letzte Textwort an; der größere Kreis – mit dem Zentrum *Spieler* – ist unten *Isolierkreis*, der kleinere *Ball* umschrieben; der aus Pfeilen gebildete große Kreis um den *Spieler* ist von unten nach oben *Suggestionskreis der Mitspieler* und der aus gegengerichteten Pfeilen gebildete, ihm einbeschriebene Kreis doppelzeilig von oben nach unten *Abwehr der Suggestion* (188) gekennzeichnet.

Ü: Ms 788 – Blatt ca. 11×8 cm, herausgetrennt aus einem Notizblock; linke obere Ecke abgerissen; spätere Bleistiftpaginierung »9«.
D: frühestens 1927/1928

LESARTEN 187,29 ⟨*Tele*⟩*pathie*] Rekonstruktion der durch Abriß beschädigten Stelle
NACHWEIS 188,4 *glückliche Spieler*] s. auch *Die glückliche Hand*, Bd. 4, 774f.

188-190 [fr 155] NOTIZEN ZU EINER THEORIE DES SPIELS

Die Aufzeichnung steht auf einem aus dem Zweiten Notizblock herausgetrennten Blatt, dessen ursprüngliche Lage sich annähernd durch die Tintenspur auf der linken unteren Ecke bestimmen läßt: der Ausdehnung des Flecks und dem im Kopf verbliebenen Blattrest nach dürfte es vor dem Ausriß zwischen Ms 726 und 727 – zwei um 1929/1930 datierbaren Blättern (s. Anm. zu fr 126, 722) – gelegen haben. Zu dieser Datierung würden einerseits der Hinweis auf den September 1928 veröffentlichten Text *Der Weg zum Erfolge in 13 Thesen* (190; s. Bd. 4, 990), andererseits augenscheinliche Bezugnahmen wie *Glück des Gewinnens* bis *Akts mit der Nummer* (190) auf den Text »Pariser Passagen II« von 1928/1929 (s. Bd. 5, 1056f., g°, 1; s. auch 612f., Konvolut O, O, 1, 1) stimmen. Andere Stellen dürften, umgekehrt, Ausgangspunkt von Aufzeichnungen im Passagen-Konvolut O, das Benjamin zwischen 1937 und 1940 zusammenstellte, gewesen sein (s. 638f., O12a, 2 und O13, 1-3; 639f., O13,4; 641f., O14, 3-4). Schon in *Das Spiel* von 1933 (s. Bd. 4, 426f.) könnten Teile der *Notizen* eingegangen sein.

Ü: Ms 1177 – Blatt ca. 11×9 cm, herausgetrennt aus dem Zweiten Notizblock; ursprüngliche Blattlage indizierender Tintenfleck (s. o.).
D: etwa 1929/1930

LESARTEN 189, 13 *denken*] für {*sagen*} – 189, 38 *soeben*] danach {*gewann*} – 190, 5 *Schicksal*] danach {*für sein Wissen*} – 190, 6 *Vergleich*] davor {*man muß zum*} – 190, 8f. *liebkosende*] für {*dankbare*} – 190, 12 *sosehr*] für {*allein*} – 190, 13 *zustande*] für {*ins Spiel*} – 190, 15 *Typus*] für {*Charaktertyp*}
NACHWEISE 190, 19 *p 14ff*] s. die Exzerpte Bd. 5, 622f. (O4,a) – 190, 24 *Thesen*] s. Bd. 4, 349-352 – 190, 25 *Le jeu*] s. die Exzerpte Bd. 5, 638 (O12, 3)

190f. [fr 156] NEBEN DEM EIGENTLICHEN TAGEBUCH HERLAUFEND ...

Der Eingangspassus erlaubt keine sichere Datierung, da davon auszugehen ist, daß nicht alle Tagebücher Benjamins erhalten sind (s. 630f.). Nur wenn diese – weiteren – *Notizen über das Spiel* (190) etwa auf die Aufzeichnungen *Mai-Juni 1931* (s. 422-441), mit der Erwähnung des *Casino de la Lotée in Nizza* (425), zu beziehen sind, wäre ihre Datierung mit 1931 anzusetzen. Für eine frühere Datierung – etwa 1929/1930 – spricht, daß fr 156 mit den *Notizen über das Spiel* die von fr 155 nicht nur in thematischer sondern auch zeitlicher Nähe weiterführen könnte.

Ü: Ms 1176 – Blatt ca. 18×13,5 cm, abgetrennt von einem (Brief-?)Bogen.
D: etwa 1929/1930, vielleicht 1931

LESARTEN **190,28** *Sache*] danach {*scheinbar*} – **191,12** *Fiebern*] *Fibern* ? – **191,18** *Ursprung*] davor {*eigentliche*}
NACHWEIS **191,8** *Bemerkung*] s. die Exzerpte aus »Le jardin d'Epicure«, Bd. 5, 622 f.

**191 f.** [fr 157] KIND UND PFERD – KENTAUR ...

Die Notizen über *Mikro-* und *Makrokosmos* (191) finden sich im Dritten Notizblock unmittelbar vor der etwa 1933 zu datierenden Projektliste (s. fr 130). Niederschlag von Diskussionen mit Felix *Noeggerath* (191; über Noeggerath s. Scholem, Engel, 78-127), den Benjamin seit 1915 kannte und zu dem er bis gegen 1918, später nach 1925 Beziehungen unterhielt, könnten die Notizen vor Noeggeraths Auswanderung nach Ibiza in Berlin, eher danach – auf Ibiza, wohin Benjamin ihm Ende April 1932 gefolgt war und wo er sich »ziemlich genau drei Monate« (Scholem, Freundschaft, 227) aufhielt –, vielleicht auch nach seiner Rückkehr nach Berlin niedergeschrieben worden sein. – Das dem im Block vorhergehende Blatt verzeichnet Stichworte *Zum Mikrokosmos*, die nachfolgend abgedruckt werden:

*Einleitung von Faust II Arielszene* [s. Erster Akt, Anmutige Gegend, v. 4613-5027]
*Klein, kleiner Knabe*
*Sie wolle es ihm lieblich lohnen*
*Keine Vermischung im Mikrokosmos*
*Vermischung keine Synthesis*
*Hermaphrodit makrokosmisch* [diese und die vorhergehende Notiz vielleicht zu beziehen auf den Homunculus, der »kristallinisch«, durch Mischung, erzeugt wird und von dem Thales sagt »Er ist, mich dünkt, hermaphroditisch«; s. Faust II, v. 8256]
*Die Pallasianer in Nußschalen* [s. Scheerbart, Lesabéndio]
*Neue begünstigte* [x]
*Tockeli (schweizerisch für Püppchen) δακτυλοι* [s. Faust II, v. 7622 ff.]
*Mikrokosmus – Diskontinuum – Dialektik*
*Makrokosmus – Kontinuum*

Druckvorlage: Dritter Notizblock, Ms 746

Ü: Dritter Notizblock, Ms 747 – Blatt [2].
D: etwa 1932/1933

LESART 192,4 *im*] für {*des*}; *s* bei *Rücken* blieb ungestrichen
NACHWEISE 191,26-192,9 *Kind* bis *lernen*] s. die Interpretation bei Scholem, Engel, 103f. (die Angabe in Anm. 55, s. 126, die Aufzeichnungen stünden in Notizen Benjamins zum Thema »Farbe und Phantasie«, beruht auf einem Irrtum) – 191,27 *Ghandarve*] s. auch *Franz Kafka*, Bd. 2, 414f.

**192f.** [fr 158] ZUR ASTROLOGIE

Die *vollständigen Prolegomena einer jeden rationalen Astrologie* (193), als welche Benjamin die Aufzeichnungen am Schluß charakterisiert, sind Vorstudien zur Anfang 1933 entstandenen *Lehre vom Ähnlichen* (s. Bd. 2, 204-210; s. auch 950-958). Sie finden sich auf einem aus dem Zweiten Notizblock herausgetrennten Blatt, einer Sammelhandschrift mit Aufzeichnungen überwiegend aus den Jahren 1929/1930. Ob auch sie in dieser Zeit niedergeschrieben sind, läßt sich nicht mehr ausmachen. Wahrscheinlicher ist eine spätere Datierung, etwa auf 1932, eine Zeit vor der Niederschrift der *Lehre vom Ähnlichen*.

Ü: Ms 810 – Blatt ca. 11×9 cm, herausgetrennt aus dem Zweiten Notizblock.
D: etwa 1932

LESARTEN 192,15 *notwendig*] davor {*doch*} – 192,23 *untereinander, in*] dazwischen *in den* {*Gestalten[?] und Gestir⟨nen,⟩ Kristallen und Sternen untereinander*} – 192,33 *deren*] danach {*z. B.*} – 193,3 *geschwunden sein*] für {*sich zurückgezogen haben*} – 193,16f. *charakteristische Einheit*] für {*Einheit*} – 193,26 *Dasein*] für {*Innern*} – 193,30 *das mimetische*] für {*ein mimetisches*} – 193,32 *den Vollbesitz*] für {*ihre Blüte in den* } {*Höhepunkt dieser B [abgebrochen]*} – 193,35 *äußerste*] für {*ungeheure*} – 193,35 *Genie*] für {*Meisterschaft*}; *die* blieb unkorrigiert
NACHWEISE 192,17 *realen Humanismus*] s. den Terminus auch in *Karl Kraus*, Bd. 2, 364, 366 – 192,19 *gezeigt*] s. *Ursprung des deutschen Trauerspiels*, Bd. 1, 317-335, insbes. 326-334 – 192,21 *Ähnlichkeit«*] s. *Lehre vom Ähnlichen* und *Über das mimetische Vermögen*, Bd. 2, 204-213

**194** [fr 159] WER EINEN ANDERN ...

Die Reflexion setzt die These vom *ehemals gewaltigen Zwang, ähnlich zu werden und sich zu verhalten* (Bd. 2, 210, Zusatz und folg. Abschn.) voraus. Sie findet sich auf dem Blatt eines der Notizblöcke mit orangerotem Papier, die Benjamin im Pariser Exil ab etwa 1937 verwendete. Entweder

entstand die Aufzeichnung ab diesem Jahr, oder sie wäre ein Beleg für Benjamins Verwendung dieses Papiers schon Jahre früher – etwa nach seiner Rückkehr nach Paris Oktober 1933 von Ibiza, wo er *Über das mimetische Vermögen* niederschrieb (s. a. a. O., 952). Die gedankliche Nähe zu den Mimesistexten macht die frühere Datierung wahrscheinlicher.

Ü: Ms 925 – Blatt ca. 11,5×9 cm, orangerot, herausgetrennt aus einem Notizblock.
D: entweder 1933/1934 oder ab 1937

LESARTEN **194,1** *Wer*] davor gestrichene Titelentwürfe {*Die Höflichkeit*} {*höfliche Begrüßung*} – **194,4**f. *dürfte* [...] *darstellen*] für {*stellt*} *dar* – **194,5** *Bereitschaft*] für {*Disponibilität*} – **194,7** *Ausdruck*] für {*Gesichtsausdruck*} – **194,9** *Erschöpft sich*] für {*Könnte*} erg. *sich erschöpfen* – **194,12** *im Lächeln das Einverständnis*] für {*das Lächeln die allgemeine Bereitschaft*} – **194,15** *erwiese die Meisterschaft*] für {*wäre das Meisterstück einer Mi*} {*das Meisterstück aller Mimesis: in*}

## 195-211 [fr 160-189] Betrachtungen und Notizen

### 195 [fr 160] Die Landschaft von Haubinda

Die fragmentarische Aufzeichnung, niedergeschrieben aus der *Erinnerung* (195) an die *1¼ wichtigen Jahre* (10. 10. 1912, an Ludwig Strauß), die Benjamin *in dem Landerziehungsheim Haubinda in Thüringen* (215; s. auch 216, 218, 222) zubrachte, könnte nach Schriftduktus und Stil um 1913/1914 – die Zeit, aus der *Metaphysik der Jugend* (s. Bd. 2, 91-104) stammt – entstanden sein.

Ü: Ms 1337 – Blatt ca. 21×16,5 cm, abgetrennt von einem Bogen; beschädigt durch auf der Rückseite beseitigte Klebespuren; Skizze auf linkem unterem Rand.
D: etwa 1913/1914

LESARTEN 195,4 *sein*] für {*stehen*} – 195,7 *der Thron*] für {*die Höhe des*} *Thrones*; letztes Wort blieb unkorrigiert
NACHWEISE 195,2 *Landschaft von Haubinda*] s. *Pfingstreise von Haubinda aus*, 229-231 und *Tagebuch Pfingsten 1911*, 232-235 – 195,19f. *Dörfer mit Namen*] dazu s. *Noch einmal*, Bd. 4, 435; der Traum, der diese Namen präzis erinnert, ist ca. 1932/1933 niedergeschrieben

### 196 [fr 161] Notizen 1

Um den Typus der Sache nach zwar heterogener, der Aufzeichnungsart nach aber zusammengehöriger Notizen zu dokumentieren, haben die Hg. hier wie in analogen Fällen (s. fr. 171, 178, 185 und 187) die einzelnen Aufzeichnungen nicht auf verschiedene Sachgruppen verteilt sondern beisammengelassen und sie, gemäß dem bei Benjamin selbst verbürgten Titel *Notizen* (s. fr 184) »Notizen« zubenannt und innerhalb dieser Fragmentengruppe durchnumeriert. Die vier Aufzeichnungen, deren letzte auf der Rückseite des Blattes steht und möglicherweise früher als die übrigen niedergeschrieben wurde, stammen aus der Zeit frühestens ab etwa 1918/1919 bis spätestens etwa 1921/1922.

Ü: Ms 772 – Blatt ca. 12×7,5 cm, herausgetrennt aus dem Ersten Notizblock und beigelegt einem Konvolut (Ms 762-779); spätere Bleistiftpaginierung »11«.
D: zwischen etwa 1918/1919 und 1921/1922

LESARTEN **196,7** *wort geborene*] *wort* zweimal unterstrichen – **196,22-24** *Die* bis *entwenden.*] auf Blattrückseite über dem unten niedergeschriebenen Rest der dritten Aufzeichnung; dazwischen und auf dem linken Rand neben der letzten beginnend die Stichworte und Notizen: *Die Schule* [/] {*Das Kartenspiel*} [/] {*Graphik*} [/] *Freundschaft und Liebe* [s. fr 47/] *Über die Neigung* [/] {*Goethe: die Natur das Chaos der Symbole*} [s. Bd. 1, 148/] *Der romantische Begriff der Philologie* [s. fr 67/] {*Brief über die Größe an* [Werner] *Kraft*} [s. Briefe, 189/] *Über Faust II*
NACHWEISE **196,5** *Centauren*] s. *Der Centaur*, Bd. 7 – **196,8-21** *Das* bis *fehlt*] s. Bd. 1, 193-197

**196f.** [fr 162] DER RUHM DES LEBENDEN KÜNSTLERS ...

Die Aufzeichnung ist auf einem Einlegestreifen der Berliner Staatsbibliothek – mit aufgedruckter Rücklieferungsmahnung »bis 7. Februar 1924« – in umgekehrter Richtung niedergeschrieben – wahrscheinlich während der Zeit der Ausleihe, kaum später als 1924. Vielleicht handelte es sich bei dem entliehenen Buch um »Suggestion und Autosuggestion« von C. Baudouin, einem Vertreter der sog. Zweiten Schule von Nancy, das Dresden 1924 deutsch erschien, denn auf der Rückseite des Streifens findet sich die – gestrichene – Notiz: {*Kein Wille ohne genaue Vorstellung, keine Vorstellung ohne Innervation. Mit diesem letzten Satze wird Baudouin fortgeführt. Nun ist der Atem der genaueste Hebel der Innervation. Daher die Praxis der Yoga. Auszuführen!*}

Ü: Ms 661 – Einlegestreifen ca. 16×4 cm, datiert »bis 7. Februar 1924«.
D: 1924

LESARTEN **196,27** *bestimmt*] für {*inspiriert*} – **196,31** *an dem*] für {*dessen*} – **196,34** *tragen*] danach {*und erhal*}

**197** [fr 163] BETRACHTUNG DES BUCHES ALS EINER SACHE ...

Wie aus dem Fragment eines Briefentwurfs auf der Rückseite des Blattes zu erschließen, wurde die *Betrachtung* nicht vor Anfang Juni 1924 niedergeschrieben. Was von dem Briefentwurf erhalten blieb, lautet: *Lieber Herr Kracauer!* [/] *Ihre sowie Herrn Wiesengrunds Zeilen betreffs des Baudela* [erg. *ire*, scil. *Charles Baudelaire, Tableux parisiens. Deutsche Übertragung mit einem Vorwort über die Aufgabe des Übersetzers*, erschienen 1923; s. Bd. 4, 7-63, 889; erg. weiter *habe ich*] *erhalten. Als ich Ihren freundlichen Vorschlag, für das Buch durch ein Referat einzutreten,* [Ende

des Fragments]. Der *Vorschlag* dürfte von der *redaktionellen Intrige* gelegentlich der Anzeige des Buches in der *Frankfurter Zeitung Anfang Juni* 1924 veranlaßt worden sein, in dem Sinn, daß Siegfried *Kracauer* sich *zur Leistung von Reparationen* [...] *erbötig* gemacht hatte (Briefe, 351f.). Schrift- und Tintenart der *Betrachtung* legen nahe, daß sie nicht viel später als der Briefentwurf niedergeschrieben wurde.

Ü: Ms 664 – Blatt ca. 10×9 cm, von einem Bogen schräg abgetrenntes Blatt; Ende der Aufzeichnung, Bruchstück eines Briefentwurfs und diverse Notizen auf Rückseite.
D: Sommer 1924

197 [fr 164] Erster italienischer Höhenzug ...

Die Folge von Notizen ist die zweite Eintragung im Schwarzen Lederheft und steht – freilich erst nach 8 unbeschrieben gebliebenen Blättern – vor dem *Tagebuch meiner Loirereise* (vom 12.-16. 8. 1927; s. 409-413). Sie dürften Eindrücke von Benjamins Italienreise 1926 festhalten. Eigentümlich ist, daß die dritte Notiz (s. 197), über eine Variante (s.u.), in stark reduzierter und modifizierter Fassung in der Ende Oktober 1928 abgeschlossenen *Skizzenreihe* über *Marseille* (s. Bd. 4, 360) wiederkehrt. Möglicherweise hat Benjamin das in Italien empfangene Motiv – wegen des weitergehenden Typischen – erst unter die *Kurzen Schatten* aufnehmen wollen, ehe er ihm die Stelle unter den Marseillaiser Skizzen gab; das würde die Streichung der Notiz erst im Lederheft, dann, unter den *Varia* zu *Kurze Schatten*, im Zweiten Notizblock erklären. Die Variante dort lautet:

{*(Die Hähne)*
*Geräusche sind scheu; sie suchen den Einsamen auf. Und sie wollen erhört und bedacht und Partner in einer Zwiesprache sein. Sie wollen noch im Schweigen zu Worte kommen, mit Erinnerung an sich durchtränken. Es gibt ein Schweigen der Hähne, ein Schweigen der Axt, ein Schweigen der Grillen, Hunde, das der nie wahrnimmt, der nicht allein ist.*}

Druckvorlage: Zweiter Notizblock, Ms 738

Ü: Schwarzes Lederheft, S. 3
D: vor August 1927

lesart 197, 14 *⟨Höhenzug ?⟩*] wegen Beschädigung des oberen Blattrands besonders unsichere Lesung

**198** [fr 165] Regel ...

Die Notiz findet sich auf dem Rand eines Blattes mit Stichworten zu Reiseeindrücken von Korsika, die anscheinend an Ort und Stelle, während Benjamins Abstecher Juni 1927 von Nizza aus, niedergeschrieben wurden (s. Anm. zu fr 154, 750).

Ü: Ms 1286 – Blatt ca. 21×13,5 cm, abgetrennt von einem Briefbogen; gefaltet, in 2 Kolumnen beschrieben; fr 165 entlang der zweiten notiert; zwei Briefentwürfe auf Rückseite.
D: etwa Juni 1927

**198** [fr 166] Zu einer Beschreibung von Danzig

Benjamin besuchte Danzig im Dezember 1927, wie u. a. aus einem Brief an Kracauer hervorgeht, wo es heißt, daß *mir* ein Buch Chestertons *über einige trübe Momente hinweggeholfen* hat, *als ich es – Bratäpfel dazu essend – im letzten Dezember in Danzig las.* (10. od. 16. 3. 1928, an Siegfried Kracauer) Die Notizen dürften, wenn nicht an Ort und Stelle, vielleicht um die Jahreswende 1927/1928 niedergeschrieben worden sein.

Ü: Schwarzes Lederheft, S. 74
D: Dezember 1927 oder um 1927/1928

lesart **198,25** *doch*] davor und danach {*wieder*}

**198f.** [fr 167] »Tausende, die hier liegen ...

Die Betrachtung findet sich im Zweiten Notizblock auf dem Blatt hinter dem mit fr 111 und vor dem mit fr 168. Die wahrscheinlichere Datierung von fr 111 auf 1927 (s. 712) legt die der Silvesterbetrachtung auf die Jahreswende 1927/1928 nahe. Da fr 168 auf dem folgenden Blatt jedoch von italienischen Reiseeindrücken ausgehen dürfte, die am ehesten auf 1929 zu datieren sind, kann die Silvesterbetrachtung auch um die Jahreswende 1929/1930 entstanden sein.

Ü: Zweiter Notizblock, Ms 724 – Blatt [9].
D: Jahreswende 1927/1928 oder 1929/1930

lesarten **198,33** *Inschrift*] für {*Grabschrift*} – **198,33** *Kaufmanns*] bei Mörike »Künstlers«, s. Nachweis – **198,33** *mag*] für {*möchte*} – **199,6** *Es*]

für *{Ja, es}* – 199,8 *besprenkelt*] für *{besprengt}* – 199,10 *in dem*] für *{durch das}* – 199,10f. *sich spiegelt*] für *{hineinscheint}*
NACHWEIS 198,32 *du«*] Eduard Mörike, Sämtliche Werke. Textredaktion Jost Perfahl, Bd. 1, München 1968, 756 (»Auf dem Grabe eines Künstlers«)

199 [fr 168] ÜBER DIE ART DER ITALIENER, ZU DISKUTIEREN

Unterstellt man eine Niederschrift aus der Retrospektive auf die Italienreise 1925, wäre die Datierung etwa in diesem Jahr anzusetzen; wahrscheinlicher ist den Hg. eine Beziehung auf die Reise nach Italien im Sommer 1929 und eine entsprechende Datierung der Aufzeichnung.

Ü: Zweiter Notizblock, Ms 725 – Blatt [10].
D: 1929, vielleicht 1925

LESART 199,28 *pragmatische Gesinnung*] dazwischen *{wahrhaft römermäßige}*

200 [fr 169] GEDACHT IST ALLES ...

Die Reflexion ist die zweite Eintragung im Pergamentheft der Sammlung Scholem, das Benjamin in den Jahren 1928/1929 benutzte. Direkt anschließend folgt die Niederschrift zu *Weimar* aus der ersten Junihälfte 1928 (s. Bd. 4, 353-355, 990f.).

Ü: Pergamentheft SSch, S. 1
D: im oder vor Juni 1928

200 [fr 170] ZUR ENTBINDUNG DER TRAUMATISCHEN ENERGIE ...

Der kleine Bericht steht im Pergamentheft SSch nach Aufzeichnungen aus dem »motivischen Umkreis der *Studie* über den Erzähler« aus dem Jahre 1928 (s. Bd. 2, 1276) und vor ersten Niederschriften zu *Marseille*, der *Skizzenreihe*, die Ende Oktober 1928 abgeschlossen wurde (s. Bd. 4, 992), könnte also etwa Sommer 1928 aufgezeichnet worden sein. Über *Joël* (200) schrieb Benjamin 1928 an Scholem: *Ich* [...] *kenne den Betreffenden aus meiner berliner Studentenzeit, da er Vorsitzender des sogenannten sozialen Amtes* [der Freien Studentenschaft; s. Bd. 2, 881] *war und in der Rede, welche ich im Mai 1914 bei Übernahme meines Präsidiums* [s. a. a. O., 872-

874] *hielt, von mir mit einer Kriegserklärung in aller Form bedacht wurde. Er und ein anderer meiner Opponenten aus jener Zeit haben sich durch Gottes – oder Satans – Fügung wunderwar verwandelt und sind zu Karyatiden an dem Portal geworden, durch das ich nun schon zweimal in die Bezirke des Haschisch eingegangen bin* [s. 558-618]. *Diese beiden Ärzte* [Dr. Ernst Joël und Dr. Fritz Fraenkel] *nämlich machen Versuche über Rauschgifte, zu denen sie mich als Versuchsperson gewinnen wollten. Ich bin darauf eingegangen.* (Briefe, 456f.)

Ü: Pergamentheft SSch, S. 29
D: Sommer 1928

NACHWEIS **200,6** *Joël*] s. auch 416 und 476f.

**200-203** [fr 171] [NOTIZEN 2]

Die Folge von 16 Aufzeichnungen von der Art des bloßen Notats über gnomische Formen bis zur Betrachtung und Charakteristik – von den Hg. »Notizen« zubenannt (s. Anm. zu fr 161, 755) – sind, wie schon der wechselnde Schriftduktus zeigt, in kleineren oder größeren Zeitabständen ab etwa 1928 bis etwa 1929, vielleicht 1930 niedergeschrieben. Unterstellt man reguläre Blattfolge, ist als ungefährer terminus a quo das im Zweiten Notizblock vorangehende Blatt (Ms 732) mit Aufzeichnungen zu den beiden Texten über Gide von Anfang 1928 (s. Bd. 4, 497-509) anzusehen.

Ü: Zweiter Notizblock, Ms 733 – Blatt [18].
D: 1928 bis 1929/1930

LESARTEN **200,27** *des s*] scil. des Schluß-s (wie auch im Ms) der Sütterlinschrift – **201,1** f. *von* bis *bewegen*] Ende der dritten schräg neben der gestrichenen ursprünglich vierten Aufzeichnung {*Karl Kraus, aus dem ⟨x⟩ Schrifttum zu explizieren*} – **201,5** *steht*] danach {*(ein Buch kennen zu lernen)*} – **201,6** *einer*] für {*ein Autor*} – **201,7** *um Kritiken*] dazwischen {*ein Buch kennen zu lernen des Erfolges oder Mißerfolges wegen, den er gehabt hat (also um die*} – **201,7** *kritisieren*] für {*verstehen und zu beurteilen*} – **201,11** *eine*] für {*die*} – **201,24**f. *marktschreierisch*] für {*selbstsicher und so verzweifelt zugleich*} – **202,1** *gelehrigen*] für {*fachmännischen*} – **202,4** *wirkende*] für {*gegenwärtige*} – **202,10**f. *bleiben*] für {*sind vielleicht*} – **202,14** *die*] für *das* {*Scheinreich auch in die Bereiche der Wiss*} – **202,27** *Aber*] für {*Setzt er aber zum Sprunge an, so muß*}
NACHWEISE **200,21** *Kind* bis *Bett*] vermutlich Stichwort zu einem weiteren Stück von der Art der unter *Vergrößerung* in *Einbahnstraße* (s. Bd. 4, 113-

116; s. auch 937) zusammengefaßten – 200,22-201,2 *Schreibendes* bis *bewegen*] Entwurf zu einem weiteren Stück dieser Art, jedoch in der *Nachtragsliste zur Einbahnstraße* (s. Bd. 4, 911 f.) nicht verzeichnet; möglicherweise konzipierte es Benjamin beim Lesen des Buches nach der Veröffentlichung 1928 – 201,5-7 *Lesen* bis *lesen*] s. fr 137, 1. Notiz – 201,8-19 *Für* bis *bringen*] s. fr 132, *3)* und *21)* – 201,22 *Nachtrag*] zur Charakteristik Borchardts s. Briefe, 188-190 und 192; fr 42 und Anm. zu fr 42 f., 670 f.; ferner Bd. 1, 182 und 856 – 201,29 f.-202,19 f. *Hofmannsthal* bis *Entsagende*] s. fr 120 – 202,30-33 *Dialektik* bis *Glücks*] s. *Einmal ist keinmal*, Bd. 4, 369; *Agesilaus Santander*, Bd. 6, 523; *Zentralpark*, Bd. 1, 628 f.

## 203 [fr 172] DIE GROSSE KUNST ...

Das Blatt mit der Betrachtung folgt im Zweiten Notizblock einem mit der Niederschrift zu *Pläne verschweigen* aus *Kurze Schatten* (s. Bd. 4, 370 f.) von 1929 und geht einem Blatt mit Niederschriften – davon zweien zur selben Serie – unter dem Titel *Verschiedenes* (s. Anm. zu fr 173) vorher. Dies macht eine Datierung auf eine Zeit vor Mitte 1929 wahrscheinlich.

Ü: Zweiter Notizblock, Ms 737 – Blatt [22].
D: etwa vor Mitte 1929

LESARTEN 203,18 *die*] danach {*engen*} – 203,21 *mit allen Sinnen*] für {*überall*}
NACHWEIS 203,12 *petit!«*] Baudelaire, Œuvres complètes. Texte établi, présenté et annoté par Claude Pichois, Bd. 1, Paris 1975, 129 (Les fleurs du mal. CXXVI Le voyage, v. 3 f.)

## 203 f. [fr 173] MILIEUTHEORETIKER

Die Aufzeichnung ist die dritte von vieren, die Benjamin *Verschiedenes* überschrieb. Die erste und vierte sind Niederschriften zu *Armut hat immer das Nachsehen* und *Woran einer seine Stärke erkennt* aus den etwa Juni 1929 abgeschlossenen *Kurzen Schatten* (s. Bd. 4, 369 f. und 371 f.), die zweite die Stilisierung der dritten Notiz von fr 164 (s. 197 und Anm., 757); alle drei sind ganz, die Aufzeichnung *Milieutheoretiker* ist zu etwa ¼ gestrichen.

Ü: Zweiter Notizblock, Ms 738 – Blatt [23].
D: etwa vor Mitte 1929

LESARTEN 203,25-204,1 *Bedenkt* bis *Philanthropen*] gestrichen – 203,28 *Verwechslungen*] danach {, *Zwillingen,*} – 204,1 *Proustschüler*] für {*Proustbewunderer*}

204 [fr 174] SOLLTE NICHT DER INTENSITÄT ...

Die Reflexion steht als fünfte auf einem Blatt mit neun Notizen, das Benjamin, zusammen mit fünf weiteren Blättern, in einem Couvert, signiert *Vom Glauben an die Dinge, die man uns weissagt*, verwahrte (s. Ms 644-650 und Bd. 4, 372f.). Wegen der Unabhängigkeit von diesem Text wurde die Reflexion in diese Fragmentengruppe aufgenommen.

Ü: Ms 646 – Blatt ca. 10,5×8,5 cm, herausgetrennt aus einem Notizblock.
D: etwa vor Mitte 1929

204 [fr 175] DER RITUS LEHRT ...

*Morgen gehe ich nach Siena*, heißt es in dem brieflichen Bericht vom 27. 7. 1929 aus Volterra von Benjamins Italienreise mit Wilhelm Speyer (Briefe, 498).

Ü: Zweiter Notizblock, Ms 744 – Blatt [29].
D: Siena, 28. 7. 1928

204 [fr 176] PENTHESILEA ...

Die beiden Notizen, wovon die erste eine der wenigen überlieferten Äußerungen Benjamins zu Kleist ist (s. Bd. 3, 187; auch Briefe, 115, 150), stehen im Pergamentheft SSch hinter der Niederschrift zur Juni 1929 veröffentlichten Mehringkritik (s. Bd. 3, 183 f.) und vor der zur Oktober 1929 veröffentlichten Rezension von Polgars »Hinterland« (s. a.a.O., 199 f.), dürften also etwa im Zeitraum dazwischen niedergeschrieben worden sein.

Ü: Pergamentheft SSch, S. 77
D: etwa Spätsommer/Frühherbst 1929

NACHWEISE 204,17 *Penthesilea*] s. Heinrich v. Kleist, Werke, hg. von E. Schmidt, Bd. 2, Leipzig, Wien o.J., 5-168 (Penthesilea. Ein Trauerspiel) – 204,24 *Prodikosallegorie*] s. Xenophon, Memorabilien, 2,1,21ff., wo der

von Prodikos in der verlorenen Schrift Ὧραι erzählte Mythos von Herakles am Scheidewege nachgebildet ist

205 [fr 177] Lesen

Der erste Teil der Aufzeichnung könnte Keimzelle zu *Kriminalromane, auf Reisen*, erschienen Anfang Juni 1930 (s. Bd. 4, 381-383), sein. Die ihr im Schwarzen Lederheft (s. S. 70) vorhergehende Eintragung ist *Anfang September 1929* datiert, die ihr auf der Rückseite (s. S. 71) folgenden Aufzeichnungen zu *Weimar* freilich sind bereits Juni 1928 (s. Bd. 4, 990f.) niedergeschrieben. Dies läßt eine Datierung einerseits nach September 1929, andererseits nach Juni 1928 – je nach Benutzung des Lederhefts – zu.

Ü: Schwarzes Lederheft, S. 71
D: etwa nach September 1929 oder nach Juni 1928

lesart 205,4 *Bücher,*] danach {*dämm⟨ernd⟩*}
nachweis 205,3f. *Reiselektüre«*] s. die Aufnahme des Stichworts, Bd. 4, 382,35

205 [fr 178] Notizen 3

Die beiden Notizen finden sich auf der vorletzten Seite des Schwarzen Lederhefts – in dem Teil der Sammelhandschrift (s. S. 70-82), der »Notizen unterschiedlichsten Charakters« überwiegend »aus den Jahren 1928 und 1929« (Bd. 5, 1337) enthält.

Ü: Schwarzes Lederheft, S. 81
D: etwa 1928/1929, vielleicht 1930

lesarten 205,18 *banalen*] erg. etwa »Placierung« – 205,22 ⟨*wissen?*⟩] man erwartet *weiß*; halbwegs entzifferbar jedoch das eingefügte Wort

205 [fr 179] Der grosse Autor ...

Der Aphorismus steht – schräg zwischen oben links und unten rechts fixierten Notizen zu Rundfunkarbeiten – auf einem Blatt des Konvoluts *Studien zur Kritik*; er und die Notizen sind augenscheinlich früher als das umseitige, nach Juni 1930 zu datierende fr 136 (s. 736) niedergeschrieben.

Benjamin dürfte das Blatt später, nach Niederschrift von fr 136, dem Konvolut inkorporiert haben.

Ü: Ms 827 – s. Anm. zu fr 136 (736).
D: etwa 1929/1930

NACHWEIS 205,25-29 *Der* bis *wiederzuerkennen*] s. auch *Gut schreiben*, Bd. 4, 435f.

**205f.** [fr 180] »SUCHE ALLEM IM LEBEN EINE FOLGE ZU GEBEN« ...

Die Aufzeichnung sollte nach dem ursprünglichen Plan der *Ibizenkischen Folge* an deren vierter Stelle figurieren (s. Bd. 4, 1002; die Angabe, daß der Text ungeschrieben oder verschollen sei, beruht auf einem Irrtum). Von den fünf Aufzeichnungen auf dem Blatt ist er die zweite; die erste ist eine Vorstufe zu *Einmal ist keinmal* (s. a.a.O., 433f.), entstanden »wahrscheinlich im Frühjahr 1932« (a.a.O., 1009), die dritte und vierte sind ein abgebrochener und ein vollständiger Entwurf zur fünften: *Das Licht* (s. fr 181 und Anm. 764f.).

Ü: Ms 865 – Blatt ca. 27×18 cm, gefaltet; erste Hälfte der Länge nach, zweite quer beschrieben; leicht beschädigt.
D: etwa 1932

LESARTEN **206,2f.** *des richtigen Verhaltens*] für {*einer Verhaltungsweise*} – **206,7** *eingehen*] für {*eingegangen zu sein*} – **206,8** *macht*] für {*ist*}
NACHWEIS **205,31** *Maximen*] nicht in »Maximen und Reflexionen«; Benjamin könnte an folgende Stellen gedacht haben: »Hieraus ersehen wir, daß des Menschen Leben nur insofern etwas wert ist, als es eine Folge hat.« Goethe, Gedenkausgabe der Werke, Briefe und Gespräche, hg. von E. Beutler, 2. Aufl., Zürich 1961-1966, Bd. 12: Biographische Einzelschriften, 482 (Sankt Rochus-Fest zu Bingen) und »[...] wir [sind] doch eigentlich dadurch Menschen [...], daß wir unsern Zuständen eine gewisse Folge zu geben trachten.« a.a.O., Bd. 21: Briefe der Jahre 1814-1832, 819 (Goethe an Moritz Paul v. Brühl, 23. 10. 1828)

**206** [fr 181] DAS LICHT

Der Text, dessen mutmaßliche Endfassung in die *Geschichten aus der Einsamkeit* (s. Bd. 4, 757) einging, findet sich als dritte Version auf Blatt Ms 865 (s. o., Anm. zu fr 180; die gleichfalls dort aufgezeichnete erste – abge-

brochene – und zweite s. u.). Aus zwei Gründen entschlossen sich die Hg. zum Abdruck: einmal war der seltene Fall der Vierstufigkeit einer Textentstehung – vom fragmentarischen Anfang über zwei weitere handschriftliche Fassungen bis zur (vermutlich) letzten (Typoskript-)Fassung (s. Bd. 4, 1080) – mit Benjamins skrupulösen Bemühungen um den treffendsten Ausdruck zu dokumentieren; zum andern steht der Text in einer erst jetzt aufgehellten Beziehung zu der »rätselvollen Gnome« (808) *Agesilaus Santander* (s. 520-523). Der Passus der ersten Fassung *In den ersten Tagen einer Liebe, die nicht erfüllt wurde* (s. u.) weist nämlich eine Entsprechung zu einer Arbeitsnotiz auf, in der »der Vorname der Geliebten« (814) als Titel figuriert, und die als zweite von *drei Stationen* einer Liebes*geschichte* (815) *Das Licht* (a. a. O.), augenscheinlich die im Text erzählte Begebenheit, vermerkt; als *Weiteres Material* (a. a. O.) der »zu schreibenden Arbeit« (814) notierte Benjamin dann *Agesilaus Santander* (815; zum ganzen s. 808-815). – Es folgen die beiden ersten Versionen von *Das Licht*:

{*Unterm Warten. In den ersten Tagen einer Liebe, die nicht erfüllt wurde, ereignete sich das Folgende: Mit der Geliebten war ich zum ersten Male und in einem fremden Dorf allein. Ich wartete vor meinem Nachtquartier, das nicht das ihre war, auf ihr Ersch* [abgebrochen]}

{*Unterm Warten. Mit der Geliebten war ich zum ersten Male und in einem fremden Dorf allein. Ich wartete vor meinem Nachtquartier, das nicht das ihre war* {{*, auf ihr Erscheinen*}}. *Wir wollten noch einen Abendspazierung machen. Wartend ging ich die Dorfstraße auf und ab. Da sah ich in der Ferne, zwischen Bäumen, ein Licht. »Dies Licht, so dachte ich bei mir, sagt denen, die es allabendlich vor Augen haben, nichts. Es mag von einem Leuchtturm oder Bauernhofe kommen. Mir aber, dem hier Fremden, sagt es viel.« Und damit machte ich kehrt, um von neuem die Dorfstraße abzuschreiten. So ging es zwei, drei Mal und immer wenn ich nach einer Weile wieder umbog, lockte* zog [erstes Verb ungestrichen] *das Licht zwischen den Bäumen meinen Blick an. Der letzte aber ließ mich zusammenfahren. Das war kurz ehe die Geliebte kam. Ich hatte mich gerade wieder umgewandt und sah: das Licht, das ich zu ebner Erde gesichtet hatte, war das des Monds gewesen, der nun langsam über die ferne*[*n*] Wipfel heraufgerückt war.}

Druckvorlage: Benjamin-Archiv, Ms 865 (3., 4. Aufz.)

Ü: Ms 865 – s. Anm. zu fr 180 (764); 5. Aufz.
D: Sommer 1932, eher 1933

LESARTEN **206,20** *an.*] danach {*Der [x] aber gebot mir Einhalt, plötzlich blieb ich stehen.* – **206,21** *mir*] für {*meinen Schritten ein*} – **206,21** *halt*

*gebot*] für {*Halt gab*} {*ganz anhalten ließ*} – **206,22** *mich*] danach {*gerade*} – **206,22** *gesehen*] für {*erkannt*}

**206f.** [fr 182] ZUM SPRICHWORT

Im Nachlaß fand sich in Nähe des Blatts mit fr 180f. ein Blatt mit den drei Titelnotizen *Suche allem im Leben eine Folge zu geben*, *Das schwache Schaffen* und *Das Sprichwort* (Ms 867). Nahe liegt, daß es sich um eine – vielleicht abgebrochene – weitere Variante zur Disposition der *Ibizenkischen Folge* handelt (dazu s. Bd. 4, 1002). Der mit dem zweiten Titel angezeigte Text, der in fr 184 in aphoristischer Form angedeutet ist (s. 207), blieb wohl ungeschrieben. Zum dritten gibt es einen Entwurf auf einem wiederum benachbarten Blatt: fr 182. Es dürfte den geplanten Stücken der *Ibizenkischen Folge* zuzurechnen sein. Der bibliographische Vermerk am Schluß (s. 207) ist augenscheinlich später nachgetragen.

Ü: Ms 866 – Blatt ca. 11,5×8 cm, herausgetrennt aus einem Notizblock; leicht beschädigt; Stichworte *Rastelli* und *Kleine Kunststücke* in Blei auf Rückseite.
D: ab April/Mai 1932

NACHWEIS **206,30** und passim *Erfahrung*] s. fr 59

**207** [fr 183] ZU DEN REFLEXIONEN ÜBER KULTUR DER STIMME ...

*Ein Buch dem ich seit Jahren nachspürte*, schrieb Benjamin Anfang Mai 1935 an Adorno, *ist mir dieser Tage in die Hände gefallen und hat alle Erwartungen eingelöst, die ich darauf gesetzt hatte. Auf die Gefahr hin, daß Sie es kennen, kann ich dem Vergnügen nicht widerstehn, drei, fast beliebig gewählte Maximen daraus in eigener Übersetzung hierher zu setzen.*

*XL*

*Die Ideen, die einem wichtig sind, den zehn Fingern und ihren einzelnen Gliedern zuordnen.*

*XLI*

*Was einem am meisten gegenwärtig zu sein hat, muß er den Sachen oder den Leuten, welche er liebt, vor allem aber denen, welche er haßt, assoziieren.*

*XLII*

*Hat man vor, mit Dingen sich zu befassen oder mit Leuten zu unterhan-*

*deln, so muß man die Ideen, die einem wichtig sind, einer Reihe von Sachen zuordnen, die einem unterwegs gerade vor Augen kommen.*
*Hérault de Séchelles: Théorie de l'ambition* [Introduction par Jean Prévost, Paris 1927, 57 (chap. II)]. *Ein Vorläufer nicht nur Stendhals, sondern des anthropologischen Materialismus von Georg Büchner.* (1. 5. 1935, an Th. W. Adorno) – Die drei Notizen zu *Hérault* (207) stehen im Dritten Notizblock unter Aufzeichnungen aus dem Jahre 1932. Benjamin dürfte sie gelegentlich seiner Studien zur Passagenarbeit niedergeschrieben haben, bei denen er auf Hérault stieß, dessen Buch *alle* seine *Erwartungen* geweckt, und, nachdem es ihm drei Jahre später – wohl wieder – *in die Hände gefallen war, eingelöst* hatte. Es könnte so sich verhalten haben, daß er 1932 nur die – vielleicht separat erschienene – »Introduction« kennenlernte, wofür spricht, daß fr 183 nur aus ihr zitiert (s. u., alle Nachweise), dabei auf das Buch selbst aufmerksam wurde und ihm *nachspürte*, bis es ihm 1935 *in die Hände* fiel. Dazu stimmte dann, daß er die »Théorie de l'ambition« in dem Teil des Passagenkonvoluts *Y* zitierte (s. Bd. 5, 828, Y 2a, 2), der »vor Juni 1935« (a. a. O., 1262) entstand. Gleicher Schriftduktus und gleiche Tintenart der Aufzeichnungen in der Umgebung des Blocks jedenfalls machen eine Datierung von fr 183 auf 1932 mehr als wahrscheinlich – vielleicht auf Juni/Juli, da die Notizen nicht weit vor der *kleinen Rede über Proust, an meinem vierzigsten Geburtstag* [15. 7. 1932] *gehalten* (Ms 754f.; s. Bd. 2, 1064f.) im Block stehen.

Ü: Dritter Notizblock, Ms 751 – Blatt [6].
D: 1932, vielleicht Juni/Juli

NACHWEISE **207,6** *Stimme*] zu beziehen auf: Hérault de Séchelles, Réflexions sur la déclamation; s. ders., Théorie de l'ambition. Introduction par Jean Prévost, Paris 1927, 23 (Introduction) – **207,9** *même.«*] ders., Réflexions sur la déclamation, cit. Théorie de l'ambition, a. a. O. (i. O. »esprit donne«; Hervorh. von Benjamin) – **207,12** *banquet.«*] a. a. O., 14 – **207,16f.** *lassen*] s. a. a. O., 11

**207f.** [fr 184] NOTIZEN 4

Die erste der sieben Notizen könnte unter dem Eindruck, den Benjamin von Scholems Rosenzweig-Kritik empfing (s. Briefe, 537 und 540, Anm. 1), Herbst 1931 niedergeschrieben sein. Von den folgenden beiden Aphorismen nimmt der zweite einen Titel aus einem Dispositionsfragment von etwa 1932 (s. Anm. zu fr 182) auf. Die vierte Notiz ist die erste Niederschrift von *Käuflich doch unverwertbar* (s. Bd. 2, 630), ein nach 1930/1931

(s. a. a. O., 1437f.) entstandenes Lesestück, die fünfte ein Nachtrag dazu. Die *Motti zu Brecht* (208) dürften 1934 notiert worden sein, wie der Brief vom 6. 5. 1934 an Scholem nahelegt, wo Benjamin von seiner *Freude an Brechts neuem politischem Drama »Die Rundköpfe und die Spitzköpfe«, das ich im endgültigen Manuscript vor einigen Tagen erhalten habe*, spricht (Briefe, 606; s. auch 608); freilich könnte es um eine Wiederlektüre des in erster Fassung im 8. Heft der »Versuche« 1933 erschienenen Stücks sich gehandelt haben oder dieses, an dem Brecht seit 1931 gearbeitet hatte, Benjamin schon damals aus Gesprächen mit ihm bekannt gewesen sein. Dafür spräche, daß er die *Motti* aus Seume und Hölderlin bei Gelegenheit der Veröffentlichung von Briefen beider (s. Bd. 4, 168-170 und 171-173) 1931 notiert haben könnte. Die letzte Notiz ist der berühmte Aphorismus, den Benjamin in den zwischen 1937 und 1940 entstandenen Konvolutteil K5-K9 des Passagenfragments übernahm (s. Bd. 5, 505 und 1262) und der, jenachdem, 1934 (oder später) oder frühestens 1931 (eher 1932) niedergeschrieben wurde.

Ü: *Mittleres Pergamentheft*, S. 17
D: etwa 1931/1932, möglicherweise bis 1934 und später

NACHWEISE **207,19f.** *Begriffs des Ursprungs* bis *Kraus*] s. Bd. 1, 225-227 und Bd. 2, 360-367 – **207,21** *Offenbarung*] s. Franz Rosenzweig, Der Stern der Erlösung, Frankfurt a.M., 1921

**208f.** [fr 185] NOTIZEN 5

Die acht Aufzeichnungen – physiognomisierende Notizen die erste und zweite, Aphorismen die dritte und fünfte, eine Reflexion die vierte und an Reiseimpressionen anknüpfende Betrachtungen die sechste bis achte – scheinen in einem Zuge niedergeschrieben. Eine Datierung auf November/Dezember 1934 macht der Umstand wahrscheinlich, daß *Flandin* (208) im November dieses Jahres französischer Ministerpräsident und *Frank* (a. a. O.) – vorausgesetzt, es handelt sich um den späteren Generalgouverneur von Polen und nicht um einen anderen dieses Namens, etwa den sudetendeutschen Nationalsozialisten Karl Hermann *Frank* – im Dezember nationalsozialistischer Reichsminister wurde; publizistische Anlässe, die Benjamin aufgegriffen haben könnte. Die *Rouvray*-Notizen (209) ließen sich damit insoweit vereinbaren, als Benjamin nach seiner Rückkehr aus Dänemark Oktober 1934 bis zu seiner Abreise nach San Remo November 1934 – wo die Notizen aus der Rückerinnerung niedergeschrieben sein könnten – sich in Paris aufhielt, von wo aus auch die Fahrt mit dem *Auto* (a. a. O.) unternommen worden sein dürfte. Nach Scholems mündlicher

Mitteilung ist eine spätere Datierung, etwa 1935/1936, freilich nicht auszuschließen.

Ü: Ms 976 – Blatt ca. 21×13 cm, abgetrennt von einem Bogen; flüchtige Bleistiftnotiz *Zu den »drei Soldaten«* (s. Brecht, Versuche 14, 1932) samt einer Skizze auf Rückseite.
D: November/Dezember 1934 oder 1935/1936

**209** [fr 186] DIE VERFASSER DER UNVERGÄNGLICHEN SCHRIFTEN ...

Die Notiz steht auf der Rückseite eines Ringbuchblattes mit Notizen zum zweiten *Pariser Brief*, an dem Benjamin November 1936 arbeitete und den er Dezember Brecht zur – nicht erfolgten – Veröffentlichung in »Das Wort« schickte (s. Bd. 3, 677). Unter den Notizen finden sich Namen von Korrespondenten, darunter *Bredel* und *Brecht*, beide – wohl zum Zeichen erledigter Korrespondenz – gestrichen. Gleichartigkeit von Schriftduktus und Tintenart mit fr 186 auf der Rückseite lassen auf ungefähr gleiche Entstehungszeit schließen.

Ü: Ms 390 – Ringbuchblatt ca. 17×9,5 cm.
D: nach November/Dezember 1936

LESARTEN **209,** 15 f. *Vergessen*] für *Vergessen{heit}* – **209,** 16 *Niederschreiben*] für {*Niederschrift*}

**209 f.** [fr 187] NOTIZEN 6

Die kleine Notizenserie schrieb Benjamin – anscheinend in einem Zuge – auf einem der Blanko-Rezeptformulare von der Rückseite her nieder, wie er sie zu dem Konvolut *Studien zum geplanten Vortrage bei Dalsace* 1934 verwendete (s. Anm. zu fr 144-151, 744). Jedoch ist das Blatt in diesem Fall provisorisch gelocht – auf das Format der Ringbuchblätter mit Aufzeichnungen zur Reproduktionsarbeit, an der Benjamin von Herbst 1935 bis Frühjahr 1939 arbeitete, und zu den *Pariser Briefen* (s. Ms 390-392 und 396). Danach ist eine Datierung zwischen 1935 und 1939 wahrscheinlich, jedoch nicht später als September 1939 – dem Monat des Kriegsausbruchs –, wie die erste Notiz (s. 209) beweist. Nach Scholems Vermutung ist die Serie eher 1938 niedergeschrieben.

Ü: Ms 403 – Blankorezeptformular ca. 15×8 cm; durch provisorische Ringbuchlochung am linken unteren Rand mit leichter Textbeeinträchtigung beschädigt.

D: zwischen 1935 und 1939, vielleicht 1938

LESARTEN 210, 10 *⟨die⟩*] rekonstruiert nach Beschädigung – 210, 11 f. *gerufen*] für {*gebunden*} – 210, 13 *⟨steht⟩*] rekonstruiert; mögl. Lesart auch *spricht* – 210, 16 *daß* bis *sei*] im Ms *daß* [...] *sein*; eine mögliche Lesart ergibt sich, wenn man annimmt, daß Benjamin sich *daß* für *laß* verschrieb
NACHWEIS 210,4-17 *Das* bis *glücklich.«*] s. *Zum Tode eines Alten*, Bd. 4, 428 f.

210 [fr 188] ICH KENNE EINEN ...

Die Aufzeichnung steht auf dem Blatt mit dem *Schema zu einem Nachruf auf Joseph Roth* (s. fr 121 und Anm. 719) hinter diesem, mit dem die Hg. die Fragmentengruppe »Charakteristiken und Kritiken« beschlossen. Da die Aufzeichnung gleich danach niedergeschrieben scheint, ist die gleiche Datierung anzunehmen.

Ü: Ms 641 – s. Anm. zu fr 121 (719).
D: Ende Mai 1939

211 [fr 189] WARUM DIE DEUTSCHEN GELEHRTEN EINEN SO SCHLECHTEN STIL SCHREIBEN

Die Aufzeichnung steht auf einem Ringbuchblatt von der Art, wie Benjamin sie zwischen 1935 und 1939 verwendete. Der Schriftduktus deutet auf eine späte Niederschrift.

Ü: SSch, Handschrift Benjamins – Ringbuchblatt ca. 17×9,5 cm.
D: zwischen 1935 und 1939, wahrscheinlich 1939

LESARTEN 211,6 *Belegstellen*] danach {*im polit*} – 211,8 *⟨–⟩* ] konj. für eine runde Klammer, zu der das Pendant fehlt

## 213-542 Autobiographische Schriften
## 215-228 Lebensläufe

### 215f. Lebenslauf I

Der Text wurde von Benjamin als Beilage zum Habilitationsgesuch vom 12. 5. 1925 der Philosophischen Fakultät der Universität Frankfurt a. M. eingereicht (s. Bd. 1, 898) und befindet sich heute bei den Benjaminschen Habilitationsakten. Das hier ebenfalls vorhandene Gutachten von Hans Cornelius, auf Grund dessen die Fakultät den *Ursprung des deutschen Trauerspiels* als Habilitationsschrift abzulehnen drohte – es war den Herausgebern bei der Edition des ersten Bandes der »Gesammelten Schriften« nicht zugänglich (s. Bd. 1, 900f.) –, wird im folgenden abgedruckt.

Erstes Referat über die Habilitationsschrift von Dr. Benjamin

Die Arbeit des Herrn Dr. Benjamin, über die ich hinsichtlich ihres kunstwissenschaftlichen Gehalts hier zu berichten habe, ist überaus schwer zu lesen. Es werden eine Menge Worte verwendet, deren Sinn zu erläutern der Verfasser nicht für erforderlich hält, die aber entweder keine allgemein feststehende Bedeutung haben, oder, wenn sie nach ihrer üblichen Bedeutung verstanden werden, in dem Zusammenhang, in welchem sie gebraucht werden, keinen klaren Sinn ergeben. Ich bin aus diesem Grunde teils überhaupt nicht im Stande, den Sinn der Arbeit wiederzugeben, teils wenigstens nicht, ihn so wiederzugeben, daß ich für die Richtigkeit der Wiedergabe einstehen könnte.

Gegenstand der Arbeit ist das deutsche Barocktrauerspiel – nach der Absicht des Verfassers der künstlerische Gehalt des deutschen Barocktrauerspiels. Neben einer Reihe kunstwissenschaftlicher Ausführungen, auf die ich sogleich zurückkomme, ist in diesem Zusammenhang eine Fülle interessanten historischen Materials mit großem Fleiß zusammengetragen. Diese historischen Darlegungen bilden, so viel ich sehe, den weitaus größten Teil des Werkes: kunstwissenschaftlich sind sie nicht von Wichtigkeit, so viel interessante Bemerkungen sie im übrigen enthalten und so wichtig sie vielleicht, was ich nicht zu beurteilen habe, für die Literaturgeschichte sein mögen.

Kunstwissenschaftliche Absichten scheint zunächst die Einleitung zu verfolgen. Es ist mir aber trotz wiederholter angestrengter Bemühung nicht möglich gewesen, einen verständlichen Sinn aus derselben herauszulesen. Kunstwissenschaftlichen Inhalts ist weiter eine ziemlich ausführliche Kritik von Volkelts Theorie des Tragischen, die mit Recht die Voraussetzungen dieser Theorie als unbegründet verurteilt, ohne daß es doch dem Verfasser gelingen will, seine eigene Meinung von der »geschichtsphilosophischen« Begründung des Tragischen mit hinreichender Klarheit zum Ausdruck zu bringen. Kunstwissenschaftliche Absichten verfolgt endlich die sehr ins Breite entwickelte Ausführung über das Allegorische; es ist mir aber auch

hier nicht gelungen, den kunstwissenschaftlichen Sinn der – abermals mit einer großen Fülle historisch sehr interessanten Materials ausgestatteten – Darlegungen zu verstehen.
Ich habe mich, da ich die vom Verfasser beabsichtigte kunstwissenschaftliche Leistung nicht zu erkennen vermochte, brieflich an ihn gewendet, mit der Bitte, mir in einem kurzen Auszug den kunstwissenschaftlichen Inhalt seiner Arbeit wiederzugeben. Ich habe darauf von ihm einen Überblick über die von ihm als seine kunstwissenschaftliche Leistung angesehenen Bestandteile seiner Arbeit erhalten [s. Bd. 1, 950-952]; aber es ist mir abermals nicht gelungen, diese Darlegungen zu verstehen. In dieser Verlegenheit habe ich mich an die Herren Dr. [Adhemar] Gelb und Dr. [Max] Horkheimer mit der Bitte gewendet, diesen Auszug aus der Arbeit des Herrn Dr. Benjamin zu lesen und mir zu sagen, in welchem Sinne sie diese Ausführungen deuten könnten. Ich habe von Beiden die Antwort erhalten, daß sie dieselben nicht zu verstehen vermöchten. Ich füge das in Rede stehende Schriftstück zu den Akten bei.
Ich bin unter diesen Umständen nicht in der Lage, die Arbeit des Herrn Dr. Benjamin als Habilitationsschrift für allgemeine Kunstwissenschaft der Facultät zur Annahme empfehlen zu können. Denn ich kann mich, bei allem Wohlwollen für den mir sonst als einsichtig und geistreich bekannten Verfasser, dem Bedenken nicht verschließen, daß er mit seiner unverständlichen Ausdrucksweise, die doch wohl als Zeichen sachlicher Unklarheit gedeutet werden muß, den Studirenden [sic] kein Führer auf diesem Gebiete sein kann.

7.7.25 H. Cornelius

Daß demnach Horkheimer, der sich seit 1934 mehr als irgendein anderer Mensch für Benjamin einsetzte und ihm buchstäblich das Überleben ermöglichte, am Scheitern der Benjaminschen Habilitation beteiligt gewesen ist, war für die Herausgeber einigermaßen irritierend. Einer von ihnen hatte in den sechziger Jahren wiederholt mit Horkheimer über Benjamins Habilitationsversuch gesprochen und dabei auch von jenem *Exposé* erfahren, welches Benjamin für Cornelius anfertigte; daß Horkheimer dieses kannte, war offenkundig: er charakterisierte es freilich nicht als ›unverständlich‹, sondern als eine Frechheit, durch die Benjamin sich jede Chance bei Cornelius verbaut habe. Ob Horkheimer überhaupt wußte, daß sein eigenes Urteil über das *Exposé* in dem Gutachten seines Lehrers Cornelius benutzt wurde, ist unausgemacht. Jedenfalls scheint er damals lediglich das *Exposé* gekannt zu haben, nicht den *Ursprung des deutschen Trauerspiels* selber, über dessen Rang er sich später völlig klar war.
Über die Fakultätssitzung vom 13. Juli 1925 verzeichnet das Protokollbuch unter Punkt 6:

Habilitation Benjamin. Die Fakultät beschließt, Herrn Dr. B. auf Grund des Gutachtens des Herrn Prof. Cornelius nahe zu legen die Habilitationsschrift zurückzuziehen.

Die Fakultät beschließt ferner, Herrn Dr. B., im Falle er diesem Winke nicht Folge leistet, zur Habilitation nicht zuzulassen.*

Daraufhin schrieb Franz Schultz, der Dekan der Philosophischen Fakultät, den folgenden Brief an Benjamin: »27. Juli [192]5. Sehr geehrter Herr Doktor! Nach Eingang des ersten Gutachtens über Ihre Habilitationsschrift bin ich von der Fakultät beauftragt worden, Ihnen den Rat zu erteilen, Sie möchten das Gesuch auf Zulassung zur Habilitation zurückziehen. Indem ich mich dieses Auftrags entledige, erlaube ich mir mitzuteilen, daß ich bis zum 6. August Ihnen jederzeit zu einer Besprechung zur Verfügung stehe. Mit vorzüglicher Hochachtung gez. F. Schultz.« Während über die Form, in der Benjamin seinen Antrag zurückzog, nichts bekannt ist, blieb das Schreiben der Dekanatskanzlei erhalten, mit dem das Trauerspiel seinen universitären Abschluß fand: »12. Oktober [192]5. Im Auftrage des Herrn Prof. Dr. Schultz senden wir Ihnen in der Anlage die mit dem Habilitationsgesuch eingereichten Schriften (6) und Zeugnisse (8) wieder zurück. [Stempel:] Dekanatskanzlei der Universität.«

Ü: Manuskript im Archiv der ehemaligen philosophischen Fakultät der Johann Wolfgang Goethe-Universität, Frankfurt a. M.
D: April oder Anfang Mai 1925

**216f.** LEBENSLAUF II

Benjamin schrieb den Lebenslauf im Zusammenhang mit seinen Bemühungen, von der Universität Jerusalem ein Stipendium zu erhalten; s. dazu Scholem, Freundschaft, 172ff. und Briefe, 454-456 sowie passim. – Dem Text ist ein gesondert paginiertes Typoskript *Verzeichnis meiner wissenschaftlichen Arbeiten und Aufsätze* beigeheftet, das folgenden Wortlaut hat:

*Der Begriff der Kunstkritik in der deutschen Romantik, Neue Berner Abhandlungen zur Philosophie und ihrer Geschichte, Bd. 5 Bern 1920*
*Zur Kritik der Gewalt (Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, Bd. 47 Heft 3, August 1921)*
*Charles Baudelaire: Tableaux Parisiens, Deutsche Übersetzung mit einem Vorwort über die Aufgabe des Übersetzers Heidelberg 1923*
*Goethes Wahlverwandtschaften (Neue deutsche Beiträge, herausgg. von Hugo von Hofmannsthal, 2. Folge 1. u. 2. Heft München 1924/25)*
*Johann Peter Hebel (Die literarische Welt 2. Jahrg. Heft 39 Berlin 1926)*

* zit. nach Burkhardt Lindner, Habilitationsakte Benjamin. Über ein ›akademisches Trauerspiel‹ und über ein Vorkapitel der »Frankfurter Schule« (Horkheimer, Adorno), in: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 53/54 (1984), 156.

*Johann Peter Hebel (Berliner Börsen Courir, 22. September 1926)*
*Gottfried Keller (Literarische Welt, Jahrg. 3 Heft 31 Berlin 1927)*
*Ursprung des deutschen Trauerspiels Berlin 1928*
*Wissenschaftliche Rezensionen:*
*Oskar Walzel: Das Wortkunstwerk (Literaturblatt der Frankfurter Zeitung 7. Nov. 1926)*
*Paul Hankamer: Die Sprache, ihr Begriff und ihre Deutung im 16. und 17. Jahrhundert (Literaturbl. d. Frankfurter Ztg. 15. Mai 1927)*
*Porträt eines Barockpoeten (LitBl. d. Frankf. Ztg. 1. Januar 1928)*
*Eva Fiesel: Die Sprachphilosophie der deutschen Romantik (LitBl. d. Frankf. Ztg. Febr. 1928)*

Ü: Typoskript mit handschr. Korrekturen; Sammlung Scholem.
D: ca. Anfang 1928

217-219 Lebenslauf III

Der Text wurde auf der Grundlage des vorigen Lebenslaufes, wohl wenig später, geschrieben*. Ein konkreter Anlaß für die Abfassung des vorliegenden Lebenslaufes ist nicht bekannt.

Ü: Ts 2364-2366 – Typoskript-Durchschlag.
D: ca. Anfang 1928

220-222 Lebenslauf IV

Der Adressat des Lebenslaufes in Briefform, der dänische Historiker Aage Friis (1870-1949), war von 1913 bis 1935 Professor in Kopenhagen.

Ü: Typoskript-Durchschlag; Literaturarchive der Akademie der Künste der DDR, Sign. 37/262-265.
D: 4. 7. 1934

* Scholems Bemerkung in Engel, 121 f., die sich auf den Druck des vorliegenden Textes in Zur Aktualität Walter Benjamins. Aus Anlaß des 80. Geburtstags von Walter Benjamin hg. von Siegfried Unseld, Frankfurt a. M. 1972 (2. Aufl., 1984), 45-47, bezieht, enthält einen doppelten Irrtum: einmal hat Benjamin fraglos den vorangehenden Lebenslauf II an Magnes nach Jerusalem gesandt; dann aber werden auch die beiden Lebensläufe von 1928, in denen Moritz Geiger nicht erwähnt ist, mit dem Lebenslauf VI verwechselt, der erst 1940 geschrieben wurde.

222-225 CURRICULUM VITAE V

Das Curriculum entstand im Zusammenhang mit einem Naturalisierungsplan Benjamins, über den er am 28. 5. 1938 Horkheimer berichtete: *Mit Herrn Pollock sprach ich bei seinem Hiersein kurz über mein Naturalisationsgesuch. Ich habe es nach langen Vorbereitungen eingereicht; es ist von einer Reihe von gewichtigen Namen unterstützt – von Gide, von Romains, von Valéry. Es wird auch vom Unterrichtsministerium unterstützt werden, wenn es diesem in seiner gegenwärtigen Zusammensetzung vorliegen sollte. Dorthin gelangt es aber erst in Gestalt eines dossiers, das von der Préfecture de Police zusammengestellt wird. Bei dieser Zusammenstellung haben sich Schwierigkeiten ergeben. Einen Bestandteil des dossiers bilden die Bescheinigungen dafür, daß ich drei Jahre hintereinander in Frankreich ansässig gewesen bin. Den größten Teil dieser Zeit habe ich in der rue Bénard gewohnt. Ich kann aber von dort kein certificat de domicile bekommen, weil die Frau, bei der ich wohnte – wie ich vom Geranten des Hauses erfahren mußte – kein Recht zur Aufnahme eines Untermieters hatte.* [Absatz] *Glücklicherweise habe ich im Office des Naturalisations einen Beamten, der sich meiner Sache sehr annimmt. Mit ihm habe ich mich beraten. Das certificat de domicile kann, wie ich von ihm erfuhr, in besondern Fällen durch ein certificat de travail ersetzt werden, sofern aus diesem ein dreijähriger Aufenthalt in Frankreich hervorgeht.* [Absatz] *Ich habe nun die Bitte an Sie, mir bescheinigen zu wollen, daß ich seit dem Sommer 1934 für das Institut arbeite und seit dieser Zeit fortlaufend in Paris ansässig gewesen bin. Mein Eindruck ist, daß es, zumal in der gegenwärtigen Krisis der Fremdenfrage, ein Entgegenkommen der Administration ist, mir den Nachweis auf diesem Wege nahezulegen. Ich möchte darum meinerseits ein übriges tun, und würde Sie sehr darum bitten, Ihre Unterschrift auf dem certificat legalisieren lassen zu wollen. Seinen Wortlaut habe ich mir auf dem Office des Naturalisations angeben lassen und lege ihn bei.* [Absatz] *Während ich auf Ihr certificat warte, kann ich meine Naturalisationssache nicht fördern. Ich möchte diese Zeit benutzen, um Paris zu verlassen.* (28. 5. 1938, an Max Horkheimer) Am 3. 8. 1938 bedankte sich Benjamin aus Dänemark für die am 7. Juni übersandten Zeugnisse und fuhr fort: *Sie konnten mich in Paris nicht mehr erreichen. Ich werde meine Naturalisation nach meiner Rückkehr, Mitte September, weiter betreiben.* (3. 8. 1938, an Horkheimer) Tatsächlich kam Benjamin erst Ende Oktober oder Anfang November nach Paris zurück; am 17. November schrieb er Horkheimer: *Nach meiner Rückkehr habe ich die Bemühungen um meine Naturalisation wieder aufgenommen. Die beiden ersten Enquêten der Préfecture sind, soweit ich erkennen kann, ohne Anstoß und Schwierigkeiten vonstatten gegangen, und ich sehe derzeit das Vorhaben, seinen Chancen wenn schon nicht seiner Bedeutung nach, mit gemäßigtem Optimismus an.* [Absatz] *Auf der andern*

*Seite veranlaßt mich dieses Vorhaben, auf die Cailloisrezension* [s. Bd. 3, 549f.] *zurückzukommen, deren Fahnen vor mir liegen. Wie ich vor wenigen Tagen durch einen glücklichen Zufall erfuhr, ist Caillois eng befreundet und auf du und du mit Rolland de Renéville. Renéville hat sich bisher in seiner Eigenschaft als Sekretär im Bureau des Naturalisations du Garde des Sceaux meiner Sache angenommen; er wird aber vor allem für – würde demzufolge auch gegen sie – wirken können, wenn sie einmal von der Préfecture ans Justizministerium gegangen ist. Unter diesen Umständen könnte meine Naturalisation tatsächlich gefährdet werden, wenn die Anzeige der »Aridité« unter meinem Namen erschiene. Aus diesem Grunde möchte ich Sie sehr darum bitten, den Caillois-Benda-Komplex mit HANS FELLNER zeichnen zu dürfen.* (17. 11. 1938, an Horkheimer) Am 18. April 1939 begegnet das Thema Naturalisation erneut in einem Brief an Horkheimer: *Weiter versuche ich meine Naturalisation zu fördern. Natürlich muß ich diese Bemühungen von den vorerwähnten streng getrennt halten. Es würde meine Chancen, eingebürgert zu werden, sehr vermindern, gleichzeitig als Bewerber um ein Stipendium aufzutreten. Auf der Préfecture liegen 90.000 Dossiers mit Naturalisationsgesuchen. Es handelt sich für mich darum, mit Hilfe von* [*Jean*] *Cassou, der Unterstaatssekretär im Ministerium für Unterricht ist, meinen Akt aus dieser Masse herauszulösen. Wenn er die Préfecture einmal mit günstigem Visum passiert hat, so kann ich wahrscheinlich weiterhin mit einem glatten Verlauf rechnen. Aber eben bei der Préfecture, wo das Zentrum des passiven Widerstandes liegt, läßt sich auch mit Hilfe der Beziehungen, über die ich verfüge, nur schwer durchdringen.* [Absatz] *Gestern sind die neuen Dekrete über die Fremden herausgekommen. Für die Kategorie, der ich angehöre, ist die Dienstpflicht bis zu 48 Jahren vorgesehen. Es ist bemerkenswert, daß die neuen Verpflichtungen nicht etwa erst für den Kriegsfall sondern augenblicklich in Kraft treten.* [Absatz] *Was mir nun vor allem andern am Herzen liegen muß, ist, wie ich Ihnen im letzten Brief schrieb, die beschleunigte Übersiedlung nach Amerika.* (18. 4. 1939, an Horkheimer) Im Mai 1939 heißt es: *Naturalisierungen kommen derzeit fast nicht zustande; man wartet auf neue Bestimmungen* (16. 5. 1939, an Horkheimer); danach ist von Naturalisation nicht mehr die Rede, nur noch von der Möglichkeit, nach den USA zu entkommen.

Ü: Ts 2371-2378 – Typoskript-Durchschläge, z.T. mit handschr. Korrekturen.

D: wahrscheinlich Mai 1938

**225-228** Curriculum Vitae VI

Benjamin verfaßte den Lebenslauf Ende Juli 1940 in Lourdes, auf Bitte Adornos, der ihm Mitte Juli aus New York über die Bemühungen geschrieben hatte, welche das Institut für Sozialforschung unternahm, um seine Einwanderung in die USA zu ermöglichen: »We do everything possible to hurry your immigration into this country. [...] It would be very important for us to have your curriculum vitae together with a list of your publications. Will you, therefore, please let us have both as quickly as possible.« (zit. Rolf Tiedemann, Christoph Gödde u. Henri Lonitz, Walter Benjamin 1892-1940. Eine Ausstellung des Theodor W. Adorno Archivs Frankfurt a.M. in Verbindung mit dem Deutschen Literaturarchiv Marbach a.N., 2. Aufl., Marbach 1990, 306.) Benjamin antwortete Adorno am 2. August 1940: *Sie erhalten via Genf – wie ich auch wohl diese Zeilen dirigieren werde – mein curriculum vitae. Die Bibliographie habe ich in den Lebenslauf eingearbeitet, weil mir hier alle Handhaben fehlen, sie als solche ausführlicher zu gestalten.* (Briefe, 862)

Ü: Ts 2367f. – Typoskript mit Korrekturen von Scholems Hand.
D: Ende Juli 1940

nachweise **225,25f.** *Kunstindustrie«*] s. Alois Riegl, Die spätrömische Kunstindustrie nach den Funden in Österreich-Ungarn, Wien 1901; s. auch Benjamins Rezension des Buches in Bd. 3, 170. – **225,26** *Villa«*] s. Rudolf Borchardt, Villa, Leipzig 1908, dann auch in Borchardts Schriften, Prosa I, Berlin 1920, 5-44. – **225,27** *Wein«*] s. Emil Petzold, Hölderlins Brod und Wein. Ein exegetischer Versuch, Programm Sambor 1895/96 und 1896/97 – **225,31** *»Über den Sprachbau der Völker«*] gemeint ist wohl »Über die Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaues«, 1827-29. – **225,32** *Goethe«*] s. Ernst Lewy, Zur Sprache des alten Goethe. Ein Versuch über die Sprache des Einzelnen, Berlin 1913

## 229-464 Aufzeichnungen 1906-1932

### 229-231 Pfingstreise von Haubinda aus

*Pfingstreise von Haubinda aus* ist der früheste Text Benjamins, der in den »Gesammelten Schriften« zum Abdruck gelangt; abgesehen von einem *Tagebuch für Schreiberhau* (Benjamin-Archiv, Ms 1179-1185), das im Sommer 1902 entstand, ist er zugleich der früheste, der erhalten blieb. In Haubinda, zwischen Streufdorf und Gompertshausen in Thüringen, befand sich das Landerziehungsheim, das Benjamin 1905 und 1906 besuchte (s. Bd. 2, 826). Da der vorliegende Text kaum unmittelbar nach Benjamins Ankunft in Haubinda geschrieben wurde, dürfte die geschilderte Reise auf Juni 1906 zu datieren sein; die Niederschrift erfolgte wohl wenig später: es handelt sich also um einen Text des knapp fünfzehnjährigen Benjamin.

Ü: Ms 1193-1202. – Manuskript; aus einem Heft herausgerissene Blätter, ca. 23×16,5 cm; einseitig beschrieben.
D: wahrscheinlich Juni 1906

LESART **229**, 2 *Pfingstreise von Haubinda aus*] in dieser Form findet sich der Titel Ms 1192, einem Umschlag, in dem Benjamin später die Jugendtagebücher verwahrte und den er mit einem Inhaltsverzeichnis versah; Ms 1193 hat als Titel *Meine Pfingstreise*.

### 232-235 Tagebuch Pfingsten 1911

Ü: Ms 1203-1207 – Manuskript; aus einem Heft herausgerissene Blätter, ca. 17,1×10,3 cm; beidseitig beschrieben.
D: 11. bis 15. April 1911

LESART **232**, 1 *Tagebuch Pfingsten 1911*] in dieser Form findet sich der Titel Ms 1207$^{v}$; das erste Blatt des Manuskripts (Ms 1203) hat keinen Titel, der Umschlag Ms 1192 (s. oben) verzeichnet: *April 1911 Thüringen*.
NACHWEISE **232**, 6 *Anna Karenina*] über die Beendigung der Lektüre s. Briefe, 31, 34f. – **232**, 19 *Alfred Steinfeld*] ein Schulkamerad Benjamins, der 1915 starb; s. Briefe, 122. – **232**, 35 *Jontew*] jiddische Aussprache für hebräisch jom tov, Feiertag. – **234**, 29 *Herbert Blumenthal-Belmore*] s. Briefe, 865, auch Scholem, Freundschaft, 31, 57

## 235-242 Tagebuch von Wengen

Ü: Ms 1208-1211 – Manuskript; Briefbögen mit Aufdruck »Grand Hôtel Belvédère, Wengen«, Faltblätter ca. 21,4×14,4 cm; vierseitig beschrieben.
D: Juli 1911

LESARTEN **235, 22** *Tagebuch von Wengen*] so der Titel auf dem Umschlag Ms 1192; Ms 1208 hat als Titel *Tagebuch*. – **239, 22** *Sie* bis *hübsch.*] Benjamin hatte zunächst geschrieben *Sie war im gleichen Augenblick verschwunden; und sie schien mir sehr hübsch*; er strich dann *Sie* bis *verschwunden*, das folgende *und* blieb irrtümlich ungestrichen.
NACHWEISE **236, 8** *Crzellitzers*] die Familie von Martha Crzellitzer, geb. Schoenflies, einer Schwester von Benjamins Mutter; s. auch Scholem, Engel, 149. – **236, 33** *Onkel Fritz*] Fritz Crzellitzer, der Ehemann von Benjamins Tante, war Architekt. – **239, 12** *Franz*] Benjamins Vetter Franz Crzellitzer – *Robert und Jete*] nicht ermittelt. *Jete* ist vielleicht auch *Hete* zu lesen. – **240, 37** *Herbert*] Herbert Blumenthal-Belmore; s. die parallelen Schilderungen Briefe, 30-39

## 242-251 Von der Sommerreise 1911

Ü: Ms 1212-1219 – Manuskript; aus einem Heft herausgerissene Blätter, ca. 20,2×16,6 cm; beidseitig beschrieben.
D: August 1911

LESART **242, 32** *Von der Sommerreise 1911*] der Umschlag Ms 1192 (s. oben) verzeichnet als Titel *Sommerreise 1911 (Chamonix-Genf)*.
NACHWEIS **248, 31** *Simmel*] s. Georg Simmel, Die Religion, Frankfurt a. M. 1906

## 252-292 Meine Reise in Italien Pfingsten 1912

*Eine italienische Reise wächst langsam* (Briefe, 42): dieser Satz ist die einzige, bislang bekannte Erwähnung des vorliegenden Textes; er findet sich in einem Brief, den Benjamin am 21. Juni 1912 aus Freiburg an Herbert Blumenthal-Belmore schrieb.

Ü: Ms 1220-1240 – Manuskript; linierte Briefbögen vom Format 28,2×22 cm; beidseitig beschrieben.
D: ca. Juni und Juli 1912

LESARTEN **252,1** *Meine Reise in Italien Pfingsten 1912*] der Umschlag Ms 1192 (s. oben) verzeichnet als Titel *Italien Pfingsten 1912*. – **257,16** *9½*] vielleicht auch *7½* zu lesen – **257,25** *9¼*] vielleicht auch *7¼* zu lesen – **272,3** *entschloß*] mit diesem Wort endet Ms 1228ᵛ; es folgt noch, in anderer Schrift, am unteren Rand des Blattes: *Forts. folgt: noch nirgends ist die letzte Redaktion angelegt. – Eure Karte habe ich bekommen!* Offensichtlich hat Benjamin das Manuskript seinen Reisegefährten partienweise übersandt.

NACHWEISE **252,13** *Erich Katz*] s. Briefe, 81 – **252,19** *Franz Sachs*] s. Briefe, 868 – **257,33** *Monte Céneri*] korrigiert für *Mt. Cenis* – **263,21** *Amor und Psyche*] während der 263,25 erwähnte Alexanderzug von Bertel Thorvaldsen sich im Original in der Villa Carlotta befindet, enthält diese von Antonio Canovas Amor und Psyche – deren Original der Louvre besitzt – nur eine Kopie von Adamo Tadolini. – **272,35** *stand.*] s. Goethe, Werke. Hamburger Ausgabe, hg. von Erich Trunz, Bd. 11, Hamburg 1950, 43 (»Italienische Reise«): »Ich ging auf der Kante des amphitheatralischen Kraters bei Sonnenuntergang, der schönsten Aussicht genießend über Stadt und Gegend.« – **274,27f.** *S. Maria Maggiore*] gemeint ist wahrscheinlich S. Zeno Maggiore an der Piazza S. Zeno. – **279,8** *Semrau*] s. Max Semrau, Venedig (Moderner Cicerone), Suttgart 1905 – **279,29** *Lübke*] nicht ermittelt; möglicherweise der Kunsthistoriker Wilhelm Lübke. – **280,35f.** *Colleoni-Denkmals*] von Andrea Verrocchio – **288,27f.** *Gattamelata*] Reiterstatue von Donatello

## 292-409 MOSKAUER TAGEBUCH

Über das *Moskauer Tagebuch* wird im Apparat zu dem Aufsatz *Moskau*, der aus jenem hervorging, berichtet: s. Bd. 4, 987-990. Zur Ergänzung der dort mitgeteilten Briefzeugnisse mag hier noch ein Auszug aus einem Brief folgen, den Benjamin nach der Rückkehr nach Berlin an Siegfried Kracauer schrieb und der bei der Edition von Band 4 noch nicht zugänglich war: *Jetzt bin ich seit mehreren Tagen mit der Sichtung meines Dossiers »Moskau« [scil. dem »Moskauer Tagebuch«] beschäftigt. Kleinere Notizen begegnen Ihnen vielleicht in der Literarischen Welt. Eine hübsche Kollektion von Photos (Spielzeug russischer Herkunft) wird gerade jetzt bei Ihnen in Frankfurt liegen. Ich biete sie dem »Illustrierten Blatt« [der Frankfurter Zeitung] an und hätte am liebsten Sie selber (der für diese Bilder bereits meinen Text virtuell vor sich sehen wird) mit der Vermittlung bemüht, wenn ich nicht à l'improviste von einem Freund zu [Karl] Otten heraufgebracht worden wäre, der nun die Sachen nach Frankfurt geschickt hat [tatsächlich erschienen Benjamins »Russische Spielsachen« nicht im »Illustrierten Blatt«, sondern in der »Südwestdeutschen Rundfunkzeitung«; s. Bd. 4,*

*1052]. Schließlich habe ich auch vor, etwas »Zusammenfassendes« über Moskau zu schreiben. Wie das bei mir so geht, wird aber gerade das sich in besonders kleine disparate Notizen aufteilen und für das Beste wird der Leser auf sich selber angewiesen bleiben. Wie dem nun sei und wieviel oder wenig mir Freunden zu vermitteln glücken sollte – mir selber waren die beiden Monate eine ganz unvergleichliche Erfahrung. Daß ich nur anschaulich, nicht theoretisch bereichert zurückkomme, das ist mein Vorsatz gewesen und ich halte es für Gewinn.* (23. 2. 1927, an Siegfried Kracauer)

Noch bevor der Aufsatz *Moskau* »erschienen war, brachte am 7. 6. 1927 die ›Humanité‹ unter dem Titel *Le développement actuel de la jeunesse prolétarienne* eine französische Übersetzung einiger Passagen des vierten Abschnitts von *Moskau*. Aus einem fragmentarischen Briefentwurf Benjamins geht hervor, daß er die Absicht hatte, einen oder mehrere weitere Auszüge aus *Moskau* in der ›Humanité‹ zu veröffentlichen (s. Benjamin-Archiv, Ms 1286[v]), doch wurde dieser Plan nicht verwirklicht.« (Bd. 4, 989f.) Wahrscheinlich im Zusammenhang mit diesem Plan schrieb Benjamin den folgenden Text; denkbar ist jedoch auch, daß er zunächst beabsichtigte, *Auszüge* aus dem *Moskauer Tagebuch* zu publizieren – zu denen der Text dann eine Art Vorbemerkung darstellen würde – und sich erst später entschloß, den Aufsatz zu schreiben.

*Ich gehöre der Generation an, die heute zwischen dreißig und vierzig steht. Die Intelligenz dieser Generation ist wohl auf lange hinaus die letzte gewesen, die eine durchaus unpolitische Erziehung genossen hat. Der Krieg traf ihre am weitesten nach links vorgeschobenen Elemente im Lager eines mehr oder weniger radikalen Pazifismus. Die Geschichte des Deutschlands der Nachkriegszeit ist teilweise zugleich die Geschichte der revolutionären Ausbildung dieses ursprünglich linken bürgerlichen Flügels der Intelligenz. Man darf mit Sicherheit behaupten, daß die am kleinbürgerlichen parvenühaften Geiste der deutschen Sozialdemokratie gescheiterte Revolution von 1918 weit mehr zur Radikalisierung dieser Generation beigetragen hat als der Krieg selber. Mehr und mehr wird in Deutschland – das ist an diesem Prozeß das Besondere und Wichtige – die Fragwürdigkeit des freien Schriftstellers als solchen empfunden und man wird sich allmählich darüber klar, daß der Schriftsteller (wie überhaupt der Intellektuelle im weiteren Sinne) bewußt oder unbewußt, ob er's will oder nicht, im Auftrage einer Klasse arbeitet und sein Mandat von einer Klasse erhält. Daß die wirtschaftliche Existenzbasis des Intellektuellen immer schmäler wird, hat diese Klarstellung in letzter Zeit beschleunigt. Der politische Gegendruck der regierenden Klasse, der in Deutschland gerade im letzten Jahre zu rücksichtslosen Zensurmaßregeln und Literaturprozessen geführt hat,* [gestrichen: *die an die*

*Zeit der »heiligen Allianz« erinnern] wirkte im gleichen Sinne. Unter diesen Umständen ist der Anteil der deutschen Intelligenz an Rußland nicht nur abstrakte Sympathie, sondern es leitet sie ein sachliches Interesse. Sie will erfahren: Wie sieht die Intelligenz in einem Lande aus, in dem ihr Auftraggeber das Proletariat ist? Wie gestaltet das Proletariat ihre Lebensbedingungen und welche Umwelt findet sie vor? Was haben sie von einer proletarischen Regierung zu erwarten? Aus dem Gefühl von der Krisis, welche im Schicksal der Intelligenz der bürgerlichen Gesellschaft sich ankündigt[,] haben Schriftsteller wie Toller, Holitscher, Leo Matthias, Maler wie Vogeler-Worpswede, Regisseure wie Bernhard Reich Rußland studiert und Fühlung mit ihren russischen Kollegen genommen. Im gleichen Sinne habe ich selber zu Anfang dieses Jahres Moskau aufgesucht und zwei Monate dort gelebt. Zum ersten Mal befand ich mich in einer Stadt, in der ich, auf den bloßen Titel des Schriftstellers hin, Vergünstigungen materieller und administrativer Art genoß. (Ich habe keine Stadt außer Moskau kennen gelernt, wo einem Schriftsteller von staatswegen – denn die Hotels sind in Bewirtschaftung der Sowjets – der Preis seines Zimmers ermäßigt wird.) Aus einem Tagebuche, das ich ohne Unterbrechung acht Wochen hindurch geführt habe, sind die folgenden Stücke Auszüge. Ich habe mich in ihnen bemüht, das Bild des proletarischen Moskau, das man nur kennt, wenn man es auch in Schnee und Eis gesehen hat, vor allem aber die Physiognomie seines Werktags und den neuen Rhythmus wiederzugeben, der gleicherweise das Leben des Arbeiters wie des Intellektuellen durchzieht.*

*Paris*
*1 Mai 1927* *W. B.*

Druckvorlage: Benjamin-Archiv, Ms 1714

Ü: Ms 1241-1268 – Manuskript; 11 Blätter vom Format 26,8×21 cm, gefaltet zu 22 Blättern von 21×13,4 cm, dazu 6 Einzelblätter von 21×13,4 cm; beidseitig mit violetter, ab 29. 1. 1927 mit schwarzer Tinte beschrieben.

D: 9. 12. 1926 bis 1. 2. 1927

Die Erstausgabe des *Moskauer Tagebuchs* wurde von Gary Smith besorgt (s. Walter Benjamin, Moskauer Tagebuch. Aus der Handschrift hg. und mit Anmerkungen von Gary Smith. Mit einem Vorwort von Gershom Scholem, Frankfurt a. M. 1980), der dabei auf eine Rohentzifferung der Herausgeber zurückgreifen konnte, die er vielfach verbesserte. Andererseits gelangt der vorliegende Abdruck noch in einer Reihe von Fällen zu Lesungen, die von Smith abweichen. Die Edition von Smith ist wertvoll nicht zuletzt durch ihre ausführlichen Sacherläuterungen, die von den Herausgebern für die »Nachweise« dankbar genutzt wurden. – Insgesamt 39 Passagen hat Benjamin im Manuskript mit Bleistift gekennzeichnet, meistens in der Form von An- oder Durchkreuzungen. Von diesen Passagen

wurden die meisten – teils fast wörtlich, teils umformuliert, teils auch inhaltlich verändert – in den Aufsatz *Moskau* oder in andere Texte aufgenommen. In diese aus dem *Moskauer Tagebuch* hervorgegangenen Publikationen sind jedoch auch solche Tagebuch-Passagen eingegangen, die im Manuskript nicht gekennzeichnet sind. Benjamins Markierungen werden im Anschluß an die Nachweise verzeichnet; auch hierbei konnte die vorliegende Ausgabe sich auf die von Gary Smith stützen.

LESARTEN **292,3** *Moskauer Tagebuch*] dies der ursprüngliche Titel, den Benjamin später unkenntlich machte und durch *Spanische Reise* ersetzte; der Grund ist unklar, s. dazu Bd. 4, 988, aber auch die Ausgabe von Smith, 177. – **338,7** *im Innern*] möglicherweise ist auch *innern* zu konjizieren; Benjamin scheint *immere* geschrieben zu haben. – **353,31-33** *Dann* bis *Schnee.*] vielleicht gestrichen, wahrscheinlicher aber, daß Benjamin die Feder ausrutschte. – **372,37** *Streit.*] hier folgt ein unbeschriebener Zwischenraum von ca. 1¼ Seiten. Vielleicht wollte Benjamin an dieser Stelle eine Übersetzung des zuvor erwähnten Interviews einfügen; möglich ist aber auch, daß er bei der Fortsetzung der Eintragung zum 15. Januar das zuletzt beschriebene Blatt nicht zur Hand hatte. – **377,31** *zu geben*] konjiziert für *gegeben hatte*

NACHWEISE **292,21** *Sanatoriums*] Nach einem Nervenzusammenbruch im September 1926 lebte Asja Lacis im nahe der Gor'kij-Straße gelegenen Sanatorium Rott. – **292,32** *Riga*] Benjamin hatte Asja Lacis 1925 unangemeldet in Riga besucht; s. Asja Lacis, Revolutionär im Beruf. Berichte über proletarisches Theater, über Meyerhold, Brecht, Benjamin und Piscator, hg. von Hildegard Brenner, München 1971, 52f. – **293,4** *Institut der Kamenewa*] Allrussische Gesellschaft für kulturelle Verbindungen mit dem Ausland, 1923-1929 von Ol'ga Kameneva (1883-1941), der Schwester Trockijs, geleitet. – **293,9f.** *Dom Gerzena*] Haus Herzen, nach Alexander Herzen benannt, ein Schriftstellertreffpunkt. – **293,10** *Wap*] Allrussische Assoziation proletarischer Schriftsteller – **293,12** *Kogan*] Petr Semenovič Kogan (1872-1932), Literaturhistoriker und Kritiker, Professor für germanische und romanische Philologie in Petersburg und Moskau, Präsident der Akademie der Kunstwissenschaften seit 1921. – **293,22f.** *Geschichte* bis *Stanislawski*] »Dni Turbinych« von Michail Bulgakov; s. Bd. 2, 746 – **293,30** *Schlüsselnovelle* bis *behandelt*] »Povest' o nepogašennoj lune« von Boris Pilnjak; s. Bd. 4, 990 – **293,37** *Schestakoff*] Viktor A. Šestakov (1898-1957), von 1922 bis 1927 Haupt-Bühnenbildner im Theater der Revolution, danach im Mejerchol'd-Theater. – **294,2** *Frau*] Zinaida Rajch (1894-1945), vorher mit Sergej Esenin verheiratet – **294,17** *Llelewitch*] Grigorij Lelevič (1901-1945), Pseudonym von Labori Gilelevič Kalmanson, Dichter, Kritiker, einer der Herausgeber der Zeitschrift »Na postu«, s. Bd. 2, 744 – **294,34** *Buch mit der Widmung*] die Asja Lacis gewidmete »Einbahn-

straße« – **295, 5** *Tollers Moskauer Aufenthalt*] s. Ernst Toller, Quer durch. Reisebilder und Reden. Reprint. Mit einem Vorwort zur Neuherausgabe von Stephan Reinhardt, Heidelberg o.J., 96-103 – **295, 11** *Paul Werner*] Schriftstellername von Paul Frölich (1884-1953), Gründungsmitglied der KPD, 1921-24 und 1928-30 Reichstagsabgeordneter, 1928 Parteiausschluß, seit 1931 führend in der SAP, 1933 KZ, Ende 1933 Emigration nach Paris, 1941 Flucht nach New York, 1950 Rückkehr nach Westdeutschland, SPD-Mitglied; seine Angriffe gegen Toller erschienen am 20. und 26. 3. 1926 in der »Pravda«. – **295, 31** *Granowski*] Aleksandr Granovskij (1890-1935), Leiter des Moskauer jüdischen akademischen Theaters; s. Bd. 4, 518-522 – **296, 6 f.** *Gespräch* bis *Enzyklopädie*] über Benjamins ›Mitarbeit‹ an der Großen Sowjet-Enzyklopädie s. Bd. 2, 1465-1475 – **296, 23** *Besmensky*] Aleksandr Il'ic Bezymenskij (1898-1973), Lyriker und Literaturfunktionär; s. Bd. 2, 744 – **296, 32** *Grommer*] Jakob Grommer (1879-1933), Mathematiker und Physiker, 1926 bis Anfang der dreißiger Jahre Privat-Assistent von Albert Einstein in Berlin, dann Professor am physikalisch-technischen Institut der Weißrussischen Akademie der Wissenschaften in Minsk; er litt an Akromegalie. – **297, 23** *Runzeln*] s. Bd. 4, 92 – **298, 10** *Casella*] Alfredo Casella (1883-1947), italienischer Komponist – **299, 33** *Stefan und Daga*] Benjamins Sohn Stefan (1919-1972) und Asja Lacis' Tochter Daga – **300, 9** *»Cement«*] Dramatisierung von Fedor Gladkovs gleichnamigem Roman; s. Benjamins Besprechung des Romans, Bd. 3, 61-63 – **301, 3** *Istwostschik*] Fuhrmann, Droschkenkutscher – **301, 33** *stehen*] s. die Überarbeitung Bd. 4, 318 – **302, 8** *Kitai Gorod*] wörtlich: Chinesenstadt; alter Stadtteil von Moskau, der den Roten Platz und den Kreml einschloß – **302, 21** *darstellen*] s. die Überarbeitung Bd. 4, 340 – **302, 24** *Illesch*] Béla Illés (1895-1974), ungarischer Erzähler, lebte ab 1923 in der Sowjetunion; Generalsekretär der Internationalen Vereinigung revolutionärer Schriftsteller; im zweiten Weltkrieg Offizier der Roten Armee. – **302, 25** *Direktor des Revolutionstheaters*] V.S. Staruchin – **304, 12** *Gosbank*] Staatsbank – **304, 19** *Knorrin*] Vil'gel'm (Vilis) Knorin (1890-1939), 1926-27 Leiter der Agitprop-Abteilung des Zentralkomitees, sowjetischer Vertreter im Exekutivkomitee der Komintern, kontrollierte die deutsche Partei; 1936 denunziert, 1937 als ›Agent der Gestapo‹ inhaftiert, 1939 hingerichtet – **305, 3** *daliegt*] s. die Überarbeitung Bd. 4, 324 – **306, 38** *Augen*] s. die Überarbeitung Bd. 4, 340 – **308, 5** *Sophia*] Sof'ja Krilenko, Schwester von Nikolaj Krilenko (s. die folgende Anm.). Sie hielt sich gleichzeitig mit Benjamin und Asja Lacis 1924 auf Capri auf; s. Asja Lacis, Revolutionär im Beruf, a. a. O., 41. – **308, 21** *Krylenko*] Nikolaj W. Krilenko (1885-1938), Volkskommissar für Justiz, Hauptankläger in den Moskauer Prozessen vor Wyschinskij, dann selber erschossen – **308, 25 f.** *Prozeß Kindermann*] Karl Kindermann war Hauptangeklagter in einem Schauprozeß gegen drei junge Deutsche, die im Oktober 1924 mit der Begründung verhaftet wurden, ein

Attentat auf Lenin geplant zu haben; er wurde zum Tode verurteilt, aber nicht hingerichtet. – **309,21f.** *»Regime ökonomie«*] gemeint ist die 1921 von Lenin eingeführte »Neue Ökonomische Politik« (NEP) – **309,26** *Stanka-Wanka*] ein Stehaufmännchen – **309,36** *»Nach dem Gesetz«*] »Po zakonu«, 1926 von Lev Kulešov (1899-1948) gedrehter Film – **310,24** *Roth*] Joseph Roth bereiste im Auftrag der »Frankfurter Zeitung« von Ende August bis Ende Dezember 1926 die Sowjetunion; seine Artikelserie »Reise in Rußland« erschien in 18 Folgen in der »Frankfurter Zeitung« vom 14. 9. 1926 bis 19. 1. 1927. – **311,22f.** *Bildungswesen*] Roths Artikel »Die Schule und die Jugend« erschien in der »Frankfurter Zeitung« am 18. und 19. 1. 1927. – **312,15** *Leninköpfen*] s. die Überarbeitung Bd. 4, 340f. – **312,17** *»Strasstweitje«*] Zdravstvujte, entspricht dem »Guten Tag« – **314,3** *Fanny Jelowja*] gemeint ist wohl Nina Ermolaeva, die die Rolle der Avdot'ja in Mejerchol'ds Inszenierung des »Revisors« spielte – **314,6f.** *Krassnie worota*] Rotes Tor – **316,3** *ausgesprochen«*] s. die Überarbeitung Bd. 4, 334 – **318,28** *kaufen*] s. die Überarbeitung Bd. 4, 347 – **318,37** *bemalt*] s. die Überarbeitung Bd. 4, 340 – **319,25** *Sommer*] s. die Überarb. Bd. 4, 320 – **320,17** *Theater Korsch*] von Fedor Korš (1852-1923) gegründetes Theater, 1925/26 den Staatstheatern eingegliedert, 1932 geschlossen. – **321,14** *Übersetzung*] Benjamins Proust-Übersetzung, von der »Sodome et Gomorrhe« nicht erhalten ist, während *Im Schatten der jungen Mädchen* und *Die Herzogin von Guermantes* 1927 und 1930 erschienen sind; s. Gesammelte Schriften, Supplemente II und III. – **321,19** *Acher*] ACHRR, Associacija chudožniko revolucionnoj Rossii (Assoziation der Künstler des revolutionären Rußland) – **321,37f.** *»Einführung in den historischen Materialismus«*] s. Nikolaj Ivanovič Bucharin, Theorie des historischen Materialismus. Gemeinverständliches Lehrbuch der Marxistischen Soziologie, Hamburg 1922 – **322,26** *»Ljeß«*] Aleksandr Ostrovskijs Drama »Der Wald« – **322,26** *Basseches*] Nikolaus Basseches (1895-1961), russischer Ingenieur und Journalist, lebte in den vierziger Jahren in der Schweiz und schrieb als Rußlandspezialist für die »Weltwoche«. Basseches verfaßte: Das wirtschaftliche Gesicht der Sowjet-Union, Wien 1925; Die unbekannte Armee. Wesen und Geschichte des russischen Heeres, Zürich 1942, 2. Aufl. 1943; Stalin. Das Schicksal eines Erfolges, Bern 1950. – **323,14** *Tairoff in Berlin*] Alexander J. Tairovs Theatergruppe spielte 1923 in Berlin. – **324,6** *ja.«*] s. die Überarb. Bd. 4, 329f. – **324,33** *»Vom Spielzeug zum Kindertheater«*] nicht ermittelt; Nikolaj Dmitrievič Bartram (1873-1931 [1934?]) – **326,23** *Vorrede*] s. Bd. 1, 901f. – **327,28f.** *herauskam*] s. Scholem, Freundschaft, 30, 37-47 – **327,34** *sei*] s. die Überarb. Bd. 4, 326 – **328,1** *zweiten Michad*] das zweite Studio des Moskauer Akademischen Künstlertheaters – **330,39** *Philipp Keller*] Schriftsteller, mit dem Benjamin 1913 in Freiburg verkehrte; verfaßte einen Roman »Gemischte Gefühle«, Leipzig 1913, und publizierte in expressionistischen Zeitschriften; s.

Briefe, passim, und Bd. 3, 173. – 331,2f. *»Sprache überhaupt und die Sprache des Menschen«*] s. Bd. 2, 140-157 – 331,21 *Portrait von Karl Kraus*] s. Bd. 4, 121 – 331,33 *werden*] s. die Überarb. Bd. 4, 329 – 332,33 *Kusnetzki-Most*] Kuzneckij most, Schmiede-Brücke – 333,15 *Krestanski-Club*] Bauern-Club am Trubnaja Platz – 334,12 *hin*] s. die Überarb. Bd. 4, 342 – 334,28 *»Kommandirowka«*] Abkommandierung, längere Dienstreise – 335,5 *Piwnaja*] Bierkneipe – 335,29f. *»Der sechste Teil der Welt«*] Film von Dziga Vertov; s. auch Bd. 2, 748 – 335,32f. *»Dajosch-Europa«*] Theaterstück von M. Podgaeckij nach den Romanen »Trust D.E.« von Ilja Ehrenburg (1923) und »Der Tunnel« von Bernhard Kellermann (1913); s. auch Bd. 2, 757f. – 337,2 *Kitai-Projo*] Kitajskij Projezd, wörtl. Chinesische Nebengasse bzw. Durchfahrt – 337,19 *Ilinski*] Igor' Vladimirovič Il'inskij (geb. 1901), Schauspieler vor allem komischer Rollen, der von 1920 bis 1935 mit Mejerchol'd zusammenarbeitete; s. auch Bd. 2, 747. – 338,20 *gibt*] s. die Überarb. Bd. 4, 322f. – 338,26 *ist.)*] s. die Überarb. Bd. 2, 481 – 338,28 *Lebidinski*] Jurij Libedinskij (1898-1959), Schriftsteller und Literaturfunktionär; verfaßte den Roman »Nedelja« (1922), deutsch »Die Woche« (1923). – 338,30 *gelebt*] s. die Überarb. Bd. 4, 338 – 339,4 *Oskar Walzel*] deutscher Literaturwissenschaftler (1864-1959); s. auch Bd. 3, 50f. und Briefe, 436. – 340,16 *angesehen*] s. die Überarb. Bd. 2, 747f. und 750f. – 340,34 *»Lieben unter Ulmen«*] Tairovs Uraufführung von Eugene O'Neills »Desire under the Elms« – 340,36 *Koonen*] Alicia Koonen (1889-1974), Schauspielerin belgischer Herkunft, mit Tairov verheiratet – 342,26 *»Cocu magnifique«*] Theaterstück von Fernand Crommelynck; Mejerchol'ds Inszenierung wurde von Ljubov S. Popova ausgestattet. – 342,27 *»Bubus«*] Theaterstück von Alexej M. Fajko; die Ausstattung von Mejerchol'ds Inszenierung stammt von E. Slepanov und Mejerchol'd. – 342,30 *»Rischi Kitai«*] Theaterstück von Sergej Tret'jakov; s. auch Bd. 2, 745. – 343,7 *vorkommen*] s. die Überarb. Bd. 4, 344 – 345,29 *Gorodetzki*] Sergej M. Gorodeckij (1884-1967), Lyriker und Librettist – 348,8 *Gnedin*] Evgenij A. Gnedin (1898-1983), Diplomat und Schriftsteller, Sohn von Alexander Parvus-Helphand; seine Memoiren »Katastrophe und zweite Geburt« erschienen in der »Bibliothek des Samisdat« 1977 in Amsterdam; s. auch Karl Schlögel, Moskau lesen, Berlin 1984, 196-201. – 348,29 *Pelsche*] Robert Pel'še (1880-1955), kommunistischer Kritiker und Kunstwissenschaftler – 348,30 *Leiter*] Valerian Pletnev (1886-1942) – 348,31 *Levidoff*] Michail J. Levidov (1891-1941), Schriftsteller und Journalist – 350,4f. *zusammen*] s. die Überarb. Bd. 4, 319 – 350,18 *läßt*] s. die Überarb. Bd. 4, 336 und 341 – 351,8 *Trübsal*] s. die Überarb. Bd. 4, 345 – 351,9 *Oruschejnaja-Palata*] Rüstkammer des Kreml – 351,16 *wäre*] s. die Überarb. Bd. 4, 343 – 352,24 *Straße*] s. die Überarb. Bd. 4, 321 – 353,3 *ging*] s. die Überarb. Bd. 4, 321 – 354,2 *Schüsseln*] s. die Überarb. Bd. 4, 333 – 354,36 *»Dentsch y Notsch«*]

Den'i noč (Tag und Nacht), von Tairov im Kamernyi-Theater aufgeführt. – 355, 18 »*Storm*«] Theaterstück von Wladimir N. Bill-Belozerkowski, 1925 uraufgeführt. – 357, 13 »*Krujock*«] Kreis, Zirkel – 360, 5 *Referat*] s. Bd. 4, 481-483 – 361, 16 *Larionoff, Gontscharowa*] Michail F. Larionov (1881-1964) und Natalja Gončarova (1881-1962), Lebensgefährten, avantgardistische Maler (Rayonismus, Orphismus), Mitarbeiter des Russischen Balletts von Diaghilev in Paris. – 361, 21 *Malaia Theater*] Malyi teatr, das (staatliche akademische) kleine Theater – 362, 3 *hervor*] s. die Überarb. Bd. 4, 624 – 362, 16f. »*Mosselprom*«] Moskauer Vereinigte Betriebe zur Verarbeitung landwirtschaftlicher Erzeugnisse – 362, 17 *Händlerin*] s. die Überarb. Bd. 4, 332 – 362, 24 *hatte*] Ernst Bloch wohnte mit seiner ersten Frau, Else Bloch von Stritzki (1883-1921), vom Frühjahr 1917 bis 1919 in Interlaken; s. auch Scholem, Freundschaft, 102f. und passim. – 364, 8 *Schtschedrin*] Sil'vestr Feodosievič Ščedrin (1791-1830), russischer Landschaftsmaler – 364, 17 *Wereschtschagin*] Vasilij Vereščagin (1842-1904), russischer Schlachtenmaler – 364, 38 »*Tag und Nacht*«] s. Anm. zu 354, 37 – 365, 39 *Dom Petschat*] Haus der Presse, eine Art Journalisten-Club – 367, 8 *Sowjetduschi*] von Asja Lacis und Benjamin geprägte Bezeichnung für den Portier – 368, 23 *Kursker Bahnhof*] dieser liegt nicht am Kalančevskaja-Platz; gemeint ist wohl der Kasaner Bahnhof. – 369, 6 *Sakuskas*] Imbiß – 370, 27 »*Oktjabrs*«] s. die Überarb. Bd. 4, 322 – 371, 11 »*Wandkalender*«] s. 545-557 – 371, 14f. *Schtschukin-Galerie*] von Sergej Ivanovič Ščukin (1854-1936) angelegt – 372, 13 *Thankmar von Münchhausen*] Münchhausen (1892-1979) hatte durch den Kunsthistoriker Wilhelm Uhde Marie Laurencin kennengelernt; er war mit Rilke und Benjamin befreundet, vermittelte dem letzteren den Übersetzungsauftrag für »Anabase« von St. John-Perse, s. Gesammelte Schriften, Supplement I. – 372, 15 *Interview*] das in der Večernjaja Moskva erschienene Interview ist noch nicht wiederaufgefunden worden. – 373, 29 *Astrauchoff*] Il'ja Semenovič Ostroúchov (1858-1929), russischer Maler, 1905-1913 Kurator der Tretjakov-Galerie – 375, 7 *Stalowaja*] Kantine – 376, 19 *Dr. Schick*] Maximilian Schick (1884-1968), Lyriker, Übersetzer von Brjusov und Gor'kij – 376, 28 *Narkomproß*] das von Lunačarskij geleitete Volkskommissariat für das Bildungswesen – 377, 4 *Manja*] Asja Lacis' Zimmerkollegin – 377, 19 *Aviachim*] Gesellschaft zur Mitarbeit beim Aufbau des Flugwesens in der UdSSR – 377, 38 *Seereise*] Benjamins Reise mit einem Handelsschiff von Hamburg über Gibraltar und Barcelona nach Genua im Sommer 1925; s. auch Briefe, 402f. – 378, 24 *Poelzig*] Hans Poelzig (1869-1936), Architekt, baute den Zirkus Schumann in Max Reinhardts Großes Schauspielhaus um. – 379, 29 *Szene*] im ersten Teil von »Du côté de chez Swann«, s. in der Pléiade-Ausgabe von Clarac und Ferré (Paris 1962) Bd. 1, 159-165. – 380, 9 *Willy Wiegand*] Wiegand (1884-1961) gründete 1910 zusammen mit Ludwig Wolde den Verlag der Bremer Presse. – 380, 9 *Arthur Müller-Lehning*]

Müller-Lehning (geb. 1899) war Herausgeber der in Amsterdam erschienenen »i 10. Internationale Revue«, in der mehrere Arbeiten Benjamins gedruckt worden sind. – 380,10 *Else Heinle*] die Witwe Wolf Heinles (1899-1923), des Bruders von Fritz Heinle – 381,18 *Darlegung*] in der Pléiade-Ausgabe (Paris 1962) Bd. 1, 80-82 – 381,31 *verfassen*] den Artikel für die »Weltbühne« hat Benjamin nicht geschrieben; s. aber den bereits 1925 veröffentlichten Text »Die Waffen von morgen«, Bd. 4, 473-476. – 381,34 *Wachtangoff*] Evgenij Vachtangov (1883-1922), das nach ihm benannte Theater entstand aus dem 1921 gegründeten dritten Studio des MChAT; Vachtangov war auch zeitweilig Regisseur am »Habimah«. – 383,2 *Artikels*] s. Bd. 2, 751-755 – 384,6 *Muksin*] ungesicherter Name; Benjamin schreibt an anderen Stellen auch *Mußkin* oder *Muskin*. – 384,28 *Proust*] gemeint ist wohl kein Aufsatz über Proust, sondern die Übersetzung. – 384,29 *Entgegnung*] s. Bd. 4, 453f. – 384,30 *Nekrolog*] s. Bd. 4, 1025-1027 – 385,13 *Lesekränzchen*] s. Briefe, 39, Anm. 4 – 386,15 *»Die Phantasie«*] andere Hinweise auf dies Projekt sind nicht bekannt; s. jedoch die Fragmente über Phantasie und Farbe, 109-117 – 386,26 *Schreibmaterial*] gemeint ist die benutzte Feder, die nur ein verschmiertes Schreiben zuließ. – 388,11 *»Matj«*] Pudovkins Film nach der »Mutter« von Gor'kij – 388,12 *»Prozeß um drei Millionen«*] Film von Jakov Protazanov – 390,16 *Autoren*] s. auch *Die politische Gruppierung der russischen Schriftsteller*, Bd. 2, 744-747 – 390,19 *Iljuscha*] Vorname des roten Generals und Verehrers von Asja Lacis – 393,2f. *Theater revoluzie*] Theater der Revolution – 397,11f. *Narkomindel*] Volkskommissariat für Auslandsangelegenheiten (Außenministerium) – 400,7 *pflegt*] s. die Überarb. Bd. 4, 320 und 344 – 401,34 *Komponisten*] immerhin Chopin, instrumentiert von Glasunov – 402,6 *Gelzer*] Ekaterina Vasil'jevna Gel'cer (1876-1962), Primaballerina – 402,7 *Orel*] s. Asja Lacis, Revolutionär im Beruf. Berichte über proletarisches Theater, über Meyerhold, Brecht, Benjamin und Piscator, hg. von Hildegard Brenner, München 1971, 20ff. – 402,31 *Troitza*] gemeint ist das Troice-Sergieva-Kloster in Sergiev, das heutige Kloster Zagorsk

*Benjamins Markierungen*

Im folgenden werden die An- und Durchkreuzungen, die Benjamin im Manuskript des *Moskauer Tagebuchs* mit Bleistift vornahm (s. 782f.), mit ihren Anfangs- und Schlußwörtern verzeichnet sowie jene Stellen in anderen Arbeiten nachgewiesen, in welche diese Passagen jeweils eingegangen sind. Die Nachweise sind aus der Ausgabe von Smith (s. 782) übernommen worden.

294,23-32 *Methode* bis *angenehm*] s. Bd. 4, 338f. – 296,18-297,14 *Wir* bis *Umschwung*] s. Bd. 2, 744 – 298,34-299,20 *Einiges* bis *gebildet*] s. Bd. 4, 317f. – 301,8-15 *Ich* bis *Baum*] s. Bd. 4, 320 – 301,33-302,8 *Ich* bis *Lackarbeiten.*] s. Bd. 4, 319f., 332 – 304,23-32 *Zur* bis *aus.*] s. Bd. 4, 345 – 305,5-

10 *Dann* bis *öffnet.*] s. Bd. 4, 325 – **305**, 16-26 *Noch* bis *Plotschtad.*] s. Bd. 4, 346 – **306**, 39-**307**, 27 *In* bis *gab.*] s. Bd. 4, 345 f. – **308**, 8-16 *Deren* bis *Straße.*] s. Bd. 4, 327f. – **309**, 17-27 *Die* bis *bekommen.*] im Manuskript angekreuzt, aber anscheinend in keinen der aus dem *Moskauer Tagebuch* hervorgegangenen Aufsätze eingegangen – **313**, 7-19 *Hasard* bis *geben.*] s. Bd. 4, 330f. – **316**, 6-18 *Bei* bis *nicht.*] s. Bd. 4, 481 – **319**, 2-18f. *Man* bis *vertreiben.*] s. Bd. 4, 324 f., 328 – **319**, 39-**320**, 7 *Der* bis *Spielsachen.*] s. Bd. 4, 321 – **320**, 26-33 *Ich* bis *dar.*] im Manuskript angestrichen, aber damals in keine Arbeit aufgenommen; hier wird ein zentraler Gedanke Benjamins zum wahrscheinlich erstenmal formuliert, der ein Theorem aus der Vorrede zum *Ursprung des deutschen Trauerspiels* materialistisch wendet und auf späteste methodologische Erwägungen aus dem Umkreis der Baudelaire-Arbeiten und der Thesen *Über den Begriff der Geschichte* vordeutet – **330**, 1-10 *Lichtquellen* bis *überwinden.*] s. Bd. 4, 319 – **332**, 20-31 *Die* bis *Lucca*] s. Bd. 4, 344 f. – **334**, 33-**335**, 1 f. *Hier* bis *Institute.*] s. Bd. 4, 348 – **335**, 13-27 *Nach* bis *Salzwasser.*] s. Bd. 4, 346f. – **335**, 36-**336**, 29 *Ich* bis *Wohnbau.*] s. Bd. 4, 344 f. – **337**, 3-6 *Weiteres* bis *Weihnachtsfeier.*] s. Bd. 4, 331 – **337**, 11-17 *Auf* bis *davon.*] s. Bd. 4, 321 – **339**, 1-31 *Jetzt* bis *Tscherwoneff*] s. Bd. 4, 337 f. – **343**, 20-**344**, 10 *Auf* bis *heraus.*] s. Bd. 4, 333, 340, 346 – **346**, 16-**348**, 5 *Wir* bis *werden.)*] s. Bd. 4, 341 – **352**, 11-21 *Moskau* bis *liegt.*] s. Bd. 4, 319, 321 f. – **352**, 24-**353**, 2 *Mit* bis *an.*] s. Bd. 4, 343 – **353**, 14-37 *Beim* bis *Gendarmen.*] s. Bd. 4, 321 f. – **355**, 27-**356**, 25 *In* bis *an.*] im Manuskript angekreuzt, aber anscheinend in keine andere Arbeit aufgenommen – **358**, 30-**359**, 7 *Diese* bis *will.*] s. Bd. 4, 335 f. – **363**, 8-**364**, 17 *ich* bis *Interesse.*] s. Bd. 4, 323 f. – **367**, 29-**368**, 6 *»Das* bis *gewußt.*] s. Bd. 4, 348 – **368**, 32-**369**, 1 *Mir* bis *hatte.*] s. Bd. 4, Abb. 24 und 31, nach S. 624 – **370**, 23 *neuer* bis *u.s.w.*] im Manuskript unterstrichen; s. Bd. 4, 325 – **373**, 34-**374**, 19 *Im* bis *Museums.*] im Manuskript angekreuzt, aber anscheinend in keine andere Arbeit aufgenommen – **378**, 39-**379**, 5 f. *Beim* bis *auftauchen*] s. Bd. 4, 345 – **382**, 34-37 *Die* bis *gewinnt.*] s. Bd. 4, 347 – **384**, 2-4 *Der* bis *ist.*] im Manuskript angekreuzt, aber anscheinend in keine andere Arbeit übernommen – **389**, 4-30 *Die* bis *Schlitten.*] s. Bd. 4, 330, 339, 344 – **391**, 5-12 *einen* bis *sitzen.*] s. Bd. 4, 320 – **392**, 5-11 *Man* bis *Landschaft*] s. Bd. 4, 343 f. – **394**, 33-**395**, 9 *Ich* bis *Spielzimmer?*] im Manuskript angekreuzt, aber anscheinend in keine andere Arbeit eingegangen – **396**, 15-22 *Ich* bis *warm.*] im Manuskript angekreuzt, aber anscheinend in keine andere Arbeit eingegangen – **398**, 20-30 *Jetzt* bis *daliegen.*] s. Bd. 4, 343 – **399**, 12-35 *Ich* bis *fühlen.*] s. Bd. 4, 316 f. – **406**, 34-**407**, 3 *Nicht* bis *Brennstoff.*] im Manuskript angekreuzt, aber anscheinend in keine andere Arbeit eingegangen.

409-413 Tagebuch meiner Loire-Reise

Ü: Schwarzes Lederheft, S. 21-23
D: 12. bis 16. August 1927

nachweise 409,35 *Loire-Reise*] über Benjamins Reise s. auch Scholem, Freundschaft, 167 – 410,1 *L.*] über Benjamins Pariser Freundin nichts ermittelt.

413-415 Notizen von der Reise nach Frankfurt 30 Mai 1928

Ü: Schwarzes Lederheft, S. 26
D: 30. 5. 1928

nachweise 413,35 *Onkel Arthur*] Arthur Moritz Schoenflies (1853-1928), der jüngere Bruder von Benjamins Großvater mütterlicherseits; s. auch Scholem, Engel, 150 – 414,25 *kann.*] s. *Zum Tode eines Alten*, Bd. 4, 428

415-418 Verstreute Notizen Juni bis Oktober 1928

Ü: Pergamentheft SSch, S. 1, 8 und 13
D: Juni bis Oktober 1928

nachweise 415,18f. *»Panorame de la littérature allemande«*] s. Félix Bertaux, Littérature allemande. (Panorama des littératures contemporaines), Paris 1928 – 415,27 *Glück*] über Gustav Glück (1902-1973) s. Scholem, Freundschaft, 224f.; Glück blieb als Direktor der Auslandsabteilung der Reichskreditgesellschaft bis 1938 in Berlin, dank seiner Hilfe konnten die Honorare, die Benjamin noch bis 1935 gelegentlich von deutschen Zeitungen erhielt, nach Paris transferiert werden; 1938 emigrierte Glück nach Argentinien, nach dem Krieg war er Vorstandsmitglied der Dresdner Bank in Frankfurt, die letzten Jahre lebte er wieder in seiner Vaterstadt Wien – 415,27 *Doris*] Doris von Schönthan gehörte wie Eva Herrmann (s. Anm. zu 428,35) zu dem Freundeskreis um Erika und Klaus Mann, zu dem Benjamin durch Gert Wissing (s. Anm. zu 427,4) *peripherische Berührung* (436) gewann – 415,32 *Thankmar*] s. Anm. zu 372,13 – 416,4 *hatte ...«*] Johannes V. Jensen, Exotische Novellen, Berlin 1919, 41f.; s. auch Bd. 4, 414 – 416,10 *ist.«*] a. a. O., 75f.; s. auch Bd. 4, 373 – 416,25 *Joël*] über Ernst Joël s. Scholem, Freundschaft, 21f. und 221 – 416,26 *Notiz*] s. *Haschisch in Marseille*, Bd. 4, 409-416, sowie die Vorstufe im vorliegenden Band, 579-587; im Pergamentheft der SSch findet sich zwischen der vorangehenden

und dieser Notiz die erste, wohl aus dem abklingenden Rausch selber stammende Niederschrift der Aufzeichnung – **416,28** *Ausstellung*] s. *Bekränzter Eingang*, Bd. 4, 557-561

### 418 Notiz über ein Gespräch mit Ballasz

Ü: Ms 924 – aus einem Block herausgetrenntes Einzelblatt, ca. 10,8×9 cm, einseitig mit Tinte beschrieben.
D: *Ende 1929*

NACHWEIS **418,3** *Ballasz*] Béla Balázs (Herbert Bauer, 1884-1949), ungarischer Filmtheoretiker, Drehbuchautor und Regisseur

### 419-421 Reisenotizen 1930

Von seiner Skandinavienreise berichtete Benjamin, der sich selber den *unverdrossenen Reisenden, Nachfahren Schelmuffskys* nannte, Ende Juli 1930 an Gretel Adorno: *Einmal fort von Berlin wird die Welt schön und geräumig und hat sogar auf einem 2000 to-Dampfer neben mancherlei Reisepöbel Platz für Ihren schweigsam vergnügten Diener. Gerade jetzt gebe ich ihr das Schauspiel einer schnurrbärtig schnurrigen Alten, die ihre Kaffeetasse neben sich in einem Lehnstuhl auf der Schiffsterrasse – Terrasse muß es nun einmal sein ob auf dem Boulevard oder im Fjord – sich sonnt und dabei ihre Handarbeiten herunterkritzelt.* (o.D.; Poststempel 25. 7. 1930 [?], an Gretel Adorno) Mitte August 1930 heißt es dann in einem Brief an Scholem, der in Zoppot geschrieben wurde: *Ich habe die letzte oder vorletzte Station meiner Reise erreicht – das ist Zoppot. So schön die große Reise war, die ich hinter mir habe – bis über den Polarkreis und in das nördliche Finland hinein – so war sie doch zu einsam, um ganz zu einer Erholung zu werden; ich habe auch auf dem Schiff zuviel gearbeitet.* [...] *Die Redaktionen grollen weil ich nichts tue. Ich aber muß die wenigen Gelegenheiten, die ich im Leben zum Faulenzen habe, ausnutzen. Das hindert nicht, daß ich mich mit allerhand Nebensachen herumschlage. Ich habe einen Zyklus »Nordische See« gemacht, den Du ja wohl in absehbarer Zeit zu sehen bekommen wirst.* (Briefe, 515) – Die *Reisenotizen 1930* stehen – ähnlich wie die Aufzeichnungen *Spanien 1932* (s. 446-464) und mehr noch als diese – an der Grenze zwischen der tagebuchartigen Notiz und der ersten Niederschrift eines Aufsatzes; hier der zu dem *Nordische See* (s. Bd. 4, 383-387) betitelten Denkbild, das zum größeren Teil nichts anderes als eine eingreifende Umarbeitung der *Reisenotizen 1930* darstellt. Wenn die Herausgeber sich gleichwohl entschlossen haben, diese nicht als Vorstufe der *Nordi-*

*schen See* zu behandeln, sondern sie unter den »Autobiographischen Schriften« abzudrucken, so um der Spontaneität willen, welche die *Reisenotizen* gegenüber dem durchformulierten Denkbild auszeichnen.

Auf der Rückseite des ersten Blattes der *Reisenotizen 1930* notierte Benjamin Formulierungsversuche zum Schluß der *Nordischen See* (s. Bd. 4, 387), die für seine schriftstellerische Technik aufschlußreich sind; wahrscheinlich auch unter dem Eindruck von Klages' »Geist als Widersacher der Seele« geschrieben wurden, in dessen erstem Band Benjamin während der Reise las und den er gegenüber Scholem *ohne Zweifel ein großes philosophisches Werk* (Briefe, 515) nannte.

*Antike des Nordens*
*Eine einzige Niobidenversammlung.*
*Das Antlitz wie von salzigen Tränen geschunden und die Blicke flehend oder suchend nach oben geheftet, die Arme, wenn sie noch da sind, beschwörend oder ergeben über der Brust gekreuzt [abgebrochen]*
*Das Antlitz wie von salzigen Tränen verwittert, die Blicke aus zerstoßnen hölzernen Höhlen nach oben gerichtet, die Arme, wenn sie noch da sind, schützend über der Brust gekreuzt, wer sind sie – so unsagbar hilflos und aufbegehrend – diese Niobiden des Meeres?*
*Diese Bilder – einst bewegten sie sich bacchantischer als die leibhaftigen [abgebrochen]*
*Oder vielmehr Mänaden?*
*Antike? Diese Bilder die einst bacchantischer als die leibhaftigen Mänaden sich bewegten. Antike? Dies zersplitterte gespaltne Holz? Antike? Diese Stücke, deren so manches [abgebrochen]*
*Ja! Diese Bilder, die [über] weißere Kämme gestürmt sind als dies bescheidne [?] Kitharon und in ödere Thäler als die von Thrakien. Sie sind in wilderen Pranken gewesen als denen die der wilden Tiere [abgebrochen]*
*Auf sie als die der wilden Tiere, der Gefolgschaft der Artemis.*

Druckvorlage: Benjamin-Archiv, Ms 657

Ü: Ms 656f. – zwei Einzelblätter, ca. 22×14 cm und 19×13,5 cm, beidseitig mit Tinte beschrieben. Außer den *Reisenotizen 1930* und dem oben abgedruckten Entwurf *Antike des Nordens* finden sich auf den beiden Blättern Stichworte zum Thema Hexen (s. *Hexenprozesse*, Bd. 7).
D: Juli/August 1930

NACHWEIS s. insgesamt *Nordische See*, Bd. 4, 383-387

422-441 Mai-Juni 1931

Wie aus der *Material zu einem Diskurs über Brecht* (s. Bd. 2, 1372f.) überschriebenen Aufstellung hervorgeht, waren die vorliegenden Tagebuchaufzeichnungen nicht die ersten Brecht gewidmeten; voraus gingen Aufzeichnungen aus den Monaten März bis Mai 1930, die anscheinend nicht erhalten sind. Die genannte Aufstellung wird durch ein weiteres Register *Tagebuchstellen über Brecht* ergänzt, das die folgende Aufzählung enthält:

*1) Juan-les-Pins Mai Juni 1931 (lose Blätter)* [s. 422-441]
*2) Svendborg Juni August 1936 (kleines Pergamentbuch)*
*3) – 1934 u 1936 (lose Blätter)* [s. Bd. 2, 1370f.]
*4) Berlin Februar Mai 1930 (langes Pergamentbuch)*
*5) Svendborg Sommer 1934 (mittleres Pergamentheft)* [s. 523-532]

(nach einer Photographie im Bertolt-Brecht-Archiv, Berlin, Sign. 2060/19) Als verschollen muß demnach nicht nur das *lange Pergamentbuch* mit den Aufzeichnungen von Februar – respektive März – bis Mai 1930 gelten, sondern auch das *kleine Pergamentbuch* mit den Aufzeichnungen *Juni August 1936*. – Das Original des Tagebuchs *Mai-Juni 1931* befand sich im Besitz von Stefan Brecht, ist aber zur Zeit nicht auffindbar. Der vorliegende Abdruck folgt einer im Bertolt-Brecht-Archiv vorhandenen, allerdings technisch unzulänglichen und deshalb stellenweise schwer lesbaren Photographie, die den Herausgebern dankenswerterweise von Gerhard Seidel ebenso zur Verfügung gestellt wurde wie eine Transkription, welche er und Benno Slupianek vor Jahren nach dem Original anfertigten. Das Original wird wie folgt beschrieben: »Vier zusammenhängende, doppelseitig beschriebene Blätter. Blätter 1-3: 18×26,8 cm. Gelbliches Schreibpapier [...] – Blatt 4: 14,1×21,8 cm. Bläuliches Schreibpapier. – Mit blauer (und schwarzer) Tinte von WB.« (Bertolt-Brecht-Archiv, Sign. 2056/40)

Ü: Bertolt-Brecht-Archiv, Sign. 2060/24-31: Photographie des Manuskripts; a. a. O., Sign. 2056/40-59: Transkription des Manuskripts von Gerhard Seidel und Benno Slupianek.
D: Mai/Juni 1931

NACHWEISE **424**, 1 *verabredet.*] gemeint ist Benjamins Capri-Aufenthalt von 1924; die Freunde, mit denen er dort war, waren Florens Christian Rang und Erich Gutkind; s. auch Lorenz Jäger, Messianische Kritik. Studien zu Leben und Werk von Florens Christian Rang, Diss. Frankfurt a.M. 1985, 211-216 – **425**,28 *zugute.*] s. Bd. 4, 429, 435f. – **425**,37 *Egon*] über Benjamins Vetter, den Röntgenologen Egon Wissing (1900-1984), s. Scholem, Engel, 149 – **426**,20 *Spuren«*] Brecht, Versuche 4-7 [Heft 2], Ber-

lin 1930, 116 – **427,2f.** *verschiebbar.*] s. Bd. 4, 427f. – **427,4** *Gert*] Gert Wissing, geb. Feis (gest. 1933), die erste Frau Egon Wissings – **428,16** *Dichter*] s. Bd. 4, 427 – **428,17** *Speyer*] Benjamin hatte den Romancier und Dramatiker Wilhelm Speyer (1887-1952), der wie er in Haubinda gewesen war, durch Helene Hessel kennengelernt. Benjamin war Mitarbeiter Speyers, so etwa bei dem Roman »Gaby, weshalb denn nicht?« Berlin 1930, und bei den Theaterstücken »Jeder einmal in Berlin«, Berlin 1930, »Es geht – aber es ist auch danach«, München 1929, und »Der große Advokat«, 1932. – **428,32** *brennt.*] s. Bd. 3, 388-392 – **428,35** *Eva Hermann*] wahrscheinlich die Zeichnerin Eva Herrmann (1901-1978), eine Freundin von Erika und Klaus Mann; s. auch Anm. zu 415,27 – **431,1** *Hesse-Burri*] Emil Hesse-Burri, Schriftsteller, Regisseur, Film- und Hörspielautor; Mitarbeiter Brechts u.a. bei der »Heiligen Johanna der Schlachthöfe« – **431,2** *Hauptmann*] Elisabeth Hauptmann (1897-1973), Schriftstellerin, seit 1924 Mitarbeiterin Brechts an vielen Stücken, später Dramaturgin des Berliner Ensembles und Brecht-Herausgeberin – **431,2** *Brentanos*] der Schriftsteller Bernard von Brentano (1901-1964) und seine Frau Margot – **431,22** *»Journal du coiffeur«*] die Erstausgabe des Romans von Marcel Jouhandeau erschien 1931 – **436,6** *Gewohnheiten.«*] Friedrich Nietzsche, Werke in drei Bänden, hg. von Karl Schlechta, München 1955, Bd. 2, 173 (»Die fröhliche Wissenschaft«, 4. Buch, Aph. 295) – **439,19** *Carola Neher*] 1905-1942, Schauspielerin; spielte in Stücken ihres Ehemanns Klabund und Brechts; sie emigrierte in die Sowjetunion, wurde 1939 verhaftet und drei Jahre später im Lager ermordet – **439,21** *»Geretteten Alkibiades«*] das Stück erschien 1920 und wurde im selben Jahr in München uraufgeführt – **439,39** *lang«*] s. Coriolanus V, 3: »I have sat too long.« – **440,1** *Klippe*] s. King Lear IV, 6 – **440,3** *»Technik des Dramas«*] die Erstausgabe erschien 1863 – **441,8** *andere*] s. Bd. 4, 425f.

**441-446** TAGEBUCH VOM SIEBENTEN AUGUST NEUNZEHNHUNDERTEINUNDDREISSIG BIS ZUM TODESTAG

Ü: *Mittleres Pergamentheft*, S. 23-27
D: 7. bis 16. 8. 1931

NACHWEISE **441,13** *Todestag*] über Benjamins Suicidpläne s. Scholem, Freundschaft, 223f., 232-235 – **441,15** *Kippenberg*] Benjamin hatte mit Anton Kippenberg (1874-1950), dem Leiter des Insel Verlags, über ein Buch zu Goethes 100. Todestag verhandelt – **441,18** *I.*] wahrscheinlich Inge Buchholz, eine intime Freundin Benjamins in den frühen dreißiger Jahren, über die sonst nichts ermittelt wurde – **442,34** *verwandelt.*] s. Bd. 4, 431f. – **442,35** *Salomon*] Albert Salomon (1891-1966), Soziologe und

Politologe, 1928-1931 Hg. der »Gesellschaft«; emigrierte 1933 in die Schweiz, 1935 in die USA; Professor an der New School for Social Research, New York – **443**, 5 *ein.*] s. Bd. 1, 226 – **443**, 28 *Glück*] s. Anm. zu 415, 27 – **443**, 30 *hat.*] über Kraus' Haltung zu Benjamins Essay s. die Dokumentation, Bd. 2, 1081-1084 – **444**, 11 *Haas*] Willy Haas (1891-1973), Schriftsteller und Kritiker, 1925-1933 Hg. der »Literarischen Welt«, 1933/34 der »Welt im Wort« – **444**, 13 *Rosen*] Artur Rosen, verantwortlicher Redakteur der »Literarischen Welt« – **444**, 31 *können.*] s. Bd. 4, 1013 f. – **446**, 20 *wird.*] s. Bd. 2, 688, auch Bd. 2, 628 f., und Bd. 1, 455 f., 493

**446-464** Spanien 1932

Benjamin »fuhr am 7. oder 8. April [1932] von Hamburg auf einem Frachter, mit dessen Kapitän und Offizieren er sich sehr anfreundete, in elf Tagen nach Barcelona und von dort auf dem Postdampfer nach Ibiza. Dort blieb er ziemlich genau drei Monate und lebte unter Verzicht auf jeglichen Komfort, aber doch in einer ihm zusagenden Atmosphäre unvorstellbar billig – für weniger als zwei Mark pro Tag! Seinen Freunden schrieb er lange Briefe über die Insel und sein Treiben dort. Er schien bei aller Arbeitsfülle, die ihn dort in Anspruch nahm, in diesen oft sehr schönen Briefen ausgeruht und deutete nur leise auf die völlige Vereinsamung hin, unter der er seinen vierzigsten Geburtstag begehen würde.« (Scholem, Freundschaft, 227) Benjamin verließ die Insel am 17. Juli, um über Mallorca nach Nice zu fahren (s. Briefe, 555). Unter den Arbeiten, die ihn während seines ersten Ibiza-Aufenthalts beschäftigten, waren neben der *Berliner Chronik* (s. 465-519) auch die Aufzeichnungen *Spanien 1932*. In ihnen wird jene *Reisetechnik* angewandt, die Benjamin sich vorgesetzt hatte: *diesmal wollte ichs ganz aufs Epische absehen, an Fakten, an Geschichten sammeln was ich nur finden konnte und eine Reise daraufhin erproben, wie sie von aller vagen Impression gereinigt, verlaufen mag.* (456) Vieles aus diesen Notizen ist denn auch in die Denkbilder und Geschichten, die zum Teil noch auf Ibiza selber, zum Teil unmittelbar danach geschrieben wurden, eingegangen und war wohl von Anfang an dazu bestimmt.

Ü: Ms 672, S. 1-18 von hinten. – Ms 672 ist ein Heft mit Blättern eines sehr dünnen Papiers vom Format 15,4×9,8 cm, eingebunden in biegsames braunes Leder. Es ist auf den Seiten 1 bis 59 mit der *Berliner Chronik* beschrieben (s. 797f., 804), wurde dann umgedreht und von hinten mit *Spanien 1932* beschrieben.

D: April bis Juli 1932

LESARTEN **453,28-454,9** *Es* bis *haben.*] dieses Stück im Manuskript gestrichen – **463,37-464,4** *Wenn* bis *worin.*] dieses Stück findet sich etwa in der Mitte des vorangehenden, am Anfang einer Seite notiert, es ist dort gestrichen; offensichtlich wurde es früher als das vorangehende Stück geschrieben, wobei dann zunächst mehrere Seiten freiblieben

NACHWEISE **447,13** *ist.*] s. Bd. 4, 403 f. – **447,35** *Akt*] s. Bd. 4, 401 – **447,35** *Taschenbuch I*] anscheinend nicht erhalten – **448,16** *ergriffen.*] s. Bd. 4, 404 und 422 – **448,29** *geworden.*] s. Bd. 4, 745 – **449,1** *waren*] s. Bd. 4, 749 – **450,8** *J ...*] wahrscheinlich der 454,16 als *Jokisch* identifizierte Bekannte – **452,30** *folgt.«*] s. *Der Reiseabend*, Bd. 4, 745-748 – **453,5** *widersprechen.*] s. Bd. 4, 403 – **453,27** *entzog.*] s. Bd. 4, 406f. – **454,30** *Buch*] s. Ludwig Salvator, Erzherzog von Österreich, Die Balearen geschildert in Wort und Bild, Leipzig 1896 – **455,34** *Freunde*] i.e. Benjamin und Felix Noeggerath; s. Scholem, Engel, 105 f. – **456,1-463,36** *Die Ciudad de Valencia* bis *Kunstbein.*] dieses Stück enthält einige Passagen, die in *Das Taschentuch* (s. Bd. 4, 741-745) eingegangen sind, vor allem aber stellt es eine Vorstufe zu der Erzählung *Die Fahrt der Mascotte* (s. Bd. 4, 738-740) dar; hier lautet der Name des Schiffes zunächst (460,23 und 461,6) noch *Prival*, um dann (462,39) unversehens als *Mascot* in den der Erzählung überzugehen – **456,18** *selber?«*] s. Horaz, Carmina, liber II, 16: »Patriae quis exsul / Se quoque fugit?«

## 465-519 Berliner Chronik

Der Text der *Berliner Chronik* wurde von Kitty Steinschneider und Scholem entziffert und von Scholem 1970 ediert (s. Walter Benjamin, Berliner Chronik. Mit einem Nachwort hg. von Gershom Scholem, Frankfurt a. M. 1970 [Bibliothek Suhrkamp. 251]).

Die *Berliner Chronik*, so schreibt Scholem im Nachwort zur Erstausgabe, »stellt die Keimzelle dar, aus der, offenbar bald nach dem Abbruch dieses Manuskriptes, die *Berliner Kindheit um Neunzehnhundert* entstand, als Benjamin sich entschloß, statt unmittelbar autobiographischer Aufzeichnungen über Erinnerungen und Vorgänge seiner Kindheit, Schul- und Studentenzeit sich auf Erinnerungen, aber dichterisch und literarisch verwandelte, aus seiner Kindheit zu beschränken. Der Unterschied zwischen den beiden Versionen ist daher sehr bedeutend. Drei Fünftel der vorliegenden Aufzeichnungen haben keinerlei Entsprechung in der *Berliner Kindheit*. Auch von den übrigen zwei Fünfteln ist das meiste nur in tiefgreifender Verwandlung und Umarbeitung in die *Berliner Kindheit* aufgenommen worden und wirklich fast wörtlich entsprechende Abschnitte gibt es nur ganz wenige. Benjamin schrieb die Aufzeichnungen stückweise und zum Teil in außerordentlich schneller und sehr schwer lesbarer Schrift. [...] – Trotz ihres fragmentarischen Charakters sind diese Aufzeichnungen so wertvoll für ein Verständnis der Person und der Biographie Benjamins, aber auch für die Vielschichtigkeit seiner literarischen Produktion, daß ihre Veröffentlichung eine wesentliche Bereicherung unserer Kenntnis darstellen dürfte. Nicht nur, daß wir hier genauere Einzelheiten über sein Elternhaus und dessen Hintergrund erfahren, sondern es stehen hier auch die einzigen erhaltenen Seiten, auf denen Benjamin sich über seinen toten Freund Fritz Heinle, der eine große Rolle in seinem Leben spielte, geäußert hat. Als er im Herbst 1932, nach der Rückkehr nach Berlin, die literarische Ausarbeitung der *Berliner Kindheit* begann, schied er alle diese Elemente aus, die auf seine unmittelbare reale Biographie Bezug haben. Merkwürdig ist dabei auch, daß gerade bei dieser literarischen Metamorphose die in dem vorliegenden Text zahlreichen Bezüge auf seine sozialistische und klassenkämpferische Überzeugung so gut wie vollkommen geschwunden sind. Das Licht, das auf die spätere Version fällt, ist viel milder und bei aller Schärfe des Details geradezu versöhnlicher als das, unter dessen Einwirkung und kämpferischer Inspiration die vorliegenden Aufzeichnungen entstanden sind. Eine innere Verwandlung kann in diesen Zeitläuften in seinen kämpferischen Überzeugungen nicht stattgefunden haben – verschärften sie sich doch eher –, also wird der Grund für diese Verwandlung wohl in äußeren Umständen, bzw. der veränderten literarischen Absicht der neuen Version zu suchen sein. – Den Text, wie er hier wiedergegeben ist, schrieb Benjamin im Frühjahr 1932 während seines ersten Aufenthalts auf der Insel Ibiza in einem in Leder gebundenen Heft nieder, das aus 78 sehr dünnen, einseitig beschriebenen Kleinoktavblättern besteht. Davon nimmt die *Berliner Chronik* 59, sowie ein Widmungsblatt am Anfang, ein. Die übrigen Blätter enthalten, unter der Überschrift

*Spanien 1932* (s. 446-464), Aufzeichnungen über Ibiza und seine Reise von Hamburg nach Spanien auf einem Frachtschiff und vor allem über seine Unterhaltungen mit einem der Schiffsoffiziere und dessen Erzählungen über sich selbst.
Das Motto der *Berliner Kindheit*, das dort in Anführungszeichen dem Buch vorangesetzt ist,

*»O braungebackne Siegessäule*
*Mit Winterzucker aus den Kindertagen«*

steht hier S. 488 in der Fassung

*O braungebackne Siegessäule*
*Mit Kinderzucker aus den Wintertagen.*

Über den Ursprung dieses surrealistisch anmutenden Verses, über den sich nicht wenige Leser den Kopf zerbrochen haben, läßt sich aber durch einen glücklichen Fund in Benjamins Nachlaß Genaues sagen. Er stellt nicht etwa ein Zitat aus einer unbekannten Schrift dar, sondern entstammt, wiederum in anderer Fassung, einer Aufzeichnung Benjamins aus seinen Niederschriften im Haschisch-Rausch (s. 618). Er machte 1928-1931 in Berlin und Marseille eine ganze Zahl von Experimenten über die Wirkung des Haschisch auf seine Imagination. Mehrere genaue Protokolle über diese, zum Teil unter der Aufsicht von zwei Ärzten und der Teilnahme eines oder zweier Freunde stattgefundenen Versuche haben sich erhalten. Bei diesen Protokollen liegen auch einige Blätter in Benjamins Handschrift mit schnell hingeworfenen phantastischen Sätzen freier Assoziationsbildungen. Ihre, der gewöhnlichen Schrift Benjamins gegenüber deteriorierte Form weist eindeutig darauf hin, daß sie noch unter dem Einfluß des Haschisch, beim Abklingen des Rausches, geschrieben sind. Auf einem dieser Blätter (s. 618) finden sich nun einige Sätze dieser Art, die ich hier unverändert wiedergebe:

*Die Phantasie wird zivilisatorisch –*
*Ach hätte ich die Lustigen Weiber von Windsor wieder*
*Im berliner Nebel*
*Gottheils Berliner Märchen*
*Oh braungebackne Siegessäule*
*Mit Nebelzucker in den Wintertagen*
*Französische Kanonen überragen*
*Mein Fragen.*

Das Motto der *Berliner Kindheit* stammt also von Benjamin selbst unter Verwendung eines wenige Jahre vorher im Haschisch-Rausch produzierten Verses, an den er sich noch erinnerte.
Ein Wort bleibt auch über die Widmung auf dem ersten Blatt zu sagen. Ursprünglich enthielt sie den folgenden Text:

*Geschrieben für vier meiner lieben Freunde*
*Sascha Gerhard*
*Asja Lazis*
*und Fritz Heinle*

Mit Sascha ist der bekannte Graphiker und Photograph Sascha Stone gemeint, mit

dem Benjamin in diesen Jahren viel umging; Gerhard bezieht sich auf meinen eigenen Namen: Gerhard Scholem. Asja Lazis ist die Freundin, der er die *Einbahnstraße* gewidmet hat. Diese ursprüngliche Widmung ist aber mit anderer Tinte in starken Linien durchgestrichen und gerade noch für ein scharfes Auge lesbar. An ihre Stelle ist dann die Widmung an Benjamins Sohn Stefan getreten, wiederum in anderer Tinte.« (Scholem, Engel, 174-178)

Die Niederschrift der *Berliner Chronik* geht auf einen *Vorschlag* zurück, der *eines Tages [...] an mich herantrat, für eine Zeitschrift eine Folge von Glossen über alles was mir an Berlin von Tag zu Tag bemerkenswert erscheine in loser, subjektiver Form zu geben* (475 f.). Der Vorschlag kam von der »Literarischen Welt«, mit der Benjamin am 1. 10. 1931 einen Vertrag geschlossen hatte, der ihn verpflichtete, bis März 1932 *im Zeitraum je eines Vierteljahres* viermal eine *Berliner Chronik von je 200 bis 300 Zeilen* zu liefern (s. Vertragskopie, Literaturarchive der Akademie der Künste der DDR, Bestand Benjamin, Sign. 34/24). Nur Spekulationen sind darüber möglich, weshalb es zur Erfüllung des Vertrags nicht gekommen ist; am wahrscheinlichsten wohl, daß die Arbeit unter der Hand sich zu sehr erweiterte, um noch in ein paar hundert Zeilen bewältigt werden zu können (s. aber auch oben, 631). Jedenfalls dürfte Benjamin mit der Niederschrift nicht erst im April 1932, nach seiner Ankunft auf Ibiza, begonnen haben, wie Scholem vermutete; bereits am 28. Februar berichtete er noch aus Berlin: *Manchmal kommt es mir vor, als ob* [...] *noch etwas hinter meinem Rücken entstünde in Form von einigen Niederschriften, die ich bei gelegener, vielmehr meist ungelegener Zeit seit einigen Wochen mache und die die Geschichte meines Verhältnisses zu Berlin betreffen.* (28. 2. 1932, an Scholem) Der größte Teil der *Berliner Chronik* entstand indessen fraglos auf Ibiza. Anschließend, von August bis November 1932, hielt Benjamin sich in Poveromo an der italienischen Riviera auf. Ob er hier noch an der *Chronik* oder schon an ihrer Umformung zur *Berliner Kindheit* arbeitete, ist nicht ganz gesichert; ein Bericht wie der folgende scheint eher für letzteres zu sprechen: *Depuis mon arrivée j'ai beaucoup travaillé à une série de notes* [...]. *C'est une sorte de souvenirs d'enfance mais exempte de tout accent trop individuel ou familial. Une sorte de tête-à-tête d'un enfant avec la ville de Berlin aux environs de 1900. C'est un travail qui me prend presque complètement de façon que je ne lis presque plus rien.* (21. 9. 1932, an Jean Selz)

Scholems Mutmaßung, Benjamin »könne von einigen Stücken etwa auf Zetteln oder Notizblöcken Vorentwürfe gemacht« (Scholem, Engel, 174) haben, wird durch eine kleine Anzahl solcher Entwürfe, die im Nachlaß vorhanden sind, bestätigt. Die Mehrzahl dieser Dispositionen, Motivlisten, Notizen, Entwürfe und Niederschriften bezieht sich zwar eindeutig auf die *Berliner Kindheit um neunzehnhundert*, einige wenige aber auch

auf Texte der *Berliner Chronik*, die in der *Kindheit* ohne Gegenstück blieben. Im folgenden werden vier solcher Vorentwürfe abgedruckt. Die an erster Stelle stehenden Notizen gehören jenem Stadium der Arbeit an, als Benjamin noch *eine Folge von Glossen über alles was mir an Berlin von Tag zu Tag bemerkenswert erscheine* (476) zu schreiben gedachte. Der zweite und dritte Entwurf mögen für Benjamins Arbeitsweise von Interesse sein. Von dem letzten Text ist nicht ausgemacht, ob er noch ein Entwurf zur *Berliner Chronik* ist oder bereits in den Zusammenhang der *Berliner Kindheit* gehört.

*Zur berliner Chronik*

*Rote Revue: jede Situation appelliert an den gesunden Menschenverstand; die Sache kommt aus einem Reservoir, woraus mehr zu holen ist; man kommt ohne die offizielle Phraseologie aus; politischer Nutzwert; Zusammenhang mit der Volksbühnenopposition; Tunneldurchbruch (Verhältnis zur kleinen Revueform).*

*Bibliophilen im Pen-Club. Anruf Rudolf Presbers – der weiß Bescheid; Replik von Bloem. Niveau der Bibliophilen; Verflechtung mit dem Druckereigewerbe; Wissenschaft und Literatur fehlen; Die Biene Maja gebunden.*

*Konflikt im Schriftstellerschutzverband. Ein Gegenstück zur R.G.O.; die Thesen von Lukács; die Stellungnahme des bürgerlichen Schriftstellers zur Zensur (Heine bei Marcuse)*

*Berliner Destillen*

Druckvorlage: Benjamin-Archiv, Ms 875

*Die »Bergwerke von Falun« am Eßzimmertisch. Wie ich mich vor Angst immer mehr über den Tisch beuge.*

{*Lektüre E.T.A. Hoffmanns am offnen »Bücherspind«.*} *Später Haubindaner Rede Halms über Hoffmann* [s. auch Walter Benjamin, Aufklärung für Kinder. Rundfunkvorträge, hg. von R. Tiedemann, Frankfurt a. M. 1985, 27, sowie Bd. 7].

*Die tote Straße an der Apostelpauluskirche. Kürzlich entdeckte Straße in Schöneberg an der Potsdamer.*

*Meine Abneigung gegen die berliner Vororte. Liebe zu den trostlosen Dörfern der Mark.*

*Simon Guttmanns Atelier in der Friedrichsruherstr. Später dort Brechts Atelier, in das Asja ging. Mondsichel und Transzendierung. Guttmann und Unger im gleichen Schlafzimmer. Der Jean Paul und die Bälle.*

{*Fräulein Pufahl. Herr Knoche.*} *Der Leithammel. Passauerstr. Jeder berührt in der Kindheit eine Vorgeschichte; so ich die der Kaiser Friedrich Schule.* {*»Da wird das Herz noch gewogen.« »Später erklären.«*} *Das Haubindaner Erlebnis mit August Halm.*

*Der Rechenlehrer Herr Schulze. Franz Schultz in Frankfurt a/M. Die Episoden mit dem Tintenfaß und mit dem Röllchen.*
*Die entscheidende AV der berliner freien Studentenschaft am Zoo. Mein Manöver: sitzen bleibend, auf den Stock gestützt, leise sprechend.*
*{Die Schulwege: mit der Elektrischen bis zur Knesebeckstraße; über den Savignyplatz; durch die Nettelbeckstraße.}*
*Das Murmelspiel auf dem Affenspielplatz und die ersten Keime der Neigung zum Hasard. Schieber als Geburtstagsgeschenke. Murmelbewertung.*
*{Glocken der Kaiser Wilhelm Gedächtnis Kirche}*
*{Aufgänge und Flure der Kaiser Friedrich Schule. Die Aula. »Brüder nun zuletzt«}*
*{Hallesches Tor. Die lustigen Weiber von Windsor}*
*{Wiederkehr des Flaneurs}*
*Schilderung des Medusenringes – wo?*
*Aufzeichnungen über die Rousseauinsel*
*{Ernst Bloch: Berlin von der Landschaft her gesehen [s. Bloch, Berlin, aus der Landschaft gesehen, in: Frankfurter Zeitung, 7. 7. 1932]}*

Druckvorlage: Benjamin-Archiv, Ms 876

*[x]-Flug in der Motzstraße; die Hure, die sich bückte*
*Kindergesellschaften; ich weinte die ganze Zeit. Siegfried Lehmann in der Genthinerstraße; das Gesellschaftsspiel – Bann der Gesellschaftsspiele: man sprang in diese neue Regelwelt, tummelte sich darin wie einer, der nicht schwimmen kann im Wasser; wie einer, der sie nicht versteht, in einer fremden. Die Tanzstunden Fortsetzungen der Kindergesellschaften. Maria Mühling am Kurfürstendamm, die kupplerische Mutter. Schlußball im Hotel de Rome.*
*Tauentzienstr 7b; das Lachkabinett; Ende von Tante Rieckchen*
*Tante Pick, Bertha; in der Augustastraße. Entdeckung der Leichenhalle in der Hannoverschen Straße. Welchen neuen Ausdruck später die Gegend annahm. – Das schwarze Mädchen am Stettiner Bahnhof.*
*{Meine Neigung, bei den Huren etwas liegen zu lassen. Die Manschetten in der Bergstraße. Es werden Zigaretten besorgt. »Salem Aleicum«}*
*Der Kurfürstendamm: Joseephys, Böninger – die Nebenstraßen.*
*Hagemann (Geschichte von Karageorgiewitsch) Wehner (Lateinlehrer; Demokrat) Fiedler (kurzsichtig, Fistelstimme) Timpe, Tonndorf, Lucas, Zernecke, Wilke, Mackensen, Mehwaldt, Hunger, Herrfarth, Paarmann, Schütze (Schnauzbart, gefallen), Steinmann*
*{Murmeln mit oder ohne Goldstaub}*
*Carmerstraße Konsultation von Ziehen im Herrenzimmer. Der Geldschrank. Nebenan das Schlafzimmer meiner Eltern; dort wurden mir die Mandeln herausgenommen. Weiter der Raum, wo ich zum ersten Mal*

*die Gespenster las. Der Salon vor dem Balkon, wo der Bücherschrank stand. Das Eßzimmer, der Speisenaufzug im Flur. Turnstunden im Flur. Loggia: Dreyfusprozeß.*

*{Besuche machen: Großmama Benjamin; Tante Pick; Tante Stargardt; Tante Lehmann; das Dienstmädchen, das öffnete, gehörte schon zur Familie.}*

*Die Vossische Zeitung: »Bitte die dritte«. »Lokales und Vermischtes.« Die Sonntagsbeilage. Die Mappe mit Zeitungsausschnitten wird angelegt.*

*{»Der neue Schrank«}*

*{Radfahren lernen. Der Kies. Die Bodenwelle. Die Gartenbahn. Lesen lernen; das Buchstabenspiel; die vocation littéraire.} Laubsägearbeiten. Die sehr fremde Welt der Tätigkeiten, die in die Kindheit eingeschlossen blieben wie eine Fliege in Bernstein. Die Fibel meiner Mutter und das petit à petit. {Der Chock des Wiedersehens, welcher zerstörend ist. In der Erinnerung lernen wir die Sehnsucht als Erkenntnisprinzip kennen}*

*{Erschließung der Wohnung durch die Eisenbahn.}*

*{Das Reck auf dem Flur, die Turnstunden bei Herrn Fähring}*

Druckvorlage: Benjamin-Archiv, Ms 878

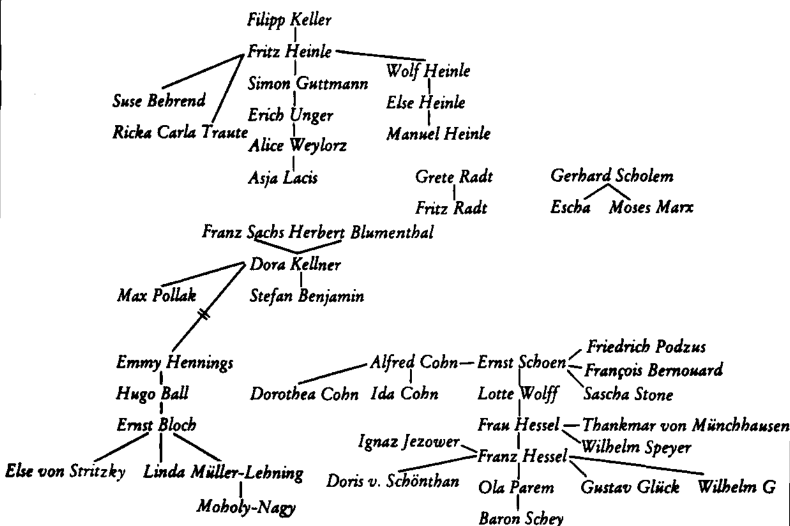
*Vor dieser Tür befestigte man an den großen Tagen einer Laternamagica-Vorstellung das weiße Laken. In den frühesten Zeiten ihres Erscheinens war ich Gast, der vor den eingeladnen Kindern meiner Klasse allein den Vorteil hatte, auf die schönsten Stücke, die erst am Schluß erschienen, schon im voraus sich freuen zu können. Es ging noch nicht an meine Ehre, wenn auf einmal ein neues Bild auf dem Kopfe stand. Später bestimmte ich dann nicht nur das Programm sondern hatte bei der Vorführung mitzuwirken: erst den Zylinder über den brennenden Docht zu schieben, danach die Streifen mit den Bildern in den Spalt zu schieben. Es war der feierlichste Auftakt dieses Fests gewesen, wenn ich sie, am Vormittag schon, dem hohen Kasten hatte entnehmen dürfen wo sie bei dem Apparate aufgestapelt lagen.*

*Die Platten mit dem Rand aus rotem oder blauem Glanzpapier. Eine Platte mit den Berufen: der Schornsteinfeger; der Metzger; der Scherenschleifer; der Fuhrmann; der Soldat; der Bäckermeister. Jeder für sich in einem Kreise. Oder eine Jagd; hier zog alles der Reihe nach an einem vorbei: der Jäger mit der Büchse auf dem Anstand; der Wald mit Hasen, Hirschen, Rehen; die Treiber mit den Hunden, die sie an der Koppel halten, ein anderer Jäger, aus dessen Flinte noch das Feuer des Schusses blitzt, der den Rehbock, der am Ende dieser Tafel im Grase lag, hingestreckt hatte. Und wenn ich mir diese Bilder am Vormittag, während der Vorbereitung auf den Abend ansah, dann war ich stets von neuem überrascht, auf ihnen die Figuren, die mir noch im feuchten Nebel in Erinnerung standen, mit dem sie auf dem Laken erschienen war[en], zierlich, klein und scharfumrissen in der Hand zu halten. Und mir blieb zweifelhaft, wann sie vollkommner waren:*

*des Abends wenn sie blaß und riesenhaft vor mir und meinen Gästen an der Wand erschienen oder in der verschwiegnen Existenz, die sie auf diesen Scheiben führten, die nur ich, der Inhaber der Zauberlampe, kannte.*
*Wir hatten da auch den Däumling. Auf dieser Platte fand man den Menschenfresser und sein Weib, die sechs ältern und größern Brüder Däumlings, auch die Siebenmeilenstiefel und das Schlächtermesser – genau wie alles sich gehörte. Eines aber gehörte sich wohl nicht und war mir doch das Liebste und das Sonderbarste an diesem Streifen. Das war, daß alles sich in einem einzigen unabsehbaren riesengroßen Walde abzuspielen schien. Denn statt die einzelnen Momente des Geschehens in kleine Rahmen einzufassen hatte sie der Maler von einander nur durch Teile des Walds getrennt, in dem ich nun bei der Betrachtung immerfort wie Wellen eines Schwimmers meiner sich bemächtigte [sic].*
*Der Stern. Dieses Meisterstück bestand aus zwei von einer Holzverschalung eingefaßten Scheiben. Am Rande dieser Holzverschalung fand sich eine Kurbel, mit der die eine dieser beiden Scheiben um ihren Mittelpunkt sich drehen ließ. Und je nachdem die Kurbel nun im einen oder andern Sinn bewegt ward, wuchs der bunte Stern auf der Wand ins Ungemessene oder zog sich unendlich in sich selbst zurück und schien bis zur Unkenntlichkeit schrumpfen zu wollen.*
*Dieser Kasten, der später sich so unvermerkt aus meinem Leben schlich, wie beinah alle Dinge, welche uns die nächsten waren, von uns scheiden, nämlich als wollten sie nur den Abschied uns ersparen – dieser Kasten hatte zwei Schönheiten. Zum ersten war es schön, daß sich sein Deckel so abziehn ließ wie der des Federkastens. Die beiden Kästen hatten Schiebedeckel und diese Ähnlichkeit gab nur noch besser die Welten zu erfassen, die sie trennten. Noch sehr viel kühner und grandioser aber war, wie er dem Aussehn nach dem Schulreich sich so näherte als wenn ers parodieren wollte: denn er war ganz und gar mit einem blanken grün-schwarz marmorierten Papier bespannt, wie es mir auf den Deckeln meiner Hefte schon ungezählte Male begegnet war.*

Druckvorlage: Benjamin-Archiv, Ms 870[r], 872[v]

An dieser Stelle mag schließlich jenes *graphische Schema* seines *Lebens, einer Reihe von Stammbäumen ähnlich* (491), einen Platz finden, von dem Benjamin berichtet, daß der Gedanke dazu eines Tages in Paris über ihn gekommen sei und welches er in der *Berliner Chronik* nur beschreibt, nicht wiedergibt. Die folgende Version ist einer von Benjamins Versuchen, das Schema, das in seiner ursprünglichen Fassung verlorenging, wiederherzustellen.




Druckvorlage: Pergamentheft SSch, S. 36

Ü: Ms 672, S. 1-59 von vorn; zur Beschreibung von Ms 672 s. 795.
D: erste Hälfte 1932

Die vorliegende Edition der *Berliner Chronik* weist in nicht ganz wenigen Fällen Lesungen auf, die von denen der Erstausgabe abweichen. Auch haben die Herausgeber sich entschlossen, die Reihenfolge der einzelnen Stücke gegenüber der Scholemschen Anordnung gelegentlich zu verändern. Scholems Annahme, »daß ein Doppelblatt, und zwar vor Blatt 6 [s. 468,6], aus irgendeinem Grunde beim Einbinden oder schon vorher verlorengegangen sein müßte« (Scholem, Engel, 175), läßt sich nicht bestätigen. »Der zweite und dritte Führer« – gemeint sind diejenigen, die den Autor der *Berliner Chronik* »in die Stadt eingeführt haben« –, deren Fehlen Scholem zu der Annahme veranlaßte, »daß sie auf einem verlorengegangenen Blatt genannt und beschrieben waren« (a. a. O., 176), sind in der Tat sehr wohl genannt: auf die Kinderfräulein, welche den ersten Führer abgaben (s. 465,35), folgt als zweiter *jene Ariadne* (465,35), die durch die Parallelstelle in der *Berliner Kindheit um neunzehnhundert* als Luise von Landau, die Kinderliebe Benjamins, identifiziert wird (s. Bd. 4, 237f.); der vierte und fünfte Führer – die Stadt Paris und der Freund Franz Hessel – finden sich dem dritten vorangestellt. Dieser waren nun einmal die Prostituierten, in deren Zeichen vom Autor *ganze Straßenzüge* [...] *entdeckt wurden*

(472,1f.) und die vorher schon und gewiß nicht zufällig den gleichen Ariadnevergleich herbeiriefen, mit dem auch der zweite Führer bedacht wurde (s. 469,23). Auch die Bezugstelle der Passage *Von den Schulwegen habe ich schon gesprochen* (507,35f.) dürfte kaum vor 473,1 zu suchen sein, wo Scholem sie vermutete (s. Scholem, Engel, 176); Benjamin bezog sich an jener späteren Stelle nicht auf eine verlorengegangene Schilderung, sondern eher auf eine Passage wie 494,26-32. – Die *Berliner Chronik* ist eine erste Niederschrift, die keinen durchgehenden Text bildet, vielmehr aus einzelnen, gegeneinander mehr oder weniger unabhängigen Stücken besteht. Benjamin hat, wie er es oft in Heften oder auf Blöcken tat, die Blätter nicht kontinuierlich vom ersten bis zum letzten beschrieben, sondern in Sprüngen: zunächst oft eine oder mehrere Seiten leer lassend, die er dann später füllte, wie der jeweilige Platzbedarf es gerade ergab. In der Regel kann die Edition der *Berliner Chronik* zwar der Reihenfolge der Niederschrift folgen, da Benjamin den Text jedoch nach der Niederschrift beiseite legte, um ihn zur *Berliner Kindheit um neunzehnhundert* umzuarbeiten, oder richtiger: um Teile der *Chronik* in das neue Buch einzuarbeiten, existiert für eine Anzahl von Stücken der *Berliner Chronik* keine verbindliche Anordnung, die deshalb vom Editor herzustellen war.

NACHWEISE **465,2** *Stefan*] zur Widmung s. Scholem, Engel, 177f. und oben, 798f.; Scholem hatte in der ursprünglichen Widmung den Namen *Fritz Heinle* irrtümlich als »Franz Hessel« gelesen – **465,22** *Am*] zum folgenden s. die Überarbeitung Bd. 4, 237 – **466,17** *Ihr*] s. die Überarb. Bd. 4, 287f. – **467,3** *»Sprechsälen«*] s. Bd. 1, 865-872 – **467,16** *Paris vécu*] Erstausgabe Paris 1930 – **467,31** *Übersetzung*] Benjamins Proust-Übersetzungen s. »Gesammelte Schriften«, Supplemente II und III – **468,26** *Fahrten*] s. die Überarb. Bd. 4, 245f. – **469,7** *Sich*] s. die Überarb. Bd. 4, 237 – **469,26** *Rilke*] s. auch 226f. – **469,33** *»Spazieren in Berlin«*] Erstausgabe Berlin, Leipzig, Wien 1929; s. Benjamins Besprechung des Buches, Bd. 3, 194-199 – **469,34** *»Nachfeier«*] Erstausgabe Berlin 1929 – **470,20** *Photographin*] wahrscheinlich Germaine Krull – **470,25** *man*] i.e. Brecht; s. Bd. 2, 383f. – **471,8** *Die*] s. die Überarb. Bd. 4, 287f. – **472,14** *Wie*] s. die Überarb. Bd. 4, 248-250 – **474,3** *Lüfte«*] s. Schiller, Maria Stuart III,1 (v. 2098): »Eilende Wolken! Segler der Lüfte! / Wer mit euch wanderte ...« – **474,25** *haben.*] Anspielung auf seinen Text *Epilog*, den Benjamin 1912 in der »Bierzeitung« der Kaiser-Friedrich-Schule publizierte, s. Bd. 7 – **474,38f.** *Haubinda*] s. Bd. 2, 826 – **475,24** *Vor*] s. die Überarb. Bd. 4, 252 – **476,24f.** *Ernst Joël*] s. 790, Anm. zu 416,25 – **476,39** *sollte.*] Anspielung auf Joëls Beteiligung an Benjamins Experimenten mit Drogen, s. 558-618 – **477,3** *Toten*] der 1914 durch eigene Hand aus dem Leben geschiedene Dichter Fritz Heinle; s. Bd. 2, 854-865 und passim – **477,16** *beschwören.*] s. Briefe, 295 – **479,5** *»Die Jugend«*] Benjamins Rede scheint nicht erhalten, während diejenige Hein-

les Bd. 2, 863-865, abgedruckt ist – **479**, 12 *Schwestern*] Rika, Carla und Traute Seligson. Rika (Friederike) Seligson (1891-1914) – tatsächlich die älteste der Schwestern – war die Freundin Heinles und beging mit ihm gemeinsam am 9. August 1914 Selbstmord. Traute (Gertrud) Seligson (1895-1915) war nach Fritz Heinles Tod eng mit Wolf Heinle, seinem jüngeren Bruder, befreundet und wählte später ebenfalls den Freitod. Benjamin am nächsten stand Carla Seligson (1892-1956), die 1917 Herbert Blumenthal-Belmore heiratete. – **481**, 33 f. *Simon Guttmann*] auch Simon Wilhelm Ghuttmann (geb. 1890), Schriftsteller, später Photojournalist, Freund Georg Heyms, dessen nachgelassene Gedichte er mitherausgab; Mitbegründer des »Neuen Clubs« in Berlin; Mitarbeiter an der »Aktion« und der »Revolution« Hans Leybolds. Benjamin kannte ihn aus der Berliner Jugendbewegung und schrieb ihm einen »zerstörerischen Einfluß« (Scholem, Freundschaft, 105) auf sich zu. Zusammen mit Erich Unger war Guttmann ein Parteigänger Oskar Goldbergs (s. a. a. O., 124-126). Ende der zwanziger Jahre leitete Guttmann den »Deutschen Photo-Dienst«. Emigration nach England. – **482**, 6 *Meidner*] Ludwig Meidner (1884-1966), expressionistischer Maler, Graphiker und Schriftsteller; lebte seit 1907 in Berlin; 1912 erste Ausstellung im »Sturm«; nach 1935 Zeichenlehrer am jüdischen Gymnasium in Köln; 1939 Emigration nach England; 1953 Rückkehr nach Frankfurt a. M. – **484**, 11 *Nie*] s. die Überarb. Bd. 4, 273 – **484**, 26 *Damals*] s. die Überarb. Bd. 4, 256 – **485**, 12 *Wie*] s. die Überarb. Bd. 4, 273 f. – **487**, 5 *forschend.*] s. *Ausgraben und Erinnern*, Bd. 4, 400 f. – **487**, 32 f. *Begegnung*] s. die Überarb. Bd. 4, 238 – **488**, 10 *Wintertagen.*] s. 618 und 798 sowie Bd. 4, 236 – **488**, 18 *Wenn*] s. die Überarb. Bd. 4, 288 – **489**, 31 *Im*] s. die Überarb. Bd. 4, 252 f. – **492**, 1 *dasselbe.«*] s. Friedrich Nietzsche, Werke in drei Bänden, hg. von Karl Schlechta, Bd. 2, 2. Aufl., München 1960, 626 (»Jenseits von Gut und Böse. Vorspiel einer Philosophie der Zukunft«, Viertes Hauptstück. Sprüche und Zwischenspiele, [Aph.] 70): »Hat man Charakter, so hat man auch sein typisches Erlebnis, das immer wiederkommt.« – **492**, 23 f. *A.C.*] über Benjamins Freund Alfred Cohn (1892-1954) s. Briefe, 866 – **492**, 26 *»Spätrömische Kunstindustrie«*] s. Alois Riegl, Die spätrömische Kunst-Industrie nach den Funden in Österreich-Ungarn, Wien 1901; s. auch Benjamins Rezension des Buches, Bd. 3, 170 – **493**, 2 *Ernst S.*] über Ernst Schoen (1894-1960) s. Briefe, 868, sowie Benjamins *Gespräch mit Ernst Schoen*, Bd. 4, 548-551 – **493**, 4 *Lederer*] Emil Lederer (1882-1939), politischer Ökonom und Soziologe, Professor für Sozialpolitik und Politikwissenschaft seit 1920 in Heidelberg, seit 1931 in Berlin; 1933 Emigration nach Japan, seit 1934 in USA; erster Dean der New School for Social Research in New York. Lederer war Herausgeber des »Archivs für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik«, in dem Benjamins Aufsatz *Zur Kritik der Gewalt* (s. Bd. 2, 179-203) erschien. – **493**, 26 *Schwester*] i. e. Jula Cohn – **494**, 4 *heiratete*] Jula Cohn heiratete

Fritz Radt, dessen Schwester Grete Radt – die frühere Verlobte Benjamins – die zweite Frau Alfred Cohns wurde – **494**,9 *Sonnett*] dies Sonett scheint nicht erhalten zu sein – **494**,11 *Der Schatzhauser*] s. die Überarb. Bd. 4, 247f.; zum »Schatzhauser im grünen Tannenwald« s. die Verse von Hauff im »Kalten Herzen« (Wilhelm Hauff, Romane, Märchen, Gedichte, hg. von Hermann Engelhard, Stuttgart 1961 [Werke I], 81) – **495**,1 *Noch*] s. die Überarb. Bd. 4, 244f. – **498**,20 *In*] s. die Überarb. Bd. 4, 242f. – **499**,5 *Renvers*] Scholem ermittelte, daß Prof. R. Renvers in der Nettelbeckstraße 24 wohnte – **499**,25 *In*] s. die Überarb. Bd. 4, 287 – **500**,6f. *Großmutter mütterlicherseits*] Hedwig Schoenflies, geb. Hirschfeld (1844-1908) ; s. Scholem, Engel, 141f. – **500**,19 *Ich*] s. die Überarb. Bd. 4, 257-259 – **502**,32 *Mutter meines Vaters*] Brunella Benjamin, geb. Mayer (1827-1919); s. a.a.O., 131f. – **503**,2 *Großvaters*] Georg Schoenflies (1841-1894); s. a.a.O., 141 – **503**,5 *Aber*] s. die Überarb. Bd. 4, 245f. – **503**,36 *Unter*] s. die Überarb. Bd. 4, 254f. – **507**,11 *Postkartensammlung*] s. die Überarb. Bd. 4, 288f. – **511**,27 *Erkschen Liederschatz*] s. Ludwig Erk, Deutscher Liederschatz, hg. von Emil Liepe, Leipzig, Berlin o.J. – **512**,1 *In*] s. die Überarb. Bd. 4, 251 – **513**,3 *es*] s. die Überarb. Bd. 4, 278-280 – **515**,4 *Die*] s. die Überarb. Bd. 4, 278 – **516**,24 *So*] s. die Überarb. Bd. 4, 252, auch unten, 519 – **516**,30 *Die*] s. die Überarb. Bd. 4, 298-300 – **518**,7 *Ich*] s. die Überarb. Bd. 4, 282f. – **518**,24 *Man*] s. die Überarb. Bd. 4, 251f. – **519**,19 *Das Pult*] s. die Ausführung Bd. 4, 280-282

## 520-542 Aufzeichnungen 1933-1939

### 520 Trauriges Gedicht

Die Verse, die wie ein Pastiche der Mahagonny-Songs klingen, stehen in Benjamins œuvre isoliert und werden an dieser Stelle eher in Ermangelung einer besseren abgedruckt. Wie weit sie autobiographisch getönt sind, muß dahingestellt bleiben; das *Man hat Geld* (520,7) scheint dagegen zu sprechen, könnte aber ebensowohl momentane Reaktion auf eine der Überweisungen sein, mit denen nicht gerade *der liebe Gott* (520,8) aber Gretel Adorno Benjamin während seines zweiten Ibiza-Aufenthalts immer wieder aus der Verlegenheit half.

Ü: Ts 2343 – Typoskript.
D: Das Original hat die Datierung *San Antonio 11.3.33*, die falsch sein muß, da Benjamin sich zu diesem Zeitpunkt noch in Berlin aufhielt. Am naheliegendsten erscheint eine Verschreibung um einen Monat, deshalb die Konjektur, die im edierten Text vorgenommen wurde.

### 520-523 Agesilaus Santander, 1. und 2. Fassung

Dem von Scholem entdeckten, edierten und kommentierten Text *Agesilaus Santander* würde in jener Geschichte der esoterischen Dichtung, die Benjamin gelegentlich forderte, wohl gar selber zu schreiben gedachte, ein Ehrenplatz gebühren; fast alles, was zum Verständnis dieser rätselvollen Gnome zu leiten vermag, hat Scholem in einem inspirierten Aufsatz zusammengetragen, auf den nicht nachdrücklich genug verwiesen werden kann (s. Scholem, Engel, 35-72 sowie den Nachtrag 73-77).
Die Geschichte des spartanischen Königs Agesilaos II. (444/43-360 v. Chr.) wird in der Antike mehrfach berichtet. Die einzigen zeitgenössischen Darstellungen stammen von Xenophon: dieser, der bereits in den Hellenika die zahlreichen Feldzüge des Agesilaos ausführlich behandelte, verfaßte, wohl unmittelbar nach dem Tod des Königs, eine Laudatio auf ihn, die unter seinen Scripta minora figuriert. 300 Jahre nach Xenophon entstand die Vita des Agesilaos, die Cornelius Nepos in De viris illustribus gibt. Am bekanntesten aber ist die Darstellung in Plutarchs Vitae parallelae, in der Agesilaos neben Pompejus steht. Benjamin, der ein humanistisches Gymnasium besucht hatte, mag die Gestalt des Lakedaimoniers aus den antiken Berichten vertraut gewesen sein; er könnte sie freilich auch aus Corneilles Tragödie »Agésilas« gekannt haben, plante er doch um 1927, *eine Arbeit über die französische Tragödie* (Briefe, 445) zu schreiben.

Indessen scheinen Schicksal und Charakter des Agesilaos keinerlei Parallelen zu Benjamins Text aufzuweisen. Nicht ausgeschlossen ist, daß das Frachtschiff, mit dem Benjamin 1925 und dann noch einmal 1932 die iberische Halbinsel umrundete, auf einer der Fahrten auch in der kantabrischen Hafenstadt Santander anlegte und Benjamin die Stadt von einem Landgang kannte – irgendein Bezug zum Text des *Agesilaus Santander* läßt sich auch hier nicht entdecken. Scholems Erkenntnis, daß sich hinter dem Namen »nichts anderes als ein bedeutungsvolles Anagramm« verberge, besteht fraglos zu Recht: »Agesilaus Santander ist, mit einem überzähligen i gewissermaßen ornamental versiegelt, ein Anagramm von ›Der Angelus Satanas‹.« (Scholem, Engel, 50)
Nach Scholem handelt es sich beim *Agesilaus Santander* um eine »Niederschrift autobiographischer Natur«, »ein Selbstzeugnis – gewiß ein beunruhigendes – Walter Benjamins« (a.a.O., 38), entstanden aus »der Rückschau auf sein Leben als Schriftsteller, als Jude und als unglücklich Liebender« (a.a.O., 49). An dieser Stelle sei nur ein Fund zu dem letzteren Aspekt des Textes mitgeteilt. Scholem glaubt, jene Frau, die Benjamin *bannte* und auf deren *Lebensweg sich auf die Lauer zu legen* (522) er sich entschloß, als Jula Cohn identifizieren zu können; möglicherweise schließe der Satz aber auch »eine Mehrheit von Frauen ein« und beziehe sich dann neben Jula Cohn noch auf Asja Lacis (Scholem, Engel, 55). Beides könnte sehr wohl zutreffen, und dennoch wäre der Anlaß der Niederschrift damit nicht namhaft gemacht. »Die Umstände, unter denen die Aufzeichnung entstand« und die Scholem nicht kannte (a.a.O., 39), waren eine neue Liebe, die Benjamin im Sommer 1933 auf Ibiza erfuhr. Von der Frau, der Benjamin sich damals zuwandte, war bislang nicht zu ermitteln, ob sie noch lebt; die Herausgeber glauben sich deshalb nicht befugt, ihren Namen zu veröffentlichen. An seiner Stelle erscheint in den folgenden Briefkonzepten und Gedichten jeweils die Initiale [B.]. Diese Frau, eine junge Holländerin, war Malerin und Übersetzerin. Auf sie beziehen sich jene ›kryptischen‹ Formulierungen in einem Brief von 1934 an Alfred Cohn, in denen Scholem irrtümlich »eine Anspielung auf Benjamins Liebe zu einer Französin« (a.a.O., 632) erkennen wollte: *Dazu kommt, daß die so tief in mich eingegrabnen Linien Ibizas in der letzten Zeit in schmerzhaften Konfigurationen sich zusammengezogen haben. Damit meine ich nicht nur und nicht an erster Stelle den Tod von Jean Jacques Noeggerath – weil aber dessen Lebensfaden zufällig durch einen Knoten des meinigen lief, hat mich dieser Tod doch viel mehr betroffen als es nach der Art unseres Umgangs vermutbar gewesen wäre.* (Briefe, 632) Benjamin, der [B.] durch den jungen Noeggerath kennengelernt hatte, war mit ihr auch später in Paris zusammen und plante zumindest, sie und ihren Mann in der Provence, wo beide zeitweilig lebten, zu besuchen. Eine Verbindung bestand jedenfalls bis 1935. Über den Charakter und die Geschichte dieser – einmal mehr

unglücklichen – Liebe Benjamins geben vier Entwürfe zu Briefen und zwei Gedichte an [B.] Auskunft, die erhalten geblieben sind. Der erste Briefentwurf ist auf Sommer 1933 zu datieren:

*Liebe, eben bin ich eine ganze Stunde mit den Gedanken an Dich auf der Terrasse allein gewesen. Ich habe nichts gelernt und entdeckt, aber an vieles gedacht und gemerkt, daß Du die Dunkelheit ganz ausfüllst und wo die Lichter von San Antonio standen, da warst Du auch wieder – von den Sternen wollen wir nicht reden. Wenn ich liebte, so war die Frau, an die ich gebunden war, natürlich die beste, ja, selbst die einzige. Aber wenn ich dann wußte, auf jede andere verzichten zu können – die, die ich liebte, war und blieb die eine. Das ist jetzt anders. Du bist, was ich in einer Frau je habe lieben können: Du hast es nicht, Du bist es vielmehr. Aus Deinen Zügen steigt alles, was die Frau zur Hüterin, zur Mutter, zur Hure macht. Eines verwandelst Du ins andere und jedem gibst Du tausend Gestalten. In Deinem Arm würde das Schicksal für immer aufhören, mir zu begegnen. Mit keinem Schrecken und mit keinem Glück könnte es mich mehr überraschen. Die ungeheure Stille, die um Dich ist, deutet nur an, wie weit von dem, was Dich am Tag beansprucht, Du entfernt bist. In dieser Stille vollzieht sich die Verwandlung der Gestalten: [x] Innere.*

*Sie spielen ineinander wie die Wellen:*
*Huren und Sibylle / vertausendfacht*

Zwei Gedichte, die den Namen der Geliebten im Titel tragen, entstanden gleichfalls im Sommer 1933. Aufgeschrieben wurden sie in jenem *Mittleren Pergamentheft*, in dem auch die beiden Fassungen des *Agesilaus Santander* sich finden, und zwar in deren unmittelbarer Nachbarschaft, nur durch eine Seite von ihnen getrennt, auf dem die Abschrift eines Brechtschen Sonetts steht, die ganz offensichtlich später nachgetragen wurde, während die Gedichte *An [B.]* Schriftduktus und Tinte mit dem *Agesilaus Santander* gemeinsam haben.

*An [B.]*

*morgens weckte der anprall deiner stimme mich*
*die worte die sie hatte waren muscheln*
*die von der brandung deiner lippen getragen wurden*
*in jeder stieß ich auf das rauschen des*
*noch unbefahrnen meeres das an meine*
*ufer an schlägt und nicht mehr »seele« heißt*

*An [B.]*

*dein wort ist für die dauer wie dein leib*
*dein atem schmeckt nach stein und nach metall*

*dein blick rollt mir entgegen wie ein ball*
*das schweigen ist dein bester zeitvertreib*

*wie war dem ersten mann das erste weib*
*so standest du vor mir und überall*
*trifft dich nun meiner bitte widerhall*
*der tausend zungen hat. sie lautet: bleib*

*du bist die ungerufene unbekannte*
*und wohnst in mir im herzen einer stille*
*in die dich weder traum noch sehnsucht bannte*

*nichts mehr bewirken vorsatz oder wille*
*seitdem der erste blick in dir erkannte*
*die doppelherrin: hure und sybille*

Die beiden folgenden Briefkonzepte schrieb Benjamin 1934, während seines ersten Besuchs bei Brecht in Dänemark; das erste wohl Ende Juli aus Skovsbostrand, das andere im September aus Dragør.

*Es ist ein sehr stiller Abend, nach einem lärmenden Nachmittag. Die Sonntage sind hier manchmal belebter als ichs mir wünsche. Zwölf Personen in einem kleinen Zimmer sind keine Seltenheit. Und heute war wieder Karin Michaelis dabei, die es mit den Kindern an Lebhaftigkeit aufnehmen kann. Sie ist eine gute Erzählerin. Aber ihre Geschichten entschädigen mich für ihr Vorhandensein nicht; ich spüre jedesmal, wie beim ersten, das Spießbürgertum – in seiner liberalen Verkleidung nur um so provozierender, in ihr auf mich zu kommen. Ich denke, so muß Ihnen manchmal in Holland zu Mute sein.*
*Dann sind sie alle ins Kino gefahren; ich habe mich noch ans Radio gesetzt, um ein paar Wahlresultate abzufangen, trotzdem sie weder wichtig noch aufschlußreich sein können. Und nun bin ich an meinem breiten schönen Schreibtisch und zum Fenster kommt leises Regengeräusch herein.*
*So ganz haben Sie mein Dasein hier kaum vor Augen. Es ist nicht immer so ausgeglichen, wie es hinter meinen Briefen erscheint, in denen der Gedanke an Sie das andere zurücktreten läßt. Übrigens ist es auch nicht möglich, von ihm ein präzises Bild zu geben; dazu gehört manche Schilderung, die ich nicht gern oder leicht schriftlich gebe. Kurz, dies Dasein ist nicht nur außen – durch trübes Wetter, wenige Wege, armen und steinigen Sand beschränkt, sondern hat viele Tage an denen ich mich vergeblich nach einer Unterbrechung der Arbeit umsehe. Daß die Nähe der Steffin die Atmosphäre im Hause von B[recht] manchmal drückend macht, können Sie ohnehin sich leicht denken. Im übrigen wird sie so abgeschieden gehalten, daß öfter Tage vergehen, ohne daß ich sie sehe.*

*Kurz, wenn ich die Möglichkeit hätte, so würde ich mich einmal weiter im Lande umschauen, auf ein paar Tage nach Kopenhagen gehen oder sonst etwas unternehmen. Aber allein ist das sinnlos und auf Gesellschaft dabei nicht zu rechnen. In gewissen Grenzen kommt diese Gleichförmigkeit der Arbeit zugute, aber doch nur in Grenzen. Ich habe eine sehr umfangreiche begonnen, nämlich eine Kritik der sozialistischen Kulturpolitik in Deutschland in den 40 Jahren von 1880 bis 1920 und zwar an Hand des maßgebenden Parteiorgans, der »Neuen Zeit« von der ein vollständiges Exemplar in B's Bibliothek ist. Die Veröffentlichung ist für die Zeitschrift für Sozialforschung vorgesehen. Sicher wird diese Arbeit mich während der ganzen Dauer meines hiesigen Aufenthalts beschäftigen.*
*Sie sehen, auch mein Sommer stellt einen bedeutenden Kontrast gegen den letzten dar. Damals konnte ich – wie das meist der Ausdruck eines ganz erfüllten Daseins ist – nicht früh genug aufstehen. Jetzt schlafe ich nicht nur länger sondern die Träume wirken sich auch beharrlicher, oft wiederkehrend, dem Tage ein. In den letzten Tagen waren es anschauliche und schöne Architekturen: so sah ich B und die Weigel in Gestalt von zwei Türmen oder torartigen Gebilden durch die Stadt schwanken. Die Flut dieses so heftig gegen den Tag anbrandenden Schlafes aber wird – wie der See durch die Anziehung der Mondscheibe – durch die Kraft Ihres Bildes bewegt. Ihre Gegenwart fehlt mir mehr als ich sagen kann – und, was mehr sagt – mehr als ich glauben konnte.*
*Auch bei mir hat die Zeit und die Entfernung klarer und kräftiger sich erklären lassen, was meine Bindung an Sie bestimmt. Mich erfüllt das Bedürfnis nach Ihrer Nähe, deren Erwartung den Rhythmus meiner Tage und meines Denkens beherrscht, die aber so sich nicht melden könnte, wenn nicht auch ein Stück von Ihnen in ihm lebte. Das ist mir jetzt gewisser als vor einem Jahr.*
*Vorläufig, heute denn ein Vorschlag: richten wir es doch so ein, daß der eine nicht immer die Antwort des andern erwarte, ehe er ihm schreibt. Es liegen so zwischen Brief und Brief 14 Tage – eine sehr lange Zeit, deren Spannung manchmal für mich unerträglich geworden ist. Unsere Gedanken werden sich nicht verfehlen auch wenn unsere Briefe sich kreuzen.*
*Und wenn nur diese Gewißheit uns einmal gemeinsam sein wird, so kommt es auf ein weiteres nicht an.*

*Durch Ihr Mondbild bewegt*

*Seit vorigem Mittwoch bin ich hier, [B.], und immer noch keine Nachricht. Ich kann es nicht verstehen; hätte Ihnen auch längst telegrafiert, wenn ich irgend etwas über mein Bleiben gewußt hätte. Jetzt klingen die Nachrichten aus Fünen aber beruhigender und wir werden wahrscheinlich alle zusammen am Montag wieder zurückfahren. Ich jedenfalls würde länger sehr ungern bleiben, weil die Zeit meiner Abwesenheit von Skovsbostrand für meine Arbeit verloren geht.*

*Was ist mit Ihnen? Auch wenn Sie krank wären, hätten Sie mir doch ein Wort zukommen lassen? Jedenfalls bitte ich Sie nun, mir sofort eine Nachricht zu geben, nach Skovsbostrand, weil sie mich auf diese Weise am sichersten erreicht. Ich habe, seitdem ich hier bin, keinen ruhigen Augenblick mehr; die Post ist täglich eine neue Enttäuschung. Im übrigen könnte ich es ganz angenehm haben. Denn erstens sehe ich seit ich hier bin, etwas mehr von Dänemark als vorher, da meine Seßhaftigkeit mir schon zum Überdruß wurde. Zweitens sind wir mit einer sehr interessanten Arbeit zu dritt befaßt; denn es ist ein gemeinsamer Bekannter von [Brecht und mir] hier. Über die Arbeit selbst aber mündlich. ⟨Wir wohnen an einem niedlichen Badestrand. Dragør [liegt] dicht bei Kopenhagen.⟩*
*Ich nutze den Aufenthalt aus, um etwas über Frachtverbindungen nach Marseille oder gar Nice herauszubringen; aber das ist sehr schwer, weil die Reisebüros nur am Verkauf der Plätze für Passagierdampfer interessiert sind. Heute bin ich endlich an eine Reederei unmittelbar verwiesen worden und da hoffe ich zum Ziele zu kommen. Am liebsten würde ich direkt im Anschluß an die Begegnung mit H. von Gedser aus fahren. Aber so einfach wird es wohl nicht sein.*
*Hier wo ich die Arbeit an den dicken Bänden habe unterbrechen müssen, befasse ich mich mit einer Studie über Keller, im Anschluß an einen neuen Band der Gesamtausgabe; diese Lektüre lohnt sich mir immer von neuem. Aber ich kann eigentlich nur zum Notizen machen [kommen]; zum richtigen Schreiben fehlt mir die Ruhe.*
*Die Angst, daß mein Fieber etwas mit der Epidemie zu* [tun] *habe, die ich zuerst hatte, war natürlich umsonst. Immerhin sind vorige Woche siebzehn Fälle auf einmal in Svendborg bekannt gemacht worden und da schien es mir richtig zunächst einmal fortzugehen. Es hat sich aber inzwischen keine Steigerung dort eingestellt. Aus den Zeitungen sehe ich übrigens, daß die Krankheit auch in Norddeutschland herrscht.*
*Ein ganz angenehmer Brief kam von Quint; vielleicht ist nächsten Winter etwas mit ihm anzufangen.*
*Ich schreibe mehr, wenn endlich Nachricht von Ihnen da ist.*
*Viele Grüße an L*[...] *und für Sie das – in Ruhe und Ungeduld – immer Gleiche*

Schließlich der letzte Brief an [B.], geschrieben am 24. November 1935 in Paris, aus der neuen Wohnung 23, rue Bénard, anscheinend nach dem Abbrechen der Beziehung; auch kaum ein Briefkonzept, eher ein nicht abgeschickter Brief. Er darf nicht nur biographisches Interesse beanspruchen, sondern ist vor allem wichtig als Selbstzeugnis zum *Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit* und ergänzt die Bd. 1, 982-1035, mitgeteilten Dokumente um ein aufschlußreichstes.

*Liebe [B.],*
*es gibt immer noch Tage, an denen es mir nicht in den Sinn will, daß wir nichts mehr von einander wissen sollten. Und heute ist es ein Sonntag, der mich so stur findet und darauf besteht, daß ich Ihnen ein Wort schreibe.*
*Er würde aber seinen Willen bei mir nicht durchsetzen, wenn ich nur die Frage nach Ihrem Tun und nach Ihrem Ergehen oder nur die Bitte, mich etwas darüber wissen zu lassen an Sie richten könnte. Ich will Ihnen vielmehr sagen, daß es mit mir in der letzten Zeit – und ohne daß sich äußerlich viel bei mir geändert hätte – ziemlich erträglich bestellt gewesen ist.*
*Erstens habe ich endlich ein Quartier, wie ich es mir längst gewünscht hatte, gefunden – ein zwar sehr kleines Zimmer, und ich bewohne es nur als Untermieter. Die Umstände sind aber so angenehm und der Komfort geht mit Bad und Telefon so weit über das hinaus, was man in der Emigration zu gewärtigen hat, daß sich infolge der Anziehungskraft, die auf mich dieses Zimmer ausübt, das Schwergewicht meiner Arbeit merklich verschoben hat. Sie gilt immer noch meinem großen Buch. Aber ich verfolge sie nur noch selten auf der Bibliothek. Vielmehr habe ich die geschichtlichen Studien – der Einflüsterung meines Zimmers folgend – unterbrochen und begonnen, der anderen Seite der Wa[a]ge mich zuzuwenden. Denn jede geschichtliche Erkenntnis läßt sich im Bilde einer Wa[a]ge vergegenwärtigen, die einsteht, und deren eine Schale mit dem Gewesnen, deren andere mit der Erkenntnis der Gegenwart belastet ist. Während auf der ersten die Tatsachen nicht unscheinbar und nicht zahlreich genug versammelt sein könnten, dürfen auf der zweiten nur einige wenige schwere massive Gewichte liegen. Diese sind es, die ich mir in den letzten zwei Monaten durch Überlegungen über die Lebensbedingungen der Kunst [in?] der Gegenwart verschafft habe.*
*Dabei bin ich zu außerordentlichen und von gänzlich neuen Einsichten und Begriffen ausgehenden Formulierungen gekommen. Und ich kann jetzt behaupten, daß es die materialistische Theorie der Kunst, von der man viel hatte reden hören, die aber noch niemand mit eignen Augen gesehen hatte, nun gibt.*
*Da sie das beste ist, was ich gefunden habe, seit ich Sie fand, so denke ich manchmal daran, sie Ihnen zu zeigen.*
*Einen herzlichen Gruß*

*Ihr*
*Walter Benjamin*

Wenn es noch einer Bestätigung bedürfte, daß der *Agesilaus Santander* tatsächlich von der Liebe zu [B.] inspiriert ward, so läge sie in einem Zettel vor, auf dem Benjamin in Stichworten den Plan einer zu schreibenden Arbeit festhielt; als Titel findet sich der Vorname der Geliebten notiert. Mit *Das Licht* dürfte die letzte der *Geschichten aus der Einsamkeit* (s. Bd. 4, 757, sowie die Vorstufe unten, 206) gemeint sein.

*[B.] – Geschichte einer Liebe in drei Stationen*
*1 Ihre Deutung des Traums mit dem Knecht*
*2 Das Licht*
*3 Traum von der Tulpe*
*Weiteres Material[:]*
*Agesilaus Santander*
*Die erste Begegnung*

Druckvorlage: Benjamin-Archiv, Ms 1340

Im Allgemeinen kann man mit Fug bezweifeln, ob die Kenntnis von Details der Benjaminschen Biographie für die Interpretation seiner Texte relevant ist, ja ob der Leser dergleichen zu kennen überhaupt berechtigt ist; und die Herausgeber sind nur allzu geneigt, solche Zweifel zu teilen. Indessen bleibt richtig, was Scholem schrieb: »Hinter vielen Schriften Benjamins stehen persönliche, ja persönlichste Erfahrungen, die in der Projektion auf die Gegenstände seiner Arbeiten verschwunden oder aber gänzlich verschlüsselt worden sind, so daß sie dem Außenstehenden nicht erkennbar oder auch nur erahnbar werden konnten.« (Scholem, Engel, 37f.) Angesichts eines Textes wie des *Agesilaus Santander*, in dem ganz offenkundig Persönlichstes verschlüsselt wurde, mag es immerhin von Nutzen sein, darüber zu wissen, was sich ermitteln läßt; zumal nachdem manches inzwischen sowieso bekannt und Gegenstand oft müßiger Spekulationen geworden ist.

520f. ERSTE FASSUNG

Ü: *Mittleres Pergamentheft*, S. 39
D: 12. 8. 1933

LESART 521, 24 *Flucht*] Benjamin schrieb zuerst *Fahrt*, änderte es in *Flucht* und schrieb dieses Wort außerdem unter das geänderte

521-523 ZWEITE FASSUNG

Ü: *Mittleres Pergamentheft*, S. 37f.
D: 13. 8. 1933

LESARTEN 522, 39-523, 1 *den Schwingen des Engels*] für gestrichen *denen des Engels* – 523, 17f. *in* bis *jener*] korrigiert aus *indem das Einmalige, Neue, noch Ungelebte mit dem* – 523, 22 *mit*] nach gestr. *dahin zurückfuhr*

523-532 Notizen Svendborg Sommer 1934

Ü: *Mittleres Pergamentheft*, S. 46-54
D: 4. 7. bis 4. 10. 1934

LESART **532,13**f. *einen »Klump«*] so unzweideutig im Manuskript; wahrscheinlich sollte es heißen »ein Klump«, d.h. Gelumpe, lumpiges, minderwertiges Zeug
NACHWEISE **523,26** *»Der Autor als Produzent«*] s. Bd. 2, 683-701 – **524,6** *»Ich sage ganz offen ...«*] s. Johannes R. Becher, Gesammelte Werke, Bd. 3: Gedichte 1926-1935, Berlin, Weimar 1966, 473-475 (»Es gibt keine Zeit, in der es besser wäre, geboren zu sein«) – **524,7**f. *Lehrgedicht über die Schauspielkunst*] s. *Rat an die Schauspielerin C. N.*, in: Brecht, Gesammelte Werke in acht Bänden, Frankfurt a.M. 1967, Bd. 4, 331 – **526,4** *Werk*] s. 432-434 – **526,20** *Karin Michaelis*] dänische Schriftstellerin (1872-1950); mit Brecht befreundet – **526,35** *Aufsatz über Kafka*] s. Bd. 2, 409-438 – **528,5**f. *Arbeit über Kraus*] s. Bd. 2, 334-367 – **528,16** *»Das nächste Dorf«*] s. Franz Kafka, Erzählungen (Gesammelte Werke, hg. von Max Brod), Frankfurt a.M. 1946, 168f. – **529,10** *Odradek*] s. a.a.O., 170-172 – **530,17** *Ui*] s. »Die Geschichte des Giacomo Ui«, Brecht, Gesammelte Werke in acht Bänden, a.a.O., Bd. 5, 252-262; die Hg. datieren den Text allerdings auf 1938 – **530,18** *Tui-Romans*] s. die Fragmente a.a.O., 587-727

532 Materialien zu einem Selbstporträt

Ü: *Mittleres Pergamentheft*, S. 55
D: ca. 1934

NACHWEIS **532,16** *»Vielgeehrt und Hochberufen«*] s. Friedrich Heinle, Ein Traumspiel (»Tief geehrt und hoch berufen«), in: Akzente 31 (1984), 3-5 (Heft 1, Februar '84)

532-539 Tagebuchnotizen 1938

Ü: Ms 675, S. 20-27 – Ms 675 ist ein in Pergament gebundenes Heft vom Format 14,2×11,2 cm; es enthält neben dem vorliegenden Tagebuch fast ausschließlich Exzerpte verschiedenster Provenienz.
D: 6. 3. bis 25. 8. 1938

LESART **535,22** *Jahnn*] im Manuskript scheint tatsächlich »Jahnn« zu ste-

hen, doch dürfte kaum Hans Henny Jahnn gemeint sein; weder war dieser 1938 in der Sowjetunion, noch scheint er in dieser Zeit Brecht begegnet zu sein

NACHWEISE 533,6 *Adrienne Monnier*] s. Briefe, 867 – 534,37 *»Eduard II.«*] s. Bertolt Brecht, Gesammelte Werke in acht Bänden, Frankfurt a.M. 1967, Bd. 1, 195-296 – 535,27f. *Ottwalt*] Ernst Ottwalt (1901-1943), Romancier und Dramatiker; nach dem 1. Weltkrieg Freikorpskämpfer, konvertierte etwa 1929 unter dem Einfluß Brechts zur KP; Mitautor des Drehbuchs zu »Kuhle Wampe«; emigrierte in die Sowjetunion, 1936 verhaftet und nach Sibirien deportiert – 535,34 *Kurella*] Alfred Kurella (1895-1975), Schriftsteller und Funktionär der KP; mit Benjamin bekannt aus der Zeit der Jugendbewegung; seit 1919 in zahlreichen Funktionen der Partei in Deutschland, der Sowjetunion und Frankreich tätig, Anfang der dreißiger Jahre Chefredakteur von »Le monde« (s. Walter Benjamin, Versuche über Brecht, hg. von R. Tiedemann, 5. Aufl., Frankfurt a.M. 1978, 125, 127, 138 Anm. 10, 139 Anm. 17); 1954 Rückkehr in die Deutsche Demokratische Republik, 1957-1963 Leiter der Kulturkommission des Politbüros des ZK der SED – 536,16 *Bela Kun*] ungarischer Politiker (1886-1939); organisierte die ungarische KP und proklamierte 1919 die ungarische Räterepublik, seit 1920 in der Sowjetunion, Kominternfunktionär; 1937 verhaftet, hingerichtet – 536,21f. *»Der Bauer an seinen Ochsen«*] s. Brecht, Ansprache des Bauern an seinen Ochsen, in: Gesammelte Werke in acht Bänden, a.a.O., Bd. 4, 683f. – 537,13 *Gabor*] Andor Gabor (1884-1953), ungarischer Schriftsteller; Kommunist; 1925-1934 in Berlin; emigrierte in die Sowjetunion; 1945 Rückkehr nach Ungarn – 537,38 *»Schönsten Sagen vom Räuber Woynok«*] s. jetzt Anna Seghers, Erzählungen, Bd. 1, Neuwied, Berlin 1964, 147-166 – 538,21 *Gedichtband*] s. Bertolt Brecht, Svendborger Gedichte, London 1939; jetzt Gesammelte Werke in acht Bänden, a.a.O., Bd. 4, 631-725 – 538,35f. *Gedicht an die bildenden Künstler*] s. Brecht, Rat an die bildenden Künstler, das Schicksal ihrer Kunstwerke in den kommenden Kriegen betreffend, in: Gesammelte Werke in acht Bänden, a.a.O., Bd. 4, 682f.

540 NOTIZ ÜBER BRECHT

Ü: Bibliothèque Nationale, Paris; Fonds Walter Benjamin.
D: Ende 1938 oder 1939

NACHWEISE 540,2 *Blücher*] Heinrich Blücher (1899-1970), Kulturhistoriker und Philosoph; 1919 bis ca. 1934 Mitglied der Brandler-Gruppe der KPD; in den zwanziger Jahren in Berlin Journalist und Vorträge an der Hochschule für Politik; emigrierte 1933 nach Prag, 1934 nach Paris, 1941

nach USA; lehrte Kunstgeschichte an der New School for Social Research in New York, seit 1952 Philosophie am Bard College, Annandale-on-Hudson, N. Y.; verheiratet mit Hannah Arendt – 540, 3 *»Lesebuchs für Städtebewohner«*] s. Brecht, Gesammelte Werke in acht Bänden, Frankfurt a. M. 1967, Bd. 4, 267-295 – 540, 5 *anspiele*] s. Bd. 2, 555-560 – 540, 10f. *Kommentar*] s. Bd. 2, 558 – 540, 16 *Expropriateure«*] s. Karl Marx, Das Kapital I: »Die Expropriateurs werden expropriiert.« (MEW, Bd. 23, 3. Aufl., Berlin 1969, 791) – 540, 22f. *Arnolt Bronnen*] Schriftsteller (1895-1959); in den zwanziger Jahren mit Brecht befreundet, dann Parteigänger der Nazis, nach dem Krieg Redakteur und Dramaturg in Österreich und Theaterkritiker in der DDR; zwischen Benjamin und Bronnen hatte zur Zeit der Jugendbewegung eine Verbindung bestanden (s. Briefe, 113)

540-542 Rêve du 11/12 Octobre 1939

Benjamin teilte den Traum zuerst Gretel Adorno mit, in einem Brief vom 12. 10. 1939 (s. Briefe, 828-831), aus dem Internierungslager nahe Nevers, in dem er seit Mitte September gefangen war. Der das Traumprotokoll einleitende Absatz dieses Briefes lautet: *Ma très chère, j'ai fait cette nuit sur la paille un rêve d'une beauté telle que je ne résiste pas à l'envie de le raconter à toi. Il y a si peu de choses belles, voire agréables, dont je puis t'entretenir. – C'est un des rêves comme j'en ai peut-être tous les cinq ans et qui sont brodés autour du motif »lire«. Teddie se souviendra du rôle tenu par ce motif dans mes réflexions sur la connaissance. La phrase que j'ai distinctement prononcé vers la fin de ce rêve se trouvait être en français. Raison double de te faire ce récit dans la même langue. Le docteur Dausse qui m'accompagne dans ce rêve est un ami qui m'a soigné au cours de mon paludisme.* (Briefe, 828) Über den erwähnten *docteur Dausse* wurde nichts ermittelt. Er begegnet bereits 1930, in Benjamins *Pariser Tagebuch* (s. Bd. 4, 569, 575-578); hier allerdings nur mit der Initiale *D.*, die jedoch in dem nicht zur Veröffentlichung bestimmten *Abend mit Monsieur Albert* als *Dausse* aufgeschlüsselt wird (s. Bd. 4, 587). Merkwürdig ist, daß Benjamin in dem Rundfunkvortrag *Pariser Köpfe* (s. Bd. 7), einer Art Vorstufe des *Pariser Tagebuchs*, den Ausspruch über Fargue mit den gleichen Worten tut, hier aber nicht zu Dausse gewandt, sondern zu *meiner Nachbarin*. Ob daraus zu schließen ist, daß *Dausse* oder *D.* eine fiktive Gestalt ist, muß dahingestellt bleiben.

Ü: Ts 2308f. – Typoskript-Durchschlag.
D: 11./12. Oktober 1939

nachweis 541, 39-542, 1 *»Il* bis *poésie.«*] die Formulierung wird in dem Brief an Gretel Adorno übersetzt: *Es handelte sich darum, aus einem Gedicht ein Halstuch zu machen* (Briefe, 830)

# 543-621 Anhang

## 545-557 Wandkalender der »Literarischen Welt« für 1927

Dem *Moskauer Tagebuch* zufolge erhielt Benjamin die Ausgabe der »Literarischen Welt«, in der seine *Wandkalender*-Verse erschienen waren, am 15. 1. 1927 (s. 371). Einige Tage später bedankte er sich brieflich bei Rudolf Grossmann, dem Zeichner des *Wandkalenders*: *Endlich, mit drei Wochen Verzögerung, ist mir nun die »Literarische Welt« mit den vorzüglichen Köpfen und Bildern zugekommen, die Sie zu meinen Verschen gemacht haben. Ich freue mich sehr, daß unsere Sache so gut gelungen ist und auch ich würde es sehr schön finden, wenn wir gelegentlich wieder ähnlich zusammenarbeiten könnten.* (19. 1. 1927, an Rudolf Grossmann)

Ü: Die literarische Welt, 24. 12. 1926 (Jg. 2, Nr. 52), 6f.
D: ca. Oktober/November 1926

## 558-618 Protokolle zu Drogenversuchen

Im Juli 1932, in einem Brief an Scholem, zählte Benjamin *ein höchst bedeutsames Buch über das Haschisch* zu jenen vier Büchern, *die die eigentliche Trümmer- und Katastrophenstätte bezeichnen, von der ich keine Grenze absehen kann, wenn ich das Auge über meine nächsten Jahre schweifen lasse* (Briefe, 556). Zum Haschischgebrauch traten später auch Experimente mit Opium und Meskalin hinzu. Seit 1927, als er die ersten Erfahrungen mit Drogen machte, hat Benjamin Materialien zu dem geplanten Buch gesammelt. Die einzigen Veröffentlichungen aus dem Bereich dieser Studien – die Geschichte *Myslowitz – Braunschweig – Marseille* (s. Bd. 4, 729-737) und der Bericht *Haschisch in Marseille* (s. Bd. 4, 409-416) – sind zugleich die einzigen durchformulierten Texte, zu denen Benjamin gelangte. Ergänzt werden sie durch die Protokolle, die im vorliegenden Teil des Anhangs abgedruckt werden. Sie wurden, zusammen mit den zwei abgeschlossenen Arbeiten, 1972 zum erstenmal von Tillman Rexroth herausgegeben (s. Walter Benjamin, Über Haschisch. Novellistisches, Berichte, Materialien, hg. von Tillman Rexroth, Einleitung von Hermann Schweppenhäuser, Frankfurt a.M. 1972; 5. Aufl., 1984). Die Herausgeber zitieren im folgenden die kurze »Editorische Notiz«, die Rexroth zu diesem Band verfaßte, auch im Gedenken an ihren Freund und den Mitarbeiter, der 1979 durch eigene Hand sein Leben beendete.

»Der Band umfaßt Benjamins Schriften, die den Drogenrausch zum Gegenstand

haben, sowie Protokolle von Drogenversuchen, an denen Benjamin teilnahm. Lediglich die beiden ersten Texte sind von Benjamin veröffentlicht worden. Im November 1930 erschien die novellistische Geschichte *Myslowitz – Braunschweig – Marseille* in der Zeitschrift ›Uhu‹; das teilweise gleichlautende, der zugrundeliegenden Rauschaufzeichnung aber noch näherstehende, berichthafte Stück *Haschisch in Marseille* erschien am 4. 12. 1932 in der ›Frankfurter Zeitung‹ und wurde 1961 in dem Auswahlband ›Illuminationen‹ nachgedruckt. Diese beiden veröffentlichten Arbeiten kann ein Band nicht übergehen, der sämtliche erreichbaren Texte, die Benjamins Beschäftigung mit Rauschdrogen dokumentieren, sammelt. Eine französische Übersetzung von *Haschisch in Marseille*, die im Januar 1935 unter dem Titel *Hachich à Marseille* in den ›Cahiers du Sud‹ erschien, blieb dagegen fort, weil diese Übertragung mit Sicherheit nicht von Benjamin angefertigt wurde. – Die übrigen Texte sind bisher unveröffentlicht. Sowohl den von Benjamin als auch den von anderen Autoren verfaßten Aufzeichnungen liegen Manuskripte und Typoskripte aus dem Benjamin-Archiv Theodor W. Adorno, Frankfurt a. M., zugrunde*.

Obwohl Benjamin ein Buch über Haschisch zu schreiben plante, stellen die fragmentarischen *Crocknotizen* die einzige Arbeit aus Benjamins Nachlaß dar, in der theoretische Erörterung berichthafte Aufzeichnung überwiegt. Auch die *Crocknotizen* können nicht als ein Résumé der Benjaminschen Drogenversuche angesehen werden; sie dürften sich vielmehr auf einen bestimmten Versuch beziehen, der 1932 im Hause von Jean Selz auf Ibiza stattfand (vgl. auch Jean Selz' Erinnerungen in: Über Walter Benjamin, Frankfurt a. M. 1968, S. 40f.). Ebendieses Experiment beschreibt wahrscheinlich auch folgende Passage aus einem undatierten Brief Benjamins an Gretel Adorno: *Als der Abend herangekommen war, fühlte ich mich sehr traurig. Ich spürte aber jene seltene Verfassung, in der die innern und die äußern Beklemmungen einander sehr genau die Waage halten, so daß jene Stimmung entsteht, in der allein vielleicht man wirklich dem Trost zugänglich ist. Das schien uns fast ein Wink und nach den langen kundigen und präzisen Arrangements, die vorzunehmen sind, damit im Laufe der Nacht nicht einer sich zu rühren hat, gingen wir gegen zwei Uhr ans Werk. Wenn es auch nicht das erste Mal der Chronologie nach war, so doch dem Gelingen nach. Die Handreichungen, die sehr viel Sorgfalt erfordern, waren unter uns dergestalt aufgeteilt, daß jeder Diener und Dienstleistungen empfangender zugleich war und das Gespräch wirkte sich in die Handreichungen hinein, wie Fäden, die in einem Gobelin den Himmel färben, die Schlacht durchwirken, die im Vordergrunde dargestellt ist.* [*Absatz*] *Worüber dieses Gespräch sich hin-, woran es manchmal sich entlang bewegte, davon bin ich schwerlich imstande, Ihnen einen Begriff zu geben. Wenn aber Aufzeichnungen, die ich in der Folge über dergleichen Stunden machen werde, einen gewissen Grad von Genauigkeit erreicht und sich mit andern in einem Dossier, von dem Sie wissen, werden vereinigt haben, so wird auch der Tag erscheinen, wo ich Ihnen eines und das andere daraus gern lesen werde. Heute habe ich beträchtliche Ergebnisse in der Erforschung von Vorhängen davongetragen –*

* Eine Ausnahme bildet lediglich die Notiz *Zum Haschisch* (s. 618), deren Original sich im Nachlaß Max Horkheimers fand und die deshalb in der Rexrothschen Edition noch fehlte.

*denn ein Vorhang trennte uns vom Balkon der auf die Stadt und auf das Meer hinausgeht.*
Die Protokolle sind chronologisch angeordnet. Texte Benjamins stehen daher neben Aufzeichnungen, die von Ernst Bloch, Ernst Joël und Fritz Fränkel verfaßt wurden. Die Autoren einiger Protokolle konnten nicht mit Sicherheit ermittelt werden. – Alle Drogenaufzeichnungen werden vollständig wiedergegeben; Textüberschneidungen, wie sie zwischen den drei Fassungen der Haschischaufzeichnungen aus Marseille sowie zwischen Blochs Protokoll zur *zweiten Haschisch-Impression* und Benjamins ergänzender Abschrift dieses Protokolls auftreten, mußten dabei in Kauf genommen werden. Nicht gesondert wiedergegeben wurde dagegen ein in Gershom Scholems Besitz befindliches Manuskript, das der hier abgedruckten Schreibmaschinenabschrift *29. September 1928 Sonnabend. Marseille* zugrunde liegt, sowie zwei handschriftliche Notizen, die Benjamin in *Myslowitz – Braunschweig – Marseille* und in das *Protokoll vom 11. Mai 1928* aufnahm. Undatierte Notizen Benjamins, denen keine vollständigen Protokolle entsprechen, wurden abgedruckt, soweit sie zu entziffern sind. [...] Die Eigentümlichkeit der Protokolle, die zumeist noch unter Rauschwirkung verfaßte Niederschriften oder in die Schreibmaschine diktierte und teilweise unkorrigierte Aufzeichnungen darstellen, blieb weitgehend gewahrt. Die Orthographie wurde stillschweigend korrigiert, die Interpunktion nur dort, wo sie verwirrend erschien.« (Tillman Rexroth, Editorische Notiz zu: Benjamin, Über Haschisch, a. a. O., 147-149)

558-560 Hauptzüge der ersten Haschisch-Impression

Ü: Ms 1357f. – 2 Blätter ca. 13,2×9,4 cm
D: 18. 12. 1927

NACHWEISE 558,9 *Potemkinanekdote*] s. Bd. 2, 409 und Bd. 4, 758f. – 559, 10 *Trauerspielbuch*] s. Bd. 1, 262 – 560, 16 *Flügel*] s. Schiller, Sämtliche Werke, hg. von Gerhard Fricke und Herbert G. Göpfer, Bd. 1, 4. Aufl., München 1965, 229: »Um mich summt die geschäftige Bien, mit zweifelndem Flügel / Wiegt der Schmetterling sich über dem rötlichen Klee.« S. auch Bd. 5, 535f.

560-566 Hauptzüge der zweiten Haschisch-Impression

Ü: Ms 1359-1362 – 4 Blätter ca. 13,2×9,4 cm
D: 15. 1. 1928

NACHWEISE 561, 16 und 563, 23 *herüber*] s. die Übernahmen ins Passagenwerk, Bd. 5, 1050 – 564, 34 *haben?*] s. Bd. 5, 527, 1050

566-568 Ernst Bloch: Protokoll zu demselben Versuch

Ü: Benjamin-Archiv, Manuskript von der Hand Ernst Blochs
D: 14. 1. 1928

568-570 Blochs Protokoll zum Versuch vom 14. Januar 1928

Ü: Ms 1363 f. – 2 Blätter ca. 21×13,5 cm
D: 15. 1. 1928 oder bald danach

571-574 Protokoll des Haschischversuchs vom 11. Mai 1928

Ü: Ts 2413-2417 – Typoskript-Durchschlag
D: 11. 5. 1928

lesart 571,4 der Raum für die Eintragung der Uhrzeit und der Menge sind freigeblieben
nachweis 572,29 *Zeitung?*] die »Vossische Zeitung« trug im Titel das preußische Wappen, an dessen Schild sich in symmetrischer Haltung zwei halbnackte, muskulöse Standartenträger lehnen

574-579 Ernst Joël: Protokoll zu demselben Versuch

Ü: Ts 2447-2457 – Typoskript-Durchschlag
D: 11. 5. 1928

nachweise 574,20 *beschrieben*] bezieht sich auf Benjamins Protokoll desselben Versuchs, s. 571-574 – 578,14 *Versuch*] hierzu sind in Benjamins Nachlaß keine Aufzeichnungen vorhanden; vielleicht nahm er an dem fraglichen Versuch nicht teil – 579,7 *hat*] in Benjamins Nachlaß nicht vorhanden

579-587 29. September 1928. Sonnabend. Marseille

Ü: Ts 2418-2423 – Typoskript, vom ersten Blatt Original und Durchschlag, die übrigen Blätter nur Durchschläge.
D: 29. und 30. 9. 1928
Das Protokoll bildet eine Vorstufe zu dem Essay *Haschisch in Marseille* (s. Bd. 4, 409-416; s. auch die Anm. des Hg.s a. a. O., 1003 f.). Die erste Nie-

derschrift findet sich im Pergamentheft SSch, das zur Korrektur der Schreibfehler des Typoskripts herangezogen wurde.

587-591 HASCHISCH ANFANG MÄRZ 1930

Ü: Ts 2424-2428 – Typoskript mit handschr. Korrekturen
Ts 2429-2433 – Typoskript, Durchschlag von Ts 2424-2428
D: Anfang März 1930

591 f. ÜBER DEN VERSUCH VOM 7./8. JUNI 1930

Ü: Ms 1347 – 1 Blatt ca. 21×13,4 cm
D: 7./8. 6. 1930

**592-596** EGON WISSING: VERSUCHSPROTOKOLL VOM 7. MÄRZ 1931

Ü: Ts 2444-2446 – Typoskript mit handschr. Korrekturen
D: 7. 3. 1931

597 FRITZ FRÄNKEL: PROTOKOLL DES VERSUCHS VOM 12. APRIL 1931

Ü: Ts 2434 – Typoskript; von dem Protokoll ist nur die erste Seite erhalten.
D: 12. 4. 1931

597-603 FRITZ FRÄNKEL: PROTOKOLL VOM 18. APRIL 1931

Ü: Ts 2435-2443 – Typoskript
D: 18. 4. 1931

NACHWEISE **597,33** *mus*] s. Horaz, De arte poetica V, 139 – **602,11** *wird*] Anspielung auf den autobiographischen Roman »Asmus Sempers Jugendland« von Otto Ernst

### 603-607 Crocknotizen

Über die *Crocknotizen* s. Tillman Rexroths Ausführungen oben, 820. Die Bedeutung des Wortes *Crock*, die Rexroth noch unbekannt war, wurde von Jean Selz aufgeklärt: »Das Wort *Crock* gibt es im Deutschen nicht, es muß für die Leser Benjamins [i.e. der Rexrothschen Edition von 1972] enigmatisch geblieben sein. Tatsächlich handelt es sich um eine leicht verdeutschte Form des französischen ›croc‹, der Haken. Die Bedeutung freilich, die wir ihm gaben, hatte damit nichts zu tun. Es war der zugleich absurde und geheime Ausdruck, mit dem wir das Opium bezeichneten. Einige Freunde, die rauchten, hatten den Ausdruck erfunden; von ihnen übernahm ich ihn und teilte ihn Benjamin mit. Wir wußten nicht, wo diese spezielle Verwendung des Ausdrucks ihren Ursprung hatte. Denkbar wäre, daß sie aus Sympathie für das humoristische Vokabular des Père Ubu (in Alfred Jarrys ›Ubu Roi‹) herrührte, der häufig von seinen ›croc à phynances‹ spricht. Die von Benjamin verwandte Orthographie entsprach genau unserer Aussprache des Wortes (im Französischen ist das c am Ende von croc stumm). – Auch das Wort *fête* [s. 605, 10], das in den *Crocknotizen* französisch gebraucht wird, gehörte zu unserer Sondersprache: es sollte keineswegs ein Fest bezeichnen, sondern allein die Sitzungen, bei denen wir vom ›Crock‹ Gebrauch machten.«

Ü: Ms 1355f. – 2 aus einem Block herausgetrennte Blätter im Format 11,6×8 cm
D: Sommer 1932

### 607-614 Fritz Fränkel: Protokoll des Meskalinversuchs vom 22. Mai 1934

Ü: Ts 2458-2461 – Typoskript-Durchschlag. Benjamins Zeichnungen wurden nach Ms 1365f. reproduziert.
D: 22. 5. 1934

### 614-616 Aufzeichnungen zu demselben Versuch

Ü: Ms 1348f. – 2 Blätter ca. 20,7×13,5 cm
D: 22. 5. 1934

## 616-618 Undatierte Notizen

Ü: 616,15-617,9 *Erste* bis *kann*: Ms 1370; die Zeichnung 617 und 618,1-9 *Die* bis *1717*: Ms 1369; 618,10-12f. *Das* bis *abgegeben*: Ms 1371; 618,14f. *Zum* bis *Herrschaft*: Stadt- und Universitätsbibliothek Frankfurt a. M., Max-Horkheimer-Archiv.
D: zwischen 1927 und 1934

## 619-621 Memorandum zu der Zeitschrift »Krisis und Kritik«

Über das Projekt, gemeinsam mit Brecht, Bernard von Brentano und Herbert Ihering eine Zeitschrift herauszugeben, berichtete Benjamin zuerst Anfang Oktober 1930 in einem Brief an Scholem: *Du hast vor vielen Jahren so nahen Anteil an meinem projektierten Angelus novus [s. Bd. 2, 981-997] genommen, daß ich Dir als einzigem außerhalb ein Wort darüber vertrauen möchte, das vorderhand den Weg zu Deinen Lippen nicht finden möge. Es handelt sich also um eine neue Zeitschrift und zwar die einzige, die meine eingewurzelte Überzeugung, daß ich mir mit dergleichen nicht nochmals könne zu schaffen machen, in der Gestalt zumindest, die sie im Projektenstadium annahm, bezwungen hat. Ich habe diesem Plan zum Verlage Rowohlt den Weg gebahnt, indem ich mich zum Vertreter der organisatorischen und sachlichen Losungen machte, die ich gemeinsam mit Brecht in langen Gesprächen für diese Zeitschrift ausgearbeitet habe. Ihre Haltung soll, formal, eher wissenschaftlich, ja akademisch als journalistisch sein und sie soll »Krisis und Kritik« heißen. Rowohlt also ist durchaus dafür gewonnen; jetzt wird sich die große Frage erheben, ob es noch möglich ist, die Leute, die etwas zu sagen haben zu einer organisierten, vor allem kontrollierten Arbeit zu vereinigen. Daneben besteht die immanente Schwierigkeit jeder Kollaboration mit Brecht, von der ich freilich annehme, daß wenn überhaupt einer, ich imstande sein werde, mit ihr fertig zu werden. Um diesen etwas schalen Andeutungen einige Würze zu geben, füge ich Dir einen Bogen aus einem neuen noch nicht erschienenen Buche von Brecht bei, der zu Deiner (und Eschas [Scholems erster Frau]) ausschließlicher Information dient und den ich Dich bitte, mir umgehend zurückzusenden.* (Briefe, 517f.) Anfang November heißt es in einem weiteren Brief an Scholem: *Mit meiner nächsten Sendung wirst Du Programm und Statut einer neuen Zeitschrift namens »Krise und Kritik« erhalten, die von Ihering im Verlag Rowohlt als Zweimonatsschrift erstmalig am 15 Januar nächsten Jahres herausgegeben werden soll und mich neben Brecht und zwei, drei andere als Mitherausgeber auf dem Titel nennt. Es wird Dich mit zweideutiger Genugtuung erfüllen, mich da als einzigen Juden unter lauter Goj[i]m zeichnen zu sehen.* (s. Briefe, 519) Der folgende Satz aus einem wenige Tage

später geschriebenen Brief an Adorno – der als Mitarbeiter an »Krisis und Kritik« vorgesehen war – bezieht sich zweifellos ebenfalls auf die Diskussionen über die geplante Zeitschrift: *Wie gerne würde ich mich mit etwas Geschriebenem Ihnen vernehmbar machen, da von den gegenwärtig recht aufgewühlten Gesprächsmassen – den Zusammenkünften zwischen Brecht und mir – doch wohl das Brandungsgeräusch Sie noch nicht erreicht hat.* (10. 11. 1930, an Th. W. Adorno) Doch schon im Dezember erwog Benjamin die Absicht, seinen *Namen als Mitherausgeber zurückzuziehen*; und Ende Februar 1931 setzte er diese Absicht durch einen Brief an Brecht in die Tat um: *Lieber Herr Brecht, Von Brentano werden Sie schon gehört haben, daß ich von der Mitherausgeberschaft der Zeitschrift zurückgetreten bin. Natürlich hätte ich sehr gern alles noch einmal mit Ihnen besprochen. Aber Brentano, bei dem ich vorgestern mir die ersten Manuskripte – »Der Generalangriff« von Brentano, »Der Kongreß von Charkow« von [Alfred] Kurella, »Idealismus und Materialismus« von Plechanow – geben ließ und dem ich die entscheidenden Bedenken sagte, die deren Lektüre in mir erweckt hatten, war der Ansicht, ich müsse meinen Entschluß [Ernst] Rowohlt sofort mitteilen, um ihm nicht später eine Handhabe gegen das Unternehmen zu geben. [Absatz] Sie erinnern sich gewiß unseres Gesprächs kurz vor meiner Abreise im Dezember, in dem ich mit Ihnen meine Absicht erwog, meinen Namen als Mitherausgeber zurückzuziehen. Die Gründe, die ich Ihnen damals sagte, schienen Ihnen – von meinem Standpunkt aus – einleuchtend. Aber natürlich wollte ich vor weiteren Schritten die Entwicklung der Zeitschrift abwarten. Nun jedoch nach der Lektüre der bisher vorliegenden Manuskripte wäre ein weiteres Vertagen zur Zweideutigkeit geworden. Wenn ich die Haltung dieser Manuskripte mit derjenigen vergleiche, die sich aus der ursprünglichen Bestimmung der Zeitschrift ergab, so stellt sich heraus: [Absatz] die Zeitschrift war geplant als ein Organ, in dem Fachmänner aus dem bürgerlichen Lager die Darstellung der Krise in Wissenschaft und Kunst unternehmen sollten. Das hatte zu geschehen in der Absicht, der bürgerlichen Intelligenz zu zeigen, daß die Methoden des dialektischen Materialismus ihnen durch ihre eigensten Notwendigkeiten – Notwendigkeiten der geistigen Produktion und der Forschung, im weiteren auch Notwendigkeiten der Existenz – diktiert seien. Die Zeitschrift sollte der Propaganda des dialektischen Materialismus durch dessen Anwendung auf Fragen dienen, die die bürgerliche Intelligenz als ihre eigensten anzuerkennen genötigt ist. Ich habe Ihnen auch gesagt, wie kenntlich mir diese Tendenz gerade in Ihren Arbeiten ist, wie sehr zugleich aber gerade sie mir beweisen, daß die Herstellung solcher Beiträge, die innerhalb der deutschen Literatur etwas grundlegend Neues darstellen, sich schwer mit den Erfordernissen journalistischer Aktualität verbinden läßt. Nun haben diese Erfordernisse sich immer spürbarer gemacht. Am 15. April soll die erste Nummer erscheinen und von den drei Aufsätzen,*

*die vorliegen, kann – welchen Wert sie auch haben mögen – kein einziger fachmännische Autorität beanspruchen. Der von Plechanow konnte das einmal, das ist aber 25 Jahre her. [Absatz] Meine Bereitschaft zur Mitarbeit bleibt vollkommen unverändert bestehen. Von Rowohlt hörte ich, daß er Wert darauf legt, mich in der ersten Nummer zu haben; ich werde also für die erste Nummer etwas schreiben. Um aber der Zeitschrift Arbeiten zuwenden zu können, wie sie mir vorschwebten, dazu bedürfte ich leider, bei meiner Arbeitsweise, viel größerer Fristen. Solange ich nicht in der Lage bin, solche grundlegenden Arbeiten beizusteuern und sie auch von anderer Seite nicht vorliegen, käme meine Mitherausgeberschaft auf die Unterzeichnung eines Aufrufs heraus. Dergleichen habe ich aber nie vorgehabt. [...] Und wenn Sie etwas wissen, worüber Sie zwei Seiten von mir in der ersten Nummer gebrauchen können, so lassen Sie mich dies sogleich wissen.* (s. Briefe, 520-522) – Anscheinend stand der Titel *Krisis und Kritik* nicht von vornherein fest: Brechts »Entwurf zu einer Zeitschrift *Kritische Blätter*« gehört offenkundig in denselben Zusammenhang (s. Bertolt Brecht, Gesammelte Werke in acht Bänden, Frankfurt a. M. 1967, Bd. 8, 85-87). Neben dem vorliegenden Text – wohl dem gegenüber Scholem erwähnten *Programm* (s. 825) –, der aus Benjamins Feder stammt, sind im Benjamin-Archiv eine Reihe weiterer Dokumente, die das Zeitschriftenprojekt betreffen, vorhanden, vor allem Protokolle von Diskussionen (s. Benjamin-Archiv, Ts 2468-2493); andere Materialien befinden sich im Bertolt-Brecht-Archiv der Akademie der Künste der DDR (s. Bertolt-Brecht-Archiv. Bestandsverzeichnis des literarischen Nachlasses. Bearbeitet von Herta Ramthun, Bd. 4, Berlin, Weimar 1973, 474f.).

**619-621** KRISIS UND KRITIK

Ü: Ts 2462-2464 – Typoskript-Durchschlag mit handschr. Korrekturen
Ts 2465-2467 – Typoskript-Durchschlag vom selben Original mit handschr. Korrekturen, die z. T. abweichen.
D: ca. Oktober/November 1930

LESART **619,33-620,23** *Benjamin* bis *Wiesengrund*] die Liste möglicher Mitarbeiter gehört zum ursprünglichen Typoskript-Bestand; auf ihr wurden mit Bleistift die folgenden Namen wieder gestrichen: *Behne, Döblin, Dudow, Hindemith, Herman Kantorowicz* und *Musil*, mit einem Fragezeichen versehen wurden die Namen: *Eisler, Kracauer, Hannes Meyer, Marcuse* und *Reger*, von Benjamins Hand hinzugefügt wurden die Namen: *Arthur Rosenberg, Sahl?, Armin Kesser, Gottfried Benn, Wittfogel, Suhrkamp, Wilhelm Reich, Strobel, Haas* und *Mehring*, ebenfalls handschriftlich fügte Benjamin schließlich hinzu: *Gundolf, Musil und Nadler* sowie

*Gesellschaft-Tageblatt* – bei diesen letzteren Hinzufügungen handelt es sich möglicherweise um zu behandelnde Themen (s. Ts 2463).

# Alphabetisches Verzeichnis der Fragmente vermischten Inhalts

# Inhaltsverzeichnis

## Anhang